MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80828-1

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

DRERUP, ENGELBERT

TITLE:

DIE ANFANGE DER HELLENISCHEN KULTUR.

PLACE:

MAINZ

DATE:

1915

Master Negative #
92-80828-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

886
D811

Drerup, Engelbert, 1871-
Die anfänge der hellenischen kultur: Homer, von Engelbert Drerup. Mit 105 abbildungen. 2. umgearb. und stark verm. aufl. ... Mainz, Kirchheim, 1915.
3 p.l., [3]-184 p. incl. front., illus., plans. 26½cm. (Added t.-p.: Weltgeschichte in charakterbildern ... 1. abt.: Altertum)

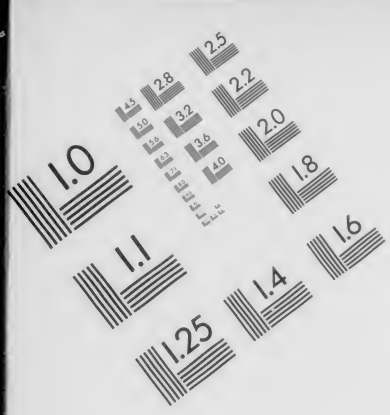
Bibliography included in "Anmerkungen" (p. 138-182)

96559

Restrictions on Use:

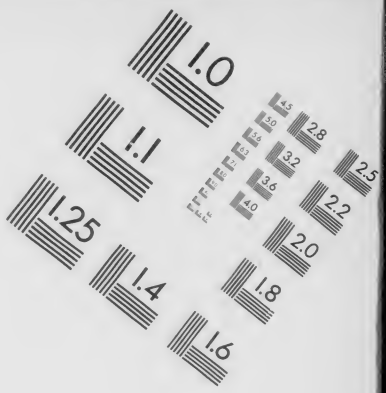
TECHNICAL MICROFORM DATA

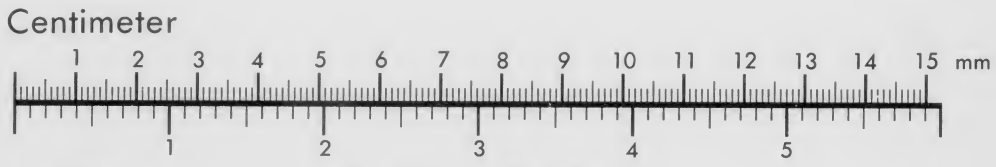
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 1X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 10/19 INITIALS CC
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

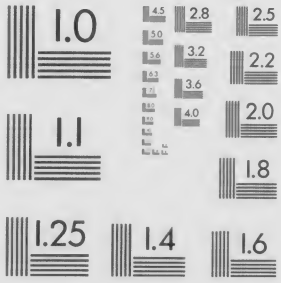


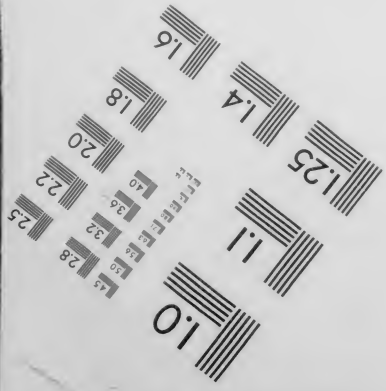
AIIM

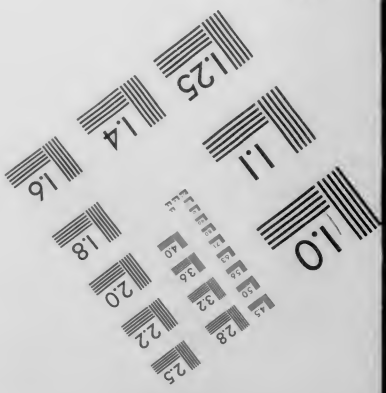
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202











MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

WELTGESCHICHTE IN CHARAKTERBILDERN

ENGELBERT DRERUP

HOMER

PERRY
LIBRARY
1936

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

Weltgeschichte

in

Charakterbildern

Weltgeschichte in Charakterbildern

herausgegeben von

Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn

Erste Abteilung

Altertum

Homer

Mainz
Verlag von Kirchheim & Co.
1915

Die Anfänge der hellenischen Kultur

Homer

Von

Engelbert Drerup

Mit 105 Abbildungen

Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage

Sechstes und siebentes Tausend

Mainz
Verlag von Kirchheim & Co.
1915

GERMANY
COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

886
D811

Inhalt

Erster Abschnitt · Die homerische Frage · S. 3
Homerstudien in alter und neuer Zeit · S. 3 ◦ Volkssage und Volksgesang · S. 17 ◦ Die Entstehung der Epopöe · S. 33

Zweiter Abschnitt · Die mykenische Kultur · S. 41
Land und Leute von Griechenland · S. 41 ◦ Zeit, Entstehung und wichtigste Fundstätten der mykenischen Kultur · S. 52 ◦ Die mykenische Kunst · S. 71 ◦ Die Entstehung der griechischen Religion · S. 82 ◦ Rechts- und Staatsordnungen · S. 95

Dritter Abschnitt · Ilias und Odyssee · S. 106
Mykenischer Heldengesang · Die Ilias · S. 106 ◦ Mykenischer Märchengesang · Die Odyssee · S. 121

Anmerkungen · S. 138
Zum ersten Abschnitt · S. 138 ◦ Zum zweiten Abschnitt · S. 150 ◦ Zum dritten Abschnitt · S. 169 ◦ Sachregister · S. 183 ◦ Nachwort zur zweiten Auflage · S. 184

Kunstdruckerei Meisenbach Riffarth & Co.
München

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

Homer

Abb. 2 · Büste des Homer in Sanssouci: S. 8

Abb. 1 · Herme des Homer in Schwerin: S. 8

Abb. 3 · Blick von Troja auf die Skamanderebene, den Hellespont, die Inseln Imbros und Samothrake

Erster Abschnitt · Die homerische Frage

Homerstudien in alter und neuer Zeit

‚Nur von einem Volke sollst Du lernen, ‚von dem überhaupt lernen zu können schon ein hoher Ruhm und eine auszeichnende Seltenheit ist, von den Griechen.' Nietzsche, Geburt der Tragödie, S. 114.

Das Bildungsideal, das der modernen Welt vorschwebt, die Verwirklichung reinster Menschlichkeit und ihre Emporführung zur höchsten Stufe des Intellekts, ist in der Geschichte der Menschheit nur einmal vollkommen erreicht worden. In der hellenischen Welt tritt uns jene köstliche Mischung rein menschlicher Gesittung mit der größten Intensität und Energie der Geisteskultur entgegen, und darum sind die geistigen Faktoren des hellenischen Kulturlebens, seine Religion und Kunst, seine Literatur und Wissenschaft, in ihrem Werden, Wachsen und Blühen von unvergänglichem erzieherischem Werte. Die geistigen Persönlichkeiten aber, die uns als die typischen Repräsentanten und Träger dieser Kulturentwicklung erscheinen, sind für uns Idealbilder edelsten Menschentums, nachdem sie in dem Bade geschichtlichen Nachlebens von den Schlacken allzu menschlicher Schwächen, Fehler und Gebrechen befreit worden sind. Ihr Bild steht in abgeklärtem Glanze vor uns, bewundernswert, nachahmenswert, zur Nacheiferung herausfordernd: und wer der Jugend diese Bilder stiehlt, nimmt ihr einen Teil ihrer Ideale. Die Jugend liebt ihre Helden. Aber nur der gereifte Mann versteht sie ganz, wenn er, mit liebevoller Hingabe ihr Bild in seiner Seele nachschaffend, sich in ihr Wesen versenkt. Wenn dann ein Funke der jugendlichen Begeisterung in ihm sich wieder entzündet, umfaßt er, was er einst in schwärmerischer Begeisterung liebte, mit einem heiligen, die eigene Persönlichkeit durchleuchtenden Feuer, das ihn erwärmt in den Mühen und Enttäuschungen des frostigen Alltagslebens, das ihn läutert und besser macht, indem es ihm das ewig Schöne in der eigenen Seele zum Bewußtsein bringt. So wünsche ich, daß der größte Dichtergeist, den Griechenland, den die Welt hervorgebracht hat, Homer, auch in unserm materiellen Zeitalter seine ergreifende, begeisternde, Herz und Gemüt reinigende Wirksamkeit bewahre, wie er nach einem von Plato überlieferten wahren Worte der Erzieher von Hellas gewesen ist (*ὡς τὴν Ἑλλάδα πεπαίδευκεν οὗτος ὁ ποιητής:* Republ. 606 E).[1]

Doch halt! Man ruft mir verwundert entgegen: Du glaubst noch an einen Homer? Du sprichst von einem großen Dichtergeiste und weißt nicht, daß negie-

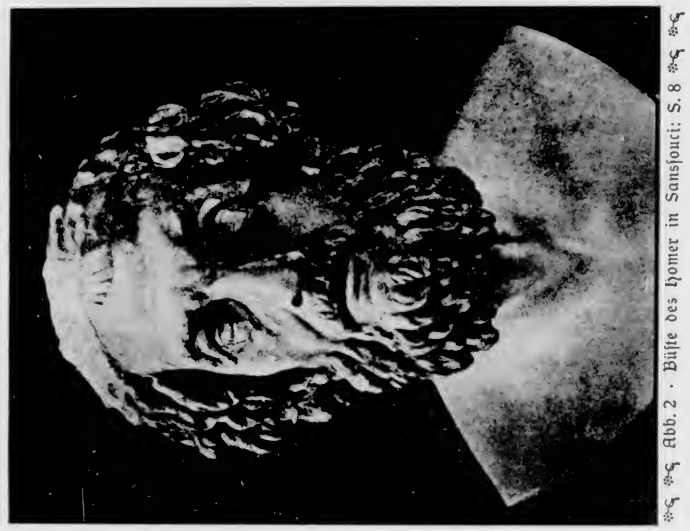


Abb. 2 · Büste des Homer in Sansſouci: S. 8

Abb. 1 · Herme des Homer in Schwerin: S. 8

Abb. 3 · Blick von Troja auf die Skamanderebene, den Hellespont, die Inseln Imbros und Samothrake

Erſter Abſchnitt · Die homeriſche Frage

Homerſtudien in alter und neuer Zeit

Nur von einem Volke ſollſt Du lernen, ‚von dem überhaupt lernen zu können ſchon ein hoher Ruhm und eine auszeichnende Seltenheit iſt, von den Griechen.‘ Nietzſche, Geburt der Tragödie, S. 114. Das Bildungsideal, das der modernen Welt vorſchwebt, die Verwirklichung reinſter Menſchlichkeit und ihre Emporführung zur höchſten Stufe des Intellekts, iſt in der Geſchichte der Menſchheit nur einmal vollkommen erreicht worden. In der helleniſchen Welt tritt uns jene köſtliche Miſchung rein menſchlicher Geſittung mit der größten Intenſität und Energie der Geiſteskultur entgegen, und darum ſind die geiſtigen Faktoren des helleniſchen Kulturlebens, ſeine Religion und Kunſt, ſeine Literatur und Wiſſenſchaft, in ihrem Werden, Wachſen und Blühen von unvergänglichem erzieheriſchem Werte. Die geiſtigen Perſönlichkeiten aber, die uns als die typiſchen Repräſentanten und Träger dieſer Kulturentwicklung erſcheinen, ſind für uns Idealbilder edelſten Menſchentums, nachdem ſie in dem Bade geſchichtlichen Nachlebens von den Schlacken allzu menſchlicher Schwächen, Fehler und Gebrechen befreit worden ſind. Ihr Bild ſteht in abgeklärtem Glanze vor uns, bewundernswert, nachahmenswert, zur Nacheiferung herausfordernd: und wer der Jugend dieſe Bilder ſtiehlt, nimmt ihr einen Teil ihrer Ideale. Die Jugend liebt ihre Helden. Aber nur der gereifte Mann verſteht ſie ganz, wenn er, mit liebevoller Hingabe ihr Bild in ſeiner Seele nachſchaffend, ſich in ihr Weſen verſenkt. Wenn dann ein Funke der jugendlichen Begeiſterung in ihm ſich wieder entzündet, umfaßt er, was er einſt in ſchwärmeriſcher Begeiſterung liebte, mit einem heiligen, die eigene Perſönlichkeit durchleuchtenden Feuer, das ihn erwärmt in den Mühen und Enttäuſchungen des froſtigen Alltagslebens, das ihn läutert und beſſer macht, indem es ihm das ewig Schöne in der eigenen Seele zum Bewußtſein bringt. So wünſche ich, daß der größte Dichtergeiſt, den Griechenland, den die Welt hervorgebracht hat, Homer, auch in unſerm materiellen Zeitalter ſeine ergreifende, begeiſternde, Herz und Gemüt reinigende Wirkſamkeit bewahre, wie er nach einem von Plato überlieferten wahren Worte der Erzieher von Hellas geweſen iſt (*ὡς τὴν Ἑλλάδα πεπαίδευκεν οὗτος ὁ ποιητής:* Republ. 606 E).[1])

Doch halt! Man ruft mir verwundert entgegen: Du glaubſt noch an einen Homer? Du ſprichſt von einem großen Dichtergeiſte und weißt nicht, daß negie-

rende Kritik seine Persönlichkeit, ja seinen Namen in Atome verflüchtigt hat, daß andere, Große und Kleine, den Homer höchstens als einen armseligen Flickpoeten gelten lassen? Gewiß, ich weiß das und würdige die ins einzelne eindringende Arbeit der gelehrten Kritiker. Aber ich weiß auch, daß kongeniale Dichternaturen, denen sich das Wesen der Poesie in seiner Tiefe erschlossen hatte, aller Kritik zum Trotz ihren Glauben an die Einheit und Unauflöslichkeit der homerischen Gedichte sich nicht haben rauben lassen, daß ein Schiller die zersetzenden Theorien Wolfs barbarisch nannte, daß ein Klopstock und Wieland, Herder und Voß sich zur gleichen Fahne stellten, daß ein Goethe nach anfänglichem Schwanken ‚mehr als jemals von der Einheit und Unteilbarkeit des Gedichtes überzeugt' war (Brief an Schiller 1798).[1a]

In den Kreisen der zünftigen Philologen lächelte man über diese Anmaßung der Poeten, über Dinge mitsprechen zu wollen,

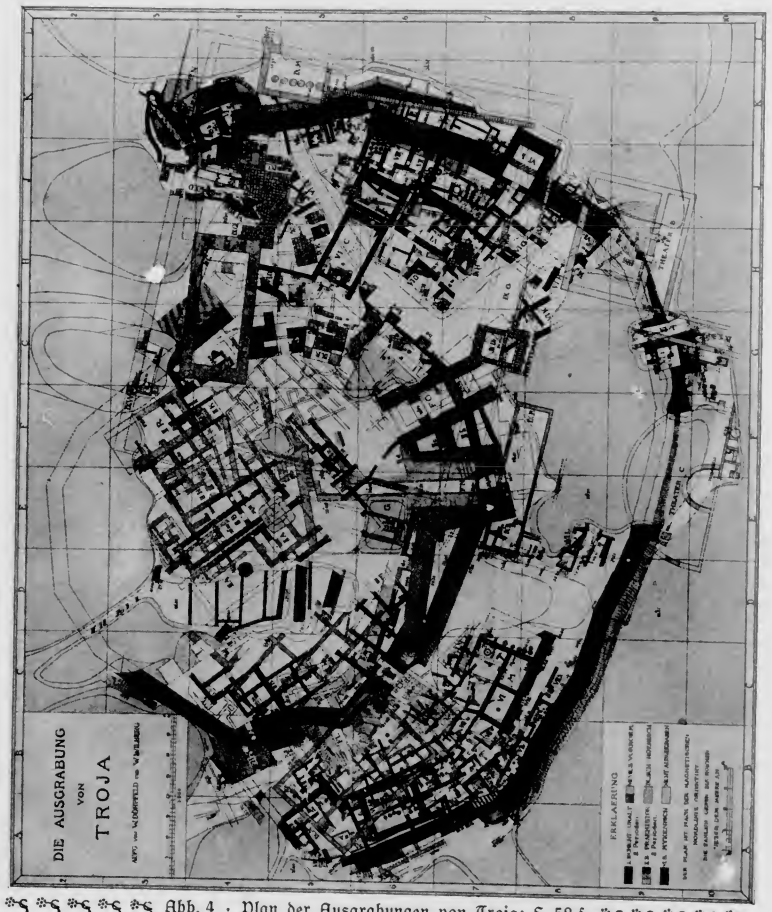


Abb. 4 · Plan der Ausgrabungen von Troja: S. 58 f.

von denen sie nichts verständen: gerade wie der Kunstkritiker den Maler bespöttelt, der sich anmaßt, ein Bild nicht nur malen, sondern auch beurteilen zu können. Die Dichter freilich sind zumeist keine Gelehrten; die kritische Würdigung historischer und literarischer Probleme ist nicht ihre Sache. Aber in ästhetischen Dingen sind sie zuerst die zuständigen Richter: und die hohe ästhetische Wirkung der homerischen Epen, die vor allem in der Einheitlichkeit ihres Planes und seiner Durchführung beruht, ist unverträglich mit aller, diese Einheit zerpflückenden, zerschneidenden, zersetzenden Kritik. ‚Wenn nur nicht diese Herren gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reichs verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten' (Goethe an Schiller). Darum war es Unrecht, daß die Gelehrteneitelkeit Wolfs einen Herder als unwissenden Dilettanten abfertigte, und nicht geringeres Unrecht ist es, wenn moderne Homerforscher, in grammatischen, dialektologischen, archäologischen, mythologischen, historischen Kleinkram versunken, kein Auge mehr haben für die originale Dichtergröße Homers.

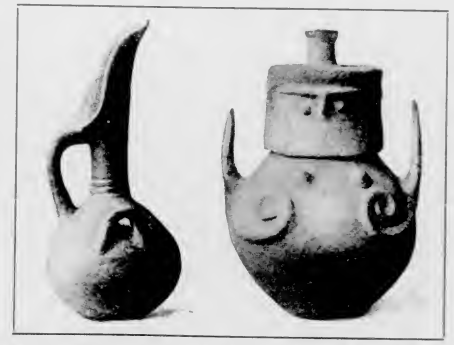


Abb. 5 · Prähistorische Topfware aus Troja II Schnabelkrug (1/5) und Gesichtsvase (1/4): S. 53

Dennoch wäre es ungerecht, ohne weiteres nun die ganze Mühe, die ein Jahrhundert intensivster wissenschaftlicher Forschung und heftigster Polemik auf die homerischen Untersuchungen verwandt hat, für ergebnislos und wertlos zu erklären. Die kritische Arbeit hat eine Reihe sicherer oder beachtenswerter Resultate gezeitigt, indem sie vor allem die Widersprüche und Lücken der epischen Struktur aufgedeckt und damit unsern Blick geschärft hat für die Erkenntnis der poetischen Elemente, aus denen das gewaltige Gebäude der homerischen Epopöe erbaut ist. Wir haben kleine Erweiterungen und Eindichtungen kennen gelernt, welche Ilias und Odyssee noch in historischer Zeit erfahren haben. In der Ilias haben wir das Motiv des Zornes, die Rolle des Achilleus, die Charaktere der Helden, die Stellung der Götterszenen im Gesamtplane der Dichtung kritisch untersucht und manchen Tadel über den Dichter ausgesprochen. In der Odyssee haben wir die drei großen Einheiten der Telemachie, des Nostos und des Freiermordes als die wichtigsten Bauglieder erkannt, aus denen die Handlung des Epos sich zusammensetzt. Trotz allem aber die ästhetische Einheit der Gesamtdichtung zu behaupten, ist eine der schwersten Aufgaben unserer Wissenschaft, und darum ist Homer für die klassische Philologie in Wahrheit das ‚Problem der Probleme', wie schon im Altertum die gesamte literarhistorische Forschung um die Homerfrage sich kristallisiert hat.[1b]

* * *

Die klassische Philologie ist an der Homerforschung groß geworden. Das frühe griechische Altertum hatte wohl mancherlei epische Poesie als homerisch betrachtet. Von dem Elegiker Kallinos (erste Hälfte des 7. Jhs. v. Chr.) wird uns durch Pausanias (IX 9. 5) ausdrücklich bezeugt, daß er die epische, die Oepidussage behandelnde Thebaïs dem Homer als Verfasser zugeschrieben hat; sein Zeitgenosse Archilochos behauptete das für das Spottgedicht Margites.[1c] Als homerisch galten u. a. auch die Kypria, welche die Vorgeschichte der Ilias mit dem Hauptheldn Paris schilderten, die Epigonoi und die Hymnen.[1d] Aber schon Herodot II 117, der IV 32 auch für die Epigonoi Zweifel äußert, hat die Kypria dem Homer abgesprochen auf Grund eines offenen Widerspruches, weil nach den Kypria Paris mit günstigem Fahrwind in drei Tagen von Sparta nach Troja gelangte, während die

rende Kritik seine Persönlichkeit, ja seinen Namen in Atome verflüchtigt hat, daß andere, Große und Kleine, den Homer höchstens als einen armseligen Flickpoeten gelten lassen? Gewiß, ich weiß das und würdige die ins einzelne eindringende Arbeit der gelehrten Kritiker. Aber ich weiß auch, daß kongeniale Dichternaturen, denen sich das Wesen der Poesie in seiner Tiefe erschlossen hatte, aller Kritik zum Trotz ihren Glauben an die Einheit und Unauflöslichkeit der homerischen Gedichte sich nicht haben rauben lassen, daß ein Schiller die zersetzenden Theorien Wolfs barbarisch nannte, daß ein Klopstock und Wieland, Herder und Voß sich zur gleichen Fahne stellten, daß ein Goethe nach anfänglichem Schwanken ‚mehr als jemals von der Einheit und Unteilbarkeit des Gedichtes überzeugt' war (Brief an Schiller 1798).[1a]

In den Kreisen der zünftigen Philologen lächelte man über diese Anmaßung der Poeten, über Dinge mitsprechen zu wollen,

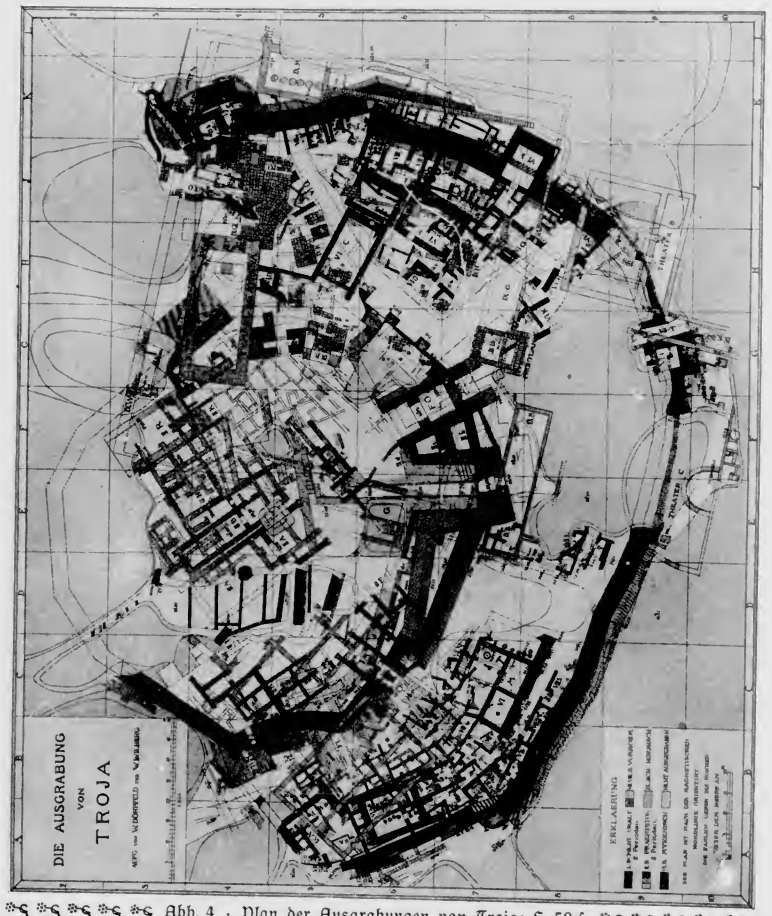


Abb. 4 · Plan der Ausgrabungen von Troja: S. 58 f.

von denen sie nichts verständen: gerade wie der Kunstkritiker den Maler bespöttelt, der sich anmaßt, ein Bild nicht nur malen, sondern auch beurteilen zu können. Die Dichter freilich sind zumeist keine Gelehrten; die kritische Würdigung historischer und literarischer Probleme ist nicht ihre Sache. Aber in ästhetischen Dingen sind sie zuerst die zuständigen Richter: und die hohe ästhetische Wirkung der homerischen Epen, die vor allem in der Einheitlichkeit ihres Planes und seiner Durchführung beruht, ist unverträglich mit aller, diese Einheit zerpflückenden, zerschneidenden, zersetzenden Kritik. ‚Wenn nur nicht diese Herren gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reichs verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten' (Goethe an Schiller). Darum war es Unrecht, daß die Gelehrteneitelkeit Wolfs einen Herder als unwissenden Dilettanten abfertigte, und nicht geringeres Unrecht ist es, wenn moderne Homerforscher, in grammatischen, dialektologischen, archäologischen, mythologischen, historischen Kleinkram versunken, kein Auge mehr haben für die originale Dichtergröße Homers.

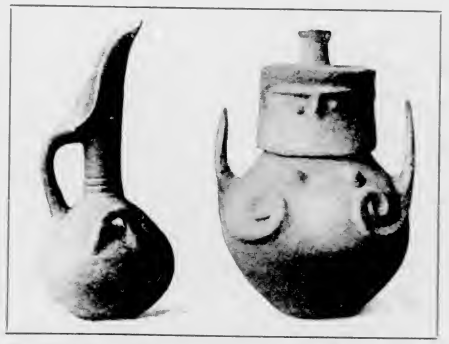


Abb. 5 · Prähistorische Topfware aus Troja II Schnabeltrug (1/5) und Gesichtsvase (1/4): S. 53

Dennoch wäre es ungerecht, ohne weiteres nun die ganze Mühe, die ein Jahrhundert intensivster wissenschaftlicher Forschung und heftigster Polemik auf die homerischen Untersuchungen verwandt hat, für ergebnislos und wertlos zu erklären. Die kritische Arbeit hat eine Reihe sicherer oder beachtenswerter Resultate gezeitigt, indem sie vor allem die Widersprüche und Lücken der epischen Struktur aufgedeckt und damit unsern Blick geschärft hat für die Erkenntnis der poetischen Elemente, aus denen das gewaltige Gebäude der homerischen Epopöe erbaut ist. Wir haben kleine Erweiterungen und Eindichtungen kennen gelernt, welche Ilias und Odyssee noch in historischer Zeit erfahren haben. In der Ilias haben wir das Motiv des Zornes, die Rolle des Achilleus, die Charaktere der Helden, die Stellung der Götterszenen im Gesamtplane der Dichtung kritisch untersucht und manchen Tadel über den Dichter ausgesprochen. In der Odyssee haben wir die drei großen Einheiten der Telemachie, des Nostos und des Freiermordes als die wichtigsten Bauglieder erkannt, aus denen die Handlung des Epos sich zusammensetzt. Trotz allem aber die ästhetische Einheit der Gesamtdichtung zu behaupten, ist eine der schwersten Aufgaben unserer Wissenschaft, und darum ist Homer für die klassische Philologie in Wahrheit das ‚Problem der Probleme', wie schon im Altertum die gesamte literarhistorische Forschung um die Homerfrage sich kristallisiert hat.[1b]

* * *

Die klassische Philologie ist an der Homerforschung groß geworden. Das frühe griechische Altertum hatte wohl mancherlei epische Poesie als homerisch betrachtet. Von dem Elegiker Kallinos (erste Hälfte des 7. Jhs. v. Chr.) wird uns durch Pausanias (IX 9. 5) ausdrücklich bezeugt, daß er die epische, die Oepidussage behandelnde Thebais dem Homer als Verfasser zugeschrieben hat; sein Zeitgenosse Archilochos behauptete das für das Spottgedicht Margites.[1c] Als homerisch galten u. a. auch die Kypria, welche die Vorgeschichte der Ilias mit dem Haupthelden Paris schilderten, die Epigonoi und die Hymnen.[1d] Aber schon Herodot II 117, der IV 32 auch für die Epigonoi Zweifel äußert, hat die Kypria dem Homer abgesprochen auf Grund eines offenen Widerspruches, weil nach den Kypria Paris mit günstigem Fahrwind in drei Tagen von Sparta nach Troja gelangte, während die

Ilias (Z 290) ihn bei der Fahrt zuerst nach Sidon verschlagen werden läßt.

Diesen Anfängen der Kritik geht der Beginn der wissenschaftlichen Homererklärung parallel, die schon in der 2. Hälfte des 6. Jhs. durch Theagenes von Rhegion begründet worden ist. Die ältesten Literarhistoriker haben nach allegorischen, teils moralisierenden, teils physikalischen Ausdeutungen gesucht, um den Widerstreit der homerischen Götterwelt mit den jüngeren, abstrakteren und reineren Vorstellungen von den Göttern zu erklären. Hatte doch der Philosoph Xenophanes von Kolophon (2. Hälfte des 6. Jhs.) behaupten können, Homer und Hesiod hätten den Göttern alles aufgebürdet, was bei den Menschen Schimpf und Schande bringt, Diebstahl und Ehebruch und Betrug. So verstanden die Moralisten, darunter auch Anaxagoras, beispielshalber unter Zeus die Personifikation des Geistes, unter Athene die Kunst, unter Aphrodite die Liebe; die Physiker hingegen, an ihrer Spitze Metrodoros von Lampsakos, fanden in den Göttern u. a. eine Allegorie des menschlichen Organismus. Auch Aristoteles hat sich gelegentlich zu den Allegoristen gestellt, indem er die 7 Rinderherden und 7 Schafherden des Sonnengottes, deren jede 50 Tiere enthielt (Od. μ 128), auf die 350 Tage und Nächte des Mondjahres deutete.[2] Damit ist der große Denker in der Tat dem Ursprunge des Mythos nahegekommen, den wir auch in der Veda finden, nur daß er die dichterische Verwertung eines alten Naturmythos als bewußtes Allegorisieren auffaßte.

Neben der allegorischen ist vor allem die etwas jüngere rationalistische Erklärung des Homer zu erwähnen, die in den Göttern geschichtliche, nach ihrem Tode vergötterte Persönlichkeiten erblickte und alle Erzählungen des Epos auf rein historische, in der Dichtung nur verschleierte Tatsachen zurückführte. Nach ihrem Hauptvertreter Euhemeros (um 300 v. Chr.), dessen wissenschaftlicher Methode der Vorwurf atheistischer Tendenz nicht erspart geblieben ist, heißt diese Kritik die euhemeristische.

Die sophistische Manier kleinlicher Kritik aber, die schon von Herodot (s. o.), vor allem dann im 4. Jh. von dem *ὁμηρομάστιξ* Zoïlos geübt wurde, ist die Vorläuferin der modernen analytischen Homerkritik, indem sie sich bemühte, im Homer Ungereimtheiten des Gedankens und der Sprache aufzudecken, sei es nur um den Homer tadeln zu können, sei es um in der sophistischen Lösung dieser Schwierigkeiten (der *λύσις ζητημάτων*) einen abstrusen Scharfsinn an den Tag zu legen.

Die homerischen Studien erlebten ihre Blüte in der nachklassischen Zeit, als die großen alexandrinischen Philologen Zenodot († um 260), Aristophanes von Byzanz (um 257—180), Aristarch von Samothrake (um 220—145), die in der Sprachwissenschaft die Lehre der Analogie begründet haben, und im Wetteifer mit ihnen die Pergamener unter ihrem Schulhaupte, dem Anomalisten Krates von Mallos (zur Zeit Aristarchs), den Homer in den Mittelpunkt umfassender philologischer Forschung stellten. Das Hauptverdienst haben die alexandrinischen Gelehrten durch ihre textkritische Behandlung der homerischen Epen sich erworben, die in der älteren, klassischen Zeit über tastende Versuche nicht hinausgekommen war, unseres Wissens zuerst gehandhabt durch den Dichter Antimachos von Klaros (Ende des 5. Jhs.), später durch einen jüngeren Euripides und auch durch Aristoteles. Auch dürfte wohl Zenodot bereits die ganz äußerliche Einteilung der homerischen Epen in je 24 Bücher geschaffen haben, — man zitiert danach die 24 Gesänge der Ilias mit den großen Buchstaben, die der Odyssee mit den entsprechenden kleinen Buchstaben des griechischen Alphabets[2a]. Die Textkritik aber ist von ihnen ausgebildet worden, indem sie alte, wertvolle Homerexemplare — von einzelnen Herausgebern (*αἱ κατ' ἄνδρα ἐκδόσεις*) oder von offiziellen(?) städtischen Ausgaben, so von Massalia, Chios, Sinope, Argos, Zypern, Kreta, Aeolis (*αἱ κατὰ πόλεις ἐκδόσεις*) — sammelten, verglichen, die abweichenden Lesarten notierten, rezensierten und emendierten. Ihren kürzesten Ausdruck hat diese Kritik, die in der Hauptsache auf das Grammatische, Beobachtung des Sprachgebrauches und Worterklärung, gerichtet war, in den sogenannten kritischen Zeichen gefunden, die, am Rande des Textes beigefügt, je nach ihrer Form auf die Unechtheit einzelner Verse, auf abweichende Lesarten hervorragender Kritiker, auf Verswiederholungen, auf sprachliche und sachliche Bemerkungen in den ausführlichen Kommentaren verwiesen. In einzelnen unserer Handschriften, vor allem in der ältesten und besten, dem Codex Venetus A (no. 454 der Markusbibliothek zu Venedig, aus dem 10. Jh. n. Chr.)[3], sind diese Zeichen der Alexandriner noch in größerer oder geringerer Vollständigkeit beigeschrieben. Auch unsere Textüberlieferung ist durch die kritische Arbeit der Alexandriner dahin beeinflußt worden, daß der arg verwilderte Text der älteren Zeit zum wenigsten von manchen unnützen Versen gesäubert worden ist.[4] Das zeigen uns zahlreiche Fetzen antiker Papyrushandschriften, die seit dem Jahre 1890 in Aegypten ans Licht gekommen sind, aus Gräbern oder aus dem Wüstensande, welcher untergegangene Städte überdeckt. Die exegetischen Leistungen der alexandrinischen Gelehrten aber kennen wir vornehmlich aus den Randnotizen und Interlinearbemerkungen (Scholien), die unsern besten Homerhandschriften von älteren oder jüngeren Händen beigeschrieben worden sind; sodann aus dem großen Homerkommentar des Eustathios (12. Jh. n. Chr.), der wie die Scholien auf die Werke älterer Homerforscher, eines Didymos und Aristonikos (1. Jh. v. Chr.), Nikanor und Herodian (2. Jh. n. Chr.) und anderer zurückgeht.

Abb. 6 · Troja II · Südwestliche Burgmauer · Dahinter Hausmauern jüngerer Schichten: S. 59

Die alexandrinische Gelehrsamkeit hat sich keineswegs in textkritischer Arbeit erschöpft, da sie zur Unterstützung auch dem Gegenstande der epischen Darstellung, der vergleichenden Mythenforschung, der homerischen Geographie ihre Aufmerksamkeit zugewandt und selbst die höhere Kritik (die Echtheitsfrage) nicht völlig vernachlässigt hat, — der Schluß der Odyssee von ψ 297 an ist schon von den Grammatikern Aristophanes und Aristarch als unecht verworfen worden. Doch waren ihre Gegner nicht ganz im Unrecht, wenn sie sich über die Wortklaubereien der Aristarcheer lustig machten. Auf der Gegenseite hat vor allem der Pergamener Krates[5] den Kreis der Homererklärung weiter gespannt, indem er eine Reihe historischer, philosophischer, physikalischer, astronomischer Probleme in seine Untersuchung einbezog. Aber sehr häufig ist er auch durch die gezwungene Vergleichung Homers mit stoischen Lehren und durch das Aufspüren geheimnisvoller Allegorien auf Irrwege geraten. Krates glaubte selbst in den homerischen Dichtungen eine didaktische Tendenz zu entdecken, während die Alexandriner mit gesunderem Sinn die ästhetischen Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt hatten. Noch ein gelehrter Zeitgenosse Aristarchs ist hier zu nennen, Demetrios von Skepsis in der Troas, der in einem höchst ausführlichen

Ilias (Z 290) ihn bei der Fahrt zuerst nach Sidon verschlagen werden läßt.

Diesen Anfängen der Kritik geht der Beginn der wissenschaftlichen Homererklärung parallel, die schon in der 2. Hälfte des 6. Jhs. durch Theagenes von Rhegion begründet worden ist. Die ältesten Literarhistoriker haben nach allegorischen, teils moralisierenden, teils physikalischen Ausdeutungen gesucht, um den Widerstreit der homerischen Götterwelt mit den jüngeren, abstrakteren und reineren Vorstellungen von den Göttern zu erklären. Hatte doch der Philosoph Xenophanes von Kolophon (2. Hälfte des 6. Jhs.) behaupten können, Homer und Hesiod hätten den Göttern alles aufgebürdet, was bei den Menschen Schimpf und Schande bringt, Diebstahl und Ehebruch und Betrug. So verstanden die Moralisten, darunter auch Anaxagoras, beispielshalber unter Zeus die Personifikation des Geistes, unter Athene die Kunst, unter Aphrodite die Liebe; die Physiker hingegen, an ihrer Spitze Metrodoros von Lampsakos, fanden in den Göttern u. a. eine Allegorie des menschlichen Organismus. Auch Aristoteles hat sich gelegentlich zu den Allegoristen gestellt, indem er die 7 Rinderherden und 7 Schafherden des Sonnengottes, deren jede 50 Tiere enthielt (Od. μ 128), auf die 350 Tage und Nächte des Mondjahres deutete.[2]) Damit ist der große Denker in der Tat dem Ursprunge des Mythos nahegekommen, den wir auch in der Veda finden, nur daß er die dichterische Verwertung eines alten Naturmythos als bewußtes Allegorisieren auffaßte.

Neben der allegorischen ist vor allem die etwas jüngere rationalistische Erklärung des Homer zu erwähnen, die in den Göttern geschichtliche, nach ihrem Tode vergötterte Persönlichkeiten erblickte und alle Erzählungen des Epos auf rein historische, in der Dichtung nur verschleierte Tatsachen zurückführte. Nach ihrem Hauptvertreter Euhemeros (um 300 v. Chr.), dessen wissenschaftlicher Methode der Vorwurf atheistischer Tendenz nicht erspart geblieben ist, heißt diese Kritik die euhemeristische.

Die sophistische Manier kleinlicher Kritik aber, die schon von Herodot (s. o.), vor allem dann im 4. Jh. von dem ὁμηρομάστιξ Zoïlos geübt wurde, ist die Vorläuferin der modernen analytischen Homerkritik, indem sie sich bemühte, im Homer Ungereimtheiten des Gedankens und der Sprache aufzudecken, sei es nur um den Homer tadeln zu können, sei es um in der sophistischen Lösung dieser Schwierigkeiten (der λύσις ζητημάτων) einen abstrusen Scharfsinn an den Tag zu legen.

Die homerischen Studien erlebten ihre Blüte in der nachklassischen Zeit, als die großen alexandrinischen Philologen Zenodot († um 260), Aristophanes von Byzanz (um 257—180), Aristarch von Samothrake (um 220—145), die in der Sprachwissenschaft die Lehre der Analogie begründet haben, und im Wetteifer mit ihnen die Pergamener unter ihrem Schulhaupte, dem Anomalisten Krates von Mallos (zur Zeit Aristarchs), den Homer in den Mittelpunkt umfassender philologischer Forschung stellten. Das Hauptverdienst haben die alexandrinischen Gelehrten durch ihre textkritische Behandlung der homerischen Epen sich erworben, die in der älteren, klassischen Zeit über tastende Versuche nicht hinausgekommen war, unseres Wissens zuerst gehandhabt durch den Dichter Antimachos von Klaros (Ende des 5. Jhs.), später durch einen jüngeren Euripides und auch durch Aristoteles. Auch dürfte wohl Zenodot bereits die ganz äußerliche Einteilung der homerischen Epen in je 24 Bücher geschaffen haben, — man zitiert danach die 24 Gesänge der Ilias mit den großen Buchstaben, die der Odyssee mit den entsprechenden kleinen Buchstaben des griechischen Alphabets[2a]). Die Textkritik aber ist von ihnen ausgebildet worden, indem sie alte, wertvolle Homerexemplare — von einzelnen Herausgebern (αἱ κατ' ἄνδρα ἐκδόσεις) oder von offiziellen(?) städtischen Ausgaben, so von Massalia, Chios, Sinope, Argos, Zypern, Kreta, Aeolis (αἱ κατὰ πόλεις ἐκδόσεις) — sammelten, verglichen, die abweichenden Lesarten notierten, rezensierten und emendierten. Ihren kürzesten Ausdruck hat diese Kritik, die in der Hauptsache auf das Grammatische, Beobachtung des Sprachgebrauches und Worterklärung, gerichtet war, in den sogenannten kritischen Zeichen gefunden, die, am Rande des Textes beigefügt, je nach ihrer Form auf die Unechtheit einzelner Verse, auf abweichende Lesarten hervorragender Kritiker, auf Verswiederholungen, auf sprachliche und sachliche Bemerkungen in den ausführlichen Kommentaren verwiesen. In einzelnen unserer Handschriften, vor allem in der ältesten und besten, dem Codex Venetus A (no. 454 der Markusbibliothek zu Venedig, aus dem 10. Jh. n. Chr.)[3]), sind diese Zeichen der Alexandriner noch in größerer oder geringerer Vollständigkeit beigeschrieben. Auch unsere Textüberlieferung ist durch die kritische Arbeit der Alexandriner dahin beeinflußt worden, daß der arg verwilderte Text der älteren Zeit zum wenigsten von manchen unnützen Versen gesäubert worden ist.[4]) Das zeigen uns zahlreiche Fetzen antiker Papyrushandschriften, die seit dem Jahre 1890 in Aegypten ans Licht gekommen sind, aus Gräbern oder aus dem Wüstensande, welcher untergegangene Städte überdeckt. Die exegetischen Leistungen der alexandrinischen Gelehrten aber kennen wir vornehmlich aus den Randnotizen und Interlinearbemerkungen (Scholien), die unsern besten Homerhandschriften von älteren oder jüngeren Händen beigeschrieben worden sind; sodann aus dem großen Homerkommentar des Eustathios (12. Jh. n. Chr.), der wie die Scholien auf die Werke älterer Homerforscher, eines Didymos und Aristonikos (1. Jh. v. Chr.), Nikanor und Herodian (2. Jh. n. Chr.) und anderer zurückgeht.

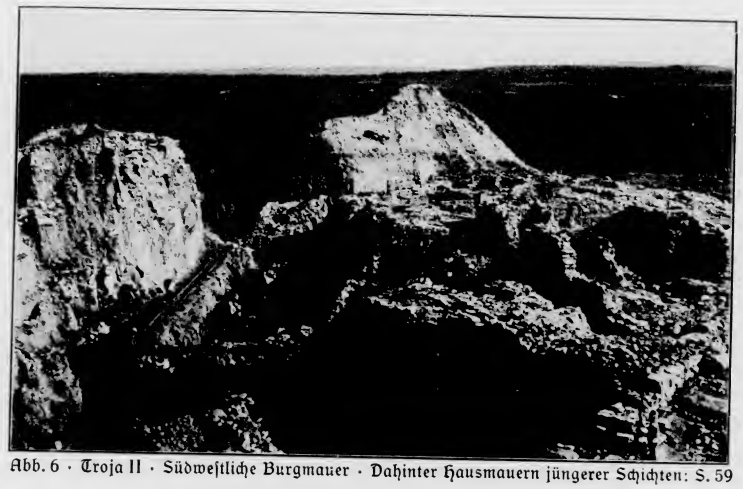


Abb. 6 · Troja II · Südwestliche Burgmauer · Dahinter Hausmauern jüngerer Schichten: S. 59

Die alexandrinische Gelehrsamkeit hat sich keineswegs in textkritischer Arbeit erschöpft, da sie zur Unterstützung auch dem Gegenstande der epischen Darstellung, der vergleichenden Mythenforschung, der homerischen Geographie ihre Aufmerksamkeit zugewandt und selbst die höhere Kritik (die Echtheitsfrage) nicht völlig vernachlässigt hat, — der Schluß der Odyssee von ψ 297 an ist schon von den Grammatikern Aristophanes und Aristarch als unecht verworfen worden. Doch waren ihre Gegner nicht ganz im Unrecht, wenn sie sich über die Wortklaubereien der Aristarcheer lustig machten. Auf der Gegenseite hat vor allem der Pergamener Krates[5]) den Kreis der Homererklärung weiter gespannt, indem er eine Reihe historischer, philosophischer, physikalischer, astronomischer Probleme in seine Untersuchung einbezog. Aber sehr häufig ist er auch durch die gezwungene Vergleichung Homers mit stoischen Lehren und durch das Aufspüren geheimnisvoller Allegorien auf Irrwege geraten. Krates glaubte selbst in den homerischen Dichtungen eine didaktische Tendenz zu entdecken, während die Alexandriner mit gesunderem Sinn die ästhetischen Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt hatten. Noch ein gelehrter Zeitgenosse Aristarchs ist hier zu nennen, Demetrios von Skepsis in der Troas, der in einem höchst ausführlichen

Werke von 30 Büchern die Aufstellung der troischen Streitkräfte in der Ilias behandelt hatte. Das Buch ist bemerkenswert, weil hier in der Schilderung der troischen Landschaft erstmalig die Identität der hellenistischen Stadt Neu-Ilion (auf Hissarlik) mit dem homerischen Troja bestritten wurde (nach Strabo XIII p. 597/8). Auch die einseitig allegorische Homererklärung ist später noch, im Anschluß an Krates, in den Kreisen der stoischen Philosophen gepflegt worden[6]), und wiederum bei den Neuplatonikern des 3. Jhs. n. Chr., von deren Schulhaupt Porphyrios wir außer nichtigen *Ὁμηρικὰ ζητήματα* in einer selbständigen Schrift eine Ausdeutung der Nymphengrotte in Od. ε 59 f. als Allegorie des Kosmos besitzen.

Bei allen diesen kritischen und exegetischen Versuchen ist jedoch die organische Einheit und Unauflöslichkeit der homerischen Epen niemals ernstlich in Zweifel gezogen worden. Aristoteles (Poetik c. 23) hat sie aufs nachdrücklichste betont gegenüber der Vielheit der Handlung in den sogenannten kyklischen Epen, aus denen man jeweils viele (bis zu 8) Einzel-Tragödien herausschälen könne, während Ilias wie Odyssee nur für ein oder höchstens zwei Dramen den Stoff lieferten. Diese kyklischen Epen, deren Inhalt uns wenigstens in den Hauptzügen durch die Chrestomathie des Neuplatonikers Proklos (5. Jh. n. Chr.)[7]) und das mythographische Handbuch des sogenannten Apollodor bekannt ist, waren Schöpfungen jüngerer Dichter, welche die Ereignisse des troischen Sagenkreises in seinen verschiedenen Phasen mit episodischer Zusammenhanglosigkeit, jedenfalls auch mit Benützung älterer epischer Einzellieder, zur Darstellung gebracht hatten. Die Dichternamen, die mit diesen Epen in Verbindung stehen — so hören wir von den *Κύπρια* des Stasinos von Zypern oder Hegesias (Hegesinos), der *Αἰθιοπίς* (im engen Anschluß an die Ilias) und *Ἰλίου πέρσις* des Arktinos von Milet, der *Ἰλιὰς μικρά* des Lesches von Lesbos oder des Kinaithon von Lakedämon, den *Νόστοι* des Hagias von Trözen, der *Τηλεγόνεια* des Eugammon von Kyrene — sind zum guten Teile sicher apokryph, da ja der älteren Zeit viele epische Dichtungen, auch von den außerhalb des ‚Kyklos' stehenden Epen (Thebaïs, Epigonen, Oedipodie u. s. w.), ferner die humoristischen Gedichte im epischen Versmaße (Margites, Froschmäuslerkrieg), die Hymnen mit epischen Einlagen und die Epigramme als homerisch gegolten hatten.[7a])

Abb. 7 · Troja II · Rampe des Südwesttores (FM)

Differenzen des epischen Stiles, der Sprache, der Sagenbehandlung haben dann dazu geführt, die Autorschaft Homers, dessen Persönlichkeit durchaus schattenhaft war, — die überlieferten 9 Lebensbeschreibungen sind reine Fiktionen, gleichwie das aus alexandrinischer Zeit stammende Idealporträt des Dichters (vgl. Abb. 1 und 2)[8]) — immer mehr einzuengen, bis man schließlich, auf Widersprüche zwischen den beiden Dichtungen gestützt[9]), dem echten Homer nur mehr die Ilias, die Odyssee einem anderen Verfasser zuschrieb. Diese Ansicht, die von den sogenannten Chorizonten (*χωρίζοντες* = die Trennenden) vertreten wurde mit den Grammatikern Xenon und Hellanikos (Anfang des 2. Jhs. v. Chr.) an der Spitze, ist jedoch nicht durchgedrungen, obwohl man noch im 1. Jh. n. Chr. davon sprach.[10]) Der Widerspruch des als höchste Autorität verehrten Aristarch, in einer eigenen gegen Xenon gerichteten Schrift begründet, ist für die Auffassung des späteren Altertums bestimmend geworden, die zwar ‚viele Homere' als Dichter verschiedener Epen anerkannte, die Einheit der einzelnen Dichtungen aber und die enge Zusammengehörigkeit von Ilias und Odyssee als Werke eines Dichters (vielleicht aus verschiedenen Lebensaltern) aufrecht erhielt.

Eine bemerkenswerte Rolle in den Erörterungen über das Homerproblem hat schon im Altertum die sogenannte peisistratische Redaktion der homerischen Epen

gespielt, indem man dem athenischen Tyrannen Peisistratos (561/27 v. Chr.) die erste Sammlung und Niederschrift der bis dahin nur mündlich überlieferten und zerstreuten Gedichte Homers zuschrieb. Die Alexandriner freilich haben dieses Verdienst des Peisistratos nicht anerkannt[11]), obwohl Aristarch den Homer für einen Athener hielt und den rezipierten attischen Text zur Grundlage seiner kritischen Arbeit machte. Aber schon im 4. (?) Jh. v. Chr. hatte der megarische Lokalhistoriker Dieuchidas (nach Diogenes Laert. I 57) versichert, Solon habe durch eine Anordnung über die rhapsodische Rezitation der homerischen Gedichte den Homer bekannter gemacht als Peisistratos; und Solon soll auch (nach Strabo IX p. 394) im Kampfe mit Megara den Homer in attischer Tendenz verfälscht haben, was ein anderer megarischer Schriftsteller Hereas (bei Plutarch: Theseus c. 20 und Strabo a. a. O.) von Peisistratos meldete. Diese Behauptungen führen auf die notwendige Voraussetzung zurück, daß Solon oder Peisistratos eine offizielle Redaktion des Homertextes herstellen ließ.[12]) Die hierauf gestützte Entstehungshypothese (bei Dikaiarchos 4. Jh. oder Asklepiades von Myrlea 1. Jh. v. Chr.) tritt uns zuerst bei Cicero: De oratore III 34. 137 und bei Josephos (gegen Apion I 2) entgegen: ‚Und man sagt, daß selbst Homer seine Poesie nicht schriftlich hinterlassen, sondern daß sie, durch das Gedächtnis fortgepflanzt, später erst aus den Einzelgesängen zusammengesetzt wurde und darum so zahlreiche Widersprüche enthält'.[13]) Antike Gelehrsamkeit also ist die Vorläuferin der Lachmannschen Kleinliedertheorie, der sie durch die Aussonderung der Dolonie (Il. K) als eines ursprünglich selbständigen Gedichtes die Wege gewiesen hat.[13a])

* * *

Die moderne Kritik nimmt den Faden der Untersuchung über die Entstehung der homerischen Epen dort wieder auf, wo die Gelehrten des Altertums ihn fallen gelassen haben.[13b]) Die Blüte der humanistischen Studien in der Renaissance hat freilich ein Homerproblem noch nicht gekannt, wenn man auch gelegentlich die Aeußerung des Josephos beachtete, so Casaubonus und vor allem der gelehrte Perizonius 1684. Noch war übermächtig die Bewunderung der rhetorischen Künsteleien eines Virgil, der das ganze Mittelalter hindurch als der vornehmste Dichter gegolten hatte; noch war das Verständnis nicht erwacht für die originale Kraft des dichterischen Genies, das sich im griechischen Heldenepos offenbart. Die Befreiung, der Ruf nach Natur ging aus von England, wo ein Thomas Blackwell (1735), ein Robert Wood (1769)[14]) im ‚Naturdichter' Homer den Spiegel eines einfachen Zeitalters, die ursprüngliche Schönheit und Jugendfrische echter Poesie wiederfanden: und die Wagschale der ‚Kunstdichtung' Virgils schnellte empor.[15])

Ein Engländer auch war es, der berühmte Kritiker Richard Bentley, der mit einer grundlegenden Beobachtung der Textkritik Homers neue Bahnen wies, indem er das in der Ueberlieferung nirgends bewahrte Digamma (F), die Bezeichnung des W-Lautes, für die ursprüngliche Form der homerischen Gedichte als notwendiges Sprachelement postulierte (1713).[16]) Ueber die Entstehung der homerischen Epen allerdings hatte dieser geniale Entdecker noch eine sehr sonderbare Ansicht: ‚Homer schrieb eine Folge von Gesängen und Rhapsodien, um sie selber für geringen Lohn und gute Bewirtung bei Festlichkeiten und an anderen Tagen der Fröhlichkeit zu singen. Die Ilias dichtete er für die Männer, die Odysseïs

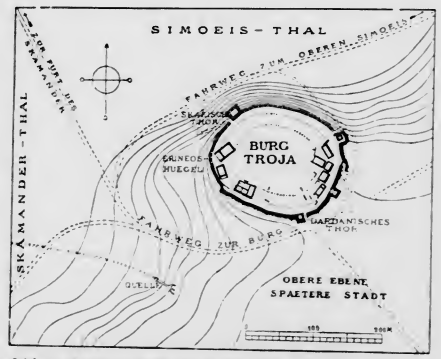


Abb. 8 · Ergänzter Plan der mykenischen (d. i. homerischen) Burg Troja (VI) mit Umgebung nach Dörpfeld: S. 60, 114

Werke von 30 Büchern die Aufstellung der troischen Streitkräfte in der Ilias behandelt hatte. Das Buch ist bemerkenswert, weil hier in der Schilderung der troischen Landschaft erstmalig die Identität der hellenistischen Stadt Neu-Ilion (auf Hissarlik) mit dem homerischen Troja bestritten wurde (nach Strabo XIII p. 597/8). Auch die einseitig allegorische Homererklärung ist später noch, im Anschluß an Krates, in den Kreisen der stoischen Philosophen gepflegt worden[6]), und wiederum bei den Neuplatonikern des 3. Jhs. n. Chr., von deren Schulhaupt Porphyrios wir außer nichtigen *Ὁμηρικὰ ζητήματα* in einer selbständigen Schrift eine Ausdeutung der Nymphengrotte in Od. ε 59 f. als Allegorie des Kosmos besitzen.

Abb. 7 · Troja II · Rampe des Südwesttores (FM)

Bei allen diesen kritischen und exegetischen Versuchen ist jedoch die organische Einheit und Unauflöslichkeit der homerischen Epen niemals ernstlich in Zweifel gezogen worden. Aristoteles (Poetik c. 23) hat sie aufs nachdrücklichste betont gegenüber der Vielheit der Handlung in den sogenannten kyklischen Epen, aus denen man jeweils viele (bis zu 8) Einzel-Tragödien herausschälen könne, während Ilias wie Odyssee nur für ein oder höchstens zwei Dramen den Stoff lieferten. Diese kyklischen Epen, deren Inhalt uns wenigstens in den Hauptzügen durch die Chrestomathie des Neuplatonikers Proklos (5. Jh. n. Chr.)[7]) und das mythographische Handbuch des sogenannten Apollodor bekannt ist, waren Schöpfungen jüngerer Dichter, welche die Ereignisse des troischen Sagenkreises in seinen verschiedenen Phasen mit episodischer Zusammenhanglosigkeit, jedenfalls auch mit Benützung älterer epischer Einzellieder, zur Darstellung gebracht hatten. Die Dichternamen, die mit diesen Epen in Verbindung stehen — so hören wir von den *Κύπρια* des Stasinos von Zypern oder Hegesias (Hegesinos), der *Αἰθιοπίς* (im engen Anschluß an die Ilias) und *Ἰλίου πέρσις* des Arktinos von Milet, der *Ἰλιὰς μικρά* des Lesches von Lesbos oder des Kinaithon von Lakedämon, den *Νόστοι* des Hagias von Trözen, der *Τηλεγόνεια* des Eugammon von Kyrene — sind zum guten Teile sicher apokryph, da ja der älteren Zeit viele epische Dichtungen, auch von den außerhalb des ‚Kyklos' stehenden Epen (Thebaïs, Epigonen, Oedipodie u. s. w.), ferner die humoristischen Gedichte im epischen Versmaße (Margites, Froschmäuslerkrieg), die Hymnen mit epischen Einlagen und die Epigramme als homerisch gegolten hatten.[7a])

Differenzen des epischen Stiles, der Sprache, der Sagenbehandlung haben dann dazu geführt, die Autorschaft Homers, dessen Persönlichkeit durchaus schattenhaft war, — die überlieferten 9 Lebensbeschreibungen sind reine Fiktionen, gleichwie das aus alexandrinischer Zeit stammende Idealporträt des Dichters (vgl. Abb. 1 und 2)[8]) — immer mehr einzuengen, bis man schließlich, auf Widersprüche zwischen den beiden Dichtungen gestützt[9]), dem echten Homer nur mehr die Ilias, die Odyssee einem anderen Verfasser zuschrieb. Diese Ansicht, die von den sogenannten Chorizonten (*χωρίζοντες* = die Trennenden) vertreten wurde mit den Grammatikern Xenon und Hellanikos (Anfang des 2. Jhs. v. Chr.) an der Spitze, ist jedoch nicht durchgedrungen, obwohl man noch im 1. Jh. n. Chr. davon sprach.[10]) Der Widerspruch des als höchste Autorität verehrten Aristarch, in einer eigenen gegen Xenon gerichteten Schrift begründet, ist für die Auffassung des späteren Altertums bestimmend geworden, die zwar ‚viele Homere' als Dichter verschiedener Epen anerkannte, die Einheit der einzelnen Dichtungen aber und die enge Zusammengehörigkeit von Ilias und Odyssee als Werke eines Dichters (vielleicht aus verschiedenen Lebensaltern) aufrecht erhielt.

Eine bemerkenswerte Rolle in den Erörterungen über das Homerproblem hat schon im Altertum die sogenannte peisistratische Redaktion der homerischen Epen

gespielt, indem man dem athenischen Tyrannen Peisistratos (561/27 v. Chr.) die erste Sammlung und Niederschrift der bis dahin nur mündlich überlieferten und zerstreuten Gedichte Homers zuschrieb. Die Alexandriner freilich haben dieses Verdienst des Peisistratos nicht anerkannt[11]), obwohl Aristarch den Homer für einen Athener hielt und den rezipierten attischen Text zur Grundlage seiner kritischen Arbeit machte. Aber schon im 4. (?) Jh. v. Chr. hatte der megarische Lokalhistoriker Dieuchidas (nach Diogenes Laert. I 57) versichert, Solon habe durch eine Anordnung über die rhapsodische Rezitation der homerischen Gedichte den Homer bekannter gemacht als Peisistratos; und Solon soll auch (nach Strabo IX p. 394) im Kampfe mit Megara den Homer in attischer Tendenz verfälscht haben, was ein anderer megarischer Schriftsteller Hereas (bei Plutarch: Theseus c. 20 und Strabo a. a. O.) von Peisistratos meldete. Diese Behauptungen führen auf die notwendige Voraussetzung zurück, daß Solon oder Peisistratos eine offizielle Redaktion des Homertextes herstellen ließ.[12]) Die hierauf gestützte Entstehungshypothese (bei Dikaiarchos 4. Jh. oder Asklepiades von Myrlea 1. Jh. v. Chr.) tritt uns zuerst bei Cicero: De oratore III 34. 137 und bei Josephos (gegen Apion I 2) entgegen: ‚Und man sagt, daß selbst Homer seine Poesie nicht schriftlich hinterlassen, sondern daß sie, durch das Gedächtnis fortgepflanzt, später erst aus den Einzelgesängen zusammengesetzt wurde und darum so zahlreiche Widersprüche enthält'.[13]) Antike Gelehrsamkeit also ist die Vorläuferin der Lachmannschen Kleinliedertheorie, der sie durch die Aussonderung der Dolonie (Il. K) als eines ursprünglich selbständigen Gedichtes die Wege gewiesen hat.[13a])

* * *

Die moderne Kritik nimmt den Faden der Untersuchung über die Entstehung der homerischen Epen dort wieder auf, wo die Gelehrten des Altertums ihn fallen gelassen haben.[13b]) Die Blüte der humanistischen Studien in der Renaissance hat freilich ein Homerproblem noch nicht gekannt, wenn man auch gelegentlich die Aeußerung des Josephos beachtete, so Casaubonus und vor allem der gelehrte Perizonius 1684. Noch war übermächtig die Bewunderung der rhetorischen Künsteleien eines Virgil, der das ganze Mittelalter hindurch als der vornehmste Dichter gegolten hatte; noch war das Verständnis nicht erwacht für die originale Kraft des dichterischen Genies, das sich im griechischen Heldenepos offenbart. Die Befreiung, der Ruf nach Natur ging aus von England, wo ein Thomas Blackwell (1735), ein Robert Wood (1769)[14]) im ‚Naturdichter' Homer den Spiegel eines einfachen Zeitalters, die ursprüngliche Schönheit und Jugendfrische echter Poesie wiederfanden: und die Wagschale der ‚Kunstdichtung' Virgils schnellte empor.[15])

Ein Engländer auch war es, der berühmte Kritiker Richard Bentley, der mit einer grundlegenden Beobachtung der Textkritik Homers neue Bahnen wies, indem er das in der Ueberlieferung nirgends bewahrte Digamma (F), die Bezeichnung des W-Lautes, für die ursprüngliche Form der homerischen Gedichte als notwendiges Sprachelement postulierte (1713).[16]) Ueber die Entstehung der homerischen Epen allerdings hatte dieser geniale Entdecker noch eine sehr sonderbare Ansicht: ‚Homer schrieb eine Folge von Gesängen und Rhapsodien, um sie selber für geringen Lohn und gute Bewirtung bei Festlichkeiten und an anderen Tagen der Fröhlichkeit zu singen. Die Ilias dichtete er für die Männer, die Odysseïs

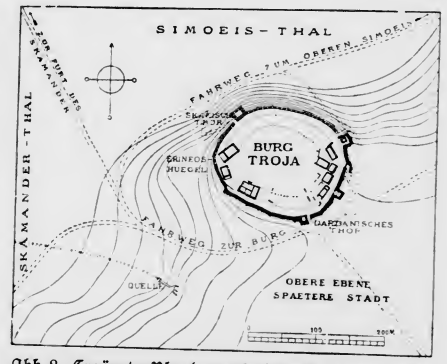


Abb. 8 · Ergänzter Plan der mykenischen (d. i. homerischen) Burg Troja (VI) mit Umgebung nach Dörpfeld: S. 60, 114

Abb. 9 · Troja VI · Oestliche Burgmauer mit Turm VI h (a); Fundamente der IX. Schicht (b), dazwischen Hausmauern der VII. Schicht: S. 60

für das andere Geschlecht. Und diese losen Gesänge wurden erst gegen 500 Jahre später in einem epischen Gedichte gesammelt'.[17]) Man ist unwillkürlich versucht, hierbei an die Torheit von Sam. Butler zu denken, der in unsern Tagen dem Dichter der Odyssee den Unterrock angezogen hat (The authoress of the Odyssey, New-York und Bombay 1897). Und damit vergleiche man, auf daß auch in der ernsten Wissenschaft der Humor nicht fehle, den burlesken Versuch von Schreiner (Homers Odyssee ein mysteriöses Epos, Braunschweig 1901), der die homerischen Helden zu Semiten, die Erzählungen der alten Epen zu historischen Begebenheiten der israelitischen Geschichte gestempelt hat; oder die Phantasien von Knötel (Homeros der Blinde von Chios, 2 Bände, Leipzig 1894), der nach der antiken Fabel den Homer seiner Tochter, als er sie mit Kreophylos verheiratete, eine Abschrift seiner gesammelten Werke mitgeben läßt![17a])

Durch die Engländer war der Boden bereitet, auf dem eine neue Erkenntnis vom Werden und Wachsen der epischen Poesie bei den Griechen erblühen konnte. Bereits auch hatten der Abbé Fr. Hédelin d'Aubignac (1664) und Giambattista Vico in seinen Principi di scienza nuova (1730) dem Namen Homers seinen historischen Karakter abgesprochen und die homerischen Epen für das Werk vieler aufeinanderfolgender Dichter erklärt, indem Vico vorzüglich einen ‚Homer' der Ilias im nordöstlichen Griechenland (Thessalien), einen ‚Homer' der Odyssee im südwestlichen Griechenland (im westlichen Peloponnes oder auf den vorgelagerten Inseln) annahm.[17b]) Den Umschwung aber brachten erst Friedrich August Wolfs Prolegomena ad Homerum (Halle 1795), deren Erscheinen in allen literarisch interessierten Kreisen ein ungeheures Aufsehen erregte und u. a. bei W. v. Humboldt und Fr. Schlegel lebhafte Zustimmung, bei anderen (St. Croix, L. Hug) ebenso entschiedene Ablehnung fand. Die Bedeutung des Buches liegt darin begründet, daß es den Glauben an die innere Einheit der homerischen Epen erschütterte, indem es zur Vorbereitung einer kritischen Ausgabe die Anschauungen d'Aubignacs in methodischer Beweisführung aus der Ueberlieferungsgeschichte des Epos zu erhärten unternahm. Die Ansicht Wolfs ist kurz die folgende: Ein primitives Zeitalter (etwa um 950 v. Chr.) hat eine Reihe kürzerer Einzelgesänge hervorgebracht, die ungeschrieben von Mund zu Mund sich fortpflanzten und dabei manche absichtlichen oder zufälligen Aenderungen und Entstellungen erlitten;

ein einzelner Sänger (Homer) begann die Dichtung und führte sie bis zu einem gewissen Punkte fort, spätere Dichter spannen das Thema weiter und dichteten im Plane der ursprünglichen Gesänge neue Lieder hinzu; die äußere Einheitlichkeit des Epos aber wurde erst um das Jahr 550 v. Chr. erreicht, als Peisistratos durch seine literarischen Berater die homerischen Gedichte zusammenstellen ließ; noch später haben geschulte Kritiker (Diaskeuasten) das Werk überarbeitet, ausgeputzt, sprachliche Inkongruenzen und Widersprüche der stofflichen Behandlung beseitigt. Die Gründe indessen, mit denen Wolf das Gebäude seiner Theorie stützte, waren rein äußerliche, indem er vor allem die Frage nach dem Alter der Schreibkunst, das er verhältnismäßig niedrig einschätzte, und die Ueberlieferung von der peisistratischen Redaktion untersuchte. Und da Wolf auch keine klaren Vorstellungen von dem Wesen der Volkspoesie auf den frühesten Stufen ihrer Entwicklung hatte, so mußte in den konzentrierten Angriffen der Gegner der positive wissenschaftliche Gehalt seiner Theorie, deren wichtigste Stützen eine nach der andern zu Boden fielen, nach und nach sich verflüchtigen.[17c]) Heute wissen wir, daß der Schriftgebrauch (die *γοινικήια γράμματα*: Herodot V 58) von den Griechen, zuerst von den Joniern, bereits im 10./9. Jh. aus der phönizischen Buchstabenschrift übernommen und sicher schon während des 8. Jhs. in offiziellen Dokumenten (vgl. die Liste der spartanischen Ephoren von 757 ab), von den Dichtern des 7. Jhs. (Kallinos, Tyrtaios, Archilochos u. a.) zu literarischen Zwecken geübt worden ist: Archilochos (um 650: Fragment 96 H.) erwähnt selbst schon die *σκυτάλη*, den um einen Stab gewickelten Lederriemen mit schriftlichen Mitteilungen. Schon danach ist es von vornherein unglaublich, daß die Ueberlieferung von der erstmaligen Sammlung und Niederschrift der homerischen Epen durch Peisistratos auf historischem Grunde beruht.

Nach der mehr auf das Aeußerliche gerichteten Arbeit Wolfs, die jedoch durch ihre tiefeingreifende, methodische Kritik dem Homerstudium die fruchtbarste Anregung gegeben hat, wandte man sich der Beschäftigung mit den homerischen Gedichten selbst zu. Der bekannte Philologe und Germanist Karl Lachmann hat das Verdienst, in seinen 1837 und 1841 erschienenen Untersuchungen über die Ilias die von Heyne 1802, Koës 1806, Spohn 1814 aufgenommene analytische Forschungsmethode vollendet zu haben, indem er den von Wolf kaum beachteten kleinen Widersprüchen innerhalb der Dichtung seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Diese Widersprüche und Unebenheiten, die Lachmann mit der strengen Einheit einer organisch entwickelten Dichtung nicht vereinbar erschienen, ließen ihn auf eine Zusammensetzung des Epos aus 15 (bezw. 16) kleineren Einzelliedern schließen, wie er

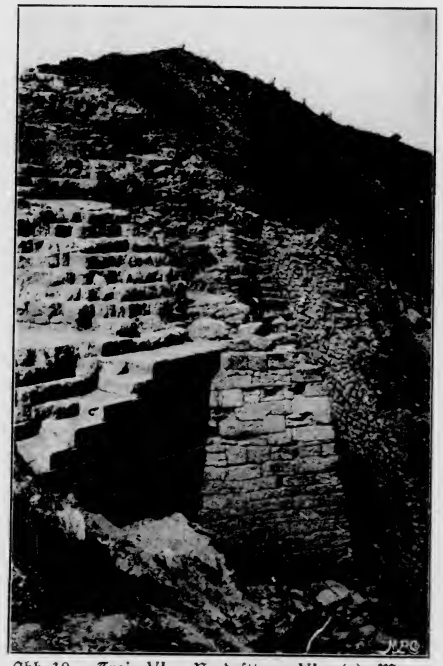


Abb. 10 · Troja VI · Nordostturm VI g (a); Mauer und Treppe der VIII. (b), Stützmauer der IX. Schicht (c)

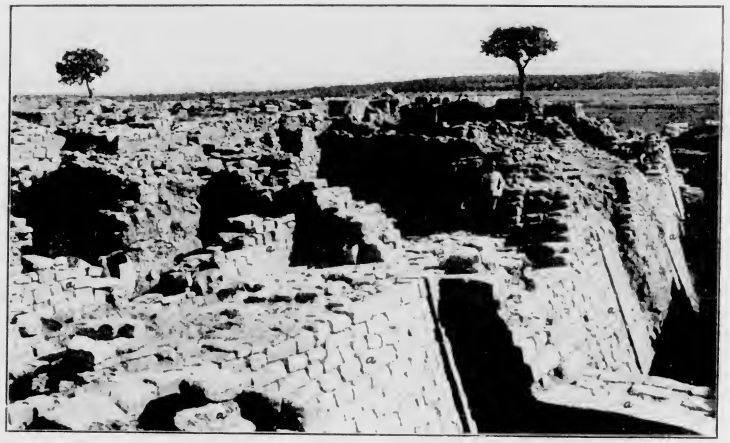


Abb. 9 · Troja VI · Oestliche Burgmauer mit Turm VI h (a); Fundamente der IX. Schicht (b), dazwischen Hausmauern der VII. Schicht: S. 60

für das andere Geschlecht. Und diese losen Gesänge wurden erst gegen 500 Jahre später in einem epischen Gedichte gesammelt'.[17]) Man ist unwillkürlich versucht, hierbei an die Torheit von Sam. Butler zu denken, der in unsern Tagen dem Dichter der Odyssee den Unterrock angezogen hat (The authoress of the Odyssey, New-York und Bombay 1897). Und damit vergleiche man, auf daß auch in der ernsten Wissenschaft der Humor nicht fehle, den burlesken Versuch von Schreiner (Homers Odyssee ein mysteriöses Epos, Braunschweig 1901), der die homerischen Helden zu Semiten, die Erzählungen der alten Epen zu historischen Begebenheiten der israelitischen Geschichte gestempelt hat; oder die Phantasien von Knötel (Homeros der Blinde von Chios, 2 Bände, Leipzig 1894), der nach der antiken Fabel den Homer seiner Tochter, als er sie mit Kreophylos verheiratete, eine Abschrift seiner gesammelten Werke mitgeben läßt![17a])

Durch die Engländer war der Boden bereitet, auf dem eine neue Erkenntnis vom Werden und Wachsen der epischen Poesie bei den Griechen erblühen konnte. Bereits auch hatten der Abbé Fr. Hédelin d'Aubignac (1664) und Giambattista Vico in seinen Principi di scienza nuova (1730) dem Namen Homers seinen historischen Karakter abgesprochen und die homerischen Epen für das Werk vieler aufeinanderfolgender Dichter erklärt, indem Vico vorzüglich einen ‚Homer' der Ilias im nordöstlichen Griechenland (Thessalien), einen ‚Homer' der Odyssee im südwestlichen Griechenland (im westlichen Peloponnes oder auf den vorgelagerten Inseln) annahm.[17b]) Den Umschwung aber brachten erst Friedrich August Wolfs Prolegomena ad Homerum (Halle 1795), deren Erscheinen in allen literarisch interessierten Kreisen ein ungeheures Aufsehen erregte und u. a. bei W. v. Humboldt und Fr. Schlegel lebhafte Zustimmung, bei anderen (St. Croix, L. Hug) ebenso entschiedene Ablehnung fand. Die Bedeutung des Buches liegt darin begründet, daß es den Glauben an die innere Einheit der homerischen Epen erschütterte, indem es zur Vorbereitung einer kritischen Ausgabe die Anschauungen d'Aubignacs in methodischer Beweisführung aus der Ueberlieferungsgeschichte des Epos zu erhärten unternahm. Die Ansicht Wolfs ist kurz die folgende: Ein primitives Zeitalter (etwa um 950 v. Chr.) hat eine Reihe kürzerer Einzelgesänge hervorgebracht, die ungeschrieben von Mund zu Mund sich fortpflanzten und dabei manche absichtlichen oder zufälligen Aenderungen und Entstellungen erlitten;

ein einzelner Sänger (Homer) begann die Dichtung und führte sie bis zu einem gewissen Punkte fort, spätere Dichter spannen das Thema weiter und dichteten im Plane der ursprünglichen Gesänge neue Lieder hinzu; die äußere Einheitlichkeit des Epos aber wurde erst um das Jahr 550 v. Chr. erreicht, als Peisistratos durch seine literarischen Berater die homerischen Gedichte zusammenstellen ließ; noch später haben geschulte Kritiker (Diaskeuasten) das Werk überarbeitet, ausgeputzt, sprachliche Inkongruenzen und Widersprüche der stofflichen Behandlung beseitigt. Die Gründe indessen, mit denen Wolf das Gebäude seiner Theorie stützte, waren rein äußerliche, indem er vor allem die Frage nach dem Alter der Schreibkunst, das er verhältnismäßig niedrig einschätzte, und die Ueberlieferung von der peisistratischen Redaktion untersuchte. Und da Wolf auch keine klaren Vorstellungen von dem Wesen der Volkspoesie auf den frühesten Stufen ihrer Entwicklung hatte, so mußte in den konzentrierten Angriffen der Gegner der positive wissenschaftliche Gehalt seiner Theorie, deren wichtigste Stützen eine nach der andern zu Boden fielen, nach und nach sich verflüchtigen.[17c]) Heute wissen wir, daß der Schriftgebrauch (die *γοινικήια γράμματα:* Herodot V 58) von den Griechen, zuerst von den Joniern, bereits im 10./9. Jh. aus der phönizischen Buchstabenschrift übernommen und sicher schon während des 8. Jhs. in offiziellen Dokumenten (vgl. die Liste der spartanischen Ephoren von 757 ab), von den Dichtern des 7. Jhs. (Kallinos, Tyrtaios, Archilochos u. a.) zu literarischen Zwecken geübt worden ist: Archilochos (um 650: Fragment 96 H.) erwähnt selbst schon die *σκυτάλη*, den um einen Stab gewickelten Lederriemen mit schriftlichen Mitteilungen. Schon danach ist es von vornherein unglaublich, daß die Ueberlieferung von der erstmaligen Sammlung und Niederschrift der homerischen Epen durch Peisistratos auf historischem Grunde beruht.

Nach der mehr auf das Aeußerliche gerichteten Arbeit Wolfs, die jedoch durch ihre tiefeingreifende, methodische Kritik dem Homerstudium die fruchtbarste Anregung gegeben hat, wandte man sich der Beschäftigung mit den homerischen Gedichten selbst zu. Der bekannte Philologe und Germanist Karl Lachmann hat das Verdienst, in seinen 1837 und 1841 erschienenen Untersuchungen über die Ilias die von Heyne 1802, Koës 1806, Spohn 1814 aufgenommene analytische Forschungsmethode vollendet zu haben, indem er den von Wolf kaum beachteten kleinen Widersprüchen innerhalb der Dichtung seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Diese Widersprüche und Unebenheiten, die Lachmann mit der strengen Einheit einer organisch entwickelten Dichtung nicht vereinbar erschienen, ließen ihn auf eine Zusammensetzung des Epos aus 15 (bezw. 16) kleineren Einzelliedern schließen, wie er

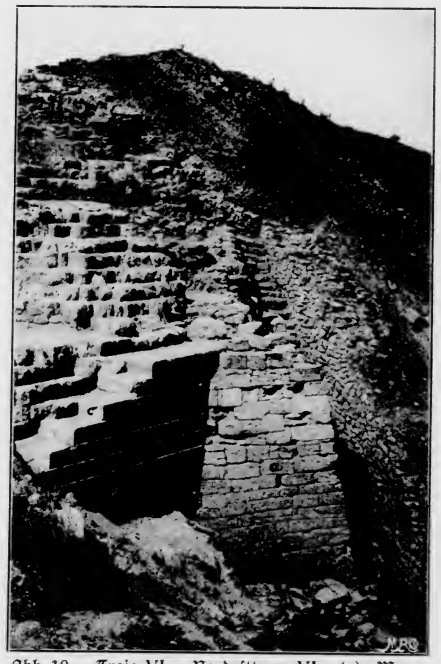


Abb. 10 · Troja VI · Nordostturm VI g (a); Mauer und Treppe der VIII. (b), Stützmauer der IX. Schicht (c)

früher bereits (1816) durch eine scharfsinnige Inhaltsanalyse das Nibelungenlied in 20 selbständige Einzelgesänge aufgelöst hatte. Die unabhängig voneinander entstandenen Kleinlieder, nach deren Verfasser Lachmann noch nicht fragte, sollten — in der Zeit des Peisistratos — zur Einheit des Epos zusammengeschweißt worden sein, ohne daß ein einzelner Dichter einen bestimmenden Einfluß auf den Gesamtplan der Dichtung gehabt und irgendwelche erhebliche Umwandlung der Lieder zum Zwecke ihrer Zusammenpassung vorgenommen hätte. Die Einheit der Dichtung sollte vielmehr von vornherein durch den Sagenstoff gegeben gewesen sein, in dessen Rahmen ‚Homer' — ein Sammelname für die Vielheit der am epischen Gesange beteiligten Dichter, keine dichterische Individualität [18]) — die balladenartigen Einzellieder komponiert hätte. Lachmann hat später in Moriz Haupt, Köchly, Curtius und anderen überzeugte Anhänger und Verteidiger gefunden, die seine Lehre allerdings z. T. wesentlich modifiziert haben (vornehmlich Köchly 1861).

Gegenüber der Lachmannschen Kleinliedertheorie, welche die Einheit der homerischen Epen nur sehr äußerlich erklärte und insbesondere die allmähliche Entstehung und Umbildung der Volkssage völlig vernachlässigte, hat Gottfried Hermann die Wolfschen Ideen nach einer anderen Richtung weiterentwickelt, indem er (schon vor Lachmann: von 1832 bis 1840, vgl. Opuscula V, VI, VIII) die Einheitlichkeit des allgemeinen Planes der Dichtung in den Vordergrund rückte. Denn warum wurde das Liedergewebe, das nach Wolf von dem ersten Dichter nur bis zu einem gewissen Punkte geführt worden war, von den späteren Fortsetzern genau den Anfängen entsprechend fortgewirkt, nicht die Ilias z. B. bis zur Zerstörung Trojas weitergedichtet? Weil schon der erste Dichter einen Gesamtplan entworfen hätte, der durch seine poetische Bedeutsamkeit die Arbeit aller folgenden Dichter bestimmte, so daß sie sich auf die Ausmalung einzelner Szenen, die Eindichtung von Parallelerzählungen und die Ueberarbeitung der ursprünglichen Dichtform beschränkten. Ein historischer Homer steht hier wie bei Wolf am Anfang der Entwicklung. Die originale Skizze einer Ur-Ilias (Achilleïs) und einer Ur-Odyssee aber soll dann in langsamer und stetiger Erweiterung zu dem Umfange angewachsen sein, den die homerischen Epen bei ihrer Niederschrift unter Peisistratos gewonnen hätten. Die Hermannsche Erweiterungstheorie hat in der Folgezeit die mannigfachsten Ausgestaltungen erfahren. Von ihren Anhängern nenne ich hier nur einige der angesehensten Namen: Kayser, Grote, Düntzer, Friedländer, Bergk, Niese, Fick, Christ, M. Croiset, Jebb, W. Leaf, von denen bezeichnenderweise Christ, ausgehend von einer raffiniert ausgedachten Vermittlungstheorie, sich einer unitarischen Auffassung mehr und mehr genähert hat.[19]) Auf die Odyssee übertragen wurde die Hermannsche Anschauung — nach einem weniger glücklichen Versuche von Kayser — durch Adolf Kirchhoff, der vom Jahre 1859 an in einer Reihe von Einzelschriften eine eindringende Inhaltsanalyse des Epos geliefert hat. Auf seinen Schultern steht unter anderen Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff in seinen ‚Homerischen Untersuchungen' (1884). [20])

Indessen hatte schon zu Lachmanns und Hermanns Zeit die Reaktion sich erhoben, geführt von dem unermüdlichen Gregor Wilhelm Nitzsch, dessen ganze Lebensarbeit vom Jahre 1828 an im Homerstudium aufgegangen ist. Zur Zeit seines Lebens wenig anerkannt, meistens ignoriert, sind doch seine Arbeiten in Verteidigung einer einheitlichen Auffassung der homerischen Epen bahnbrechend geworden. Im Gegensatze zu Wolf und seinen Nachfolgern, die Homer mit dem Sänger der ursprünglichen, später mechanisch verbundenen oder organisch erweiterten Lieder identifizierten, betonte er die organische Einheit der großen Epopöe, die nur durch einen echten Dichtergeist, allerdings mit Benutzung älterer epischer Lieder, geschaffen sein könne: und dieser Dichter, der das Gesamtepos konzipierte, indem er ältere Einzelgesänge zur Grundlage nahm, vielleicht auch manches daraus wörtlich entlehnte, gilt ihm als die Dichterindividualität Homer. In der Odyssee aber findet er die Originalität des Dichters vollkommener ausgeprägt als in der Ilias, weil in jener sein Genius freier schaltete und von den

überlieferten älteren Gesängen sich weniger abhängig machte als in der Ilias.

Es ist jedoch nicht zu verwundern, daß in einer Zeit, in der man die Inhaltsanalyse als die allein zuverlässige Methode der Homerforschung betrachtete, die Stimme von Nitzsch fast ungehört verhallte. Auch die Anhänger seiner Lehre, unter denen ich den genialen Otfried Müller, Welcker, Lehrs, Ritschl, Nägelsbach, Madvig, Volkmann, Kammer, Burckhardt, Andrew Lang, vor allem den unvergeßlichen Erwin Rohde erwähne, haben den unitarischen Bestrebungen der Homerkritik nicht zum Siege verhelfen können, weil vor allem die deutsche Kritik unter dem übermächtigen Schulzwange Lachmanns und Hermanns lag.[20a]) Der Kampf zwar gegen die rein äußerlichen Beweisgründe Wolfs, den Nitzsch zuerst mit voller Schärfe aufnahm, war leicht gewonnen, wenngleich Lachmann die sehr einleuchtenden Gegenargumente einfach übersah. Auch der Lachmannsche Versuch, durch mechanische Zerstückelung der griechischen und germanischen Nationalepen die Entwicklung des epischen Gesanges klarzulegen, mußte jeder unbefangenen Kritik unhaltbar erscheinen: denn die aus dem Zusammenhange des Epos ausgelösten Einzellieder, die eine selbständige Existenz gehabt haben sollen, ehe sie in den Rahmen der Epopöe eingespannt wären, bleiben auch in ihrer Vereinzelung Teile eines größeren Ganzen, denen die innere Selbständigkeit wie die äußere Abrundung der Ballade fehlt.[20b]) Die Hermannsche Erweiterungstheorie aber hat eine prinzipielle Widerlegung gerade durch ihre eifrigsten Anhänger gefunden, indem diese, mit den gleichen Mitteln der philologischen Interpretation arbeitend, die Erweiterungsschichten des Epos bald so, bald so abteilten. Ja

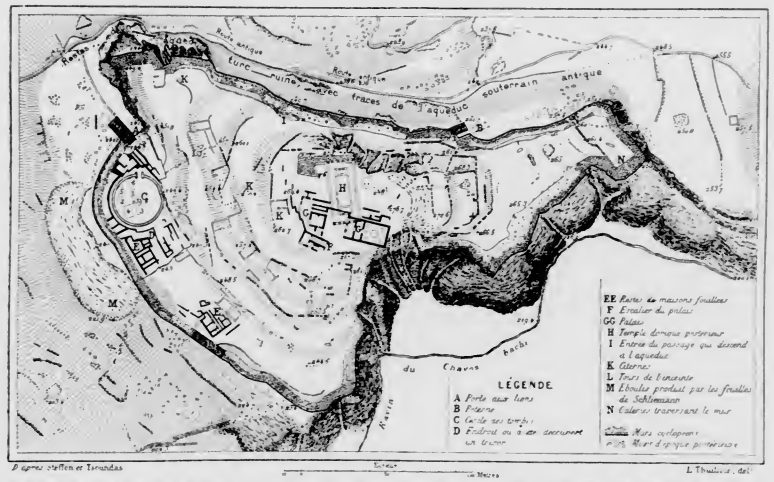


Abb. 11 · Plan der Burg von Mykenä: S. 62 f.

Wolf hatte schon mit prophetischem Blick die Unmöglichkeit vorausgesehen, auch nur mit Wahrscheinlichkeit genauer die Stellen zu bezeichnen, bei denen neue Fäden und Verkettungen des Liedergewebes anfingen (Praef. ad Iliad. p. XXVIII).

Freilich hatte auch Nitzsch bereits die Inkongruenzen und Widersprüche innerhalb der homerischen Dichtung, die scheinbar festen Stützen seiner Gegner, zum Teil wenigstens durch den Hinweis darauf zu entkräften versucht, daß Homer sich in Stoff und Form an ältere, widerspruchsvolle Lieder über den trojanischen Krieg angelehnt habe. Aber nicht mit der hinreichenden Schärfe hatte Nitzsch die

erste Vorfrage untersucht, ob überhaupt die analytische Methode der Homerkritik den mit vieler Prätension vertretenen Anspruch auf absolute Gültigkeit und Zuverlässigkeit rechtfertigt. Ich muß mit aller Entschiedenheit diesen Anspruch bestreiten, durch rein logische Analyse das Wesen der homerischen Poesie ergründen und den Entwicklungsgang der epischen Poesie bei den Griechen aus dem homerischen Epos selbst mit Sicherheit klarlegen zu wollen, weil diese Art von Analyse die Dichtung selbst ästhetisch vergewaltigt. Nach dem Verfahren der Analytiker nämlich erkennt man einen sachlichen Widerspruch zwischen dieser und jener Stelle des Epos und dekretiert nun, indem man eine

Abb. 12 · Burghügel von Mykenä (im Vordergrund): S. 62

planmäßige Verarbeitung und Ausgestaltung des ganzen epischen Stoffes als selbstverständlich vorausgesetzt: also klafft zwischen den herangezogenen Stellen eine Fuge, also gehört die eine von beiden einer nachträglichen Erweiterung an oder beide Stellen führen auf ursprünglich selbständige Einzelgesänge zurück, deren Verfasser von wesentlich verschiedenen dichterischen Voraussetzungen ausgingen. Dabei läßt man den oder jenen Widerspruch als irrelevanten Irrtum des Poeten passieren, um einen andern mit um so größerem Nachdruck betonen zu können. Und indem man bei Wiederholung gleicher oder ähnlicher Verse oder poetischer Situationen in ästhetisierender Betrachtung die eine Stelle als wertlose Nachdichtung der anderen erklärt, gewinnt man eine zeitliche Abfolge zwischen den verschiedenen Teilen des Epos, die sich schließlich zu einer Entwicklungsgeschichte der Epopöe, zu einer Literaturgeschichte des homerischen Zeitalters verdichtet.

Und doch ist die erste Voraussetzung der ganzen Methode, die Uebertragung unseres modernen ästhetischen Empfindens auf die Kritik der homerischen Dichtung, weder eine an sich natürliche, noch auch nur eine in der relativen Vollkommenheit dieser Epen begründete Forderung. Die homerische Poesie ist wie eine schöne wilde Blume, die aus jungfräulichem Erdreich hervorgewachsen ist; aber wie auch in ihrer freiesten Entfaltung manches Blatt verkümmert, manche Knospe nicht zur Blüte gelangt, so dürfen wir auch bei Homer nicht die Verkörperung strengster, gar schablonischer Stilgesetze finden wollen, die aus jahrtausendelanger Blüte der Dichtkunst abgeleitet sind. Gänzlich unmethodisch aber ist es, aus innerer Qualität der Widersprüche ihre Verwertung oder Nichtverwertung bei der Inhaltsanalyse Homers zu begründen, da absichtliche oder unabsichtliche Verletzungen der logischen Perspektive in aller Dichtung sich finden und selbst die schwersten Anstöße durch Analogien nicht bloß des Volksgesanges, sondern selbst der Kunstpoesie geschützt sind. Zu den gröbsten Verstößen im Homer, die man heute nur in einem Hintertreppen-Kolportageroman entschuldigen möchte, gehört das Wiederauftreten des Paphlagonierkönigs Pylaimenes in Il. N 658, nachdem er in E 576 im Kampfe mit Menelaos gefallen war. Sollte man es nun für möglich halten, daß selbst ein Kunstdichter wie Ariost im Rasenden Roland (18,45 mit 40,73 und 41,6), ein Romanzier wie Thackeray in The Newcomes sich des gleichen Versehens schuldig gemacht haben (vgl. auch Anmerk. 32b)? Um wieviel mehr werden wir geringere Verstöße der homerischen Dichtung erklärbar finden, für welche gerade die germanische Volksepik,

Nibelungen und Gudrun, schlagende Parallelen bietet! Im besonderen muß hier darauf hingewiesen werden, daß bei Wiederholungen der Gedanke manchesmal in einer Beziehung an der ersten Stelle passend und an der zweiten unpassend erscheint, in einer andern Beziehung aber umgekehrt. Bei Unebenheiten und Widersprüchen ist häufig nur eine technisch erklärbare Unbeholfenheit des Dichters zu konstatieren, welcher die handelnden Personen gelegentlich etwas erwähnen läßt, wovon sie eigentlich nichts wissen können, welcher gleichzeitige, aber für unser Schauen unvereinbare Ereignisse nacheinander erzählt, ohne ihre Gleichzeitigkeit entsprechend deutlich zu machen, welcher besonders häufig in der Vorbereitung späterer Ereignisse seine Personen etwas sagen oder tun läßt, was sich von ihrem Standpunkte aus nicht völlig erklärt.[21]) Die gegenwärtige Richtung der klassischen Philologie ist eine im wesentlichen konservative geworden, nachdem eine tumultuarische Kritik lange Zeit selbst an den Grundlagen unserer wissenschaftlichen Erkenntnis gerüttelt hat. Die wissenschaftliche Forschung folgt damit nicht zum wenigsten einem Zuge der Zeit, indem sie in der Erklärung früher unüberwindlicher Schwierigkeiten die Psychologie an die Stelle der Logik, die Anomalie an die Stelle der Analogie gesetzt hat: die pergamenische Schultradition ist wieder zu Ehren gebracht. Und ein Drang nach historischer Erkenntnis hat sich der Geister bemächtigt, der auch die klassische Philologie mehr und mehr aus den ruhigen, aber seichten Gewässern einseitig kritischer und ästhetischer Textbehandlung in die tieferen, aber klippenreichen Strömungen einer allgemeineren, genetischen und kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise gesteuert hat. Dementsprechend sind auch die Mittel unserer geschichtlichen Erkenntnis gewachsen. Für die griechische Urzeit insbesondere, der die Anfänge der epischen Volkspoesie angehören, hat sich, von den Entdeckungen Schliemanns in Troja, Mykenä, Tiryns, Orchomenos angefangen bis zu den jüngsten Ausgrabungen der italienischen und englischen Gelehrten auf dem uralten Kulturboden Kretas, der Horizont unseres geschichtlichen Wissens immer mehr erweitert. Eine Periode frühester Kultur ist leibhaftig vor unser sehendes Auge getreten, die früher auch das geistige Schauen nicht einmal geahnt hatte; und so wenig unsere Erkenntnis dieser sogenannten mykenischen Kultur abgeschlossen ist, ebensowenig vermögen

Abb. 13 · Fragment der ‚Kriegervase' von der Burg Mykenä (1/4): S. 100f.

wir heute bereits alle Fäden bloßzulegen und zu entwirren, welche die älteste griechische Poesie, die homerische Dichtung, mit jener alten Kulturwelt verbinden. Die kretischen Funde der letzten Jahre vor allem haben auch das Homerproblem wieder in eine andere Beleuchtung gerückt. Noch steht die wissenschaftliche Welt in Staunen vor dem überraschenden Lichte, das hier über einer in Dunkel versunkenen Kultur aufgegangen ist. Vor 1903 hatte auch noch keine Stimme sich vernehmen lassen, die das neue Kulturzentrum des ‚mykenischen' Griechentums für die homerische Welt reklamiert und die epischen Lieder, die man einst in Knosos und Phaistos gesungen hat, angegliedert hätte an die Heldengesänge, die an den Fürstenhöfen

erste Vorfrage untersucht, ob überhaupt die analytische Methode der Homerkritik den mit vieler Prätension vertretenen Anspruch auf absolute Gültigkeit und Zuverlässigkeit rechtfertigt. Ich muß mit aller Entschiedenheit diesen Anspruch bestreiten, durch rein logische Analyse das Wesen der homerischen Poesie ergründen und den Entwicklungsgang der epischen Poesie bei den Griechen aus dem homerischen Epos selbst mit Sicherheit klarlegen zu wollen, weil diese Art von Analyse die Dichtung selbst ästhetisch vergewaltigt. Nach dem Verfahren der Analytiker nämlich erkennt man einen sachlichen Widerspruch zwischen dieser und jener Stelle des Epos und dekretiert nun, indem man eine Entwicklungsgeschichte der Epopöe, zu einer Literaturgeschichte des homerischen Zeitalters verdichtet.

Abb. 12 · Burghügel von Mykenä (im Vordergrund): S. 62

Und doch ist die erste Voraussetzung der ganzen Methode, die Uebertragung unseres modernen ästhetischen Empfindens auf die Kritik der homerischen Dichtung, weder eine an sich natürliche, noch auch nur eine in der relativen Vollkommenheit dieser Epen begründete Forderung. Die homerische Poesie ist wie eine schöne wilde Blume, die aus jungfräulichem Erdreich hervorgewachsen ist; aber wie auch in ihrer freiesten Entfaltung manches Blatt verkümmert, manche Knospe nicht zur Blüte gelangt, so dürfen wir auch bei Homer nicht die Verkörperung strengster, gar schablonischer Stilgesetze finden wollen, die aus jahrtausendelanger Blüte der Dichtkunst abgeleitet sind. Gänzlich unmethodisch aber ist es, aus innerer Qualität der Widersprüche ihre Verwertung oder Nichtverwertung bei der Inhaltsanalyse Homers zu begründen, da absichtliche oder unabsichtliche Verletzungen der logischen Perspektive in aller Dichtung sich finden und selbst die schwersten Anstöße durch Analogien nicht bloß des Volksgesanges, sondern selbst der Kunstpoesie geschützt sind. Zu den gröbsten Verstößen im Homer, die man heute nur in einem Hintertreppen-Kolportageroman entschuldigen möchte, gehört das Wiederauftreten des Paphlagonierkönigs Pylaimenes in Il. N 658, nachdem er in E 576 im Kampfe mit Menelaos gefallen war. Sollte man es nun für möglich halten, daß selbst ein Kunstdichter wie Ariost im Rasenden Roland (18,45 mit 40,73 und 41,6), ein Romanzier wie Thackeray in The Newcomes sich des gleichen Versehens schuldig gemacht haben (vgl. auch Anmerk. 32b)? Um wieviel mehr werden wir geringere Verstöße der homerischen Dichtung erklärbar finden, für welche gerade die germanische Volksepik, planmäßige Verarbeitung und Ausgestaltung des ganzen epischen Stoffes als selbstverständlich voraussetzt: also klafft zwischen den herangezogenen Stellen eine Fuge, also gehört die eine von beiden einer nachträglichen Erweiterung an oder beide Stellen führen auf ursprünglich selbständige Einzelgesänge zurück, deren Verfasser von wesentlich verschiedenen dichterischen Voraussetzungen ausgingen. Dabei läßt man den oder jenen Widerspruch als irrelevanten Irrtum des Poeten passieren, um einen andern mit um so größerem Nachdruck betonen zu können. Und indem man bei Wiederholung gleicher oder ähnlicher Verse oder poetischer Situationen in ästhetisierender Betrachtung die eine Stelle als wertlose Nachdichtung der anderen erklärt, gewinnt man eine zeitliche Abfolge zwischen den verschiedenen Teilen des Epos, die sich schließlich zu einer

Nibelungen und Gudrun, schlagende Parallelen bietet! Im besonderen muß hier darauf hingewiesen werden, daß bei Wiederholungen der Gedanke manchesmal in einer Beziehung an der ersten Stelle passend und an der zweiten unpassend erscheint, in einer andern Beziehung aber umgekehrt. Bei Unebenheiten und Widersprüchen ist häufig nur eine technisch erklärbare Unbeholfenheit des Dichters zu konstatieren, welcher die handelnden Personen gelegentlich etwas erwähnen läßt, wovon sie eigentlich nichts wissen können, welcher gleichzeitige, aber für unser Schauen unvereinbare Ereignisse nacheinander erzählt, ohne ihre Gleichzeitigkeit entsprechend deutlich zu machen, welcher besonders häufig in der Vorbereitung späterer Ereignisse seine Personen etwas sagen oder tun läßt, was sich von ihrem Standpunkte aus nicht völlig erklärt.[21]) Die gegenwärtige Richtung der klassischen Philologie ist eine im wesentlichen konservative geworden, nachdem eine tumultuarische Kritik lange Zeit selbst an den Grundlagen unserer wissenschaftlichen Erkenntnis gerüttelt hat. Die wissenschaftliche Forschung folgt damit nicht zum wenigsten einem Zuge der Zeit, indem sie in der Erklärung früher unüberwindlicher Schwierigkeiten die Psychologie an die Stelle der Logik, die Anomalie an die Stelle der Analogie gesetzt hat: die pergamenische Schultradition ist wieder zu Ehren gebracht. Und ein Drang nach historischer Erkenntnis hat sich der Geister bemächtigt, der auch die klassische Philologie mehr und mehr aus den ruhigen, aber seichten Gewässern einseitig kritischer und ästhetischer Textbehandlung in die tieferen, aber klippenreichen Strömungen einer allgemeineren, genetischen und kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise gesteuert hat. Dementsprechend sind auch die Mittel unserer geschichtlichen Erkenntnis gewachsen. Für die griechische Urzeit insbesondere, der die Anfänge der epischen Volkspoesie angehören, hat sich, von den Entdeckungen Schliemanns in Troja, Mykenä, Tiryns, Orchomenos angefangen bis zu den jüngsten Ausgrabungen der italienischen und englischen Gelehrten auf dem uralten Kulturboden Kretas, der Horizont unseres geschichtlichen Wissens immer mehr erweitert. Eine Periode frühester Kultur ist leibhaftig vor unser sehendes Auge getreten, die früher auch das geistige Schauen nicht einmal geahnt hatte; und so wenig unsere Erkenntnis dieser sogenannten mykenischen Kultur abgeschlossen ist, ebensowenig vermögen

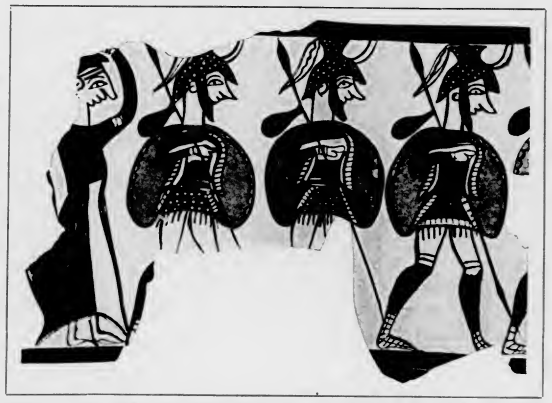


Abb. 13 · Fragment der ‚Kriegervase' von der Burg Mykenä (1/4): S. 100f.

wir heute bereits alle Fäden bloßzulegen und zu entwirren, welche die älteste griechische Poesie, die homerische Dichtung, mit jener alten Kulturwelt verbinden. Die kretischen Funde der letzten Jahre vor allem haben auch das Homerproblem wieder in eine andere Beleuchtung gerückt. Noch steht die wissenschaftliche Welt in Staunen vor dem überraschenden Lichte, das hier über einer in Dunkel versunkenen Kultur aufgegangen ist. Vor 1903 hatte auch noch keine Stimme sich vernehmen lassen, die das neue Kulturzentrum des ‚mykenischen' Griechentums für die homerische Welt reklamiert und die epischen Lieder, die man einst in Knosos und Phaistos gesungen hat, angegliedert hätte an die Heldengesänge, die an den Fürstenhöfen

von Mykenä, Orchomenos und Athen erklangen.

Die Erkenntnis freilich, daß die in den homerischen Epen geschilderte Kultur in bestimmten Zügen mit den Funden aus der mykenischen Periode Griechenlands übereinstimmt, ist heute in die weitesten Kreise gedrungen. Nach der kühnen Entdeckerfreude, mit der Schliemann zum Spotte der gelehrten Welt sich rühmte, in Troja den Schatz des Priamos, in Mykenä die Königsleiche des Agamemnon wiedergefunden zu haben, ist man in der Würdigung jener glänzenden kulturgeschichtlichen Funde wohl nüchterner, kritischer geworden. Aber auch die Anhistoresie, mit der man früher die ‚homerischen Realien' im Lichte der Kultur des 6. und 5. Jhs. v. Chr. betrachtete, ist einer weniger befangenen Anschauung der homerischen Welt gewichen.[22])

Abb. 14 · Goldring aus Mykenä (3/2): S. 84

Bevor wir jedoch hiernach an die Einzeluntersuchung der homerischen Epen herantreten, müssen wir die für unsere Gesamtanschauung entscheidende Vorfrage erledigen, wie die Entstehung der homerischen Gedichte aus dem Wesen des epischen Volksgesanges sich erklärt. Denn daß Ilias und Odyssee, gleichwie das Nibelungenlied, im Gegensatze zur ‚gelehrten' Dichtung enge Beziehungen zur Volkspoesie haben, ist bereits von Blackwell und Wood, danach in einer bekannten, phantastischen Abhandlung Herders über ‚Homer, ein Günstling der Zeit' (1795) festgestellt worden. Die Gedanken Herders sind von den Romantikern weitergesponnen worden; aber ihre mystischen Lehren über das Epos, das ‚mehr entstanden und gewachsen ist, als entworfen und ausgeführt ward' (Friedrich Schlegel), das ‚sich selbst dichten, von keinem Dichter geschrieben werden muß' (Jakob Grimm), haben es verschuldet, daß man in der Philologenzunft den Konstruktionen der vergleichenden Literaturgeschichte lange Zeit mißtrauisch und ablehnend gegenüberstand. Neuerdings geht man sogar soweit, das homerische Epos mit scharfer Pointe als ‚höfisch' zu bezeichnen und damit zur ‚bäuerischen' Volksdichtung in Gegensatz zu bringen.[23]) So ist für die verwickelten und verwirrten Probleme der Homerforschung, die einzelne neuere Kritiker wie Emperius und Cobet[23a]) zum Geständnis völliger Ohnmacht veranlaßt haben, eine wirkliche Lösung nur dann zu erhoffen, wenn es gelingt, das Homerproblem aus seiner splendid isolation zu befreien und in exakter, literarhistorischer Untersuchung die Methode der wechselseitigen Erhellung, die für die Gebiete der Sprachwissenschaft, der Sitten- und Rechtsforschung mit glänzendem Erfolge angewandt worden ist, auch für die Geschichte des epischen Volksgesanges fruchtbar zu machen. Die vergleichende Epenkunde aber geht den Analogien nach, welche der bei einzelnen Völkern auf niedriger Kulturstufe noch lebendige epische Volksgesang für die entwickelteren Formen der griechischen und germanischen Volksepik bietet, um daraus Rückschlüsse auf die uns unbekannte Vorgeschichte der großen Epopöe und auf die allgemeinen Lebensbedingungen der epischen Volkspoesie abzuleiten.

Abb. 15 · Goldring aus Mykenä (3/2)

Die Untersuchung muß sich hierauf den besonderen homerischen Problemen zuwenden, die in einer historischen Erklärung der Kunstsprache, des sagengeschichtlichen und poetischen Gehaltes der homerischen Dichtung gipfeln. Für weitere Kreise wird sich ein Verständnis dieser Fragen nur dadurch erzielen lassen, daß ich in die homerischen Untersuchungen eine Schilderung der ältesten, kretisch-mykenischen Kulturperiode Griechenlands einschalte, die gewiß nicht

die Zeit Homers gewesen ist, aus der indessen bei Homer noch ein letzter Nachhall zu uns herübertönt. Und damit baut sich unser ‚Homer' zu einem die Anfänge hellenischen Lebens, hellenischer Kultur und Poesie umspannenden Zeitgemälde aus, in dessen Rahmen wir eine historische Würdigung der homerischen Dichtung versuchen. Dagegen kann eine ästhetische, den dichterischen Wert von Ilias und Odyssee ausschöpfende Betrachtung nicht unsere Aufgabe sein, da sie der Literaturgeschichte im besonderen, nicht einer allgemeinen Weltgeschichte zukommt.[24]) Gleichermaßen würde es dem Karakter des Buches widersprechen, wenn ich mich unterfinge, in den nachfolgenden kurzen, oft nur skizzenhaften Versuchen — die Kürze ist durch den abgemessenen Umfang des Buches bedingt — die schwierigen und für einen größeren Leserkreis kaum verständlichen Fragen, die sich mit dem Homerproblem verbinden, in allen Einzelheiten aufrollen, beantworten und lösen zu wollen. Den Fachgenossen würde es als eine Anmaßung erscheinen, und die große Zahl der humanistisch gebildeten Laien, denen ich ein geschichtliches Verständnis Homers erschließen möchte, würde mir wenig Dank dafür wissen. Bei dem Doppelkarakter dieses Buches, das die Mehrzahl der Leser in ein historisches Studium des Homer erst einführen soll, das aber auch den Fachgenossen eine in einigen Punkten neue Auffassung der homerischen Fragen zu vermitteln bestimmt ist, liegt allerdings die Gefahr nahe, daß ich weder die einen, noch die andern völlig befriedige, daß ich den einen in den Zitaten, den Literaturnachweisen[25]), den philologischen Details der Darstellung nicht ausreichend erscheine, daß die andern hingegen wegen des gelehrten Ballastes meiner Ausführungen mich schelten. Diese mögen es verzeihen, daß ein Philologe auch in einer populär zu haltenden Schrift seine Natur nicht ganz verleugnen kann. Die andern mögen es beherzigen, daß jeder ernsthafte Gelehrte der Wissenschaft Dienste tut, auch der Wanderer im schlichten Gewande, wenn er die ausgefahrenen Gleise verläßt, um auf einem neuen Wege das gemeinsame große Ziel, die Erkenntnis der Wahrheit, zu erreichen. Und wenn ihn der Weg durch Dornen und Gestrüpp an einen Abgrund führen sollte, so mag er die Warnungstafel aufrichten, daß nicht, die ihm nachfolgen, auf dem gleichen Irrwege sich abmühen. Nur möge man ihm eines nicht verwehren, die Mitarbeit an den großen wissenschaftlichen Problemen der Gegenwart, und eines nicht bezweifeln, den Mut der in ernster Arbeit gewonnenen wissenschaftlichen Ueberzeugung, den Mut zur Wahrheit selbst um den Preis des Irrtums. In magnis voluisse sat est!

Volksage und Volksgesang

Es ist das Verdienst Steinthals (‚Das Epos', Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft V 1868 S. 1—57), die Entwicklungsgeschichte der Volksepik, die uns einen Einblick verschafft in die erste geistige Werkstätte des Volkes, durch Vergleich der finnisch-esthnischen Epik, der serbischen Volkspoesie und des Rolandsliedes mit den homerischen Gedichten und dem Nibelungenliede zuerst auf eine breitere Basis gestellt zu haben. Aber auch ihm lagen noch nicht die ausreichenden literargeschichtlichen Materialien vor, um an die Stelle aprioristischer Spekulationen überall die exakte Forschung setzen zu können. Erhardt in der umfassenden Einleitung seines Werkes ‚Die Entstehung der homerischen Gedichte' (Leipzig 1894) ist über Steinthal, dessen Ideen er aufgenommen hat, nicht wesentlich hinausgegangen. Erst Pöhlmann in seinem leider zu wenig beachteten Aufsatze ‚Zur geschichtlichen Be-

Abb. 16 · Der mykenische Palast · Rekonstruiert von Th. Chipiez: S. 62 f., 73

urteilung Homers'[26]) hat den Kreis seiner Studien weiter gespannt, indem er auch die Volksgesänge der Großrussen und der nördlichen Türk-Stämme zum Vergleich heranzog, die gerade für die älteste Entwicklungsstufe der Volksepik wichtig sind. Wenn trotzdem auch Pöhlmann noch nicht zu einer allseitigen Würdigung der Frage vorgedrungen ist, so liegt der Grund darin, daß er nur einzelne typische Züge jener Volksdichtung mit der homerischen Poesie zusammengehalten hat; daß er nur die formale Entwicklung des epischen Gesanges ins Auge gefaßt und dem Stoffe des Volksepos in seiner allmählichen Umbildung keine Aufmerksamkeit geschenkt hat; daß er endlich auch die Forschungen zur byzantinischen, slavischen und finnischen Epik nicht genügend berücksichtigt hat. Meine eigenen, selbständigen[27]) Studien hierüber sind durch Brugmanns Homervorlesungen (in Leipzig, W.S. 1891/92) angeregt worden, die auch meine Gesamtauffassung Homers bestimmend beeinflußt haben. Doch kann ich hier, um den Rahmen des Buches nicht zu sprengen, nur die Grundlinien der Untersuchung zeichnen. Von Wichtigkeit erscheint es mir dabei vor allem, den epischen Gesang der verschiedenen in Vergleich gebrachten Volksstämme als in sich geschlossenen Organismus zu betrachten und das tatsächliche Material hierfür bei aller Kürze möglichst vollständig vorzulegen.[27a])

Die Probleme der Ilias und der Nibelungen gehen in allen wesentlichen Punkten nebeneinander her. In beiden Epen liegt uns die letzte große Entwicklungsphase des epischen Volksgesanges vor, die in der Kompositionstechnik nicht minder wie in der psychologischen Durchdringung des dichterischen Stoffes ein gewaltiges Können offenbart. Die Vorstufen der Gesamtepen aber liegen in einer älteren, primitiveren Zeit, die in den großen Epopöen oft kaum in Spuren noch erkennbar ist, weil ihre Dichter mit den Erzeugnissen des älteren Volksgesanges aufs freieste geschaltet haben. In den epischen Studien, die zur Erkenntnis jener Vorstufen führen, ist die deutsche Philologie der griechischen um ein bedeutendes Stück voraus, einmal weil wir in der germanischen Sage noch den ganzen epischen Zyklus besitzen, aus dem die Nibelungensage als der glänzendste Edelstein hervorleuchtet; zum andern tritt uns die letzte Redaktion des Nibelungenliedes

durchaus nicht in jener Einheitlichkeit entgegen, welche die homerischen Epen im Laufe einer langen Schultradition gewonnen haben. In verschiedenen Fassungen[27b]) geben sich hier deutlich noch die verschiedenen Hände zu erkennen, von denen die bereits zum Epos ausgestaltete Volksdichtung in der literarischen Ueberlieferung weitergearbeitet worden ist.

Für die Weiterbildung der Epopöe erscheint typisch das allmähliche Anwachsen des indischen Heldengedichtes Mahâbhârata, das in der Einleitung des Riesenepos ausdrücklich bezeugt ist: an einer Stelle wird sein Umfang auf 8800, an einer andern auf 24 000 Verse angegeben, die in der letzten Ueberarbeitung auf nicht weniger als 107 000 Verse gewachsen sind. Die Einheit des ursprünglichen Planes, der sich um den Vernichtungskampf der Kuru und Pândava kristallisiert, ist bei diesen mehrfachen Erweiterungen gänzlich in den Hintergrund gedrängt, indem alles, was dem Inder merkwürdig, wissenswert und heilig war, der Göttermythos und die Sagengeschichte, das ganze politische, religiöse und wissenschaftliche Volksleben episodenhaft in den Rahmen der Heldensage eingegliedert wurde. Dabei sind auch im Mahâbhârata Stücke aus sehr verschiedenen Zeiten, von sehr verschiedenem Inhalte und verschiedener Farbe zu unterscheiden.[28])

Auch das altfranzösische Rolandslied, das zu den Nibelungen manche Parallele aufweist, ist gerade durch die Mannigfaltigkeit der Ueberlieferung interessant. Diese hat uns nicht bloß eine ältere — auch diese noch nicht die originale[28a]) — Fassung und eine jüngere Erweiterung mit Umsetzung der Assonanzen in Reime, sondern selbst innerhalb derselben Version Paralleltiraden mit verschiedenen Assonanzen bewahrt. Und hieraus ergeben sich wichtige Schlüsse für das Fortleben des epischen Volksgesanges und die Wirksamkeit eines Zersetzungsprozesses, der auch nach der Zusammenfassung der Volksdichtung in der Epopöe nicht aufhört und für das Epos erst mit der schriftlichen Fixierung ein Ende erreicht (vgl. Steinthal S. 51 f., Erhardt S. LXIII).

Der Stoff der Sage im Rolandsliede enthält einen geschichtlichen Kern (Kampf der Franken mit den Basken resp. Sarazenen)[28b]); nicht anders ist historisch der Stoff des byzantinischen Nationalepos von Digenis Akritas, der um die Mitte des 10. Jhs. die Reichsgrenzen in Kappadokien und am Euphrat gegen die Muselmanen verteidigte. Das Epos, das sich als eine zwanglose, episodische Zusammenordnung heroischer und romantischer Abenteuer darstellt, ist in nicht weniger als fünf zum Teil stark von einander abweichenden Bearbeitungen erhalten. Aber auch nach der Zusammenfassung in der Epopöe, deren Entstehungszeit ungewiß ist, sind die — schon im 11. Jh. dem Psellos bekannten — Akritaslieder bis heute im Volksmunde lebendig geblieben.[28c])

Weiter bringt uns eine Untersuchung über das allmähliche Wachsen der Sage und ihren literarischen, epischen Niederschlag in den verschiedenen Stadien der Entwicklung, wofür uns wiederum nirgends ein so reiches Material zu Gebote steht, als auf germanischem Boden. Von grundlegender Bedeutung ist uns hier neben dem angelsächsischen Beowulf[28d]) ein einzig kostbares Stück, das uns aus dem altgermanischen Liederschatze zum großen Teile gerettet ist, das Hildebrandslied. In einer spätmittelalterlichen Bearbeitung des Kaspar von der Roen um 1472, worin die Assonanzen durch Reimstrophen ersetzt sind, hat sich seine grandiose Wildheit zur zahmen Rührseligkeit eines Familienstückes verflacht. Und diese Umwandlung ist uns karakteristisch für die Schicksale, denen der Stoff der Sage im Laufe der Zeit unterlegen ist, für das Zersingen alter epischer Lieder, dessen Spuren schon in der ältesten überlieferten Fassung des Hildebrandsliedes (aus dem 8./9. Jh.) bemerkbar sind. Wichtiger noch ist uns die geschlossene Form dieses Heldenliedes, das auf dem Boden der alten Volkssage in voller Selbständigkeit für sich steht und mit der Art Lachmannscher Einzellieder ganz und gar nicht sich verträgt.[28e])

In derselben Zeit, wie das Hildebrandslied, entstanden die ältesten Götter- und Heldenlieder der altnordischen Edda, die uns freilich erst in einer Handschrift des 13. Jhs. bewahrt sind. Aber nach Sprache, Natur, sozialen Verhältnissen der Dichtung gehören diese Lieder zum Teil wohl schon der zweiten Hälfte des 9. Jhs. an. Der Inhalt der Lieder ist teils aus der germanischen, teils aus der nordischen

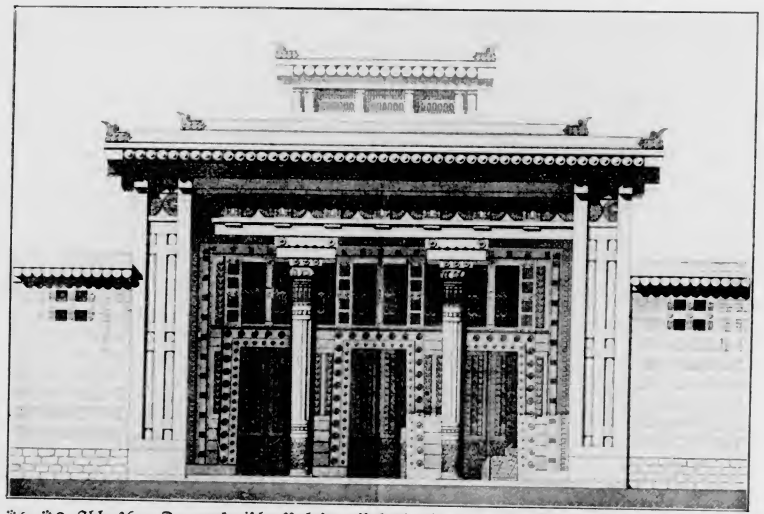


Abb. 16 · Der mykenische Palast · Rekonstruiert von Ch. Chipiez: S. 62 f., 73

urteilung Homers'[26]) hat den Kreis seiner Studien weiter gespannt, indem er auch die Volksgesänge der Großrussen und der nördlichen Türk-Stämme zum Vergleich heranzog, die gerade für die älteste Entwicklungsstufe der Volksepik wichtig sind. Wenn trotzdem auch Pöhlmann noch nicht zu einer allseitigen Würdigung der Frage vorgedrungen ist, so liegt der Grund darin, daß er nur einzelne typische Züge jener Volksdichtung mit der homerischen Poesie zusammengehalten hat; daß er nur die formale Entwicklung des epischen Gesanges ins Auge gefaßt und dem Stoffe des Volksepos in seiner allmählichen Umbildung keine Aufmerksamkeit geschenkt hat; daß er endlich auch die Forschungen zur byzantinischen, slavischen und finnischen Epik nicht genügend berücksichtigt hat. Meine eigenen, selbständigen[27]) Studien hierüber sind durch Brugmanns Homervorlesungen (in Leipzig, W.S. 1891/92) angeregt worden, die auch meine Gesamtauffassung Homers bestimmend beeinflußt haben. Doch kann ich hier, um den Rahmen des Buches nicht zu sprengen, nur die Grundlinien der Untersuchung zeichnen. Von Wichtigkeit erscheint es mir dabei vor allem, den epischen Gesang der verschiedenen in Vergleich gebrachten Volksstämme als in sich geschlossenen Organismus zu betrachten und das tatsächliche Material hierfür bei aller Kürze möglichst vollständig vorzulegen.[27a])

Die Probleme der Ilias und der Nibelungen gehen in allen wesentlichen Punkten nebeneinander her. In beiden Epen liegt uns die letzte große Entwicklungsphase des epischen Volksgesanges vor, die in der Kompositionstechnik nicht minder wie in der psychologischen Durchdringung des dichterischen Stoffes ein gewaltiges Können offenbart. Die Vorstufen der Gesamtepen aber liegen in einer älteren, primitiveren Zeit, die in den großen Epopöen oft kaum in Spuren noch erkennbar ist, weil ihre Dichter mit den Erzeugnissen des älteren Volksgesanges aufs freieste geschaltet haben. In den epischen Studien, die zur Erkenntnis jener Vorstufen führen, ist die deutsche Philologie der griechischen um ein bedeutendes Stück voraus, einmal weil wir in der germanischen Sage noch den ganzen epischen Zyklus besitzen, aus dem die Nibelungensage als der glänzendste Edelstein hervorleuchtet; zum andern tritt uns die letzte Redaktion des Nibelungenliedes

durchaus nicht in jener Einheitlichkeit entgegen, welche die homerischen Epen im Laufe einer langen Schultradition gewonnen haben. In verschiedenen Fassungen[27b]) geben sich hier deutlich noch die verschiedenen Hände zu erkennen, von denen die bereits zum Epos ausgestaltete Volksdichtung in der literarischen Ueberlieferung weitergearbeitet worden ist.

Für die Weiterbildung der Epopöe erscheint typisch das allmähliche Anwachsen des indischen Heldengedichtes Mahâbhârata, das in der Einleitung des Riesenepos ausdrücklich bezeugt ist: an einer Stelle wird sein Umfang auf 8800, an einer andern auf 24 000 Verse angegeben, die in der letzten Ueberarbeitung auf nicht weniger als 107 000 Verse gewachsen sind. Die Einheit des ursprünglichen Planes, der sich um den Vernichtungskampf der Kuru und Pândava kristallisiert, ist bei diesen mehrfachen Erweiterungen gänzlich in den Hintergrund gedrängt, indem alles, was dem Inder merkwürdig, wissenswert und heilig war, der Göttermythos und die Sagengeschichte, das ganze politische, religiöse und wissenschaftliche Volksleben episodenhaft in den Rahmen der Heldensage eingegliedert wurde. Dabei sind auch im Mahâbhârata Stücke aus sehr verschiedenen Zeiten, von sehr verschiedenem Inhalte und verschiedener Farbe zu unterscheiden.[28])

Auch das altfranzösische Rolandslied, das zu den Nibelungen manche Parallele aufweist, ist gerade durch die Mannigfaltigkeit der Ueberlieferung interessant. Diese hat uns nicht bloß eine ältere — auch diese noch nicht die originale[28a]) — Fassung und eine jüngere Erweiterung mit Umsetzung der Assonanzen in Reime, sondern selbst innerhalb derselben Version Paralleltiraden mit verschiedenen Assonanzen bewahrt. Und hieraus ergeben sich wichtige Schlüsse für das Fortleben des epischen Volksgesanges und die Wirksamkeit eines Zersetzungsprozesses, der auch nach der Zusammenfassung der Volksdichtung in der Epopöe nicht aufhört und für das Epos erst mit der schriftlichen Fixierung ein Ende erreicht (vgl. Steinthal S. 51 f., Erhardt S. LXIII).

Der Stoff der Sage im Rolandsliede enthält einen geschichtlichen Kern (Kampf der Franken mit den Basken resp. Sarazenen)[28b]); nicht anders ist historisch der Stoff des byzantinischen Nationalepos von Digenis Akritas, der um die Mitte des 10. Jhs. die Reichsgrenzen in Kappadokien und am Euphrat gegen die Muselmanen verteidigte. Das Epos, das sich als eine zwanglose, episodische Zusammenordnung heroischer und romantischer Abenteuer darstellt, ist in nicht weniger als fünf zum Teil stark von einander abweichenden Bearbeitungen erhalten. Aber auch nach der Zusammenfassung in der Epopöe, deren Entstehungszeit ungewiß ist, sind die — schon im 11. Jh. dem Psellos bekannten — Akritaslieder bis heute im Volksmunde lebendig geblieben.[28c])

Weiter bringt uns eine Untersuchung über das allmähliche Wachsen der Sage und ihren literarischen, epischen Niederschlag in den verschiedenen Stadien der Entwicklung, wofür uns wiederum nirgends ein so reiches Material zu Gebote steht, als auf germanischem Boden. Von grundlegender Bedeutung ist uns hier neben dem angelsächsischen Béowulf[28d]) ein einzig kostbares Stück, das uns aus dem altgermanischen Liederschatze zum großen Teile gerettet ist, das Hildebrandslied. In einer spätmittelalterlichen Bearbeitung des Kaspar von der Roen um 1472, worin die Assonanzen durch Reimstrophen ersetzt sind, hat sich seine grandiose Wildheit zur zahmen Rührseligkeit eines Familienstückes verflacht. Und diese Umwandlung ist uns karakteristisch für die Schicksale, denen der Stoff der Sage im Laufe der Zeit unterlegen ist, für das Zersingen alter epischer Lieder, dessen Spuren schon in der ältesten überlieferten Fassung des Hildebrandsliedes (aus dem 8./9. Jh.) bemerkbar sind. Wichtiger noch ist uns die geschlossene Form dieses Heldenliedes, das auf dem Boden der alten Volkssage in voller Selbständigkeit für sich steht und mit der Art Lachmannscher Einzellieder ganz und gar nicht sich verträgt.[28e])

In derselben Zeit, wie das Hildebrandslied, entstanden die ältesten Götter- und Heldenlieder der altnordischen Edda, die uns freilich erst in einer Handschrift des 13. Jhs. bewahrt sind. Aber nach Sprache, Natur, sozialen Verhältnissen der Dichtung gehören diese Lieder zum Teil wohl schon der zweiten Hälfte des 9. Jhs. an. Der Inhalt der Lieder ist teils aus der germanischen, teils aus der nordischen

Götter- und Heldensage geschöpft. Von besonderem Interesse für uns sind diejenigen Lieder, die den Abschnitt der Sage von der Geburt Sigurds (Sigfrids), des Drachentöters, bis zu Brynhilds Tode behandeln. Eine Nacherzählung der Sigurdlieder, darunter auch verlorener Strophen und selbst Lieder, besitzen wir in dem Heldenroman der Völsungasaga.[28f]) Auch das alte Atlilied ist nicht gut erhalten, da vergessene Strophen vom Aufzeichner mit eigenen Mitteln ergänzt sind. Im ganzen

Abb. 17 · Grabstele aus Kalkstein von einem Burggrabe in Mykenä (1/22): S. 63, 77, 101

aber steht die eddische Sagenform der des Nibelungenliedes sehr nahe. Obwohl nun in der Edda mehrfach schon ein kleinerer Kreis von zusammengehörigen Liedern sich gebildet hat, so fehlt doch auch den Sigurd- und Atli-Liedern die höhere Einheit des Epos. Sie fallen als selbständige Einzellieder auseinander, zwischen denen von einem Sammler, der einen Ueberblick der Sage herstellen wollte, nur ein äußerlicher, unorganischer Zusammenhang geschaffen worden ist.[29]) So lassen uns die Lieder der Edda einen Zustand der epischen Dichtung erkennen, der in Einzelliedern den Inhalt einer in sich geschlossenen Sage erschöpft, ohne doch durch das Band einer einheitlichen epischen Handlung zu einem künstlerischen Ganzen zu verschmelzen. Hiermit haben wir den ersten entscheidenden Schritt getan, der uns über die Epopöe in ein primitiveres Stadium der Volksdichtung zurückführt, wie wir es mit Notwendigkeit auch als die Vorstufe von Ilias und Odyssee erschließen müssen. Es ist das Stadium des epischen Einzelgesanges, das zwar eine zusammenhängende, im wesentlichen einheitliche Volkssage kennt, das aber über die episodenhafte, für sich selbständige Behandlung einzelner Momente dieser Sage nicht hinauskommt.[29a])

* * *

Ehe wir nun aber den Schritt weitersetzen, um an eine Untersuchung des Wesens dieses Einzelgesanges heranzutreten, erhebt sich vor uns die Frage, wie überhaupt der Zusammenschluß ursprünglich getrennter Einzellieder zustande kommen kann, dessen Ergebnis uns in den homerischen Gedichten, den Nibelungen u. s. w. vorliegt. Die Erkenntnis dieses literarischen Prozesses wird wesentlich gefördert durch die Betrachtung des finnischen Nationalepos Kálewala (Land des Kalewa = Lappland), das vor den Augen eines kritischen Zeitalters entstanden ist. Seine Schöpfung wird dem praktischen Arzte Dr. Elias Lönnrot[30]) verdankt, der im zweiten Viertel des 19. Jhs. die verstreuten und nur zum kleinen Teil durch von Becker 1820 und Sjögren 1825 aufgezeichneten Produkte des finnischen (russisch-karelischen) Volksgesanges aus dem Volksmunde gesammelt und zu einer Epopöe zusammengestellt hat. Darin sind vor allem Heldenlieder, aber auch Zaubergesänge (mehr als 50), Hochzeitslieder und selbst sprichwörtliche Verse verarbeitet. Die Anregung hierzu war Lönnrot durch eine aus verschiedenen Liedern dieser Art zusammengesetzte Dichtung des Sängers Vassili (Vaassila Kieleväinen) gekommen.[30a]) Vor Lönnrot hatte man nichts davon gewußt, daß diese Lieder unter einer höheren Einheit sich zusammenschlössen. Ja man kannte nicht einmal einen Gesamtnamen dieses Organismus der Volkssage, den Lönnrot aus einzelnen Liedstellen entnehmen mußte[30b]). Eine gewisse Einheit lebte in den Liedern, weil sie in der Volkssage gegeben war. Aber man vermißte nicht die Zusammenfassung des ganzen Stoffes, weil doch niemandem die Gelegenheit gegeben war, den ganzen Umfang der Volkssage auf einmal im Zusammenhange zu hören. So hatte man gesungen und singt man in manchen Gegenden auch heute noch in Einzelliedern vom wunderkräftigen, glückbringenden Sampo[31]); vom alten ‚ewigen Sänger' Wäinämöinen[32]), von seinem Bruder Ilmarinen, der den Sampo schmiedet, und vom Weibergünstling Lemminkäinen, die in getrennten Fahrten zum Nordlande Pohjola ziehen, um die schöne Königstochter zu gewinnen; vom mythischen Kampfe Ilmarinens um Sonne und Mond, Feuer und Licht, die von der Nordlandskönigin aus den Hütten Finnlands gestohlen worden waren; von der ganz außerhalb stehenden Eulenspiegelfigur Kullerwos, des Kalerwo-Sohnes und Knechtes Ilmarinens, der in tragischem Geschick die eigene Schwester schändet und dafür später sich den Tod gibt.[32a])

Solche für sich selbständige Lieder und Liedgruppen hat Lönnrot miteinander verbunden und ineinander verwoben, indem er die Brautfahrten mit den Prüfungsarbeiten der Helden in den Mittelpunkt der Handlung rückte, in der die Sampolieder den verknüpfenden Faden bilden. Aber bei der Arbeit Lönnrots, die man öfters als eine rein äußerliche, mechanische und darum verhältnismäßig leichte sich vorgestellt hat, handelte es sich durchaus nicht um eine bloße Gruppierung und Aneinanderpassung bis dahin selbständiger Einzelgesänge. Schon die Aufspürung eines inhaltlichen Zusammenhanges zwischen den stofflich auseinanderfallenden Volksliedern war eine schwierige Aufgabe gewesen. Und ihre Zusammenordnung erforderte ein außerordentliches kompositorisches Geschick, weil in den Liedern stets nur einzelne Momente der Volkssage ohne Rücksicht auf den Gesamtzusammenhang behandelt waren. Dadurch hatten sich Widersprüche zwischen den Teilen der Sage ergeben, die nach einer Ausgleichung verlangten; zwischen vereinzelten Episoden klafften Lücken der Erzählung, die durch Bindeglieder ausgefüllt werden mußten; und vor allem, es fehlte der Volkssage die organische Einheit der Handlung, welche die erste Vorbedingung der Epopöe ist. So galt es zu kombinieren und zu ergänzen, Widersprüche zu beseitigen und versprengte Bausteine zu einer dichterischen Einheit zu verbinden. Dabei ging es, trotz der Sorgfalt des Bearbeiters, nicht ohne mannigfache, tiefgreifende Versehen ab. Absichtlich oder unabsichtlich sind zahlreiche und starke Widersprüche stehen geblieben, die sich mit den Widersprüchen der homerischen Epen in offenbare Parallele stellen.

Abb. 18 · Goldene Totenmaske aus dem 1. Burggrabe von Mykenä (2/3): S. 78, 94

Nur sind die Widersprüche im Kalewala größer als das ἦλθε δ'' Ἀθήνη οὐρανόθεν der Ilias (A 194), während die Götter doch fern bei den Aethiopen weilen (A 424).[32b]) Noch instruktiver fast erscheint die Tatsache, daß es dem Dichter bei seinem ersten Versuche nicht gelungen ist, den gesamten Liederschatz seines Volkes zusammenzubringen und zu verarbeiten. Seiner ersten Sammlung, die im Jahre 1835 erschien und 32 Gesänge (Runen) mit 12649 Versen umfaßte, ließ er im Jahre 1849 eine zweite Ausgabe mit 22793 Versen in 50 Runen folgen, in der vor allem die Kullerwolieder wesentlich erweitert sind. Aus der germanischen Epik sind hier die Fassungen A und C des Nibelungenliedes

Götter- und Heldensage geschöpft. Von besonderem Interesse für uns sind diejenigen Lieder, die den Abschnitt der Sage von der Geburt Sigurds (Sigfrids), des Drachentöters, bis zu Brynhilds Tode behandeln. Eine Nacherzählung der Sigurdlieder, darunter auch verlorener Strophen und selbst Lieder, besitzen wir in dem Heldenroman der Völsungasaga.[28f]) Auch das alte Atlilied ist nicht gut erhalten, da vergessene Strophen vom Aufzeichner mit eigenen Mitteln ergänzt sind. Im ganzen

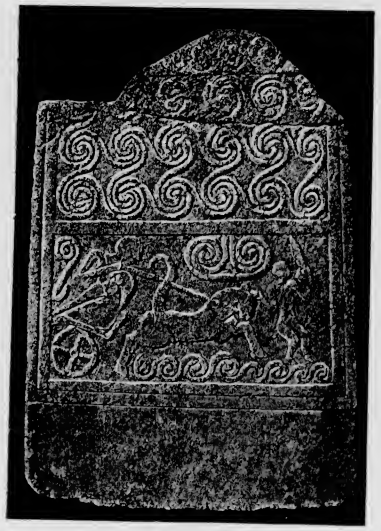


Abb. 17 · Grabstele aus Kalkstein von einem Burggrabe in Mykenä (1/22): S. 63, 77, 101

aber steht die eddische Sagenform der des Nibelungenliedes sehr nahe. Obwohl nun in der Edda mehrfach schon ein kleinerer Kreis von zusammengehörigen Liedern sich gebildet hat, so fehlt doch auch den Sigurd- und Atli-Liedern die höhere Einheit des Epos. Sie fallen als selbständige Einzellieder auseinander, zwischen denen von einem Sammler, der einen Ueberblick der Sage herstellen wollte, nur ein äußerlicher, unorganischer Zusammenhang geschaffen worden ist.[29]) So lassen uns die Lieder der Edda einen Zustand der epischen Dichtung erkennen, der in Einzelliedern den Inhalt einer in sich geschlossenen Sage erschöpft, ohne doch durch das Band einer einheitlichen epischen Handlung zu einem künstlerischen Ganzen zu verschmelzen. Hiermit haben wir den ersten entscheidenden Schritt getan, der uns über die Epopöe in ein primitiveres Stadium der Volksdichtung zurückführt, wie wir es mit Notwendigkeit auch als die Vorstufe von Ilias und Odyssee erschließen müssen. Es ist das Stadium des epischen Einzelgesanges, das zwar eine zusammenhängende, im wesentlichen einheitliche Volkssage kennt, das aber über die episodenhafte, für sich selbständige Behandlung einzelner Momente dieser Sage nicht hinauskommt.[29a])

* * *

Ehe wir nun aber den Schritt weitersetzen, um an eine Untersuchung des Wesens dieses Einzelgesanges heranzutreten, erhebt sich vor uns die Frage, wie überhaupt der Zusammenschluß ursprünglich getrennter Einzellieder zustande kommen kann, dessen Ergebnis uns in den homerischen Gedichten, den Nibelungen u. s. w. vorliegt. Die Erkenntnis dieses literarischen Prozesses wird wesentlich gefördert durch die Betrachtung des finnischen Nationalepos Kálewala (Land des Kalewa — Lappland), das vor den Augen eines kritischen Zeitalters entstanden ist. Seine Schöpfung wird dem praktischen Arzte Dr. Elias Lönnrot[30]) verdankt, der im zweiten Viertel des 19. Jhs. die verstreuten und nur zum kleinen Teil durch von Becker 1820 und Sjögren 1825 aufgezeichneten Produkte des finnischen (russisch-karelischen) Volksgesanges aus dem Volksmunde gesammelt und zu einer Epopöe zusammengestellt hat. Darin sind vor allem Heldenlieder, aber auch Zaubergesänge (mehr als 50), Hochzeitslieder und selbst sprichwörtliche Verse verarbeitet. Die Anregung hierzu war Lönnrot durch eine aus verschiedenen Liedern dieser Art zusammengesetzte Dichtung des Sängers Vassili (Vaassila Kieleväinen) gekommen.[30a]) Vor Lönnrot hatte man nichts davon gewußt, daß diese Lieder unter einer höheren Einheit sich zusammenschlössen. Ja man kannte nicht einmal einen Gesamtnamen dieses Organismus der Volkssage, den Lönnrot aus einzelnen Liedstellen entnehmen mußte[30b]). Eine gewisse Einheit lebte in den Liedern, weil sie in der Volkssage gegeben war. Aber man vermißte nicht die Zusammenfassung des ganzen Stoffes, weil doch niemandem die Gelegenheit gegeben war, den ganzen Umfang der Volkssage auf einmal im Zusammenhange zu hören. So hatte man gesungen und singt man in manchen Gegenden auch heute noch in Einzelliedern vom wunderkräftigen, glückbringenden Sampo[31]); vom alten ‚ewigen Sänger' Wäinämöinen[32]), von seinem Bruder Ilmarinen, der den Sampo schmiedet, und vom Weibergünstling Lemminkäinen, die in getrennten Fahrten zum Nordlande Pohjola ziehen, um die schöne Königstochter zu gewinnen; vom mythischen Kampfe Ilmarinens um Sonne und Mond, Feuer und Licht, die von der Nordlandskönigin aus den Hütten Finnlands gestohlen worden waren; von der ganz außerhalb stehenden Eulenspiegelfigur Kullerwos, des Kalerwo-Sohnes und Knechtes Ilmarinens, der in tragischem Geschick die eigene Schwester schändet und dafür später sich den Tod gibt.[32a]) Solche für sich selbständige Lieder und Liedgruppen hat Lönnrot miteinander verbunden und ineinander verwoben, indem er die Brautfahrten mit den Prüfungsarbeiten der Helden in den Mittelpunkt der Handlung rückte, in der die Sampolieder den verknüpfenden Faden bilden. Aber bei der Arbeit Lönnrots, die man öfters als eine rein äußerliche, mechanische und darum verhältnismäßig leichte sich vorgestellt hat, handelte es sich durchaus nicht um eine bloße Gruppierung und Aneinanderpassung bis dahin selbständiger Einzelgesänge. Schon die Aufspürung eines inhaltlichen Zusammenhanges zwischen den stofflich auseinanderfallenden Volksliedern war eine schwierige Aufgabe gewesen. Und ihre Zusammenordnung erforderte ein außerordentliches kompositorisches Geschick, weil in den Liedern stets nur einzelne Momente der Volkssage ohne Rücksicht auf den Gesamtzusammenhang behandelt waren. Dadurch hatten sich Widersprüche zwischen den Teilen der Sage ergeben, die nach einer Ausgleichung verlangten; zwischen vereinzelten Episoden klafften Lücken der Erzählung, die durch Bindeglieder ausgefüllt werden mußten; und vor allem, es fehlte der Volkssage die organische Einheit der Handlung, welche die erste Vorbedingung der Epopöe ist. So galt es zu kombinieren und zu ergänzen, Widersprüche zu beseitigen und versprengte Bausteine zu einer dichterischen Einheit zu verbinden. Dabei ging es, trotz der Sorgfalt des Bearbeiters, nicht ohne mannigfache, tiefgreifende Versehen ab. Absichtlich oder unabsichtlich sind zahlreiche und starke Widersprüche stehen geblieben, die sich mit den Widersprüchen der homerischen Epen in offenbare Parallele stellen.

Abb. 18 · Goldene Totenmaske aus dem 1. Burggrabe von Mykenä (2/3): S. 78, 94

Nur sind die Widersprüche im Kalewala größer als das ἦλθε δ'' Ἀθήνη οὐρανόθεν der Ilias (A 194), während die Götter doch fern bei den Aethiopen weilen (A 424).[32b]) Noch instruktiver fast erscheint die Tatsache, daß es dem Dichter bei seinem ersten Versuche nicht gelungen ist, den gesamten Liederschatz seines Volkes zusammenzubringen und zu verarbeiten. Seiner ersten Sammlung, die im Jahre 1835 erschien und 32 Gesänge (Runen) mit 12 649 Versen umfaßte, ließ er im Jahre 1849 eine zweite Ausgabe mit 22 793 Versen in 50 Runen folgen, in der vor allem die Kullerwolieder wesentlich erweitert sind. Aus der germanischen Epik sind hier die Fassungen A und C des Nibelungenliedes

zu vergleichen, da auch in der erweiterten Gestalt des Kalewala alles ebenmäßiger und glätter erscheint, die Widersprüche ausgefeilt und die Uebergänge der Erzählung verschliffen sind. Damit scheint für die homerische Dichtung die sogenannte Erweiterungstheorie eine auffallende Bestätigung zu finden, zumal auch der Gesamtplan des Kalewala in der zweiten Redaktion infolge des reichhaltigeren Materials sich ein wenig verschoben hat. Lönnrot selbst bekannte sich hinsichtlich des Homer zu dieser Ansicht, wie Domenico Comparetti mitteilt in seinem vortrefflichen, nur etwas breiten Buche: ‚Der Kalewala und die traditionelle Poesie der Finnen,' Deutsche Ausgabe, Halle 1892 S. 9. Und solange man den Volksgesang der Finnen nur aus der Epopöe Lönnrots kannte, mochte man in der Tat das Kalewala mit den homerischen Epen, den Nibelungen und dem Rolandsliede in eine Reihe stellen (so Steinthal S. 37 f. und Erhardt S. LXV mit Angabe einiger neuerer Literatur). Die Vergleichung ist jedoch falsch, wie schon eine kritische Prüfung des Kalewala selbst ergibt (Comparetti S. 314 ff.). Denn während das germanische, französische, griechische Epos als eine organische Einheit mit harmonischer Gliederung, als eine dichterische Konzeption mit dramatischer Verwicklung und Lösung sich darstellt, ist die dichterische Einheit des Kalewala bloß scheinbar, da sie nur in einer rein äußerlichen Folgerichtigkeit der Entwicklung von Lied zu Lied besteht. Doch lassen wir Comparetti darüber sprechen (S. 319/20): ‚Organische Einheit sucht man im Kalewala vergeblich; allein ersichtlich ist ein Plan der Komposition, eine Anordnung epischen Materials, die aber nur oberflächlich bleibt, nicht im Stoffe selbst wurzelt und ganz dem Zusammensteller zuzuschreiben ist. Es ist nur allzu klar, daß der also geordnete Stoff der Einheit widerstrebt, daß der Plan im Geiste des Sammlers und nicht im Stoffe selber liegt ... Niemals hätten weder Arhippa noch Ontrei, weder Sissonen noch ein anderer finnischer Laulaja (Volkssänger) oder Tietäjä (Zauberer), auch der begeistertste und tüchtigste nicht, eine solche Komposition ersinnen können. Höhe der Kunst, Reife und Reichtum epischer Produktion, so daß ein Laulaja an ein großes Gedicht hätte denken können, hat es in dieser Poesie nie gegeben.'

Die unorganische Zusammenhäufung des Stoffes im Kalewala ist darin begründet, daß Lönnrot in erster Linie nicht sowohl eine rein poetische Schöpfung, als eine vollständige und darum gelehrte Zusammenfassung der ganzen Volkssage erstrebte; und diese entbehrte in ihrem Gesamtumfange durchaus eines geschlossenen, einheitlichen Zusammenhangs, wie schon nach ihrer historischen Entwicklung natürlich erscheint. Die Anfänge des epischen Volksgesanges bei den Finnen, die vielleicht erst durch eine gewaltige nationale Erregung hervorgerufen wurden, liegen in einer sehr frühen, noch schriftlosen Zeit, wahrscheinlich schon im 9./10. Jh., vor der Annahme des Christentums durch die Finnen.[32c]) In ihrer Ausbildung hat sich die Volkssage dann um mehrere epische Zentren (Sampo, Wäinämöinen, Kullerwo) kristallisiert, die keine unmittelbaren Beziehungen zueinander haben. Der Stoff der Sage aber, mit christlichen Motiven wie der Marienlegende, vermischt, hat einen rein märchenhaften Karakter angenommen, der die Flüssigkeit und Zusammenhanglosigkeit der epischen Ueberlieferung nur noch schärfer hervortreten läßt. Ohne fest umschriebene staatliche und nationale Begriffe, ohne geschichtliche Helden und ohne genealogische Entwicklung, ja selbst ohne bestimmte Lokalisation bewegt sich die Sage in einem Traumlande, wo übersinnliche Kräfte walten und der Zauberer die Stelle des Helden vertritt. Diese Loslösung von den Bedingungen des natürlichen Lebens läßt der Phantasie des Sängers den freiesten Spielraum. Er schaltet nach Belieben mit dem überlieferten Liedstoffe, bildet ihn um, erfindet neue Züge und Wundertaten, die trotz aller Widersprüche mit andern Liedern und mit dem Leben von den Hörern gutgläubig aufgenommen werden, wie von Kindern die Märchen.

Entsprechend diesem Wesen der Volkssage hatte die finnische Volksdichtung vor Lönnrot auch nur eine sehr geringe Festigkeit gewonnen, wie uns durch die Veröffentlichung der echten, heute schon im Absterben begriffenen Volkslieder und der Varianten zum Kalewala bekannt geworden ist: Jul. Krohn und Ahlqvist haben

Abb. 19 · Löwentor von Mykenä: S. 63, 77

das Hauptverdienst.[32d]) Die einzelnen Lieder existierten und existieren heute noch in zahlreichen Versionen, die zum Teil stark voneinander abweichen. Ihre einfache metrische Form (irochäischer Vers mit vier Hebungen) hält an den primitiven Kunstmitteln des Parallelismus und der Assonanz fest. Der Wortschatz gehört durchaus der lebenden Sprache an, ohne stereotype Archaismen und ohne die poetischen Formeln einer ausgebildeten Kunstsprache. Die Ursprünglichkeit der Volksdichtung, die wir trotz ihrer langen Entwicklung noch hierin erkennen, offenbart sich auch dadurch, daß man nicht nur überlieferte Lieder singt, denen der Sänger (Laulaja) dann nichts eigenes zufügt (Comparetti S. 309), sondern daß man auch epische Lieder improvisiert, die meist **zu zweien**[33]), von Vers zu Vers alternierend, zur Begleitung einer fünfsaitigen Zither, der Kántele, gesungen werden (Comparetti S. 32 und 65). Die Sänger aber haben noch keine besondere Zunft gebildet, wenn auch die Vorzüge des Talentes und der Befähigung bei einzelnen geschätzt werden (Comparetti S. 19).

Dieser in fortwährendem Flusse befindlichen Volksdichtung gegenüber hatte Lönnrot schon bei der Sammlung der Liedstoffe einen schweren Stand. Bei der Schöpfung des Kalewala aber hat sich der Dichter die Arbeit noch unmäßig dadurch erschwert, daß er die Ueberlieferung der Lieder mit peinlichster Gewissenhaftigkeit zu wahren suchte. Zwar hat er von dem Rechte des Volkssängers Gebrauch gemacht, den Sagenstoff nach eigenem Gutdünken zu kombinieren und nur die in diesen konstruierten Zusammenhang passenden Einzellieder zu verwenden. Unter dem Einflusse seiner gelehrten Bildung aber hatte er es sich zum Gesetze gemacht, in der Erzählung selbst nichts eigenes zu erfinden und den Volksliedern beizufügen, eine Verbindlichkeit, der kein echter Dichter alter und neuer Zeit sich unterwerfen könnte. Lönnrot bezeugt es ausdrücklich, daß seine selbständigen Zudichtungen stets nur auf wenige Verse sich beschränken, zumeist in Worten wie ‚so drückte er sich aus, so sprach er' oder ‚dann redete dieser und sprach' (Comparetti S. 9 Anm. 1). Dieses Selbstzeugnis hat man indessen früher fälschlich dahin verstanden, daß Lönnrot überhaupt nur längere, fixierte Lieder durch solche unwesentliche Zutaten miteinander in Verbindung gesetzt hätte. Dem ist nicht so: vielmehr hat Lönnrot, um unter gewissenhafter Wahrung des überlieferten Gutes den allgemeinen Zusammenhang seiner Dichtung zu gewinnen, manche Einzellieder (z. B. das Sampolied) **in kleine** und kleinste Teilchen zerstückelt,[33a]) aus denen er die neue Einheit seiner Gesamtdichtung gleichwie eine musivische Arbeit **zusammensetzen konnte** (Comparetti S. 311). Der Aufbau seiner Epopöe ist demnach kein einheitlicher, weder nach einem dichterisch konzipierten, noch nach einem in den Einzelliedern vorgezeichneten Plane. Die äu-

zu vergleichen, da auch in der erweiterten Gestalt des Kalewala alles ebenmäßiger und glätter erscheint, die Widersprüche ausgefeilt und die Uebergänge der Erzählung verschliffen sind. Damit scheint für die homerische Dichtung die sogenannte Erweiterungstheorie eine auffallende Bestätigung zu finden, zumal auch der Gesamtplan des Kalewala in der zweiten Redaktion infolge des reichhaltigeren Materials sich ein wenig verschoben hat. Lönnrot selbst bekannte sich hinsichtlich des Homer zu dieser Ansicht, wie Domenico Comparetti mitteilt in seinem vortrefflichen, nur etwas breiten Buche: ‚Der Kalewala und die traditionelle Poesie der Finnen,' Deutsche Ausgabe, Halle 1892 S. 9. Und solange man den Volksgesang der Finnen nur aus der Epopöe Lönnrots kannte, mochte man in der Tat das Kalewala mit den homerischen Epen, den Nibelungen und dem Rolandsliede in eine Reihe stellen (so Steinthal S. 37 f. und Erhardt S. LXV mit Angabe einiger neuerer Literatur). Die Vergleichung ist jedoch falsch, wie schon eine kritische Prüfung des Kalewala selbst ergibt (Comparetti S. 314 ff.). Denn während das germanische, französische, griechische Epos als eine organische Einheit mit harmonischer Gliederung, als eine dichterische Konzeption mit dramatischer Verwicklung und Lösung sich darstellt, ist die dichterische Einheit des Kalewala bloß scheinbar, da sie nur in einer rein äußerlichen Folgerichtigkeit der Entwicklung von Lied zu Lied besteht. Doch lassen wir Comparetti darüber sprechen (S. 319/20): ‚Organische Einheit sucht man im Kalewala vergeblich; allein ersichtlich ist ein Plan der Komposition, eine Anordnung epischen Materials, die aber nur oberflächlich bleibt, nicht im Stoffe selbst wurzelt und ganz dem Zusammensteller zuzuschreiben ist. Es ist nur allzu klar, daß der also geordnete Stoff der Einheit widerstrebt, daß der Plan im Geiste des Sammlers und nicht im Stoffe selber liegt ... Niemals hätten weder Arhippa noch Ontrei, weder Sissonen noch ein anderer finnischer Laulaja (Volkssänger) oder Tietäjä (Zauberer), auch der begeistertste und tüchtigste nicht, eine solche Komposition ersinnen können. Höhe der Kunst, Reife und Reichtum epischer Produktion, so daß ein Laulaja an ein großes Gedicht hätte denken können, hat es in dieser Poesie nie gegeben.'

Die unorganische Zusammenhäufung des Stoffes im Kalewala ist darin begründet, daß Lönnrot in erster Linie nicht sowohl eine rein poetische Schöpfung, als eine vollständige und darum gelehrte Zusammenfassung der ganzen Volkssage erstrebte; und diese entbehrte in ihrem Gesamtumfange durchaus eines geschlossenen, einheitlichen Zusammenhangs, wie schon nach ihrer historischen Entwicklung natürlich erscheint. Die Anfänge des epischen Volksgesanges bei den Finnen, die vielleicht erst durch eine gewaltige nationale Erregung hervorgerufen wurden, liegen in einer sehr frühen, noch schriftlosen Zeit, wahrscheinlich schon im 9./10. Jh., vor der Annahme des Christentums durch die Finnen.[32c]) In ihrer Ausbildung hat sich die Volkssage dann um mehrere epische Zentren (Sampo, Wäinämöinen, Kullerwo) kristallisiert, die keine unmittelbaren Beziehungen zueinander haben. Der Stoff der Sage aber, mit christlichen Motiven wie der Marienlegende, vermischt, hat einen rein märchenhaften Karakter angenommen, der die Flüssigkeit und Zusammenhanglosigkeit der epischen Ueberlieferung nur noch schärfer hervortreten läßt. Ohne fest umschriebene staatliche und nationale Begriffe, ohne geschichtliche Helden und ohne genealogische Entwicklung, ja selbst ohne bestimmte Lokalisation bewegt sich die Sage in einem Traumlande, wo übersinnliche Kräfte walten und der Zauberer die Stelle des Helden vertritt. Diese Loslösung von den Bedingungen des natürlichen Lebens läßt der Phantasie des Sängers den freiesten Spielraum. Er schaltet nach Belieben mit dem überlieferten Liedstoffe, bildet ihn um, erfindet neue Züge und Wundertaten, die trotz aller Widersprüche mit andern Liedern und mit dem Leben von den Hörern gutgläubig aufgenommen werden, wie von Kindern die Märchen.

Entsprechend diesem Wesen der Volkssage hatte die finnische Volksdichtung vor Lönnrot auch nur eine sehr geringe Festigkeit gewonnen, wie uns durch die Veröffentlichung der echten, heute schon im Absterben begriffenen Volkslieder und der Varianten zum Kalewala bekannt geworden ist: Jul. Krohn und Ahlqvist haben

Abb. 19 · Löwentor von Mykenä: S. 63, 77

das Hauptverdienst.[32d]) Die einzelnen Lieder existierten und existieren heute noch in zahlreichen Versionen, die zum Teil stark voneinander abweichen. Ihre einfache metrische Form (trochäischer Vers mit vier Hebungen) hält an den primitiven Kunstmitteln des Parallelismus und der Assonanz fest. Der Wortschatz gehört durchaus der lebenden Sprache an, ohne stereotype Archaismen und ohne die poetischen Formeln einer ausgebildeten Kunstsprache. Die Ursprünglichkeit der Volksdichtung, die wir trotz ihrer langen Entwicklung noch hierin erkennen, offenbart sich auch dadurch, daß man nicht nur überlieferte Lieder singt, denen der Sänger (Laulaja) dann nichts eigenes zufügt (Comparetti S. 309), sondern daß man auch epische Lieder improvisiert, die meist **zu zweien**[33]), von Vers zu Vers alternierend, zur Begleitung einer fünfsaitigen Zither, der Kántele, gesungen werden (Comparetti S. 32 und 65). Die Sänger aber haben noch keine besondere Zunft gebildet, wenn auch die Vorzüge des Talentes und der Befähigung bei einzelnen geschätzt werden (Comparetti S. 19).

Dieser in fortwährendem Flusse befindlichen Volksdichtung gegenüber hatte Lönnrot schon bei der Sammlung der Liedstoffe einen schweren Stand. Bei der Schöpfung des Kalewala aber hat sich der Dichter die Arbeit noch unmäßig dadurch erschwert, daß er die Ueberlieferung der Lieder mit peinlichster Gewissenhaftigkeit zu wahren suchte. Zwar hat er von dem Rechte des Volkssängers Gebrauch gemacht, den Sagenstoff nach eigenem Gutdünken zu kombinieren und nur die in diesen konstruierten Zusammenhang passenden Einzellieder zu verwenden. Unter dem Einflusse seiner gelehrten Bildung aber hatte er es sich zum Gesetze gemacht, in der Erzählung selbst nichts eigenes zu erfinden und den Volksliedern beizufügen, eine Verbindlichkeit, der kein echter Dichter alter und neuer Zeit sich unterwerfen könnte. Lönnrot bezeugt es ausdrücklich, daß seine selbständigen Zudichtungen stets nur auf wenige Verse sich beschränken, zumeist in Worten wie ‚so drückte er sich aus, so sprach er' oder ‚dann redete dieser und sprach' (Comparetti S. 9 Anm. 1). Dieses Selbstzeugnis hat man indessen früher fälschlich dahin verstanden, daß Lönnrot überhaupt nur längere, fixierte Lieder durch solche unwesentliche Zutaten miteinander in Verbindung gesetzt hätte. Dem ist nicht so: vielmehr hat Lönnrot, um unter gewissenhafter Wahrung des überlieferten Gutes den allgemeinen Zusammenhang seiner Dichtung zu gewinnen, manche Einzellieder (z. B. das Sampolied) in kleine und kleinste Teilchen zerstückelt,[33a]) aus denen er die neue Einheit seiner Gesamtdichtung gleichwie eine musivische Arbeit zusammensetzen konnte (Comparetti S. 311). Der Aufbau seiner Epopöe ist demnach kein einheitlicher, weder nach einem dichterisch konzipierten, noch nach einem in den Einzelliedern vorgezeichneten Plane. Die äu-

ßere Einheit der Gesamtdichtung ist vielmehr aus einer gelehrten Untersuchung des Sagenstoffes gewonnen und erst von außen in die Dichtung hineingetragen worden. Und darum ist das finnische ‚Volksepos' Kalewala keine Dichtung im höheren Sinne und kann auch mit den homerischen Epen und den Nibelungen, echten Schöpfungen eines genialen Dichtergeistes, nur rein äußerlich verglichen werden.[33b])

Mit einem Worte erwähne ich hier als eine Parallele des Kalewala die Reste des märchenhaften Epos der Esthen, die F. R. Kreutzwald in 20 Gesängen unter dem Titel Kalewipoëg gesammelt hat (1857/61). Diese lassen noch mehr als das Kalewala eine ursprüngliche Einheit der Handlung vermissen, die sich vielmehr in eine Reihe einzelner Sagen und Geschichten auflöst. Ein äußerlicher Zusammenhang ist wohl vom Bearbeiter hergestellt, kann aber noch weniger als der Aufbau des Kalewala mit der kunstvollen Komposition der homerischen Epen in Vergleich gesetzt werden. Auch ist in der Volksüberlieferung der Esthen kein einziges wirkliches Lied mehr lebendig: der Esthe erzählt die Sage nur noch in Prosa von Versen unterbrochen. Kreutzwald hat in seinem Epos auch diese prosaischen Partien mit willkürlicher Umgestaltung metrisch behandelt. Der mit dem finnischen ursprünglich gemeinsame esthnische Sagenstoff aber ist auf die Erzählung von Kalewipoëg, dem Kalew-Sohne, zusammengeschrumpft. der dem finnischen Kullerwo gleichsteht. Seine Figur ist bei den Esthen indessen wesentlich vergröbert, ja sogar das wichtigste tragische Motiv der Erzählung, die Schändung der eigenen Schwester, ist bei ihnen bis auf einen schwachen Nachklang vergessen (vgl. Steinthal S. 48 f., Erhardt S. LXVI f., Comparetti S. 42 f.).[33c])

* * *

Die aus dem finnischen Volksgesang und dem finnischen Epos gewonnenen Erkenntnisse sind für unsere Anschauung vom Wesen der Volkspoesie von hoher Bedeutung. Aber es gilt darüber hinaus der Entwicklung der epischen Volksdichtung bis zu ihren Wurzeln nachzuspüren, die wir im finnischen Volksgesange nur zum Teile bloßlegen konnten. Auch haben wir bei den Finnen und Esthen nur das körperlose Märchen bei verhältnismäßig primitiver Gesangstechnik im Volke lebendig gefunden, während doch unser hauptsächliches Interesse der Heldensage und ihrer Entwicklung zugewandt ist. Aufschluß hierüber gewährt uns ein kurzer Ueberblick über die Volksepik der südslavischen, großrussischen und nordtürkischen Stämme, von denen wir hier zuerst den Volksgesang der Südslaven, der Serben, Kroaten und Bulgaren ins Auge fassen.

Als die Schöpfer des südslavischen Heldenliedes sind die Serben zu betrachten[34]), deren Volksepik ihren Ursprung auf die Invasion der Türken zurückführt und in dem anderthalbhundertjährigen Ringen des serbischen Volkes um seine nationale Existenz immer neue Befruchtung empfangen hat. Im Mittelpunkte der serbischen Heldendichtung steht einmal die Schlacht bei Kosovo (1389), in der das Schicksal Serbiens sich besiegelte, Sultan Murat durch Meuchelmord fiel, König Lazar gefangen genommen und getötet wurde; zum andern der ‚Königssohn Marko' (Kraljević Marko), der seit 1371 einen Teil Mazedoniens beherrschte, von 1385 an die türkische Oberhoheit anerkennen mußte und im Jahre 1394 im Kampfe Bajazets gegen den Walachenfürsten Mirca seinen Tod fand. Andere epische Stoffe kommen hierneben weniger in Betracht. Die leitende Idee dieser Volksdichtung ist gegeben durch den Kampf des unterlegenen Serbentums gegen seine türkischen Unterdrücker, der im 15. Jh. im Anschluß an Ungarns König und Helden weitergeführt wurde und erst mit dem Falle Ungarns und der Unterjochung auch der ungarischen Serben sein Ende erreichte. Die ersten serbischen Heldenlieder entstanden im unmittelbaren Anschlusse an die Ereignisse des Kampfes als historische Lieder.[34a]) In einer 500jährigen Entwicklung aber haben sie mannigfache Umbildungen erfahren, bei denen ihr historischer Hintergrund mehr und mehr sich verdunkelte. Das ergibt sich vor allem aus einer Vergleichung der älteren und jüngeren geschichtlichen Aufzeichnungen, die zum Teil sicher auf Volksliedern beruhen, mit der liedmäßigen Volkstradition. Im einzelnen können wir diese Entwicklung seit dem 17. Jh. verfolgen, da zwei Lieder des Kosovokreises damals bereits durch Mattei in Ragusa aufgezeichnet worden sind.

Die umfassende Sammlung der serbischen Volkslieder indessen erfolgte erst im Anfang des 19. Jhs. durch den Begründer der serbischen Liedforschung, Vuk St. Karadzić, der alles erreichbare Material aus dem Volksmunde zusammentrug, indem er die Lieder teils nach eigenem Gedächtnis — sein Vater und Großvater waren anerkannte Sänger —, teils nach fremden Diktaten niederschrieb, teils auch die Niederschriften von befreundeten Zeitgenossen erhielt. Seine Sammlung erschien zuerst in 2 kleinen Bändchen 1814/15 in Wien, dann auf 4 Bände vermehrt in Leipzig 1823/33, zu denen später noch mehrfache Ergänzungen hinzutraten. In weiteren Kreisen wurden diese Lieder bekannt durch die ausgewählten deutschen Uebersetzungen von Talvj (Pseudonym), einer vielgereisten, bedeutenden Frau, Therese Albertine Luise von Jakob (Volkslieder der Serben, 2 Bände 1825/6, 2. erweiterte Auflage 1853). Dazu traten ergänzend die Uebersetzungen von Kapper, Die Gesänge der Serben (1852), die aber die Heldenlieder nicht berücksichtigen.[34b]) Zu den Sammlungen Vuks haben gleichzeitige und spätere Forscher mancherlei Nachträge gegeben. Vor allem verdienen hiervon die 170 montenegrinischen Lieder von Sima Milutinović (1833 und in erweiterter Sammlung 1837) Erwähnung, von denen nur 35 mit Liedern von Vuk ziemlich übereinstimmen. Aber unsere Vorstellung von dem, was serbische Heldendichtung ist, beruht doch fast ausschließlich auf den Gesängen, die Vuk gesammelt und mit feinsinniger, kritischer Auswahl des Besten herausgegeben hat. Sie gewähren auch die ästhetische Befriedigung echter Poesie, während die Ergänzungen der späteren Herausgeber, die das Rohmaterial ihrer Aufzeichnungen gegeben haben, in dieser Hinsicht vielfach unbefriedigt lassen. Dagegen sind die von späteren Gelehrten mitgeteilten Fassungen der Lieder vielfach ursprünglicher, als die nach ästhetischen Gesichtspunkten ausgewählten Versionen Vuks und darum vor allem für die Ueberlieferungsgeschichte der Liedstoffe von großer Wichtigkeit.

Abb. 20 · Taubenidol (Aphrodite) in Goldblech aus dem 3. Burggrabe von Mykenä (3/4): S. 93

Als Vuk die Volkslieder der Serben sammelte, war das Stadium des improvisatorischen Gesanges bei ihnen bereits überwunden, wenn auch, wie bei den Finnen, einzelne Sänger noch die meist durch Wein oder Branntwein geweckte Fähigkeit der Improvisation besaßen. Der Sagenstoff war schon in Einzelliedern verarbeitet, von denen jeder Erwachsene das eine oder andere auswendig wußte, einzelne Leute gar hundert und mehr im Kopfe hatten.[35]) Aber wenn auch der epische Gesang bereits konventionelle Formen angenommen hatte, so hatte er sich doch noch nicht zu einförmiger Starrheit in festen, unveränderlichen Liedformen verdichtet. Vielmehr existierte jedes Lied in der mündlichen Tradition in mehreren Varianten, von denen jede für sich die gleiche Berechtigung hatte, und nur ausnahmsweise wurde dasselbe Lied von verschiedenen Sängern mit den gleichen Worten vorgetragen. In den verschiedenen Redaktionen eines Einzelliedes waren die Worte und Wendungen häufig verschieden; aber in dem Hauptinhalte der Erzählung und in der Anordnung des gesamten Stoffes, auch in einzelnen typischen Liedteilen herrschte eine große Stabilität, so daß die ursprüngliche Identität der verschiedenen Versionen nicht bezweifelt werden kann. Karakteristisch ist, daß Vuk das Lied von der Brautfahrt des Maxim Černojević wiederholt in den verschiedensten Varianten hörte, daß aber die Hauptsache, vor allem die reichhaltige und ausführliche Beschreibung der Brautgeschenke überall mit denselben Worten gegeben wurde. Ein anderes Lied, das bei Vuk 1126 Verse zählt, ist in einer abweichenden Fassung auf 87 Verse zusammengeschrumpft (Talvj I² S. XX).

Auch war der epische Gesang nicht mehr in allen Dörfern gleich verbreitet. Die

Dörfer von Syrmien, dem Banat und der Batschka sind die Heimat der meisten volkstümlichen Lieder. Auch in den Städten Bosniens hört man sie, während sie in den Städten der österreichischen Provinzen durch neue, wertlose Arien verdrängt worden sind. In einzelnen Gegenden, vornehmlich in Syrmien, hatte sich ein Stand fahrender Sänger ausgebildet, dessen Angehörige bezeichnenderweise die ‚Blinden' (Slijepac) hießen. Die Benennung ist auf alle, auch die nichtblinden Volkssänger übertragen worden. Sie erklärt sich daraus, daß vornehmlich die Blinden, denen von Natur die anderen Gewerbe verschlossen sind, das Sängerhandwerk ergreifen. So finden wir auch bei den Phäaken den blinden Sänger Demodokos, auf Chios den blinden Sänger des

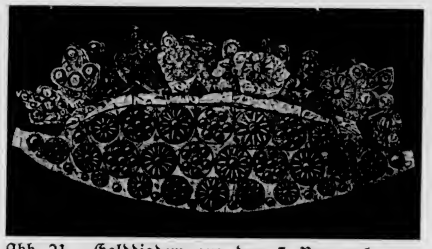


Abb. 21 · Golddiadem aus dem 3. Burggrabe von Mykenä (1/4): II Anm. 52a

Hymnos an Apollon und danach den blinden Homer (s. Anm. 8), bei den Friesen nach der Vita Liudgeri den blinden Sänger Bernlef und andere (vgl. Pöhlmann[2] S. 91). Der Vortrag der epischen Volkslieder erfolgte sangesgemäß zur Begleitung des alteinheimischen Saiteninstrumentes der Gusle, einer Art einfacher Violine mit einer Saite; doch war hier und da bereits die Rezitation, allerdings mit Instrumentalbegleitung, an die Stelle des wirklichen Gesanges getreten.

Die allmähliche Umbildung des serbischen Heldenliedes betrifft einmal den Inhalt, zum andern seine Form. Je länger die Heldendichtung im Volke lebt, um so größere Abweichungen gestattet sie sich von der geschichtlichen Ueberlieferung, bis sie sich ganz zu einer Märchenerzählung verflüchtigt. In der serbischen Epik ist das mit besonderer Deutlichkeit in den Liedern vom Königssohne Marko zu erkennen, der in der Volkssage als ein unwiderstehlicher Krieger, zugleich auch — ein typischer Zug — als ein gewaltiger Trinker erscheint. Seine Kriegstaten gelten im Liede nicht so sehr dem Kampfe gegen die Türken, als dem Schutze von Freunden und von Unterdrückten und der Züchtigung persönlicher Gegner. Ja er erscheint sogar, wie auch die Haltung des geschichtlichen Marko den Türken gegenüber schwankend war, als Bundesgenosse des türkischen Kaisers, — der Gegensatz der Türken und der serbischen Renegaten zu den christlichen Serben ist erst später in voller Schärfe hervorgetreten, — und sein Tod in der Schlacht ist in ein friedliches Ende verwandelt, indem er, dreihundertjährig, unter einer Tanne liegend stirbt, nachdem er in einem Brunnen sein Geschick vorausgesehen. Sein treues Schlachtroß, der buntscheckige Sarac (Scharaz), ist so außerordentlich wie der Reiter, ein Märchentier.

Typischer noch als Märchenfigur wird der Königssohn in den bulgarischen Liedern, denen aller historische Hintergrund mangelt. Sein verschwommenes Bild trägt hier wesentlich andere Züge als in den serbischen Heldenliedern, die eine unvergleichlich reichere Fülle lebensvollen und geschichtlichen Details in der Schilderung von Personen und Lokalitäten enthalten.

Die Umsetzung der historischen serbischen Markolieder, deren Existenz wir schon für das 16. und 17. Jh. mit Sicherheit erschließen können, gehört dem 18. Jh. an, das die Neubildung der Volkssage geschaffen hat. Von den Serben aber sind diese Lieder zu den Bulgaren gewandert, und je mehr sie nach Nordwesten, durch Bosnien nach Kroatien, sich durchgesetzt haben, um so mehr sind auch die Züge des echten Markobildes verblaßt.[36])

Formell macht sich diese Umbildung des serbischen Heldengesanges vornehmlich in einem Wechsel des Metrums kenntlich, da die alte 12—16silbige Langzeile später durch einen glatten 10silbigen Vers ersetzt worden ist. Und dieser Wechsel muß sich bereits im 16. Jh. angebahnt haben, wenn auch die Dichtung in Langzeilen später noch weiterlebte. Es handelt sich dabei aber nicht bloß um eine Umgießung alten dichterischen Gutes in ein neues

Versmaß, sondern um eine völlige Neugestaltung der Volksdichtung: der ganze poetische Schmuck, die Bilder und Vergleiche, die Wendungen und Worte weichen in den beiden Liedergattungen voneinander ab.[37])

Das geschichtliche Detail schwindet mehr und mehr in den jüngeren, kurzzeiligen Liedern, die zu den inhaltsvolleren, älteren Liedern in Langzeilen im offenen Gegensatze stehen. Aber anderseits dringt auch mit der Regeneration des serbischen Volksgesanges ein ganz neues Element in denselben ein, modernes Fühlen und Empfinden, das mit der Kraft voller Unmittelbarkeit zu uns spricht, während die älteren Lieder nirgends ein Beispiel durchbrechenden Gemütslebens bieten: sie sind nicht seelenvoll, nicht poetisch im Sinne der modernen Dichtung. Und dieser Umschwung vollzieht sich wohl unter dem Einflusse der mächtigen Umwälzung im Denken und Empfinden, die im 18. Jh. von Westeuropa ausgehend bis in die Täler Serbiens ihre Schatten wirft. Dabei ist die jüngere serbische Heldendichtung durch eine große Gleichmäßigkeit der Form und eine fast unbegreifliche Leichtigkeit, Flüssigkeit und Korrektheit der Versifikation ausgezeichnet, der allerdings auf der wenig erfreulichen Gegenseite die Dürftigkeit der Erfindung, die Eintönigkeit der Sprache, die uferlose Breite und Flachheit der Darstellung entspricht: das ist das Ergebnis lange andauernder Sangesübung, die auch für den Unbegabten die letzten Schwierigkeiten der gebundenen Rede aus dem Wege geräumt hat.[38])

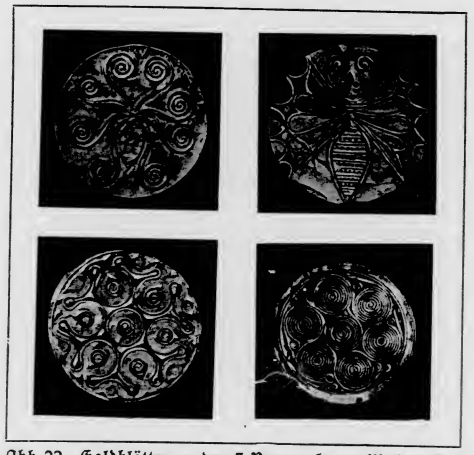


Abb. 22 · Goldblätter aus dem 3. Burggrabe von Mykenä (2/3)

Interessant ist es nun zu beobachten, wie auch bei den Serben sich Bestrebungen geltend gemacht haben, die auf eine Zusammenfassung und Vereinigung der gesamten Heldensage oder wenigstens bestimmter Sagenkreise hinzielen. Ich rede hier nicht von der gelehrten, rein äußerlichen Zusammenstellung der auf ein bestimmtes Ereignis oder auf eine bestimmte Person bezüglichen Lieder. Bemerkenswert sind darunter vor allem die Versuche von d'Avril (La bataille de Kossovo, Paris 1868; serbisch von Novaković) und von Filipović (Der Königssohn Marko, Agram 1880, mit 62 Stücken). Wir müssen auch von dem Versuche absehen, aus den heutigen Volksliedern eine ursprüngliche, alles umfassende Epopöe zu rekonstruieren, den Pavić (Agram 1877) für die Lieder über die Kosovo-Schlacht unternommen hat. Seine Annahme, daß einst ein längeres, episches Lied vorhanden gewesen sei, welches das Gesamtbild der Schlacht umfaßt habe, ist von Novaković treffend widerlegt worden.[39])

Nicht weniger problematisch erscheint mir aber auch der Versuch von Novaković (S. 444), aus einer Vergleichung der geschichtlichen Ueberlieferung die Existenz zum wenigsten eines alten Zentralliedes über diese Schlacht zu erweisen, das den geschichtlichen Vorgang in knappster Form erschöpfend behandelt hätte und erst zu Anfang des 16. Jhs. durch volkstümliche Motive erweitert worden sei. Denn da Novaković daneben doch einen ganzen Zyklus anderer, alter Lieder über episodische Begebenheiten der Schlacht anerkennen muß, so ist damit auch die Annahme eines Zentralliedes — etwa einer Ur-Ilias vergleichbar — durchaus unsicher geworden: die historische Tradition konnte eben-

Dörfer von Syrmien, dem Banat und der Batschka sind die Heimat der meisten volkstümlichen Lieder. Auch in den Städten Bosniens hört man sie, während sie in den Städten der österreichischen Provinzen durch neue, wertlose Arien verdrängt worden sind. In einzelnen Gegenden, vornehmlich in Syrmien, hatte sich ein Stand fahrender Sänger ausgebildet, dessen Angehörige bezeichnenderweise die ‚Blinden' (Slijepac) hießen. Die Benennung ist auf alle, auch die nichtblinden Volkssänger übertragen worden. Sie erklärt sich daraus, daß vornehmlich die Blinden, denen von Natur die anderen Gewerbe verschlossen sind, das Sängerhandwerk ergreifen. So finden wir auch bei den Phäaken den blinden Sänger Demodokos, auf Chios den blinden Sänger des

Abb. 21 · Golddiadem aus dem 3. Burggrabe von Mykenä (1/4): II Anm. 52a

Hymnos an Apollon und danach den blinden Homer (s. Anm. 8), bei den Friesen nach der Vita Liudgeri den blinden Sänger Bernlef und andere (vgl. Pöhlmann[2] S. 91). Der Vortrag der epischen Volkslieder erfolgte sangesgemäß zur Begleitung des alteinheimischen Saiteninstrumentes der Gusle, einer Art einfacher Violine mit einer Saite; doch war hier und da bereits die Rezitation, allerdings mit Instrumentalbegleitung, an die Stelle des wirklichen Gesanges getreten.

Die allmähliche Umbildung des serbischen Heldenliedes betrifft einmal den Inhalt, zum andern seine Form. Je länger die Heldendichtung im Volke lebt, um so größere Abweichungen gestattet sie sich von der geschichtlichen Ueberlieferung, bis sie sich ganz zu einer Märchenerzählung verflüchtigt. In der serbischen Epik ist das mit besonderer Deutlichkeit in den Liedern vom Königssohne Marko zu erkennen, der in der Volkssage als ein unwiderstehlicher Krieger, zugleich auch — ein typischer Zug — als ein gewaltiger Trinker erscheint. Seine Kriegstaten gelten im Liede nicht so sehr dem Kampfe gegen die Türken, als dem Schutze von Freunden und von Unterdrückten und der Züchtigung persönlicher Gegner. Ja er erscheint sogar, wie auch die Haltung des geschichtlichen Marko den Türken gegenüber schwankend war, als Bundesgenosse des türkischen Kaisers, — der Gegensatz der Türken und der serbischen Renegaten zu den christlichen Serben ist erst später in voller Schärfe hervorgetreten, — und sein Tod in der Schlacht ist in ein friedliches Ende verwandelt, indem er, dreihundertjährig, unter einer Tanne liegend stirbt, nachdem er in einem Brunnen sein Geschick vorausgesehen. Sein treues Schlachtroß, der buntscheckige Sarac (Scharaz), ist so außerordentlich wie der Reiter, ein Märchentier.

Typischer noch als Märchenfigur wird der Königssohn in den bulgarischen Liedern, denen aller historische Hintergrund mangelt. Sein verschwommenes Bild trägt hier wesentlich andere Züge als in den serbischen Heldenliedern, die eine unvergleichlich reichere Fülle lebensvollen und geschichtlichen Details in der Schilderung von Personen und Lokalitäten enthalten.

Die Umsetzung der historischen serbischen Markolieder, deren Existenz wir schon für das 16. und 17. Jh. mit Sicherheit erschließen können, gehört dem 18. Jh. an, das die Neubildung der Volkssage geschaffen hat. Von den Serben aber sind diese Lieder zu den Bulgaren gewandert, und je mehr sie nach Nordwesten, durch Bosnien nach Kroatien, sich durchgesetzt haben, um so mehr sind auch die Züge des echten Markobildes verblaßt.[36]) Formell macht sich diese Umbildung des serbischen Heldengesanges vornehmlich in einem Wechsel des Metrums kenntlich, da die alte 12—16silbige Langzeile später durch einen glatten 10silbigen Vers ersetzt worden ist. Und dieser Wechsel muß sich bereits im 16. Jh. angebahnt haben, wenn auch die Dichtung in Langzeilen später noch weiterlebte. Es handelt sich dabei aber nicht bloß um eine Umgießung alten dichterischen Gutes in ein neues

Versmaß, sondern um eine völlige Neugestaltung der Volksdichtung: der ganze poetische Schmuck, die Bilder und Vergleiche, die Wendungen und Worte weichen in den beiden Liedergattungen voneinander ab.[37])

Das geschichtliche Detail schwindet mehr und mehr in den jüngeren, kurzzeiligen Liedern, die zu den inhaltsvolleren, älteren Liedern in Langzeilen im offenen Gegensatze stehen. Aber anderseits dringt auch mit der Regeneration des serbischen Volksgesanges ein ganz neues Element in denselben ein, modernes Fühlen und Empfinden, das mit der Kraft voller Unmittelbarkeit zu uns spricht, während die älteren Lieder nirgends ein Beispiel durchbrechenden Gemütslebens bieten: sie sind nicht seelenvoll, nicht poetisch im Sinne der modernen Dichtung. Und dieser Umschwung vollzieht sich wohl unter dem Einflusse der mächtigen Umwälzung im Denken und Empfinden, die im 18. Jh. von Westeuropa ausgehend bis in die Täler Serbiens ihre Schatten wirft. Dabei ist die jüngere serbische Heldendichtung durch eine große Gleichmäßigkeit der Form und eine fast unbegreifliche Leichtigkeit, Flüssigkeit und Korrektheit der Versifikation ausgezeichnet, der allerdings auf der wenig erfreulichen Gegenseite die Dürftigkeit der Erfindung, die Eintönigkeit der Sprache, die uferlose Breite und Flachheit der Darstellung entspricht: das ist das Ergebnis lange andauernder Sangesübung, die auch für den Unbegabten die letzten Schwierigkeiten der gebundenen Rede aus dem Wege geräumt hat.[38])

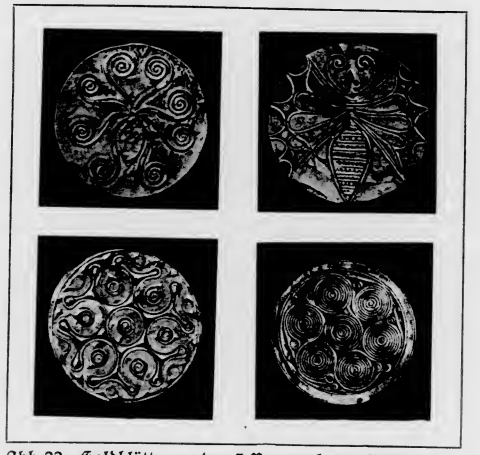


Abb. 22 · Goldblätter aus dem 3. Burggrabe von Mykenä (2/3)

Interessant ist es nun zu beobachten, wie auch bei den Serben sich Bestrebungen geltend gemacht haben, die auf eine Zusammenfassung und Vereinigung der gesamten Heldensage oder wenigstens bestimmter Sagenkreise hinzielen. Ich rede hier nicht von der gelehrten, rein äußerlichen Zusammenstellung der auf ein bestimmtes Ereignis oder auf eine bestimmte Person bezüglichen Lieder. Bemerkenswert sind darunter vor allem die Versuche von d'Avril (La bataille de Kossovo, Paris 1868; serbisch von Novaković) und von Filipović (Der Königssohn Marko, Agram 1880, mit 62 Stücken). Wir müssen auch von dem Versuche absehen, aus den heutigen Volksliedern eine ursprüngliche, alles umfassende Epopöe zu rekonstruieren, den Pavić (Agram 1877) für die Lieder über die Kosovo-Schlacht unternommen hat. Seine Annahme, daß einst ein längeres, episches Lied vorhanden gewesen sei, welches das Gesamtbild der Schlacht umfaßt habe, ist von Novaković treffend widerlegt worden.[39])

Nicht weniger problematisch erscheint mir aber auch der Versuch von Novaković (S. 444), aus einer Vergleichung der geschichtlichen Ueberlieferung die Existenz zum wenigsten eines alten Zentralliedes über diese Schlacht zu erweisen, das den geschichtlichen Vorgang in knappster Form erschöpfend behandelt hätte und erst zu Anfang des 16. Jhs. durch volkstümliche Motive erweitert worden sei. Denn da Novaković daneben doch einen ganzen Zyklus anderer, alter Lieder über episodische Begebenheiten der Schlacht anerkennen muß, so ist damit auch die Annahme eines Zentralliedes — etwa einer Ur-Ilias vergleichbar — durchaus unsicher geworden: die historische Tradition konnte eben-

sowohl auch aus einer Kombination getrennter Einzellieder herausgesponnen werden. Die auf dasselbe Ziel hinauslaufende Beweisführung Sörensens[40]) hängt nicht minder in der Luft.

Die Volksdichtung der Serben hat sich von allem Anfange im Einzelliede erschöpft, das die Ereignisse eines großen Sagenkomplexes episodisch behandelte. Aber die jüngste Phase dieses Gesanges hat doch ein Produkt gezeitigt, das für die Tendenz des jüngeren Heldenliedes in seiner normalen Entwicklung bezeichnend ist: sie zielt hin auf eine poetische Konzentration des Sagenstoffes in einem umfassenderen Gesange, der die Elemente verschiedenartiger Volkslieder in sich vereinigt. So ist in unseren Tagen die serbische Volkstradition über die Kosovoschlacht von einem Volkssänger zu einem einheitlichen Liede von 1607 Versen verarbeitet worden (gedruckt bei Petranović, Belgrad 1867), das zunächst als alt aufgenommen, bald aber von Jagić als ein neugemachtes Lied erkannt wurde.[41]) Das Lied, das am ehesten mit dem Versuche des finnischen Volkssängers Vassili, des Vorgängers von Lönnrot, verglichen werden kann, ist eine ziemlich schwache Leistung mit viel Unebenheiten, viel Disharmonie, hier und da auch mit modernen Reflexionen: von etlichen hundert Versen des Liedes darf behauptet werden, daß sie in dieser Form von einem alten Volkssänger unmöglich herrühren könnten. Als Verfasser des Liedes gilt ein gewisser Ilija Divjanović, der lesen und schreiben konnte und selbst Lieder, u. a. dieses große Lied, aufgeschrieben hat, der aber zugleich auch noch Improvisator war und sich damit in die Reihe der echten Volksdichter stellte.

Ganz verschieden ist seine dichterische Leistung von der Arbeit eines Lönnrot dadurch, daß Ilijas Kosovolied ein durchaus selbständiges, nur stofflich von älteren Volksliedern abhängiges Produkt ist, das mit keinem einzigen jener alten Lieder sich unmittelbar berührt. Novaković erkennt hierin einen Beleg dafür, daß dem Kosovoliederzyklus, nachdem sich die einzelnen Lieder Jahrhunderte lang selbständig bewegt haben, in der jüngsten Zeit von den Volkssängern, vielleicht unter dem unbewußten Eindruck der Einheitsbestrebungen in Kultur und Politik, eine einheitliche Gestalt gegeben wird. Dieses Urteil dürfen wir wohl dahin verallgemeinern, daß mit dem Eindringen des Schriftgebrauches und der dadurch bedingten höheren Bildung der alte Volksgesang dem Bestreben einer Zusammenfassung unterliegt. Und diese Tendenz führt in den Kreisen der echten Volkssänger zur Neudichtung eines — größeren oder kleineren — Epos, das noch aus der Volksdichtung geboren zu den überlieferten Einzelliedern nur in einem losen Abhängigkeitsverhältnis steht (Ilija). Die gelehrte Arbeit hingegen sammelt entweder die Einzellieder im Rohzustande (Vuk) oder stellt sie ohne wesentliche formelle Veränderungen zur äußerlichen Einheit einer Epopöe zusammen (Lönnrot).

* * *

Die nächste Parallele zur serbischen Volksepik bietet die epische Poesie der Großrussen, die sogenannten Bylinen (=Begebenheiten), die vor allem durch Rybnikov (1861/7) und Hilferding (1873) gesammelt worden sind. Ihre kritische Würdigung gab Wollner in seinen instruktiven ‚Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen' (Leipzig 1879).[41a]) Es ist bemerkenswert, daß sich der epische Gesang bei den Russen fast nur in den nördlichen Provinzen Olonec und Archangelsk erhalten hat, wo er im ganzen auch bereits im Absterben ist. Seine Träger sind Rhapsoden, die ihre Lieder ohne Instrumentalbegleitung in monotonem Rhythmus vortragen oder vielmehr deklamieren. Die Rhapsoden sind aber keine professionellen, fahrenden Sänger, sondern meist herumziehende Handwerker (vornehmlich Wanderschneider und Schuhmacher), die zum Vergnügen singen, ohne je ein Geschäft daraus zu machen. Wir sind also berechtigt, noch von einem wirklichen Volksgesange zu reden, obwohl derselbe bereits die völlig feste Form von Einzelliedern angenommen hat. Das Festhalten an der Tradition geht soweit, daß ein Sänger sich niemals selbständige Aenderungen des auswendig gelernten Liedes erlaubt und vergessene Verse entweder ausläßt oder in Prosa nacherzählt, — vgl. den Volksgesang der Esthen, der auf einer noch tieferen Stufe steht —, ja nicht einmal ein unverständliches Wort, das in anderen Gegenden vielleicht noch der

Volkssprache angehört, durch ein anderes ersetzt: ‚so wird es gesungen' ist die ständige Formel, die alle Fragen nach der Bedeutung des Unverständlichen abschneidet. Aber diese strengste Bindung der Ueberlieferung hat doch nur für bestimmte Teile der epischen Lieder Kraft, da in jeder Bylina die ‚typischen' Bestandteile, das sind die Beschreibungen der Helden und ihre Reden, sich von den ‚wechselnden' Teilen unterscheiden, die den Gang der Handlung bestimmen, indem sie die typischen Teile untereinander verbinden. In den wechselnden Teilen schaltet der Sänger freier, da er hier nur das Skelett der Handlung beibehält, die Stellung der Verse aber und selbst die Ausdrücke in den Versen nach Willkür verändert. Die Sprache der Bylinen ist die Volkssprache. Dem unveränderlichen Karakter der typischen Teile entsprechend finden sich aber hier archaische Elemente, und hierdurch stellt sich sprachlich das epische Heldenlied auf eine Stufe mit den legendarischen geistlichen Liedern, in denen der Einfluß der archaisierenden Kirchensprache sich bemerkbar macht.

Inhaltlich erscheinen die Bylinen als historische Lieder, und patriotische Forscher haben in ihnen die zuverlässigsten Quellen für die Geschichte des russischen Reiches gesehen, dessen Entwicklungsphasen in ihnen ihren epischen Niederschlag gefunden haben sollen. Tatsächlich glaubt das Volk fest an die geschichtliche Wahrheit der in den ‚bylinn' erzählten Abenteuer. Wollner indessen hat nachgewiesen, daß diese Auffassung nur für die jüngeren Heldenlieder zutrifft, soweit sie sich mit der Person Ivans des Schrecklichen und der ihm folgenden Herrscher beschäftigen. Die Lieder des Kievschen und Novgorodschen Sagenkreises dagegen sind durchaus nicht mehr historisch, sondern reine Märchenerzählungen. Ihre Helden tragen zwar zum großen Teil geschichtliche Namen, wie die Figur des despotischen Fürsten Vladimir des ‚Heiligen' im Kievschen Kreise: aber was von ihm erzählt wird, sind die typischen Züge des untätigen, feigen, launischen Märchenkönigs. Dem entspricht es, daß wir in den Bylinen, gleichwie im finnischen Märchenliede, eine Individualisierung ihrer Helden, abgesehen von stereotypen Prädikaten, vergeblich suchen: von ihnen allen werden dieselben Taten mit denselben Worten erzählt. Doch muß man auch hier wieder die typischen und die wechselnden Teile des Gesanges auseinanderhalten, weil jene die älteren Teile der Lieder repräsentieren, in denen noch echte lokale Erinnerungen und Spuren historischer Züge bewahrt sind. Selbst die Gestalten der Helden, wie diejenige Vladimirs, sind in den verschiedenen Teilen des Gesanges merkwürdig verschieden gezeichnet, indem das märchenhafte Element erst in den wechselnden Liedteilen, die der Willkür der Sänger preisgegeben sind, unverhüllt zum Durchbruche kommt.

Bezeichnend ist das Lokalkolorit, das den älteren, stereotypen Teilen des epischen Gesanges anhaftet. Denn obwohl diese Lieder heute zumeist an den rauhen Ufern des Onegasees gesungen werden, tragen doch die Bylinen des Kievschen Kreises in ihren Naturbeschreibungen durchgehends den Karakter des südlichen Rußlands. Sie erzählen von den Steppen am Don und Dniepr, nicht von der wilden Waldnatur ihrer heutigen Heimat. Sie kennen nur Ein Rußland, dessen Hauptstadt Kiev ist, nicht Moskau. Sie bewahren die Erinnerung an die Einfälle der Mongolen und an die Herrschaft der heidnischen Litauer: ‚aber aus den Siegern und Unterjochern Rußlands sind in der Bylina Besiegte geworden, die ein einziger Held, der heilige Rus', zu Tausenden niederstreckt, und deren Anführer er zwingt, dem Fürsten Vladimir Tribut zu zahlen' (Wollner S. 42). Und nicht anders weisen in den Liedern vom reichen Kaufmanne Sadko mehrere Stellen auf eine Bekanntschaft mit Novgoroder Verhältnissen hin. Daraus ergibt sich mit voller Sicherheit der Schluß, daß diese Lieder einst ‚einen ganz anderen Inhalt gehabt haben müssen, daß sie einmal Heldenlieder im richtigen Sinne des Wortes waren', die im 11. und 12. Jh. wohl im südlichen (Klein-) Rußland um Kiev entstanden sind und von den zeitgenössischen Helden und ihren Kämpfen mit den Ungläubigen gehandelt haben. Aber nach der Vernichtung des Kievschen Reiches sind seine alten Bewohner im 12. und 13. Jh. nach Norden gewandert und haben nicht nur ihre berühmten Heiligenbilder, sondern auch die alten Heldenlieder mit sich genommen. Hier sind die kriegeri-

schen Stämme in einer langen Periode des Friedens erschlafft und friedlich geworden. Die späteren Geschlechter haben infolgedessen den Geschmack verloren an den blutigen Heldentaten ihrer Vorfahren. Und mit dem Eindringen der Märchenwelt des Orients von Osten her, mit der langsam voranschreitenden Ausbreitung der westlichen Kultur und Literatur und der Aufnahme ihrer Stoffe hat sich auch der Inhalt der alten Heldenlieder umgewandelt. Ihre typischen Figuren sind geblieben; aber diese Helden sind zu Märchenhelden geworden, deren Abenteuer gar nichts Reckenhaftes mehr an sich tragen. So sind die alten Heldengesänge, obwohl sie äußerlich den Karakter epischer Lieder bewahrt haben, zu Volksmärchen geworden, die ganz ihrer epischen Natur entsprechend von Wiederholungen und Anachronismen voll sind, indem z. B. die alten Volkshelden heute Fernrohr und Stempelpapier, Flinte und Pulver handhaben; nicht anders im finnischen Liede.

* * *

Auch bei den Serben und Großrussen haben wir den epischen Volksgesang noch nicht in seiner ursprünglichen Gestalt angetroffen, da die epischen Lieder hier bereits zu mehr oder minder festen Formen sich kristallisiert haben. Der Anfang der epischen Volksdichtung aber liegt in der rein improvisatorischen Form, in der Beteiligung des ganzen Volkes am epischen Gesange, der wie ein weites Meer gestalt- und uferlos über das Land sich verbreitet und erst in einer späteren Entwicklung in den einzelnen Flüssen und Bächlein der festen Einzellieder auseinanderfließt. Dieses Stadium der Volksdichtung uns greifbar vor Augen gestellt zu haben, ist das Verdienst Radloffs in seinen ‚Proben der Volksliteratur der nördlichen türkischen Stämme, gesammelt und übersetzt. V. Teil. Der Dialekt der Kara-Kirgisen, St. Petersburg 1885', denen eine vortreffliche allgemeine Einleitung über unsern Gegenstand voraufgeschickt ist. Radloff hat den improvisatorischen Gesang in den sibirischen Steppen bei zwei räumlich ganz voneinander getrennten Türkstämmen noch im vollsten Leben gefunden, bei den Abakan- (oder minussinskischen) Tataren nördlich am Jenissei und bei den Kara- (schwarzen) Kirgisen südlich am Thian-schan. Beide Stämme, von denen die Kirgisen sich durch eine besondere Redegewandtheit auszeichnen, sind die Nachkommen der alten ‚Hakas', von denen ein Teil, die Kara-

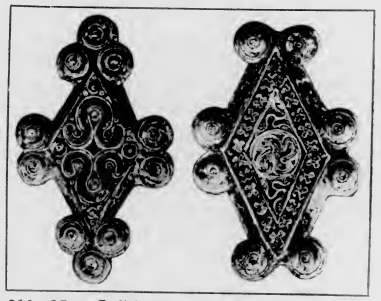


Abb. 23 · Goldknöpfe (auf Holz) aus dem 1. und 4. Burggrabe von Mykenä (3/5): S. 80

Kirgisen, schon im 10. Jh. das Gebiet der Jenisseiquellen verließ und nach Südwesten zog.[41b])

Die kirgisische Volksepik entnimmt ihren Stoff der lebendigen Sage, die sich um die Person des ursprünglich jedenfalls mythischen Helden Manas und seiner 40 Gefährten zusammenschließt. Nebenzentren sind der Heidenfürst Joloi, der gewaltige Gegner des Manas, und eine Reihe selbständiger Fürsten der Muselmane und ihrer heidnischen Gegner. Den historischen Untergrund der Sage aber bilden die erbitterten Religionskämpfe mit den Chinesen und Kalmücken im 17. Jh. Diese Sage ist an sich etwas völlig Unfertiges: nur ihre Elemente, die Persönlichkeiten der Helden, ihrer Rosse und ihrer Gefährten, ihre Kämpfe mit den Chinesen und Kalmücken, den Sart und den Persern, ihre Brautfahrten und Festmähler, ihr Tod und ihre Wiedererweckung zum Leben, sind dem epischen Sänger gegeben, in dessen Gesange sich das ganze Leben und Trachten, das Fühlen und Streben des Volkes in poetischer Verklärung spiegelt. Den nächsten Vergleich bietet der im finnischen Volksgesange (Kalewala) geschilderte Kulturzustand, der von höherer Zivilisation noch nichts weiß, fern von den Städten und lärmenden Zentren der Welt in einfachen Zuständen sich entwickelt und erlischt, wenn durch fremde Einflüsse ein neues Leben entsteht (vgl. Comparetti S. 21). So ist

die Volkssage gewissermaßen das Volksbewußtsein selbst, ‚das mit dem Volke lebt und mit ihm sich verändert', verschiedengestaltig wie das Volksleben, aber zusammengehalten durch die Anziehungskraft epischer Zentren, um die sich die Einzelzüge der Sage in episodischem Wechsel herumlegen.

Der Sänger greift aus der Sage stets nur eine beliebige Episode heraus, die er mit voller Freiheit behandelt und durch Einflechtung individueller Karakterzüge des Volkes zu einem lebensvollen Bilde gestaltet. Diese Freiheit geht soweit, daß er unbekümmert um den Inhalt der Sage und außerhalb ihres Rahmens seinen Zuhörern Angenehmes und Schmeichelhaftes sagt, sei es in Lobeserhebungen vornehmer Geschlechter, sei es durch boshafte Bemerkungen über die Anmaßung der Vornehmen und Reichen. Besonders bemerkenswert in den Aufzeichnungen Radloffs ist die handelnde Einführung des ‚weißen Zaren' in der dritten Episode des Manas, der als Freund des russischen Kaisers und Volkes dargestellt ist: der Sänger richtete sein Lied nach dem von ihm vorausgesetzten Geschmacke seines Hörers, des russischen Beamten, ein. Selbst die Verknüpfung der verschiedenen Sagenstoffe steht ganz im Belieben des Sängers, der je nach seiner

Abb. 24 · Gräberring von Mykenä und die Rückseite des Löwentores: S. 63

individuellen Auffassung und nach der Eingebung des Augenblicks die Helden miteinander kämpfen und sterben läßt oder die Schicksale des einen ohne Berücksichtigung des andern verfolgt. Die Flüssigkeit der Volkssage hat ihr Korrelat in der Flüssigkeit des epischen Gesanges, der noch nicht zu festen Liedern erstarrt ist. Der Gesang ist eine Improvisation, äußerlich angeregt von der den Sänger umgebenden Zuhörerschaft, und darum ist niemand imstande, einen Gesang zweimal mit denselben Worten zu singen. So erklärte einer der tüchtigsten Kirgisensänger: „Ich kann überhaupt jedes Lied singen, denn Gott hat mir die Gesangesgabe ins Herz gepflanzt. Er gibt mir das Wort auf die Zunge, ohne daß ich zu suchen habe, ich habe keines meiner Lieder erlernt, alles entquillt meinem Innern, aus mir heraus" (Radloff S. XVII). Wer denkt dabei nicht an das Wort des Phemios in Od. χ 347: „Mich hat niemand gelehrt; ein Gott hat die mancherlei Lieder | Mir in die Seele gepflanzt" (vgl. auch α 346 f.)!

Dennoch ist diese Improvisation nicht als ein völliges Neudichten zu betrachten. Dem Sänger steht je nach seiner Gewandtheit eine Menge formelhafter sprachlicher Wendungen und dichterischer Motive zu Gebote, und in der passenden Zusammenfügung dieser Vortragsteilchen und ihrer Verbindung durch neugedichtete Verse beruht im wesentlichen die Kunst des epischen Gesanges. Diese formelhaften Wendungen sind der erste feste Niederschlag der epischen Volkspoesie; und darum ist es eine natürliche Folge, daß sich in ihnen vorzugsweise das altertümlichste Sprachgut erhält. Bemerkenswert aber ist es, daß sich in den epischen Gesängen der Kirgisen, ebenso wie bei den Finnen, noch nirgends veraltete Wörter oder der heutigen Sprache fremde Wendungen finden. Und daraus ergibt sich, daß diese Volksepik noch ein dem Anfange epischer Volksdichtung nahes Entwicklungsstadium repräsentiert.

Die Form des Liedes ist durchweg durch einen einfachen Endreim ausgezeichnet, daneben ist auch ein akrostichischer Reim in Gebrauch.[41c]) Regelmäßig verwendet der Sänger zwei Weisen, eine schnellere für die Erzählung der Begeben-

schen Stämme in einer langen Periode des Friedens erschlafft und friedlich geworden. Die späteren Geschlechter haben infolgedessen den Geschmack verloren an den blutigen Heldentaten ihrer Vorfahren. Und mit dem Eindringen der Märchenwelt des Orients von Osten her, mit der langsam voranschreitenden Ausbreitung der westlichen Kultur und Literatur und der Aufnahme ihrer Stoffe hat sich auch der Inhalt der alten Heldenlieder umgewandelt. Ihre typischen Figuren sind geblieben; aber diese Helden sind zu Märchenhelden geworden, deren Abenteuer gar nichts Reckenhaftes mehr an sich tragen. So sind die alten Heldengesänge, obwohl sie äußerlich den Karakter epischer Lieder bewahrt haben, zu Volksmärchen geworden, die ganz ihrer epischen Natur entsprechend von Wiederholungen und Anachronismen voll sind, indem z. B. die alten Volkshelden heute Fernrohr und Stempelpapier, Flinte und Pulver handhaben; nicht anders im finnischen Liede.

* * *

Auch bei den Serben und Großrussen haben wir den epischen Volksgesang noch nicht in seiner ursprünglichen Gestalt angetroffen, da die epischen Lieder hier bereits zu mehr oder minder festen Formen sich kristallisiert haben. Der Anfang der epischen Volksdichtung aber liegt in der rein improvisatorischen Form, in der Beteiligung des ganzen Volkes am epischen Gesange, der wie ein weites Meer gestalt- und uferlos über das Land sich verbreitet und erst in einer späteren Entwicklung in den einzelnen Flüssen und Bächlein der festen Einzellieder auseinanderfließt. Dieses Stadium der Volksdichtung uns greifbar vor Augen gestellt zu haben, ist das Verdienst Radloffs in seinen ‚Proben der Volksliteratur der nördlichen türkischen Stämme, gesammelt und übersetzt. V. Teil. Der Dialekt der Kara-Kirgisen, St. Petersburg 1885', denen eine vortreffliche allgemeine Einleitung über unsern Gegenstand voraufgeschickt ist. Radloff hat den improvisatorischen Gesang in den sibirischen Steppen bei zwei räumlich ganz voneinander getrennten Türkstämmen noch im vollsten Leben gefunden, bei den Abakan- (oder minussinskischen) Tataren nördlich am Jenissei und bei den Kara- (schwarzen) Kirgisen südlich am Thian-schan. Beide Stämme, von denen die Kirgisen sich durch eine besondere Redegewandtheit auszeichnen, sind die Nachkommen der alten ‚Hakas', von denen ein Teil, die Kara-

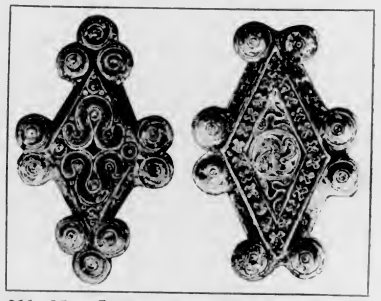


Abb. 23 · Goldknöpfe (auf Holz) aus dem 1. und 4. Burggrabe von Mykenä ($^3/_5$) : S. 80

Kirgisen, schon im 10. Jh. das Gebiet der Jenisseiquellen verließ und nach Südwesten zog.[41b])

Die kirgisische Volksepik entnimmt ihren Stoff der lebendigen Sage, die sich um die Person des ursprünglich jedenfalls mythischen Helden Manas und seiner 40 Gefährten zusammenschließt. Nebenzentren sind der Heidenfürst Joloi, der gewaltige Gegner des Manas, und eine Reihe selbständiger Fürsten der Muselmane und ihrer heidnischen Gegner. Den historischen Untergrund der Sage aber bilden die erbitterten Religionskämpfe mit den Chinesen und Kalmücken im 17. Jh. Diese Sage ist an sich etwas völlig Unfertiges: nur ihre Elemente, die Persönlichkeiten der Helden, ihrer Rosse und ihrer Gefährten, ihre Kämpfe mit den Chinesen und Kalmücken, den Sart und den Persern, ihre Brautfahrten und Festmähler, ihr Tod und ihre Wiedererweckung zum Leben, sind dem epischen Sänger gegeben, in dessen Gesange sich das ganze Leben und Trachten, das Fühlen und Streben des Volkes in poetischer Verklärung spiegelt. Den nächsten Vergleich bietet der im finnischen Volksgesange (Kalewala) geschilderte Kulturzustand, der von höherer Zivilisation noch nichts weiß, fern von den Städten und lärmenden Zentren der Welt in einfachen Zuständen sich entwickelt und erlischt, wenn durch fremde Einflüsse ein neues Leben entsteht (vgl. Comparetti S. 21). So ist

die Volkssage gewissermaßen das Volksbewußtsein selbst, ‚das mit dem Volke lebt und mit ihm sich verändert', verschiedengestaltig wie das Volksleben, aber zusammengehalten durch die Anziehungskraft epischer Zentren, um die sich die Einzelzüge der Sage in episodischem Wechsel herumlegen.

Der Sänger greift aus der Sage stets nur eine beliebige Episode heraus, die er mit voller Freiheit behandelt und durch Einflechtung individueller Karakterzüge des Volkes zu einem lebensvollen Bilde gestaltet. Diese Freiheit geht soweit, daß er unbekümmert um den Inhalt der Sage und außerhalb ihres Rahmens seinen Zuhörern Angenehmes und Schmeichelhaftes sagt, sei es in Lobeserhebungen vornehmer Geschlechter, sei es durch boshafte Bemerkungen über die Anmaßung der Vornehmen und Reichen. Besonders bemerkenswert in den Aufzeichnungen Radloffs ist die handelnde Einführung des ‚weißen Zaren' in der dritten Episode des Manas, der als Freund des russischen Kaisers und Volkes dargestellt ist: der Sänger richtete sein Lied nach dem von ihm vorausgesetzten Geschmacke seines Hörers, des russischen Beamten, ein. Selbst die Verknüpfung der verschiedenen Sagenstoffe steht ganz im Belieben des Sängers, der je nach seiner

Abb. 24 · Gräberring von Mykenä und die Rückseite des Löwentores: S. 63

individuellen Auffassung und nach der Eingebung des Augenblicks die Helden miteinander kämpfen und sterben läßt oder die Schicksale des einen ohne Berücksichtigung des andern verfolgt. Die Flüssigkeit der Volkssage hat ihr Korrelat in der Flüssigkeit des epischen Gesanges, der noch nicht zu festen Liedern erstarrt ist. Der Gesang ist eine Improvisation, äußerlich angeregt von der den Sänger umgebenden Zuhörerschaft, und darum ist niemand imstande, einen Gesang zweimal mit denselben Worten zu singen. So erklärte einer der tüchtigsten Kirgisensänger: „Ich kann überhaupt jedes Lied singen, denn Gott hat mir die Gesangesgabe ins Herz gepflanzt. Er gibt mir das Wort auf die Zunge, ohne daß ich zu suchen habe, ich habe keines meiner Lieder erlernt, alles entquillt meinem Innern, aus mir heraus" (Radloff S. XVII). Wer denkt dabei nicht an das Wort des Phemios in Od. χ 347: „Mich hat niemand gelehrt; ein Gott hat die mancherlei Lieder | Mir in die Seele gepflanzt" (vgl. auch α 346 f.)!

Dennoch ist diese Improvisation nicht als ein völliges Neudichten zu betrachten. Dem Sänger steht je nach seiner Gewandtheit eine Menge formelhafter sprachlicher Wendungen und dichterischer Motive zu Gebote, und in der passenden Zusammenfügung dieser Vortragsteilchen und ihrer Verbindung durch neugedichtete Verse beruht im wesentlichen die Kunst des epischen Gesanges. Diese formelhaften Wendungen sind der erste feste Niederschlag der epischen Volkspoesie; und darum ist es eine natürliche Folge, daß sich in ihnen vorzugsweise das altertümlichste Sprachgut erhält. Bemerkenswert aber ist es, daß sich in den epischen Gesängen der Kirgisen, ebenso wie bei den Finnen, noch nirgends veraltete Wörter oder der heutigen Sprache fremde Wendungen finden. Und daraus ergibt sich, daß diese Volksepik noch ein dem Anfange epischer Volksdichtung nahes Entwicklungsstadium repräsentiert.

Die Form des Liedes ist durchweg durch einen einfachen Endreim ausgezeichnet, daneben ist auch ein akrostichischer Reim in Gebrauch.[41c]) Regelmäßig verwendet der Sänger zwei Weisen, eine schnellere für die Erzählung der Begeben-

heiten und eine langsamere, feierlichere für die Gespräche, die dadurch gewissermaßen als Rezitative erscheinen. Von einer Instrumentalbegleitung erwähnt Radloff nichts; doch ist sie nach Analogie des Volksgesanges bei den Abakan-Tataren auch bei den Kara-Kirgisen wohl anzunehmen. Ein besonderer Stand von Sängern, Akyn genannt, hat sich gebildet, weil ‚die reichen Leute und Sultane es gern sehen, wenn in ihrer Nähe Sänger leben, die sie in Stunden der Langeweile oder des Kummers erheitern und öffentlich aller Orten ihr Lob singen'. Solche, oft weit berühmte Sänger pflegen auch bei den großen Versammlungen und Festmählern aufzutreten. Aber die Volkspoesie ist nicht ausschließliches Eigentum dieser Sänger. In allen Kreisen des Volkes ist die Kunst des improvisatorischen Gesanges verbreitet, und so ist die epische Dichtung hier ein echter Volksgesang.

* * *

Bei den Abakan-Tataren sind die äußeren Bedingungen des epischen Gesanges wesentlich die gleichen, wie bei den Kara-Kirgisen. Aber der Inhalt ihrer epischen Lieder ist ein durchaus verschiedener: eine Folge der verschiedenen Lebensbedingungen, unter denen die beiden Stämme heute stehen. Die Kara-Kirgisen haben bisher in stetigem Kampfe, aber unabhängig zwischen Chinesen, Russen und Kokandern gewohnt, geschlechtsweise nomadisierend, aber trotz des Kriegszustandes mit großem Viehreichtum begabt. Dadurch ist ein Volksbewußtsein in ihnen erwacht, das zwar noch nicht zu einer politischen Einheit geführt hat, aber doch einen ideellen Zusammenhang des ganzen Nomadenvolkes darstellt. Die Abakan-Tataren hingegen, ein ärmliches Jägervolk, die das frühere Nomadenleben fast ganz aufgegeben haben, ‚bestehen aus einer Reihe von Stämmchen, die alle des Begriffs der Volkseinheit vollkommen entbehren'. Sie haben die Erinnerung an ihr blutiges Ringen im 17. Jh. verloren, da kein fortgesetzter Kampf das Andenken daran frisch erhielt. Und damit ist ihnen das Ideal des Heldengesanges entschwunden, der nur unter einer das ganze Volk beherrschenden Kampfesidee fortleben kann. Dementsprechend tragen die epischen Lieder der Abakan-Tataren, die unter sich keinen Zusammenhang haben, einen durchaus märchenhaften Karakter, indem sie die wunderbaren, übermenschlichen Schicksale riesiger Helden schildern. Der Held ‚beginnt, kaum erwachsen, seine Rachezüge gegen die Vernichter seines Vaters. Jetzt führt ihn sein Heldenzug über die weiten Erdschichten, er setzt über Ströme und Meere mit Hilfe seines treuen Begleiters, seines Heldenrosses (vgl. den ‚weißen Falben' des Manas, den Sarac des Königssohnes Marko). Er erklettert mit ihm den himmelhohen Bergrücken und steigt zuletzt sogar zum Sitze der Götter empor; mit ihm taucht er hinab in die tiefen, unterirdischen Schichten und kämpft dort mit grausigen Riesen und Schwanfrauen; unterliegt er der Macht der Verhältnisse durch seine eigene Schuld, so ist es sein Roß, das ihn rettet, das ihn sogar, wenn er zu frühzeitig gestorben ist, wieder lebendig macht'. (Radloff S. VII).

Diese ‚traumgleiche, verschwommene Märchenwelt', die wie das finnische Volksmärchen jedes geschichtlichen Hintergrundes entbehrt, scheint gleichwohl auf dem Boden einer echten epischen Heldensage erwachsen zu sein. Bei den Märchenerzählungen der Bulgaren und der Großrussen konnten wir diese Entwicklung im einzelnen noch kontrollieren. Die Einmischung zahlreicher märchenhafter Züge, die wir schon in den serbischen Markoliedern konstatieren konnten, finden wir auch im kirgisischen Nationalgesang, wie z. B. die Verflüchtigung Köktschös in blauen Rauch, als Manas auf ihn schießt (Radloff S. 69) oder die Verwandlung des Grabmals des Manas in einen glänzenden Märchenpalast (Radloff S. 135). Und darin erkennen wir die beginnende Zersetzung und Zersingung der alten Heldensage, die mit dem weiteren Verfalle des epischen Gesanges zur Märchenpoesie wird. Wir werden also nicht fehlgehen, wenn wir den Urgrund des epischen Gesanges bei Kara-Kirgisen und Abakan-Tataren in einer alten kriegerischen Zeit suchen, da die beiden Stämme noch beieinander wohnten, in alten Heldenliedern, die im Laufe der Zeit bei den Kara-Kirgisen mit neuem geschichtlichen Stoffe sich erfüllt haben, bei den Abakan-Tataren zu leeren Volksmärchen verblaßt sind.

Die Entstehung der Epopöe

Die Entwicklung des epischen Volksgesanges ist hiermit in seinen wichtigsten Phasen klargelegt, wenn auch das Bild, das wir uns, aus den Analogien konstruierend, davon machen, für den gegebenen Fall vielleicht nicht in allen Einzelheiten mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Jedenfalls erscheint soviel sicher, daß seine Anfänge in der vom ganzen Volke geübten epischen Improvisation liegen, die einen im Volke lebenden poetischen Stoff in episodischen Einzelliedern behandelt.[42]) Begebenheiten der jüngsten[42a]) Vergangenheit ‚alles was sie getan und erduldet im mühsamen Kriegszug' (Od. ϑ 490) bilden den Inhalt des Gesanges, und dasjenige Lied wird von den Hörern am meisten geschätzt, das ihnen als das neueste (vgl. Od. α 352) erscheint. Der monotone Vortrag der Lieder erfolgt durchweg mit Instrumentalbegleitung.[42b])

Abb. 26 · Altar über dem 4. myk. Burggrabe. S. 87

Wenn aber auch der echte Volkssänger je nach der Eingebung des Augenblicks improvisiert, so schafft doch die Sangesübung bald gewisse technische Hilfsmittel, indem sie dem improvisierenden Sänger eine Reihe fixierter Vortragsteilchen an die Hand gibt, die er je nach dem Gange der Erzählung in passender Weise zusammensetzt. Es geht ihm damit wie dem Improvisator am Klavier, an den Radloff (S. XVI) treffend erinnert: auch dieser fügt verschiedene ihm bekannte Läufe, Uebergänge, melodiöse Motive zu einem Stimmungsgebilde aneinander und schafft so aus dem ihm geläufigen Alten ein selbständiges Neues. Solche Vortragsteilchen sind — nach der kara-kirgisischen Epik — die Schilderung gewisser Vorfälle und Situationen, wie die Geburt eines Helden und sein Aufwachsen, Preis der Waffen, Vorbereitung zum Kampf, das Getöse des Kampfes, Unterredung der Helden vor dem Kampfe, die Schilderung von Persönlichkeiten und Pferden, das Karakteristische der bekannten Helden, Preis der Schönheit der Braut, Beschreibung des Wohnsitzes, eines Gastmahles, Aufforderung zum Mahle, Tod eines Helden, Totenklage, Schilderung eines Landschaftsbildes, das Einbrechen der Nacht und des Tages und vieles andere. Natürlich vermag der geübte Sänger dergleichen Bildteilchen nicht nur in verschiedener Weise zu verbinden, sondern auch die einzelnen Motive je nach der Situation verschiedenartig zu behandeln, dasselbe Bild in wenigen kurzen Strichen zu zeichnen oder in epischer Breite eine detaillierte Schilderung zu geben. ‚Je mehr verschiedene Bildteilchen dem Sänger zur Verfügung stehen, desto mannigfaltiger wird sein Gesang und desto länger vermag er zu singen, ohne die Zuhörer durch die Eintönigkeit seiner Bilder zu ermüden.'

Im Anfangsstadium der Volksdichtung sind diese ‚Bildteilchen' bloß poetische Motive, die in der dichterischen Form vollkommen unbestimmt bleiben. Dem entspricht es, daß in der primitiven kirgisischen Epik und auch noch im finnischen Volksgesange durchaus die Sprache des gewöhnlichen Lebens herrscht, veraltete und fremde Wörter und Wendungen durchaus vermieden werden. In der weiteren Ausbildung des Volksgesanges ist es nun aber eine natürliche Entwicklung, daß in der Beschreibung bestimmter Situationen und Ereignisse gewisse Ausdrücke sich fixieren und zu formelhaften Wendungen erstarren. Gerade die homerische Epik bietet eine große Zahl allbekannter Beispiele dafür, indem hier

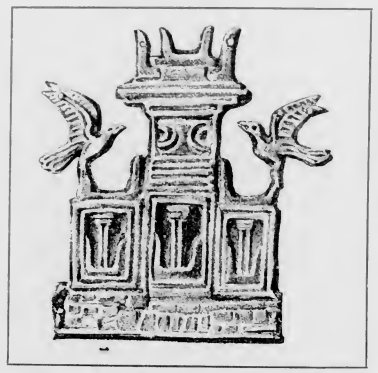


Abb. 26 · Sakralbau mit Tauben aus dem 4. Burggrabe von Mykenä (Goldblech: 3/4): II Anm. 50a, 57

manche Verse und Versgruppen von typischer Bedeutung an den verschiedensten Stellen des Epos, manchmal nur mit leisen Variationen, wiederkehren. Diese Verdichtung des Gesanges führt in ihrer weiteren Entwicklung gleichsam zur Erstarrung des Liedes, indem zunächst seine typischen Bestandteile, vor allem in den Beschreibungen der Helden, ihrer Reden und ihrer Taten, feste Form gewinnen. Die groß-russischen Bylinen sind uns dafür die deutlichsten Zeugnisse, an denen wir zugleich erkennen, wie sich in der epischen Sprache allmählich archaische Elemente festsetzen; in formelhaften Wendungen zumal wird der Sprachzustand jener Zeit bewahrt, in der sie als epische Ausdrucksmittel geprägt worden sind. Die gleiche Beobachtung machen wir in der serbischen Epik — vgl. die typische Beschreibung der Brautgeschenke im Cernojevićliede — und vor allem in den homerischen Gedichten, wo gerade in den konventionellen Formeln und Beiwörtern, in den immer wiederkehrenden Schilderungen gewöhnlicher Begebnisse und Handlungen des heroischen Lebens, der Opfer, Gastmähler, Versammlungen u. s. w. ein Schatz ältesten Sprachgutes uns überliefert ist.[42c])

Die letzte Phase des echten Volksgesanges ist dadurch bezeichnet, daß im Verlauf des Erstarrungsprozesses aus der fließenden Masse der Volksdichtung Einzellieder sich herauskristallisieren, die, zunächst wohl durch die Autorität eines berühmten Sängernamens getragen, in der Volksüberlieferung Wurzel schlagen. Die Ausscheidung solcher zunächst nur inhaltlich fixierten Einzellieder, deren äußere Form noch der Improvisation überlassen bleibt, fällt mit der Rezeption bestimmter Gestaltungen der Sage zusammen, die bis dahin der Willkür der Sänger mehr oder minder preisgegeben war. Die Spuren solcher alten Lieder nach einer bereits fest gewordenen Sagenform fehlen auch in den homerischen Epen nicht ganz, so z. B. in den Demodokosepisoden (Od. *α* 325 f., *ϑ* 62 f., 599 f.), wo der Sänger Lieder von der traurigen Heimkehr der Achäer, von dem Streite Achills mit Odysseus, von der Erbauung des hölzernen Rosses und der Zerstörung Trojas auswählt aus einem allbekannten, umfassenden Sagenstoffe: das ist die *οἴμη τῆς τότ' ἄρα κλέος οὐρανὸν εὐρὺν ἵκανεν* v. 74, vgl. *φαῖνε δ' ἀοιδὴν ἔνθεν ἑλὼν ὡς πτέ* v. 499. Nicht viel anders dürften auch die Episoden von Bellerophon (Il. *Z* 155 f.) und Meleager (Il. I 543 f.) zu betrachten sein.[42d]) Der allmählichen Umwandlung des Volksgesanges von der improvisatorischen Form

Abb. 27 · Silberner Kuhkopf mit goldenen Hörnern aus dem 4. Burggrabe von Mykenä (1/6): S. 78.

zum Einzellied geht zumeist die Bildung eines berufsmäßigen Sängerstandes parallel, nachdem im ursprünglichen Stadium der Entwicklung das ganze Volk am Gesange sich beteiligt und nur der Vorzug der dichterischen Begabung einen Unterschied in der Schätzung des einzelnen Sängers bedingt hatte. Die Sänger aber, die selber ursprünglich Dichter waren und die epischen Lieder geschaffen haben, sinken langsam zu Rhapsoden herab, Rezitatoren, die ohne eigene dichterische Produktivität nur mehr vom überlieferten poetischen Erbe der Vorfahren zehren.[42e])

Auch diese Entwicklung hat in den homerischen Epen ihre Spuren hinterlassen. In der Ilias treffen wir den Achilleus an, wie er in seinem Zelte zur Begleitung der

a) b) c)

Abb. 28 · a) Alabastervase (1/8) · b) Goldbecher (1/6), vgl. Il. *Λ* 632 f. · c) Goldeingelegter Silberbecher (1/5) aus dem 4. Burggrabe von Mykenä

Phorminx Heldenlieder singt: *ἄειδε κλέα ἀνδρῶν* (I 189). Und sein treuer Waffengefährte Patroklos sitzt schweigend gegenüber *δέγμενος Αἰακίδην, ὁπότε λήξειεν ἀείδων*. Ein typisches Bild echten Volksgesanges! Unwillkürlich denken wir an die Art der finnischen Improvisatoren, die Comparetti (S. 55) anschaulich schildert: ‚Nebeneinander oder einander so nahe gegenüber sitzend, daß sie sich mit den Knien berühren, halten sie sich bei den Händen, und sich leicht hin und her wiegend teilen sie sich folgendermaßen in den Gesang: der erste beginnt einen Vers und singt ihn bis wenig über die Hälfte allein, beim dritten Fuß fällt der andere ein, und singen sie die zwei oder drei letzten Silben gemeinsam, dann wiederholt der zweite den ganzen Vers, während der erste schweigt; und so machen sie's von Vers zu Vers, in ernster, feierlicher Haltung das Lied weiterspinnend, während die Zuhörer sich schweigend um sie drängen und mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschen' (vgl. oben S. 23 und Pöhlmann[2] S. 89).[42f]) Dazu mag ferner auf die Sitte der Goten verwiesen werden, die nach Jordanes c. 5 cantu maiorum facta modulationibus citharisque canebant, und auf den Mann des Königs Hrothgar, der nach Beowulf v. 872 f., im Zuge der Helden reitend, den Gesang vom Drachenkampfe Sigemunds mit einem Preise der ruhmvollen Taten des Beowulf verflicht (vgl. S. 31). Für die Entstehung und Ausbildung eines Standes berufsmäßiger Sänger aber sind uns lebendige Zeugnisse die professionellen Aöden der Odyssee, Phemios und Demodokos, die im Hause des Odysseus vor den Freiern (Phemios) und bei den Phäaken (Demodokos) ihre Lieder singen (vgl. *γ* 267, *δ* 17).

Wie nun aber neben dem berufsmäßigen Aödentum auch die Sangesübung im Volke noch zum mindesten eine Zeitlang fortlebt, so führt auch die Verdichtung der Volkspoesie in Einzelliedern nicht ohne weiteres zu einer völligen Uniformierung des Volksgesanges. Die Volksdichtung bleibt bis zu einem gewissen Grade flüssig, indem die Einzellieder in mannigfachen Umbildungen und Redaktionen im Munde der Sänger sich fortpflanzen; und auf dieser Stufe der Entwicklung geht die Volkspoesie langsam zugrunde, wenn nicht ein äußerer, mächtiger Anstoß sie zu einer neuen, höchsten Entwicklungsform hinauftreibt. Ich möchte diese allmähliche Zersetzung des Heldengesanges mit dem Versanden eines großen Stromes vergleichen, dessen Wasser zuletzt nur noch in kleinen Bächlein zwischen wechselnden

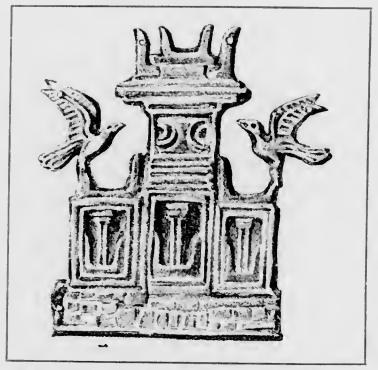


Abb. 26. Sakralbau mit Tauben aus dem 4. Burggrabe von Mykenä (Goldblech: 3/4): IIAnm. 50a, 57

manche Verse und Versgruppen von typischer Bedeutung an den verschiedensten Stellen des Epos, manchmal nur mit leisen Variationen, wiederkehren. Diese Verdichtung des Gesanges führt in ihrer weiteren Entwicklung gleichsam zur Erstarrung des Liedes, indem zunächst seine typischen Bestandteile, vor allem in den Beschreibungen der Helden, ihrer Reden und ihrer Taten, feste Form gewinnen. Die groß-russischen Bylinen sind uns dafür die deutlichsten Zeugnisse, an denen wir zugleich erkennen, wie sich in der epischen Sprache allmählich archaische Elemente festsetzen; in formelhaften Wendungen zumal wird der Sprachzustand jener Zeit bewahrt, in der sie als epische Ausdrucksmittel geprägt worden sind. Die gleiche Beobachtung machen wir in der serbischen Epik — vgl. die typische Beschreibung der Brautgeschenke im Cernojevićliede — und vor allem in den homerischen Gedichten, wo gerade in den konventionellen Formeln und Beiwörtern, in den immer wiederkehrenden Schilderungen gewöhnlicher Begebnisse und Handlungen des heroischen Lebens, der Opfer, Gastmähler, Versammlungen u. s. w. ein Schatz ältesten Sprachgutes uns überliefert ist.[42c])

Die letzte Phase des echten Volksgesanges ist dadurch bezeichnet, daß im Verlauf des Erstarrungsprozesses aus der fließenden Masse der Volksdichtung Einzellieder sich herauskristallisieren, die, zunächst wohl durch die Autorität eines berühmten Sängernamens getragen, in der Volksüberlieferung Wurzel schlagen. Die Ausscheidung solcher zunächst nur inhaltlich fixierten Einzellieder, deren äußere Form noch der Improvisation überlassen bleibt, fällt mit der Rezeption bestimmter Gestaltungen der Sage zusammen, die bis dahin der Willkür der Sänger mehr oder minder preisgegeben war. Die Spuren solcher alten Lieder nach einer bereits fest gewordenen Sagenform fehlen auch in den homerischen Epen nicht ganz, so z. B. in den Demodokosepisoden (Od. α 325 f., ϑ 62 f., 599 f.), wo der Sänger Lieder von der traurigen Heimkehr der Achäer, von dem Streite Achills mit Odysseus, von der Erbauung des hölzernen Rosses und der Zerstörung Trojas auswählt aus einem allbekannten, umfassenden Sagenstoffe: das ist die *οἴμη τῆς τότ' ἄρα κλέος οὐρανὸν εὐρὺν ἵκανεν* v. 74, vgl. *φαῖνε δ' ἀοιδὴν ἔνθεν ἑλὼν ὡς κτέ* v. 499. Nicht viel anders dürften auch die Episoden von Bellerophon (Il. Z 155 f.) und Meleager (Il. I 543 f.) zu betrachten sein.[42d]) Der allmählichen Umwandlung des Volksgesanges von der improvisatorischen Form

Abb. 27. Silberner Kuhkopf mit goldenen Hörnern aus dem 4. Burggrabe von Mykenä (1/6): S. 78.

zum Einzellied geht zumeist die Bildung eines berufsmäßigen Sängerstandes parallel, nachdem im ursprünglichen Stadium der Entwicklung das ganze Volk am Gesange sich beteiligt und nur der Vorzug der dichterischen Begabung einen Unterschied in der Schätzung des einzelnen Sängers bedingt hatte. Die Sänger aber, die selber ursprünglich Dichter waren und die epischen Lieder geschaffen haben, sinken langsam zu Rhapsoden herab, Rezitatoren, die ohne eigene dichterische Produktivität nur mehr vom überlieferten poetischen Erbe der Vorfahren zehren.[42e])

Auch diese Entwicklung hat in den homerischen Epen ihre Spuren hinterlassen. In der Ilias treffen wir den Achilleus an, wie er in seinem Zelte zur Begleitung der

Abb. 28 · a) Alabastervase (1/8) · b) Goldbecher (1/6), vgl. Il. Λ 632 f. · c) Goldeingelegter Silberbecher (1/8) aus dem 4. Burggrabe von Mykenä

Phorminx Heldenlieder singt: *ἄειδε κλέα ἀνδρῶν* (I 189). Und sein treuer Waffengefährte Patroklos sitzt schweigend gegenüber *δέγμενος Αἰακίδην, ὁπότε λήξειεν ἀείδων*. Ein typisches Bild echten Volksgesanges! Unwillkürlich denken wir an die Art der finnischen Improvisatoren, die Comparetti (S. 55) anschaulich schildert: ‚Nebeneinander oder einander so nahe gegenüber sitzend, daß sie sich mit den Knien berühren, halten sie sich bei den Händen, und sich leicht hin und her wiegend teilen sie sich folgendermaßen in den Gesang: der erste beginnt einen Vers und singt ihn bis wenig über die Hälfte allein, beim dritten Fuß fällt der andere ein, und singen sie die zwei oder drei letzten Silben gemeinsam, dann wiederholt der zweite den ganzen Vers, während der erste schweigt; und so machen sie's von Vers zu Vers, in ernster, feierlicher Haltung das Lied weiterspinnend, während die Zuhörer sich schweigend um sie drängen und mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschen' (vgl. oben S. 23 und Pöhlmann[2] S. 89).[42f]) Dazu mag ferner auf die Sitte der Goten verwiesen werden, die nach Jordanes c. 5 cantu maiorum facta modulationibus citharisque canebant, und auf den Mann des Königs Hrothgar, der nach Béowulf v. 872 f., im Zuge der Helden reitend, den Gesang vom Drachenkampfe Sigemunds mit einem Preise der ruhmvollen Taten des Béowulf verflicht (vgl. S. 31). Für die Entstehung und Ausbildung eines Standes berufsmäßiger Sänger aber sind uns lebendige Zeugnisse die professionellen Aöden der Odyssee, Phemios und Demodokos, die im Hause des Odysseus vor den Freiern (Phemios) und bei den Phäaken (Demodokos) ihre Lieder singen (vgl. γ 267, ϑ 17).

Wie nun aber neben dem berufsmäßigen Aödentum auch die Sangesübung im Volke noch zum mindesten eine Zeitlang fortlebt, so führt auch die Verdichtung der Volkspoesie in Einzelliedern nicht ohne weiteres zu einer völligen Uniformierung des Volksgesanges. Die Volksdichtung bleibt bis zu einem gewissen Grade flüssig, indem die Einzellieder in mannigfachen Umbildungen und Redaktionen im Munde der Sänger sich fortpflanzen; und auf dieser Stufe der Entwicklung geht die Volkspoesie langsam zugrunde, wenn nicht ein äußerer, mächtiger Anstoß sie zu einer neuen, höchsten Entwicklungsform hinauftreibt. Ich möchte diese allmähliche Zersetzung des Heldengesanges mit dem Versanden eines großen Stromes vergleichen, dessen Wasser zuletzt nur noch in kleinen Bächlein zwischen wechselnden

Ufern dahinfließen, bis sie völlig vertrocknen. Das Versiegen des Volksgesanges stand uns lebhaft vor Augen vornehmlich bei den Esthen und zum Teil auch bei den Großrussen und in der Edda, wo die Dichtung von der Prosaerzählung abgelöst wird.

Unter dem Einflusse eindringender höherer Bildung zeigt der Volksgesang in einer späten Phase seiner Entwicklung eine gewisse Tendenz, sich in Sammelliedern zu einer größeren Einheit zusammenzuschließen: bei den Serben (Ilija) und Finnen (Vassili) haben wir karakteristische Beispiele dafür gefunden. Dieser Tatsache entspricht jedoch durchaus nicht die auch heute noch von Erhardt und anderen (vgl. oben S. 16) vertretene, einer kommunistischen Geschichtsauffassung entspringende Anschauung, daß der epische Volksgesang in seiner natürlichen Entwicklung in der Epopöe ausmünde und daß diese sich als ein im einzelnen unbestimmbares Produkt des vom gesamten Volke geübten Gesanges, als das Werk einer untrennbaren Vielheit von Volkssängern darstelle, in welchem die Eigenschöpfung des Einzeldichters vollständig hinter der Gesamtdichtung zurücktrete. Im Volke selbst ist das Bedürfnis einer Zusammenfassung der Volkssage nicht vorhanden; und der echte Volkssänger denkt an eine große Komposition ebensowenig als daran, daß die von ihm gesungenen Lieder die Teile eines großen Ganzen sind. Die künstlerische Komposition des ‚Volksepos' aber, die in der Erfindung einer einheitlichen epischen Handlung gipfelt, ist ohne das Walten einer dichterischen Individualität mit eigener, künstlerischer Initiative undenkbar, mag auch der in der Epopöe lebende dichterische Geist nur ein ‚Wiederschein der Volksindividualität' sein, die sich schon im Einzelgesange manifestierte (gegen Erhardt vgl. besonders Pöhlmann a. a. O.).[42g]

Abb. 29 · Fragment einer Silberschale aus dem 4. Burggrabe von Mykäne (2/3): S. 78, 100

* * *

In vollem Leben kann sich der epische Volksgesang nur solange erhalten, als das Volk ohne höhere Kultur und die Poesie seine höchste geistige Betätigung ist. Das Eindringen höherer, geistiger Bildung aber, die den Volksgesang als etwas minderwertiges empfinden[43] und die Kunstpoesie nach dem Vorbilde fremder Literaturen an seine Stelle treten läßt (vgl. das ‚gelehrte' Epos der Germanen und oben S. 26 über die Serben), wird bezeichnet vornehmlich durch die Rezeption des Schriftgebrauches, der dem Volke die Kenntnis fremder Kultur und Literatur vermittelt.[43a]) Der Verfall des Volksgesanges wird auch nicht aufgehalten, sondern eher noch beschleunigt, wenn die Kenntnis des Lesens und Schreibens zu einer Fixierung und Sammlung der im Volke noch lebendigen Dichtungen führt. Denn wenn jene Kenntnis im Volke hinreichend verbreitet ist, so werden auch die Volkssänger sich mehr und mehr von der schriftlich festgelegten Form der Lieder abhängig machen, weil der Zauber, der für alle primitive Kultur dem geschriebenen Worte innewohnt und dazu vielleicht die Autorität eines angesehenen Gelehrten oder Dichters diese Form legalisiert. So werden bestimmte Fassungen des Volksliedes kanonische Geltung erlangen, neben der die abweichenden Redaktionen verschwinden: und damit ist das Ende der echten Volksdichtung besiegelt. Sammlungen in rein wissenschaftlichem Interesse, die das Volk nicht berühren, wie die von Rybnikov, Hilferding, Radloff, kommen hierfür natürlich nicht in Betracht.

Der Schriftgebrauch, der den Untergang des Volksgesangs vorbereitet, ist anderseits aber für die Epopöe eine wesentliche Lebensbedingung. Wohl ist ihr Zustandekommen ohne schriftliche Aufzeichnung an sich möglich, da ein besonders gedächtnisstarker Sänger — ich verweise auf die Serben[44]) — eine entsprechende Zahl von Einzelliedern im Kopfe haben kann, die aus dem Gedächtnisse sogar leichter poetisch verarbeitet werden können als mit dem Griffel in der Hand. Um so leichter mag es dabei auch passieren, daß der Sänger die ursprüngliche Indentität verschiedener, stark voneinander abweichender Redaktionen desselben Einzelliedes nicht erkennt; und aus solchen Mißverständnissen können sich Dubletten der epischen Erzählung ergeben, die man auch bei Homer hat feststellen wollen, so z. B. in der dreimaligen Probe der Achäer durch Agamemnon, der sie zur Flucht reizt (in Il. *B I Ξ*), oder der dreimaligen Mißhandlung des Odysseus bei den Freiern (in Od. *ϱ σ υ*).[44a]) Auch wäre bei gedächtnismäßiger Verarbeitung der Einzellieder die Vermeidung von Widersprüchen, die in den alten Liedern ihre natürliche Stelle haben, in besonderem Maße erschwert, weil der Bearbeiter wohl den Gesamtzusammenhang, nicht aber jede einzelne Stelle klar vor Augen hätte und gelehrte Vergleichungen unmöglich wären.

Abb. 30 · Goldring aus dem 4. Burggrabe von Mykenä, wenig verkleinert: S. 100

Aber die Epopöe kann ohne schriftliche Fixierung keinen Bestand haben, weil der noch nicht abgestorbene Volksgesang sofort sich ihrer bemächtigen und sie wieder ebenso zersingen würde, wie er die alten Liedstoffe einstens zersungen hat. Radloff (S. XXII) bemerkt darüber: ‚Ich halte es daher meiner Erfahrung nach für unmöglich, daß ein so umfangreiches Werk wie die Gedichte des Homer sich auch nur ein Jahrzehnt hätten forterben können, wenn sie nicht aufgezeichnet gewesen wären.'[45]) Die deutlichsten Zeichen solchen bereits beginnenden Verfalles der Epopöe erkennen wir in den verschiedenen Rezensionen des Nibelungenliedes, dessen ältere, wohl gegen Ende des 12. Jhs. gedichtete Fassung kaum einige Dezennien später schon in den drei uns erhaltenen, von einander abweichenden Redaktionen vorlag; ebenso in den fünf Bearbeitungen des Digenis Akritas, die z. T. geradezu als Neudichtungen erscheinen. Auch in den homerischen Epen hat die analytische Kritik Spuren dieser Auflösung in größeren und kleineren Eindichtungen feststellen wollen, die bei nur mündlicher Ueberlieferung sicherlich zur Zersetzung des Epos geführt hätten, wie auch sein verwildeter voralexandrinischer Vulgattext uns zeigt[45a]). Die Möglichkeit dieser Fixierung war gegeben, nachdem im 10./9. Jh. v. Chr. die phönizische Buchstabenschrift von den Griechen übernommen worden war.[46]) Da nun die Zusammenfassung und Verarbeitung der Einzellieder zum großen Epos nicht wesentlich früher angesetzt werden darf als seine erste schriftliche Fixierung, Ilias und Odyssee aber in der geschlossenen Einheit ihrer Ueberlieferung und ihrer poetischen Art einen verhältnismäßig modernen Charakter zeigen, so darf die Entstehungszeit und erste schriftliche Aufzeichnung der homerischen Epen nicht über das 8. Jh. v. Chr. hinaufgerückt werden. Zur Zeit aber, als in Nachfolge der Ilias die sogenannten kyklischen Epen entstanden (seit dem 8. Jh.), zur Zeit des Hesiod (um 700), des Kallinos und Archilochos (erste Hälfte des 7. Jhs.) muß die Ilias bereits fertig gewesen sein.[46a]) Die sogenannte peisistratische Redaktion der homerischen Epen endlich muß die offizielle Feststellung und Rezeption einer attischen Homerrezension bedeuten, die notwendig erschienen sein dürfte, weil der Text des Epos durch Zudichtungen und Interpolationen bereits wieder der Zersetzung unterworfen worden war (so schon Ritschl). Die hierbei vollzogene Umschrift in das ältere attische und später wieder in das gemeinionische Alphabet ist die Quelle mancher Fehler geworden.[47]) Diese Redaktion ist dann durch die überragende Bedeutung des attischen Büchermarktes zur Alleinherrschaft gelangt, während beim Nibelungenliede, Digenis Akritas und Rolandsliede, deren Entstehung uns näher liegt, mehrere an sich gleichwertige Redaktionen sich erhalten haben.

Ufern dahinfließen, bis sie völlig vertrocknen. Das Versiegen des Volksgesanges stand uns lebhaft vor Augen vornehmlich bei den Esthen und zum Teil auch bei den Großrussen und in der Edda, wo die Dichtung von der Prosaerzählung abgelöst wird.

Unter dem Einflusse eindringender höherer Bildung zeigt der Volksgesang in einer späten Phase seiner Entwicklung eine gewisse Tendenz, sich in Sammelliedern zu einer größeren Einheit zusammenzuschließen: bei den Serben (Ilija) und Finnen (Vassili) haben wir karakteristische Beispiele dafür gefunden. Dieser Tatsache entspricht jedoch durchaus nicht die auch heute noch von Erhardt und anderen (vgl. oben S. 16) vertretene, einer kommunistischen Geschichtsauffassung entspringende Anschauung, daß der epische Volksgesang in seiner natürlichen Entwicklung in der Epopöe ausmünde und daß diese sich als ein im einzelnen unbestimmbares Produkt des vom gesamten Volke geübten Gesanges, als das Werk einer untrennbaren Vielheit von Volkssängern darstelle, in welchem die Eigenschöpfung des Einzeldichters vollständig hinter der Gesamtdichtung zurücktrete. Im Volke selbst ist das Bedürfnis einer Zusammenfassung der Volkssage nicht vorhanden; und der echte Volkssänger denkt an eine große Komposition ebensowenig als daran, daß die von ihm gesungenen Lieder die Teile eines großen Ganzen sind. Die künstlerische Komposition des ‚Volksepos' aber, die in der Erfindung einer einheitlichen epischen Handlung gipfelt, ist ohne das Walten einer dichterischen Individualität mit eigener, künstlerischer Initiative undenkbar, mag auch der in der Epopöe lebende dichterische Geist nur ein ‚Wiederschein der Volksindividualität' sein, die sich schon im Einzelgesange manifestierte (gegen Erhardt vgl. besonders Pöhlmann a. a. O.).[42g]

Abb. 29 · Fragment einer Silberschale aus dem 4. Burggrabe von Mykäne (2/3): S. 78, 100

* * *

In vollem Leben kann sich der epische Volksgesang nur solange erhalten, als das Volk ohne höhere Kultur und die Poesie seine höchste geistige Betätigung ist. Das Eindringen höherer, geistiger Bildung aber, die den Volksgesang als etwas minderwertiges empfinden[43] und die Kunstpoesie nach dem Vorbilde fremder Literaturen an seine Stelle treten läßt (vgl. das ‚gelehrte' Epos der Germanen und oben S. 26 über die Serben), wird bezeichnet vornehmlich durch die Rezeption des Schriftgebrauches, der dem Volke die Kenntnis fremder Kultur und Literatur vermittelt.[43a]) Der Verfall des Volksgesanges wird auch nicht aufgehalten, sondern eher noch beschleunigt, wenn die Kenntnis des Lesens und Schreibens zu einer Fixierung und Sammlung der im Volke noch lebendigen Dichtungen führt. Denn wenn jene Kenntnis im Volke hinreichend verbreitet ist, so werden auch die Volkssänger sich mehr und mehr von der schriftlich festgelegten Form der Lieder abhängig machen, weil der Zauber, der für alle primitive Kultur dem geschriebenen Worte innewohnt und dazu vielleicht die Autorität eines angesehenen Gelehrten oder Dichters diese Form legalisiert. So werden bestimmte Fassungen des Volksliedes kanonische Geltung erlangen, neben der die abweichenden Redaktionen verschwinden: und damit ist das Ende der echten Volksdichtung besiegelt. Sammlungen in rein wissenschaftlichem Interesse, die das Volk nicht berühren, wie die von Rybnikov, Hilferding, Radloff, kommen hierfür natürlich nicht in Betracht.

Der Schriftgebrauch, der den Untergang des Volksgesangs vorbereitet, ist anderseits aber für die Epopöe eine wesentliche Lebensbedingung. Wohl ist ihr Zustandekommen ohne schriftliche Aufzeichnung an sich möglich, da ein besonders gedächtnisstarker Sänger — ich verweise auf die Serben[44]) — eine entsprechende Zahl von Einzelliedern im Kopfe haben kann, die aus dem Gedächtnisse sogar leichter poetisch verarbeitet werden können als mit dem Griffel in der Hand. Um so leichter mag es dabei auch passieren, daß der Sänger die ursprüngliche Indentität verschiedener, stark voneinander abweichender Redaktionen desselben Einzelliedes nicht erkennt; und aus solchen Mißverständnissen können sich Dubletten der epischen Erzählung ergeben, die man auch bei Homer hat feststellen wollen, so z. B. in der dreimaligen Probe der Achäer durch Agamemnon, der sie zur Flucht reizt (in Il. *B I Ξ*), oder der dreimaligen Mißhandlung des Odysseus bei den Freiern (in Od. *ϱ σ υ*).[44a]) Auch wäre bei gedächtnismäßiger Verarbeitung der Einzellieder die Vermeidung von Widersprüchen, die in den alten Liedern ihre natürliche Stelle haben, in besonderem Maße erschwert, weil der Bearbeiter wohl den Gesamtzusammenhang, nicht aber jede einzelne Stelle klar vor Augen hätte und gelehrte Vergleichungen unmöglich wären.

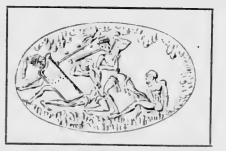


Abb. 30 · Goldring aus dem 4. Burggrabe von Mykenä, wenig verkleinert: S. 100

Aber die Epopöe kann ohne schriftliche Fixierung keinen Bestand haben, weil der noch nicht abgestorbene Volksgesang sofort sich ihrer bemächtigen und sie wieder ebenso zersingen würde, wie er die alten Liedstoffe einstens zersungen hat. Radloff (S. XXII) bemerkt darüber: ‚Ich halte es daher meiner Erfahrung nach für unmöglich, daß ein so umfangreiches Werk wie die Gedichte des Homer sich auch nur ein Jahrzehnt hätten forterben können, wenn sie nicht aufgezeichnet gewesen wären.'[45]) Die deutlichsten Zeichen solchen bereits beginnenden Verfalles der Epopöe erkennen wir in den verschiedenen Rezensionen des Nibelungenliedes, dessen ältere, wohl gegen Ende des 12. Jhs. gedichtete Fassung kaum einige Dezennien später schon in den drei uns erhaltenen, von einander abweichenden Redaktionen vorlag; ebenso in den fünf Bearbeitungen des Digenis Akritas, die z. T. geradezu als Neudichtungen erscheinen. Auch in den homerischen Epen hat die analytische Kritik Spuren dieser Auflösung in größeren und kleineren Eindichtungen feststellen wollen, die bei nur mündlicher Ueberlieferung sicherlich zur Zersetzung des Epos geführt hätten, wie auch sein verwildeter voralexandrinischer Vulgattext uns zeigt[45a]). Die Möglichkeit dieser Fixierung war gegeben, nachdem im 10./9. Jh. v. Chr. die phönizische Buchstabenschrift von den Griechen übernommen worden war.[46]) Da nun die Zusammenfassung und Verarbeitung der Einzellieder zum großen Epos nicht wesentlich früher angesetzt werden darf als seine erste schriftliche Fixierung, Ilias und Odyssee aber in der geschlossenen Einheit ihrer Ueberlieferung und ihrer poetischen Art einen verhältnismäßig modernen Charakter zeigen, so darf die Entstehungszeit und erste schriftliche Aufzeichnung der homerischen Epen nicht über das 8. Jh. v. Chr. hinaufgerückt werden. Zur Zeit aber, als in Nachfolge der Ilias die sogenannten kyklischen Epen entstanden (seit dem 8. Jh.), zur Zeit des Hesiod (um 700), des Kallinos und Archilochos (erste Hälfte des 7. Jhs.) muß die Ilias bereits fertig gewesen sein.[46a]) Die sogenannte peisistratische Redaktion der homerischen Epen endlich muß die offizielle Feststellung und Rezeption einer attischen Homerrezension bedeuten, die notwendig erschienen sein dürfte, weil der Text des Epos durch Zudichtungen und Interpolationen bereits wieder der Zersetzung unterworfen worden war (so schon Ritschl). Die hierbei vollzogene Umschrift in das ältere attische und später wieder in das gemeinionische Alphabet ist die Quelle mancher Fehler geworden.[47]) Diese Redaktion ist dann durch die überragende Bedeutung des attischen Büchermarktes zur Alleinherrschaft gelangt, während beim Nibelungenliede, Digenis Akritas und Rolandsliede, deren Entstehung uns näher liegt, mehrere an sich gleichwertige Redaktionen sich erhalten haben.

Bedingt ist die Entstehung der Epopöe durch das Auftauchen eines originalen dichterischen Genies, das angeregt durch die alten Volksgesänge eine neue Einheit komponiert, indem es die Elemente der Volkssage um eine einheitliche, dichterisch konzipierte Handlung gruppiert. Eine innere Einheit der Sagenstoffe ist dadurch gegeben, daß sich die Sage um gewisse Zentren herumschließt, durch deren Anziehungskraft selbst fremde, ursprünglich nicht zugehörige Elemente unorganisch sich angliedern. Aber diese Einheit des Stoffes darf nicht mit der Einheit einer epischen Handlung gleichgesetzt werden, die das Leitmotiv in der Komposition des Epos ist (vgl. Aristoteles Poetik c. 26, Steinthal S. 35). Die Einheit der epischen Handlung, die durch eine bloße Verbindung alter Volkslieder, wie in der Edda, nicht erreicht werden kann, wird vielmehr aus einer beliebigen Phase der Sagenentwicklung herausgesponnen, indem ein hieraus sich ergebendes zentrales Thema in den Mittelpunkt der Handlung gerückt wird, so in der Ilias der Zorn Achills (die μῆνις), in der Odyssee die Phäakenlieder (νόστος) und der Freiermord, in den Nibelungen der Tod Sigfrids und Krimhilds Rache, im Rolandsliede der Tod Rolands und der Untergang des Verräters Ganelon, im Kalewala die Brautfahrten mit der Erzählung vom Sampo. Diese poetische Gestaltung aber, sofern sie nicht bloß äußerlich wie beim Kalewala bedingt ist (vgl. S. 23 f. mit Anm. 42 g), muß die schöpferische Tat eines dichterischen Genius sein, der, wenn anders er ein echter Dichter ist, mit freier Benützung des überlieferten Liederschatzes ein neues, selbständiges Gebilde schafft.[48]) Somit werden wir auch als Schöpfer des griechischen Volksepos, in erster Linie des im Altertum am höchsten bewerteten Heldengesanges der Ilias, an den sich vor allem die Ueberlieferung des Dichternamens anknüpft (vgl. die Chorizonten), einen persönlichen Sänger, einen persönlichen Homer festhalten müssen, dessen Namen ich mit Bergk S. 447 und v. Wilamowitz-Moellendorff S. 378 als einen ionisch-attischen Personennamen betrachte.[49]) Der echte Dichter schafft nach freier poetischer Inspiration, als Volkssänger an die Ueberlieferung nur soweit gebunden, als sie seiner poetischen Idee entspricht.[50]) Das schließt nicht aus, daß das Volksepos in wesentlichen Teilen auf dem Grunde alter Einzellieder beruht, ja daß gelegentlich selbst Teile solcher Einzellieder in den neuen Zusammenhang

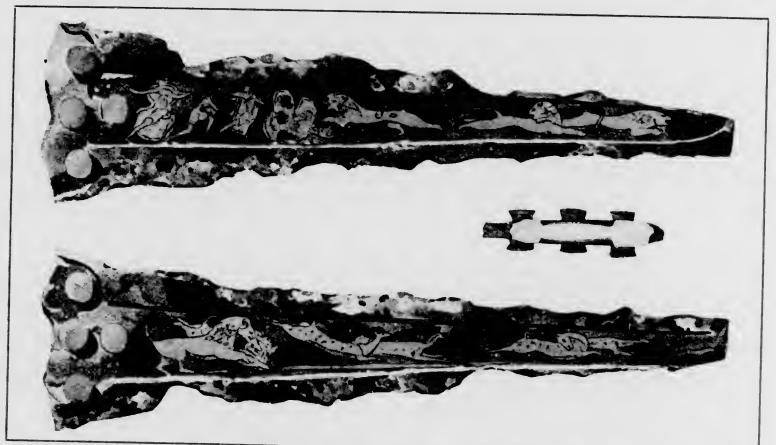


Abb. 31 · Eingelegte Dolchklinge aus dem 4. Burggrabe von Mykenä mit verschiedenen Darstellungen auf beiden Seiten (1/2): S. 78, 100

des Epos hineingearbeitet worden sind. Aber das Einzellied ist formell und inhaltlich von der Epopöe verschieden, da es nur einen Ausschnitt der im Volke lebenden Sage darstellt, nach einer besonderen poetischen Idee in voller Selbständigkeit für sich gedichtet ist und deshalb Anfang und Ende in sich trägt. Die selbständig komponierten Einzellieder stehen darum nicht bloß in der Schilderung einzelner Ereignisse, sondern auch in der Gesamtbehandlung der Sage untereinander nicht selten im schärfsten Widerspruch. So kann auch eine gelehrte, rein äußerliche Zusammenstellung alter Volksgesänge, selbst ihre mosaikartige Verarbeitung, wie sie uns im finnischen Kalewala vorliegt, die innere Einheit des Epos, die das Zeichen echter Dichtung ist, nicht erreichen. Ueberdies ist eine solche ‚Flickarbeit', der man auch im Homer soviel nachgespürt hat, eine völlige Anomalie der Entwicklung, deren Idee wohl dem Hirn eines gelehrten Sammlers, nicht dem eines originalen Dichters entspringen kann[50a]) Gleichermaßen ist das allmähliche Anwachsen eines epischen Einzelliedes, das als Zentrallied bereits alle Elemente des Epos in sich vereinigte, zur großen Einheit der Epopöe eine von den Anhängern der Erweiterungstheorie postulierte Unmöglichkeit, weil es der Entwicklung des epischen Volksgesangs, der Zusammenhanglosigkeit und Flüssigkeit der Einzellieder und der improvisatorischen Art des Gesangs widerspricht. Der versuchte Nachweis eines solchen Zentralliedes in fremden Literaturen, vor allem in der serbischen Volksepik, ist mißlungen. Auf einem ganz anderen Blatte steht die Erweiterung des finnischen Kalewala auf das Doppelte seines ursprünglichen Umfangs, die sein Schöpfer Lönnrot selbst vorgenommen hat, sowie das allmähliche Anwachsen des indischen Mahâbhârata. Denn schon die ursprünglichen Fassungen des Kalewala sowohl wie des Mahâbhârata stellten sich als ausgebildete Epen dar, die ihrem Umfange nach mit den homerischen Gedichten (Ilias 15693 Verse, Odyssee 12110 Verse) nahezu gleichstehen und nach den Gesichtspunkten beurteilt werden müssen, die für die Entstehung des Epos maßgebend sind. Spätere Eindichtungen und Erweiterungen der als Epopöen konzipierten homerischen Gedichte brauchen darum nicht in Abrede gestellt zu werden, wenn dieselben auch unmöglich einen solchen Umfang haben können, als die Erweiterungen des finnischen und des indischen Heldenepos.

Von einer äußerlichen, rein mechanischen Zusammenfügung alter, aus dem Volksmunde gesammelter Lieder in den homerischen Epen und den Nibelungen kann also, sofern wir diese Dichtungen als Kunstwerke betrachten, ebensowenig die Rede sein, als von einer schichtweisen Erweiterung eines kleinen, ursprünglichen Kernes zum vollen Umfange der späteren Epopöe, die in jenem Kern schon in allen Hauptzügen vorgebildet gewesen wäre. Darum muß es auch als ein müßiges Beginnen bezeichnet werden, in diesen kunstvollen Gestaltungen überall die Fugen der Komposition aufdecken und gar die dem Epos vorausliegenden epischen Einzellieder reinlich ausscheiden zu wollen. Je kunstvoller die Komposition des Epos ist, um so weniger erfolgreich kann auch der Versuch sein, selbst nur die älteren und jüngeren Elemente des epischen Stoffes voneinander zu sondern. Denn je künstlicher die Ver-

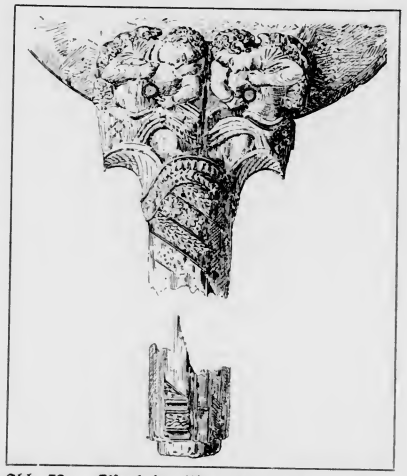


Abb. 32 · Elfenbeingriff eines Handspiegels aus ‚Grab der Klytaimnestra' in Mykenä (2/3): S. 78

Bedingt ist die Entstehung der Epopöe durch das Auftauchen eines originalen dichterischen Genies, das angeregt durch die alten Volksgesänge eine neue Einheit komponiert, indem es die Elemente der Volkssage um eine einheitliche, dichterisch konzipierte Handlung gruppiert. Eine innere Einheit der Sagenstoffe ist dadurch gegeben, daß sich die Sage um gewisse Zentren herumschließt, durch deren Anziehungskraft selbst fremde, ursprünglich nicht zugehörige Elemente unorganisch sich angliedern. Aber diese Einheit des Stoffes darf nicht mit der Einheit einer epischen Handlung gleichgesetzt werden, die das Leitmotiv in der Komposition des Epos ist (vgl. Aristoteles Poetik c. 26, Steinthal S. 35). Die Einheit der epischen Handlung, die durch eine bloße Verbindung alter Volkslieder, wie in der Edda, nicht erreicht werden kann, wird vielmehr aus einer beliebigen Phase der Sagenentwicklung herausgesponnen, indem ein hieraus sich ergebendes zentrales Thema in den Mittelpunkt der Handlung gerückt wird, so in der Ilias der Zorn Achills (die μῆνις), in der Odyssee die Phäakenlieder (νόστος) und der Freiermord, in den Nibelungen der Tod Sigfrids und Krimhilds Rache, im Rolandsliede der Tod Rolands und der Untergang des Verräters Ganelon, im Kalewala die Brautfahrten mit der Erzählung vom Sampo. Diese poetische Gestaltung aber, sofern sie nicht bloß äußerlich wie beim Kalewala bedingt ist (vgl. S. 23 f. mit Anm. 42 g), muß die schöpferische Tat eines dichterischen Genius sein, der, wenn anders er ein echter Dichter ist, mit freier Benützung des überlieferten Liederschatzes ein neues, selbständiges Gebilde schafft.[48]) Somit werden wir auch als Schöpfer des griechischen Volksepos, in erster Linie des im Altertum am höchsten bewerteten Heldengesanges der Ilias, an den sich vor allem die Ueberlieferung des Dichternamens anknüpft (vgl. die Chorizonten), einen persönlichen Sänger, einen persönlichen Homer festhalten müssen, dessen Namen ich mit Bergk S. 447 und v. Wilamowitz-Moellendorff S. 378 als einen ionisch-attischen Personennamen betrachte.[49]) Der echte Dichter schafft nach freier poetischer Inspiration, als Volkssänger an die Ueberlieferung nur soweit gebunden, als sie seiner poetischen Idee entspricht.[50]) Das schließt nicht aus, daß das Volksepos in wesentlichen Teilen auf dem Grunde alter Einzellieder beruht, ja daß gelegentlich selbst Teile solcher Einzellieder in den neuen Zusammenhang

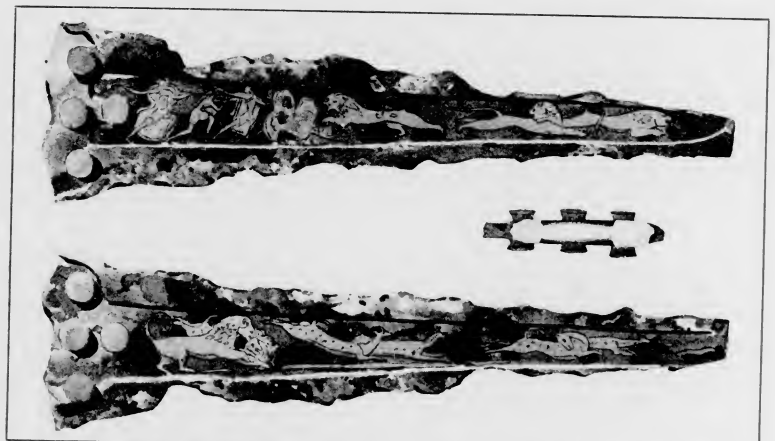


Abb. 31 · Eingelegte Dolchklinge aus dem 4. Burggrabe von Mykenä mit verschiedenen Darstellungen auf beiden Seiten (1/2): S. 78, 100

des Epos hineingearbeitet worden sind. Aber das Einzellied ist formell und inhaltlich von der Epopöe verschieden, da es nur einen Ausschnitt der im Volke lebenden Sage darstellt, nach einer besonderen poetischen Idee in voller Selbständigkeit für sich gedichtet ist und deshalb Anfang und Ende in sich trägt. Die selbständig komponierten Einzellieder stehen darum nicht bloß in der Schilderung einzelner Ereignisse, sondern auch in der Gesamtbehandlung der Sage untereinander nicht selten im schärfsten Widerspruch. So kann auch eine gelehrte, rein äußerliche Zusammenstellung alter Volksgesänge, selbst ihre mosaikartige Verarbeitung, wie sie uns im finnischen Kalewala vorliegt, die innere Einheit des Epos, die das Zeichen echter Dichtung ist, nicht erreichen. Ueberdies ist eine solche ‚Flickarbeit', der man auch im Homer soviel nachgespürt hat, eine völlige Anomalie der Entwicklung, deren Idee wohl dem Hirn eines gelehrten Sammlers, nicht dem eines originalen Dichters entspringen kann[50a]) Gleichermaßen ist das allmähliche Anwachsen eines epischen Einzelliedes, das als Zentrallied bereits alle Elemente des Epos in sich vereinigte, zur großen Einheit der Epopöe eine von den Anhängern der Erweiterungstheorie postulierte Unmöglichkeit, weil es der Entwicklung des epischen Volksgesangs, der Zusammenhanglosigkeit und Flüssigkeit der Einzellieder und der improvisatorischen Art des Gesangs widerspricht. Der versuchte Nachweis eines solchen Zentralliedes in fremden Literaturen, vor allem in der serbischen Volksepik, ist mißlungen. Auf einem ganz anderen Blatte steht die Erweiterung des finnischen Kalewala auf das Doppelte seines ursprünglichen Umfangs, die sein Schöpfer Lönnrot selbst vorgenommen hat, sowie das allmähliche Anwachsen des indischen Mahâbhârata. Denn schon die ursprünglichen Fassungen des Kalewala sowohl wie des Mahâbhârata stellten sich als ausgebildete Epen dar, die ihrem Umfange nach mit den homerischen Gedichten (Ilias 15693 Verse, Odyssee 12110 Verse) nahezu gleichstehen und nach den Gesichtspunkten beurteilt werden müssen, die für die Entstehung des Epos maßgebend sind. Spätere Eindichtungen und Erweiterungen der als Epopöen konzipierten homerischen Gedichte brauchen darum nicht in Abrede gestellt zu werden, wenn dieselben auch unmöglich einen solchen Umfang haben können, als die Erweiterungen des finnischen und des indischen Heldenepos.

Von einer äußerlichen, rein mechanischen Zusammenfügung alter, aus dem Volksmunde gesammelter Lieder in den homerischen Epen und den Nibelungen kann also, sofern wir diese Dichtungen als Kunstwerke betrachten, ebensowenig die Rede sein, als von einer schichtweisen Erweiterung eines kleinen, ursprünglichen Kernes zum vollen Umfange der späteren Epopöe, die in jenem Kern schon in allen Hauptzügen vorgebildet gewesen wäre. Darum muß es auch als ein müßiges Beginnen bezeichnet werden, in diesen kunstvollen Gestaltungen überall die Fugen der Komposition aufdecken und gar die dem Epos vorausliegenden epischen Einzellieder reinlich ausscheiden zu wollen. Je kunstvoller die Komposition des Epos ist, um so weniger erfolgreich kann auch der Versuch sein, selbst nur die älteren und jüngeren Elemente des epischen Stoffes voneinander zu sondern. Denn je künstlicher die Ver-

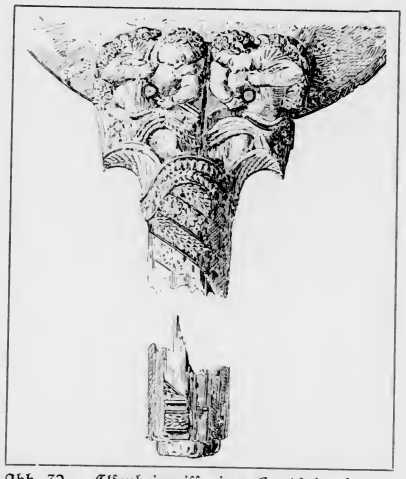


Abb. 32 · Elfenbeingriff eines Handspiegels aus ‚Grab der Klytaimnestra' in Mykenä (2/3): S. 78

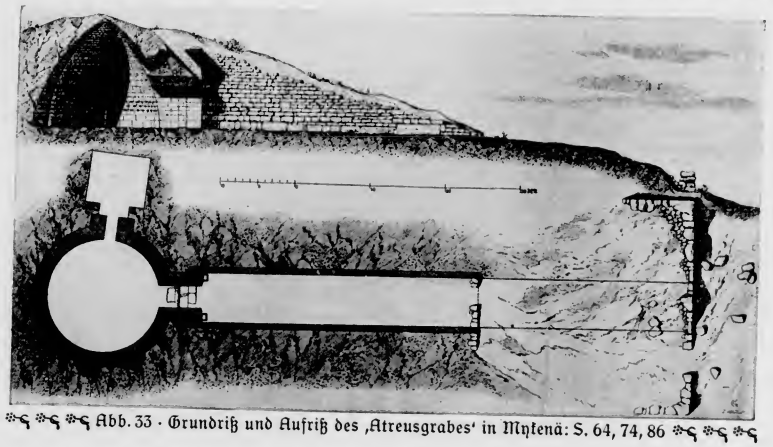


Abb. 33 · Grundriß und Aufriß des ‚Atreusgrabes' in Mykenä: S. 64, 74, 86

schlingung der epischen Handlung ist, um so selbständiger erscheint auch die dichterische Arbeit des Schöpfers der Epopöe, um so freier sein Schalten mit der liedmäßigen Ueberlieferung. Eher als die Odyssee möchte darum auch die Ilias für die philologische Arbeit Aussicht auf Erfolg versprechen, weil ihr Zusammenhang an mehreren Stellen mit der rein äußerlichen Folgerichtigkeit der Runen des Kalewala korrespondiert.

Die Blüte des epischen Einzelliedes liegt bei normaler Entwicklung seiner Neuformung und Zusammenschmelzung im Volksepos um Jahrhunderte voraus. Wir erkannten das beim epischen Gesange der Serben, der in seiner zweiten Blüteperiode im 18. Jh. in neuer Form mit einem neuen Inhalte sich erfüllt. Nicht minder lehrreich ist die Geschichte des germanischen Heldenliedes, das im 6./7. Jh. n. Chr. seine erste Blüte erlebte. Schon bei dem nach gotischer Sitte lebenden Hunnenkönige Attila haben nach dem Berichte des Priskus zwei Germanen — βάρβαροι — zum Festmahle im Gesange die Siege und Kriegstugenden Attilas gepriesen. Für die Burgunden sichert Apollinaris Sidonius den Heldengesang (dazu vgl. auch Kassiodor).[50b]) Als geringes Ueberbleibsel dieser schöpferischen, an dichterischer Kraft so unendlich reichen Periode, der die Ausbildung der germanischen Götter- und Heldensage angehört, ist uns das Hildebrandslied erhalten, dem im Altnordischen vor allem die Lieder der mythisch-heroischen Edda, im Angelsächsischen schon die märchenhafte Epopöe des Beowulf zur Seite stehen. Danach folgt eine Periode der Erschlaffung, in welcher bezeichnenderweise ein fremdsprachlicher, lateinischer Kunstgesang Pflege findet. Das 10. Jh. etwa bedeutet diesen Tiefstand der deutschen Dichtung, die vom 11. Jh. an durch die Spielleute zu einem neuen Leben erweckt wird, im 12./13. Jh. zu neuer, großartiger Blüte sich erhebt, um danach wieder zu versinken und wieder emporzutauchen, wie Wellenberg und Wellental. Die Epopöe der Nibelungen kennzeichnet den Eintritt jener zweiten Glanzzeit: ihre Vorbereitung ist die inhaltliche und formelle Umwandlung des alten Heldenliedes, seine Durchtränkung mit dem Geiste einer neuen Zeit. Ein Kind dieser neuen Zeit war auch der gewaltige Dichter, der aus der Vielheit der Nibelungenlieder das Eine herrliche Lied der Nibelungen schuf.

Bei den homerischen Epen kann die Entwicklung nicht anders gewesen sein, als beim germanischen Heldengesange. Ilias und Odyssee sind in der uns vorliegenden Form ionische Schöpfungen. Das beweist vor allem der ionische Dialekt des Epos; das beweisen auch die mannigfachen Züge der Dichtung, die auf die Natur- und Kulturverhältnisse der mittleren kleinasiatischen Küste, auf das Stromgebiet des Kaystros hinweisen (vgl. Bergk S. 451, Christ[6] S. 70) Aber wenn wir diese beiden Epen

gewissermaßen als die Eckpfeiler betrachten, die an der Pforte der neuen ionisch-attischen Kultur- und Literaturperiode stehen, so muß ihr Ursprung in dem epischen Einzelgesange einer älteren, um Jahrhunderte zurückliegenden Periode gesucht werden: und dieser führt uns unmittelbar hinein in die erste gewaltige Blütezeit der sogenannten mykenischen Kultur Griechenlands.[51]) Zwischen den beiden Glanzperioden aber liegt die tiefe Depression, die nach der dorischen Invasion über die gesamte hellenische Kulturwelt hinwegging. In dieser Zeit, im 10./9. Jh. v. Chr. etwa, sind die Bedingungen gegeben, unter denen die Heldenlieder der ‚mykenischen' Zeit sich umbilden und den Geist einer neuen, von einer aristokratischen Gesellschaftsordnung beherrschten Zeit in sich aufnehmen konnten. Auch der Empfindungsgehalt der alten, gewaltsamen Heldensage mußte unter der Einwirkung eines verfeinerten Lebens ein anderer werden. Und in der Tat tritt uns in der griechischen Heldendichtung nur in Spuren noch die versunkene und verklungene Welt entgegen, in der ein Agamemnon und Menelaos als mächtige Herrscher auf ihren Burgen saßen und mit ihren Mannen beim festlichen Mahle den improvisierten Gesängen der Aöden von Heldentaten und Kriegsfahrten andächtig lauschten.[52])

Zweiter Abschnitt · Die mykenische Kultur

Land und Leute von Griechenland[1])

Der südliche Ausläufer der Balkanhalbinsel, den wir etwa mit dem 40. Breitengrade, mit einer Linie vom Hochthron des thessalischen Olymps im Osten bis zum akrokeraunischen Vorgebirge im Westen abschneiden, bildet das geschichtliche Griechenland. Das Gebiet umfaßt gegen 70—75000 Quadratkilometer, ist also ungefähr so groß wie das Königreich Bayern. Von hohen Bergketten durchschnitten, durchfurcht von tiefeingreifenden Meerbusen, die einen Reichtum von natürlichen Häfen erzeugen, sondert sich dieser Ausläufer der Balkanhalbinsel deutlich von dem ansitzenden Rumpfe ab, der eine nach außen ungegliederte, hafenarme Landmasse darstellt. Die Natur des Landes hat es mit sich gebracht, daß dieser nördliche, von aller Verbindung mit der großen Welt fast abgeschlossene Teil des Balkan, wo im Osten die Thraker, im Westen die Illyrier — indogermanische Stämme wie die Hellenen — saßen, in der Kulturentwicklung des Abendlandes vom Altertum bis zur Neuzeit nur eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Die illyrischen Albanesen haben sich auf einem Teil ihres Gebietes behauptet, haben auch durch die Vermischung mit den alten Bewohnern Griechenlands, die bei mehreren Stammeswanderungen erfolgte (zuletzt nach 1770), zur Regeneration der jungen griechischen Nation beigetragen. Der thrakische Stamm ist in den Stürmen der großen Wanderung untergegangen.

Das geschichtliche Hellas wird durch den tiefen Einschnitt des korinthischen Meerbusens in zwei ungleiche Teile getrennt, von denen der südliche, die im schmalen (6 Kilometer) Isthmus von Korinth mit dem Festlande zusammenhängende Halbinsel des Peloponnes, nur um ein geringes größer ist, als das Königreich Württemberg. Auch sonst durchdringen sich Meer und Land in solchem Maße, daß, von der Landschaft am Pindos abgesehen, kein Punkt des Landes mehr als 60 Kilometer von der Küste entfernt ist. Die Zersplitterung des Landes, wie die Gestaltung der Küste sie mit sich bringt, wird gesteigert durch die hohen, unwirtlichen Gebirgskämme, die sich im Innern erheben.

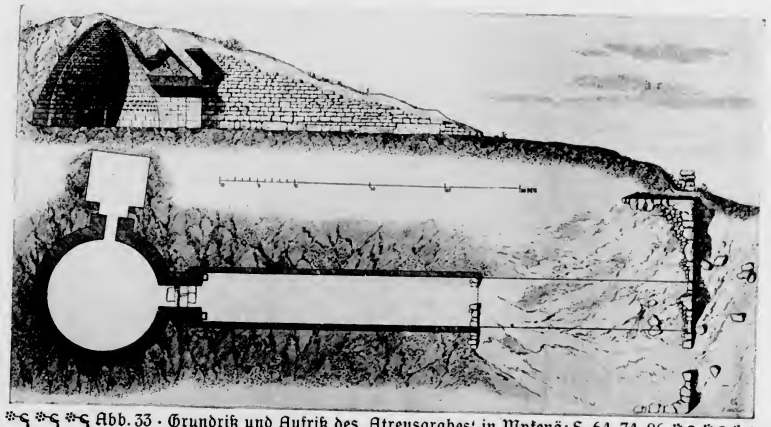


Abb. 33 · Grundriß und Aufriß des ‚Atreusgrabes' in Mykenä: S. 64, 74, 86

schlingung der epischen Handlung ist, um so selbständiger erscheint auch die dichterische Arbeit des Schöpfers der Epopöe, um so freier sein Schalten mit der liedmäßigen Ueberlieferung. Eher als die Odyssee möchte darum auch die Ilias für die philologische Arbeit Aussicht auf Erfolg versprechen, weil ihr Zusammenhang an mehreren Stellen mit der rein äußerlichen Folgerichtigkeit der Runen des Kalewala korrespondiert.

Die Blüte des epischen Einzelliedes liegt bei normaler Entwicklung seiner Neuformung und Zusammenschmelzung im Volksepos um Jahrhunderte voraus. Wir erkannten das beim epischen Gesange der Serben, der in seiner zweiten Blüteperiode im 18. Jh. in neuer Form mit einem neuen Inhalte sich erfüllt. Nicht minder lehrreich ist die Geschichte des germanischen Heldenliedes, das im 6./7. Jh. n. Chr. seine erste Blüte erlebte. Schon bei dem nach gotischer Sitte lebenden Hunnenkönige Attila haben nach dem Berichte des Priskus zwei Germanen – βάρβαροι – zum Festmahle im Gesange die Siege und Kriegstugenden Attilas gepriesen. Für die Burgunden sichert Apollinaris Sidonius den Heldengesang (dazu vgl. auch Kassiodor).[60a]) Als geringes Ueberbleibsel dieser schöpferischen, an dichterischer Kraft so unendlich reichen Periode, der die Ausbildung der germanischen Götter- und Heldensage angehört, ist uns das Hildebrandslied erhalten, dem im Altnordischen vor allem die Lieder der mythisch-heroischen Edda, im Angelsächsischen schon die märchenhafte Epopöe des Béowulf zur Seite stehen. Danach folgt eine Periode der Erschlaffung, in welcher bezeichnenderweise ein fremdsprachlicher, lateinischer Kunstgesang Pflege findet. Das 10. Jh. etwa bedeutet diesen Tiefstand der deutschen Dichtung, die vom 11. Jh. an durch die Spielleute zu einem neuen Leben erweckt wird, im 12./13. Jh. zu neuer, großartiger Blüte sich erhebt, um danach wieder zu versinken und wieder emporzutauchen, wie Wellenberg und Wellental. Die Epopöe der Nibelungen kennzeichnet den Eintritt jener zweiten Glanzzeit: ihre Vorbereitung ist die inhaltliche und formelle Umwandlung des alten Heldenliedes, seine Durchtränkung mit dem Geiste einer neuen Zeit. Ein Kind dieser neuen Zeit war auch der gewaltige Dichter, der aus der Vielheit der Nibelungenlieder das Eine herrliche Lied der Nibelungen schuf.

Bei den homerischen Epen kann die Entwicklung nicht anders gewesen sein, als beim germanischen Heldengesange. Ilias und Odyssee sind in der uns vorliegenden Form ionische Schöpfungen. Das beweist vor allem der ionische Dialekt des Epos; das beweisen auch die mannigfachen Züge der Dichtung, die auf die Natur- und Kulturverhältnisse der mittleren kleinasiatischen Küste, auf das Stromgebiet des Kaystros hinweisen (vgl. Bergk S. 451, Christ[6] S. 70) Aber wenn wir diese beiden Epen

gewissermaßen als die Eckpfeiler betrachten, die an der Pforte der neuen ionisch-attischen Kultur- und Literaturperiode stehen, so muß ihr Ursprung in dem epischen Einzelgesange einer älteren, um Jahrhunderte zurückliegenden Periode gesucht werden: und dieser führt uns unmittelbar hinein in die erste gewaltige Blütezeit der sogenannten mykenischen Kultur Griechenlands.[61]) Zwischen den beiden Glanzperioden aber liegt die tiefe Depression, die nach der dorischen Invasion über die gesamte hellenische Kulturwelt hinwegging. In dieser Zeit, im 10./9. Jh. v. Chr. etwa, sind die Bedingungen gegeben, unter denen die Heldenlieder der ‚mykenischen' Zeit sich umbilden und den Geist einer neuen, von einer aristokratischen Gesellschaftsordnung beherrschten Zeit in sich aufnehmen konnten. Auch der Empfindungsgehalt der alten, gewaltsamen Heldensage mußte unter der Einwirkung eines verfeinerten Lebens ein anderer werden. Und in der Tat tritt uns in der griechischen Heldendichtung nur in Spuren noch die versunkene und verklungene Welt entgegen, in der ein Agamemnon und Menelaos als mächtige Herrscher auf ihren Burgen saßen und mit ihren Mannen beim festlichen Mahle den improvisierten Gesängen der Aöden von Heldentaten und Kriegsfahrten andächtig lauschten.[62])

Zweiter Abschnitt · Die mykenische Kultur

Land und Leute von Griechenland[1])

Der südliche Ausläufer der Balkanhalbinsel, den wir etwa mit dem 40. Breitengrade, mit einer Linie vom Hochthron des thessalischen Olympsim Osten bis zum akrokeraunischen Vorgebirge im Westen abschneiden, bildet das geschichtliche Griechenland. Das Gebiet umfaßt gegen 70—75000 Quadratkilometer, ist also ungefähr so groß wie das Königreich Bayern. Von hohen Bergketten durchschnitten, durchfurcht von tiefeingreifenden Meerbusen, die einen Reichtum von natürlichen Häfen erzeugen, sondert sich dieser Ausläufer der Balkanhalbinsel deutlich von dem ansitzenden Rumpfe ab, der eine nach außen ungegliederte, hafenarme Landmasse darstellt. Die Natur des Landes hat es mit sich gebracht, daß dieser nördliche, von aller Verbindung mit der großen Welt fast abgeschlossene Teil des Balkan, wo im Osten die Thraker, im Westen die Illyrier — indogermanische Stämme wie die Hellenen — saßen, in der Kulturentwicklung des Abendlandes vom Altertum bis zur Neuzeit nur eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Die illyrischen Albanesen haben sich auf einem Teil ihres Gebietes behauptet, haben auch durch die Vermischung mit den alten Bewohnern Griechenlands, die bei mehreren Stammeswanderungen erfolgte (zuletzt nach 1770), zur Regeneration der jungen griechischen Nation beigetragen. Der thrakische Stamm ist in den Stürmen der großen Wanderung untergegangen.

Das geschichtliche Hellas wird durch den tiefen Einschnitt des korinthischen Meerbusens in zwei ungleiche Teile getrennt, von denen der südliche, die im schmalen (6 Kilometer) Isthmus von Korinth mit dem Festlande zusammenhängende Halbinsel des Peloponnes, nur um ein geringes größer ist, als das Königreich Württemberg. Auch sonst durchdringen sich Meer und Land in solchem Maße, daß, von der Landschaft am Pindos abgesehen, kein Punkt des Landes mehr als 60 Kilometer von der Küste entfernt ist. Die Zersplitterung des Landes, wie die Gestaltung der Küste sie mit sich bringt, wird gesteigert durch die hohen, unwirtlichen Gebirgskämme, die sich im Innern erheben.

Vom Norden herunter zieht sich wie eine Scheidewand durch die ganze nördliche Halbinsel das Bergsystem des Pindos, Oeta und Parnaß, die bis gegen 2500 Meter aufsteigen und sich in mancherlei Ausläufern nach Osten und Westen verzweigen. Aus der Mitte des Peloponnes wird die Hochebene von Arkadien durch steile Randgebirge herausgehoben, von denen Erymanthos und Kyllene im Norden gegen 2300 Meter, die südwärts ziehenden Parnon und Taygetos 1940 und 2400 Meter erreichen. Der höchste Berg Griechenlands ist im Norden Thessaliens der isolierte Olympos mit nahezu 3000 Meter, an dessen Südfuße sich die einzige große Ebene Griechenlands, die thessalische Ebene mit dem Peneios-Flusse, ausbreitet. Sonst bieten die engen Bergtäler nur wenig Raum zur Entfaltung einer intensiven Bodenkultur; die Flußläufe sind meistens kurz und vertrocknen im Sommer. Darum drängt sich die Bevölkerung in den kleinen, fruchtbaren Küstenebenen zusammen, um Athen, Eleusis, Krisa (Delphi), Korinth, Argos, Sparta u. s. w., wo die Brennpunkte in der Entwicklung des politischen Lebens und damit die großen Zentren der Geschichte Griechenlands sich bilden. ‚Zugleich war aber auch das Verhängnis der griechischen Nation in der Natur ihres Landes vorgezeichnet: die Zerrissenheit in zahllose selbständige Kantone, die zwar die größte Vielseitigkeit der Entwicklung gestattet, aber jeden Zusammenschluß der Nation zu einer festen politischen Einheit und damit zugleich die dauernde Behauptung der errungenen Stellung im Kampfe mit den feindlichen Nachbarmächten unmöglich gemacht haben' (Ed. Meyer S. 63).

Abb. 34 · Eingang zum ‚Atreusgrabe' in Mykenä: S. 64

Vom griechischen Mutterlande baut sich eine natürliche dreifache Brücke zum kleinasiatischen Festlande hinüber in den zahlreichen Inseln, Ueberresten einer in der Urzeit zugrunde gegangenen Landbrücke, in denen sich die Bergzüge des Kontinents fortsetzen: an die Südspitze des Peloponnes anschließend Kythera, Kreta, Karpathos und Rhodos, in der Fortsetzung von Attika und Euböa die Doppelreihe der Kykladen, im Norden endlich von Thessalien aus Peparethos mit den Nachbarinseln und im Meere verstreut Skyros, Lemnos und Imbros. Kleinasien aber mit seinem zerklüfteten, westlichen Ufersaum und den vorgelagerten Inseln, streckt dem Mutterlande ‚gewissermaßen seine zahlreichen Golfe und Inseln wie Arme entgegen' (Ed. Meyer a. a. O.). So gehört die kleinasiatische Westküste, die in ihrer ganzen Ausdehnung von griechischen Siedelungen besetzt ist, in historischer Betrachtung zum engeren geographischen Begriffe Griechenland, zumal in Kleinasien zuerst nach der dorischen Wanderung die Stammesnamen der Hellenen in voller Schärfe hervorgetreten sind. Hier scheiden sich die Aeoler im Norden, vor allem in der Troas und auf der vorgelagerten großen Insel Lesbos, von den Joniern, die an der lydischen Küste, im Kaystros- und Mäandertale, auf Chios, Samos und den benachbarten Kykladen wohnen, während Dorier an der Südwestecke Kleinasiens (Halikarnaß, Knidos), auf den Inseln Kos und Rhodos und der zum Peloponnes hinüberziehenden Inselbrücke sich angesiedelt haben.

Dieselbe Teilung der Stämme weist das Mutterland auf, wo man die Thessaler im Norden und die in den Landschaften Mittelgriechenlands um den Oeta herum und im Norden und Nordwesten des Peloponnes sitzenden Stämme gemeiniglich als Aeoler bezeichnete. Die Jonier sollten im wesentlichen auf Attika und die zum Festlande gehörige, langgestreckte Insel Euböa, die Dorier auf den Isthmus von Korinth

mit der Megaris, auf die östlichen und südlichen Gebiete des Peloponnes beschränkt gewesen sein. Ein etwas anderes Bild der Verteilung der griechischen Stämme hat uns die Erforschung der griechischen Dialekte gezeigt, die sich hauptsächlich auf die Inschriftenfunde stützt. Denn wenn sich danach auch die Dreiteilung der griechischen Volksstämme im allgemeinen aufrecht erhalten läßt, so war doch vor allem das dorische Sprachgebiet bei weitem ausgedehnter, als die Tradition will, die für Mittelgriechenland nur die kleine dorische Tetrapolis am Oeta (ungef. 200 Quadratkilometer) als dorisch anerkennt. Nach den Inschriften weisen sämtliche mittelgriechischen Dialekte nahe Beziehungen zum Dorischen auf, das auch an der Nord- und Westküste des Peloponnes (Achaia, Elis) gesprochen wurde. Zum äolischen Sprachgebiet dagegen gehören die Mundarten Thessaliens, Böotiens, Arkadiens, Zyperns und Pamphyliens (an der Südküste Kleinasiens). Im einzelnen freilich zeigen auch diese Mundarten infolge selbständiger Entwicklung zahlreiche Uebergänge und kreuzen sich vielfach in ihren Eigentümlichkeiten (vgl. Busolt I² S. 192). Vor allem stellt sich das Böotische als ein Mischdialekt des Thessalisch-Aeolischen mit dem Dorischen einerseits, mit dem Jonisch-Attischen anderseits dar; und auch das Arkadische, das wieder mit dem Zyprischen nahe verwandt ist, ist das Ergebnis einer Versetzung des äolischen Grundstockes mit fremden, hauptsächlich ionischen Elementen. [1a])

* * *

Die Erklärung für diese Zersplitterung des äolischen Sprachgebietes finden wir in der geschichtlichen Ueberlieferung, daß die dorischen Stämme erst im 12./11. Jh. v. Chr. ihre nordwestgriechische Gebirgsheimat verlassen haben und in ihre späteren Sitze eingewandert sind, aus denen sie die ältere äolisch-ionische Bevölkerung verdrängt haben. Die Sagengeschichte löst diese sogenannte dorische Wanderung, die sie an die Rückkehr der Herakliden in den Peloponnes anknüpft, in mehrere selbständige Wanderzüge auf; und auch in ihrer wirklichen, historischen Gestalt dürfen wir sie nicht als einen einmaligen großen Heereszug betrachten, der das ganze äolisch-ionische Land überschwemmt und mit einem Schlage die Dorisierung von Griechenland herbeigeführt hätte. Der erste Vorstoß aus den Waldgebirgen von Epirus erfolgte jedenfalls östlich gegen die reiche Fruchtebene von Thessalien; ein anderer Strom von Wanderern ergoß sich südöstlich, dem Laufe des Kephisos folgend, über Mittelgriechenland und Böotien; ein dritter über den Isthmus und die Ostküste des Peloponnes; ein vierter Zug ging von Epirus südlich, dem Laufe des Acheloos nach, durch Akarnanien und Aetolien und weiter bei Naupaktos über die Meerenge von Rhion nach dem Westen des Peloponnes. Vom Peloponnes aber haben sich die Dorier dann über die südlichen Inseln, vor allem Kreta, bis nach Kleinasien (Halikarnaß) ausgebreitet. Aber auch diese Einzelwanderungen sind schwerlich als in sich geschlossene Wanderzüge zu denken. Nach Analogie der germanischen Wande-

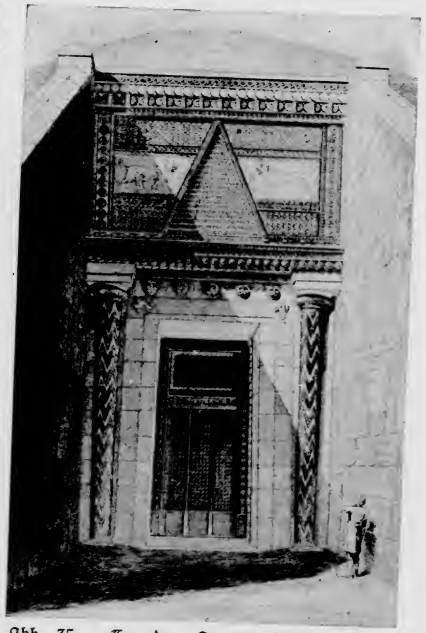


Abb. 35 · Tor des ‚Atreusgrabes' in Mykenä
Rekonstruiert von Ch. Chipiez

Abb. 34 · Eingang zum ‚Atreusgrabe' in Mykenä: S. 64

Vom Norden herunter zieht sich wie eine Scheidewand durch die ganze nördliche Halbinsel das Bergsystem des Pindos, Oeta und Parnaß, die bis gegen 2500 Meter aufsteigen und sich in mancherlei Ausläufern nach Osten und Westen verzweigen. Aus der Mitte des Peloponnes wird die Hochebene von Arkadien durch steile Randgebirge herausgehoben, von denen Erymanthos und Kyllene im Norden gegen 2300 Meter, die südwärts ziehenden Parnon und Taygetos 1940 und 2400 Meter erreichen. Der höchste Berg Griechenlands ist im Norden Thessaliens der isolierte Olympos mit nahezu 3000 Meter, an dessen Südfuße sich die einzige große Ebene Griechenlands, die thessalische Ebene mit dem Peneios-Flusse, ausbreitet. Sonst bieten die engen Bergtäler nur wenig Raum zur Entfaltung einer intensiven Bodenkultur; die Flußläufe sind meistens kurz und vertrocknen im Sommer. Darum drängt sich die Bevölkerung in den kleinen, fruchtbaren Küstenebenen zusammen, um Athen, Eleusis, Krisa (Delphi), Korinth, Argos, Sparta u. s. w., wo die Brennpunkte in der Entwicklung des politischen Lebens und damit die großen Zentren der Geschichte Griechenlands sich bilden. ‚Zugleich war aber auch das Verhängnis der griechischen Nation in der Natur ihres Landes vorgezeichnet: die Zerrissenheit in zahllose selbständige Kantone, die zwar die größte Vielseitigkeit der Entwicklung gestattet, aber jeden Zusammenschluß der Nation zu einer festen politischen Einheit und damit zugleich die dauernde Behauptung der errungenen Stellung im Kampfe mit den feindlichen Nachbarmächten unmöglich gemacht haben' (Ed. Meyer S. 63).

Vom griechischen Mutterlande baut sich eine natürliche dreifache Brücke zum kleinasiatischen Festlande hinüber in den zahlreichen Inseln, Ueberresten einer in der Urzeit zugrunde gegangenen Landbrücke, in denen sich die Bergzüge des Kontinents fortsetzen: an die Südspitze des Peloponnes anschließend Kythera, Kreta, Karpathos und Rhodos, in der Fortsetzung von Attika und Euböa die Doppelreihe der Kykladen, im Norden endlich von Thessalien aus Peparethos mit den Nachbarinseln und im Meere verstreut Skyros, Lemnos und Imbros. Kleinasien aber mit seinem zerklüfteten, westlichen Ufersaum und den vorgelagerten Inseln, streckt dem Mutterlande ‚gewissermaßen seine zahlreichen Golfe und Inseln wie Arme entgegen' (Ed. Meyer a. a. O.). So gehört die kleinasiatische Westküste, die in ihrer ganzen Ausdehnung von griechischen Siedelungen besetzt ist, in historischer Betrachtung zum engeren geographischen Begriffe Griechenland, zumal in Kleinasien zuerst nach der dorischen Wanderung die Stammesnamen der Hellenen in voller Schärfe hervorgetreten sind. Hier scheiden sich die Aeoler im Norden, vor allem in der Troas und auf der vorgelagerten großen Insel Lesbos, von den Joniern, die an der lydischen Küste, im Kaystros- und Mäandertale, auf Chios, Samos und den benachbarten Kykladen wohnen, während Dorier an der Südwestecke Kleinasiens (Halikarnaß, Knidos), auf den Inseln Kos und Rhodos und der zum Peloponnes hinüberziehenden Inselbrücke sich angesiedelt haben.

Dieselbe Teilung der Stämme weist das Mutterland auf, wo man die Thessaler im Norden und die in den Landschaften Mittelgriechenlands um den Oeta herum und im Norden und Nordwesten des Peloponnes sitzenden Stämme gemeiniglich als Aeoler bezeichnete. Die Jonier sollten im wesentlichen auf Attika und die zum Festlande gehörige, langgestreckte Insel Euböa, die Dorier auf den Isthmus von Korinth

mit der Megaris, auf die östlichen und südlichen Gebiete des Peloponnes beschränkt gewesen sein. Ein etwas anderes Bild der Verteilung der griechischen Stämme hat uns die Erforschung der griechischen Dialekte gezeigt, die sich hauptsächlich auf die Inschriftenfunde stützt. Denn wenn sich danach auch die Dreiteilung der griechischen Volksstämme im allgemeinen aufrecht erhalten läßt, so war doch vor allem das dorische Sprachgebiet bei weitem ausgedehnter, als die Tradition will, die für Mittelgriechenland nur die kleine dorische Tetrapolis am Oeta (ungef. 200 Quadratkilometer) als dorisch anerkennt. Nach den Inschriften weisen sämtliche mittelgriechischen Dialekte nahe Beziehungen zum Dorischen auf, das auch an der Nord- und Westküste des Peloponnes (Achaia, Elis) gesprochen wurde. Zum äolischen Sprachgebiet dagegen gehören die Mundarten Thessaliens, Böotiens, Arkadiens, Zyperns und Pamphyliens (an der Südküste Kleinasiens). Im einzelnen freilich zeigen auch diese Mundarten infolge selbständiger Entwicklung zahlreiche Uebergänge und kreuzen sich vielfach in ihren Eigentümlichkeiten (vgl. Busolt I² S. 192). Vor allem stellt sich das Böotische als ein Mischdialekt des Thessalisch-Aeolischen mit dem Dorischen einerseits, mit dem Jonisch-Attischen anderseits dar; und auch das Arkadische, das wieder mit dem Zyprischen nahe verwandt ist, ist das Ergebnis einer Versetzung des äolischen Grundstockes mit fremden, hauptsächlich ionischen Elementen. [1a])

* * *

Die Erklärung für diese Zersplitterung des äolischen Sprachgebietes finden wir in der geschichtlichen Ueberlieferung, daß die dorischen Stämme erst im 12./11. Jh. v. Chr. ihre nordwestgriechische Gebirgsheimat verlassen haben und in ihre späteren Sitze eingewandert sind, aus denen sie die ältere äolisch-ionische Bevölkerung verdrängt haben. Die Sagengeschichte löst diese sogenannte dorische Wanderung, die sie an die Rückkehr der Herakliden in den Peloponnes anknüpft, in mehrere selbständige Wanderzüge auf; und auch in ihrer wirklichen, historischen Gestalt dürfen wir sie nicht als einen einmaligen großen Heereszug betrachten, der das ganze äolisch-ionische Land überschwemmt und mit einem Schlage die Dorisierung von Griechenland herbeigeführt hätte. Der erste Vorstoß aus den Waldgebirgen von Epirus erfolgte jedenfalls östlich gegen die reiche Fruchtebene von Thessalien; ein anderer Strom von Wanderern ergoß sich südöstlich, dem Laufe des Kephisos folgend, über Mittelgriechenland und Böotien; ein dritter über den Isthmus und die Ostküste des Peloponnes; ein vierter Zug ging von Epirus südlich, dem Laufe des Acheloos nach, durch Akarnanien und Aetolien und weiter bei Naupaktos über die Meerenge von Rhion nach dem Westen des Peloponnes. Vom Peloponnes aber haben sich die Dorier dann über die südlichen Inseln, vor allem Kreta, bis nach Kleinasien (Halikarnaß) ausgebreitet. Aber auch diese Einzelwanderungen sind schwerlich als in sich geschlossene Wanderzüge zu denken. Nach Analogie der germanischen Wande-

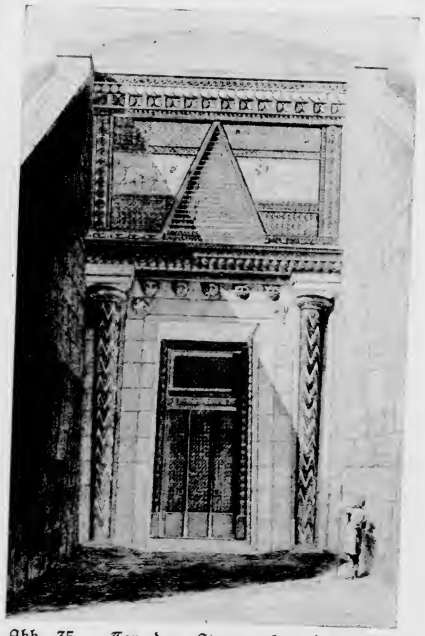


Abb. 35 · Tor des ‚Atreusgrabes' in Mykenä Rekonstruiert von Ch. Chipiez

rung werden wir vielmehr annehmen müssen, daß von dem ersten Vordringen der Dorier an die von ihnen angegriffenen Stämme teils unterjocht, teils aus ihren früheren Sitzen weiter vorwärts, südwärts getrieben worden sind. Und dieses kontinuierliche Vorwärtsschieben, bei dem die eben okkupierten Landsitze von dem einem Stamme wieder verlassen, von dem nächsten neuerdings besetzt wurden, wird manches Jahrzehnt, vielleicht mehrere Jahrhunderte in Anspruch genommen haben. Die dorischen Spartaner und Kreter endlich scheinen nach ihrem urtümlichen Kulturstand als die letzten, vielleicht über die See,[2]) gekommen zu sein. Im allgemeinen wird man danach die These aufstellen dürfen, daß die nord- und mittelgriechischen Gebiete von dem Einbruch der Gebirgsvölker zuerst heimgesucht worden sind, daß aber die Umgestaltung der Siedelungsverhältnisse im Peloponnes später zum Abschluß gekommen ist, als im übrigen Griechenland.

Abb. 36 · Elfenbeinkopf aus Volksgrab in Mykenä (1/3): S. 78

Für die Zeitbestimmung der Wanderung sind die Ansätze der griechischen Chronographen, die in genealogischer Berechnung nach dem angenommenen Zeitpunkte der Zerstörung Trojas gemacht worden sind, gänzlich unbrauchbar. Sie schwanken zwischen den Jahren 1154/3 (Timaios), 1149/8 (Hellanikos), 1104 (Eratosthenes), 1069 (Ephoros): Belege bei Busolt I² S. 259 f. Für uns ist die obere Grenze der Wanderung festgestellt durch den Beginn der Völkerverschiebungen, die in der ersten Hälfte des 13. Jhs. v. Chr. bis nach Aegypten hinüberreichen: unter Ramses III ist diese Bewegung der ‚Nordvölker' auf ihrem Höhepunkt.[3]) Bis in die Mitte des 9. Jhs. v. Chr. aber geht in der griechischen Geschichte die zuverlässige genealogische Ueberlieferung hinauf, die im allgemeinen die späteren Besiedelungsverhältnisse zur Voraussetzung hat: von den Ereignissen der Wanderung selbst, die nur in einigen Hauptzügen in der Sagengeschichte fortlebt, ist geschichtliche Erinnerung nicht mehr erhalten. Danach werden wir rund das Jahr 1000 als den Endpunkt der Wanderungen, das 13./11. Jahrhundert als die Zeit der dorischen Wanderung bezeichnen müssen.

Eine radikal entgegengesetzte Anschauung hat Julius Beloch vertreten[4]), der die Realität der ‚dorischen Wanderung' überhaupt in Abrede stellt. Nach Beloch ist die griechische Wandersage ein künstliches Produkt der älteren genealogischen Spekulation, die sich daran stieß, daß das homerische Epos eine Verschiedenheit der ethnographischen Verhältnisse gegenüber der späteren Verteilung der Volksstämme in Griechenland andeutet. So kennt das Epos keine Thessaler und keine Dorier (nur einmal an einer jungen Stelle Od. τ 177, vgl. unten S. 130), und als Gesamtbezeichnung für die Hellenen gilt ihm der Achäername. Dies habe man zu erklären gesucht durch die Annahme von Wanderungen, die man von dem kleinen Bergländchen Doris in Mittelgriechenland als Urheimat der Dorier ausgehen ließ und mit Rücksicht auf die griechische Bevölkerung Kleinasiens in die Zeit zwischen dem troischen Kriege und der Kolonisation Kleinasiens setzte. Die Konstruktionen Belochs widersprechen jedoch geschichtlichen Tatsachen, vor allem den Dialektverwandtschaften und -verschiedenheiten, die nur mit unzureichenden Gründen als das Ergebnis örtlicher Differenzierung erklärt werden. Die äolische Dialektgruppe umfaßt ja eine Reihe von Mundarten, die in den räumlich entferntesten Teilen von Griechenland beheimatet sind; und aus dieser isolierten Stellung der Einzeldialekte, die nicht ursprünglich gewesen sein kann, folgt mit Notwendigkeit, daß in der Urzeit Griechenlands ein großes, zusammenhängendes ‚äolisches' Sprachgebiet existiert hat, das sich über den größten Teil des geschichtlichen Griechenlands ausdehnte und nur durch die Invasion von fremden Völkerschaften zersprengt worden sein kann. Besonders auffällig ist, daß der Peloponnes den äolischen Dialekt nur im Binnenlande, in der natürlichen Felsenburg der unwirtlichen arkadischen Berge bewahrt hat. Die äolische Besiedelung Zyperns aber, das eine mit dem Arkadischen verwandte Mundart sprach, kann nur von der Küste des Peloponnes (über Kythera, Kreta) ausgegangen sein. Somit ist klar, daß der äolische Dialekt einst im Peloponnes weiter verbreitet war und erst durch das Eindringen einer fremden Sprache in die Berge zurückgeworfen worden ist. Beweis hierfür ist auch die Verehrung des lakonischen Pohoidan (= Poseidon) am Kap Tänaron, dessen Kult wie die Namensform (= arkadisch Posoidan; dorisch heißt der Gott Poteidan) offenbar aus älterer vordorischer Zeit von den Spartanern übernommen worden ist.[5]) In geschichtlicher Analogie verweise ich auf die Besiedelungsverhältnisse Schottlands, wo auch der ursprüngliche keltisch-gälische Dialekt auf das Hochgebirge des Binnenlandes und die nördlichen Inseln zurückgedrängt erscheint, während die Sprache der erobernden Nordländer an den Küsten herrscht.

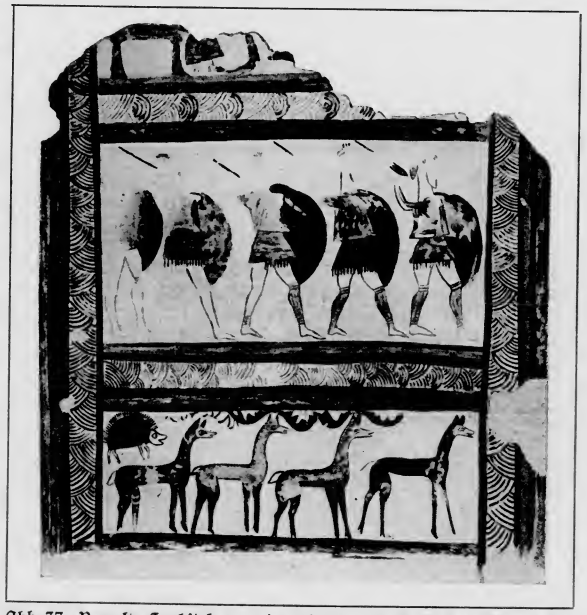


Abb. 37 · Bemalte Grabstele von einem Volksgrabe in Mykenä (2/5): S. 100

Ein zweiter meines Bedünkens durchschlagender Grund für die Geschichtlichkeit der dorischen Wanderung folgt aus der Tatsache, daß die hochentwickelte Kultur der ‚mykenischen' Periode Griechenlands überall da verschwindet, wo wir nach sprachlichen Indizien das Eindringen der Nordweststämme konstatieren können. Allerdings hat Beloch entgegnet, die mykenische Kultur sei keineswegs durch den Einfall unzivilisierter Stämme plötzlich zerstört worden, sondern durch allmähliche Evolution in die Kultur der klassischen Zeit übergegangen. Aber um ein plötzliches Abschneiden einer reichen Kulturblüte handelt es sich gar nicht. ‚Die verheerendste Invasion vermag eine Kultur nicht mit einem Schlage zu vernichten, und selten ist ein eroberndes Volk, das auf niedriger Kulturstufe steht, geneigt, auf die materiellen Errungenschaften der unterworfenen Kulturgebiete freiwillig zu verzichten' (Ed. Meyer S. 282). Auch nach dem Untergange des Römerreiches lebte die alte Kultur noch Jahrhunderte nach: die unter gotischer Herrschaft erbauten altchristlichen Basiliken und das gewaltige Grabmal des Theodorich in Ravenna knüpfen an die römische Tradition an. Sie hat sich jedoch nicht von dem Schlage erholen können, der sie durch den Einbruch der Germanen getroffen hatte. Es war wie ein langsames Verbluten, wie das Absterben eines grünenden Baumes, den man seiner Rinde und damit der Lebensfähigkeit beraubt hat.

rung werden wir vielmehr annehmen müssen, daß von dem ersten Vordringen der Dorier an die von ihnen angegriffenen Stämme teils unterjocht, teils aus ihren früheren Sitzen weiter vorwärts, südwärts getrieben worden sind. Und dieses kontinuierliche Vorwärtsschieben, bei dem die eben okkupierten Landsitze von dem einem Stamme wieder verlassen, von dem nächsten neuerdings besetzt wurden, wird manches Jahrzehnt, vielleicht mehrere Jahrhunderte in Anspruch genommen haben. Die dorischen Spartaner und Kreter endlich scheinen nach ihrem urtümlichen Kulturstand als die letzten, vielleicht über die See,[2]) gekommen zu sein. Im allgemeinen wird man danach die These aufstellen dürfen, daß die nord- und mittelgriechischen Gebiete von dem Einbruch der Gebirgsvölker zuerst heimgesucht worden sind, daß aber die Umgestaltung der Siedelungsverhältnisse im Peloponnes später zum Abschluß gekommen ist, als im übrigen Griechenland.

Abb. 36 · Elfenbeinkopf aus Volksgrab in Mykenä (1/1): S. 78

Für die Zeitbestimmung der Wanderung sind die Ansätze der griechischen Chronographen, die in genealogischer Berechnung nach dem angenommenen Zeitpunkte der Zerstörung Trojas gemacht worden sind, gänzlich unbrauchbar. Sie schwanken zwischen den Jahren 1154/3 (Timaios), 1149/8 (Hellanikos), 1104 (Eratosthenes), 1069 (Ephoros): Belege bei Busolt I² S. 259 f. Für uns ist die obere Grenze der Wanderung festgestellt durch den Beginn der Völkerverschiebungen, die in der ersten Hälfte des 13. Jhs. v. Chr. bis nach Aegypten hinüberreichen: unter Ramses III ist diese Bewegung der ‚Nordvölker' auf ihrem Höhepunkt.[3]) Bis in die Mitte des 9. Jhs. v. Chr. aber geht in der griechischen Geschichte die zuverlässige genealogische Ueberlieferung hinauf, die im allgemeinen die späteren Besiedelungsverhältnisse zur Voraussetzung hat: von den Ereignissen der Wanderung selbst, die nur in einigen Hauptzügen in der Sagengeschichte fortlebt, ist geschichtliche Erinnerung nicht mehr erhalten. Danach werden wir rund das Jahr 1000 als den Endpunkt der Wanderungen, das 13./11. Jahrhundert als die Zeit der dorischen Wanderung bezeichnen müssen.

Eine radikal entgegengesetzte Anschauung hat Julius Beloch vertreten[4]), der die Realität der ‚dorischen Wanderung' überhaupt in Abrede stellt. Nach Beloch ist die griechische Wandersage ein künstliches Produkt der älteren genealogischen Spekulation, die sich daran stieß, daß das homerische Epos eine Verschiedenheit der ethnographischen Verhältnisse gegenüber der späteren Verteilung der Volksstämme in Griechenland andeutet. So kennt das Epos keine Thessaler und keine Dorier (nur einmal an einer jungen Stelle Od. τ 177, vgl. unten S. 130), und als Gesamtbezeichnung für die Hellenen gilt ihm der Achäername. Dies habe man zu erklären gesucht durch die Annahme von Wanderungen, die man von dem kleinen Bergländchen Doris in Mittelgriechenland als Urheimat der Dorier ausgehen ließ und mit Rücksicht auf die griechische Bevölkerung Kleinasiens in die Zeit zwischen dem trojischen Kriege und der Kolonisation Kleinasiens setzte. Die Konstruktionen Belochs widersprechen jedoch geschichtlichen Tatsachen, vor allem den Dialektverwandtschaften und -verschiedenheiten, die nur mit unzureichenden Gründen als das Ergebnis örtlicher Differenzierung erklärt werden. Die äolische Dialektgruppe umfaßt ja eine Reihe von Mundarten, die in den räumlich entferntesten Teilen von Griechenland beheimatet sind; und aus dieser isolierten Stellung der Einzeldialekte, die nicht ursprünglich gewesen sein kann, folgt mit Notwendigkeit, daß in der Urzeit Griechenlands ein großes, zusammenhängendes, äolisches' Sprachgebiet existiert hat, das sich über den größten Teil des geschichtlichen Griechenlands ausdehnte und nur durch die Invasion von fremden Völkerschaften zersprengt worden sein kann. Besonders auffällig ist, daß der Peloponnes den äolischen Dialekt nur im Binnenlande, in der natürlichen Felsenburg der unwirtlichen arkadischen Berge bewahrt hat. Die äolische Besiedelung Lyperns aber, das eine mit dem Arkadischen verwandte Mundart sprach, kann nur von der Küste des Peloponnes (über Kythera, Kreta) ausgegangen sein. Somit ist klar, daß der äolische Dialekt einst im Peloponnes weiter verbreitet war und erst durch das Eindringen einer fremden Sprache in die Berge zurückgeworfen worden ist. Beweis hierfür ist auch die Verehrung des lakonischen Pohoidan (= Poseidon) am Kap Tänaron, dessen Kult wie die Namensform (= arkadisch Posoidan; dorisch heißt der Gott Poteidan) offenbar aus älterer vordorischer Zeit von den Spartanern übernommen worden ist.[5]) In geschichtlicher Analogie verweise ich auf die Besiedelungsverhältnisse Schottlands, wo auch der ursprüngliche keltisch-gälische Dialekt auf das Hochgebirge des Binnenlandes und die nördlichen Inseln zurückgedrängt erscheint, während die Sprache der erobernden Nordländer an den Küsten herrscht.

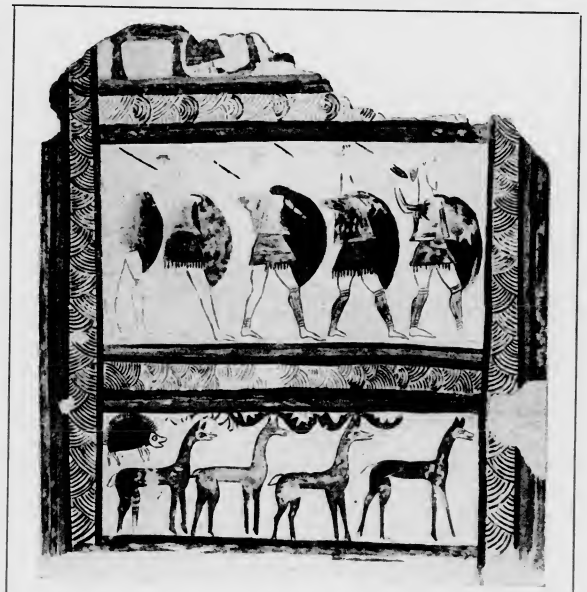


Abb. 37 · Bemalte Grabstele von einem Volksgrabe in Mykenä (2/5): S. 100

Ein zweiter meines Bedünkens durchschlagender Grund für die Geschichtlichkeit der dorischen Wanderung folgt aus der Tatsache, daß die hochentwickelte Kultur der ‚mykenischen' Periode Griechenlands überall da verschwindet, wo wir nach sprachlichen Indizien das Eindringen der Nordweststämme konstatieren können. Allerdings hat Beloch entgegnet, die mykenische Kultur sei keineswegs durch den Einfall unzivilisierter Stämme plötzlich zerstört worden, sondern durch allmähliche Evolution in die Kultur der klassischen Zeit übergegangen. Aber um ein plötzliches Abschneiden einer reichen Kulturblüte handelt es sich gar nicht. ‚Die verheerendste Invasion vermag eine Kultur nicht mit einem Schlage zu vernichten, und selten ist ein eroberndes Volk, das auf niedriger Kulturstufe steht, geneigt, auf die materiellen Errungenschaften der unterworfenen Kulturgebiete freiwillig zu verzichten' (Ed. Meyer S. 282). Auch nach dem Untergange des Römerreiches lebte die alte Kultur noch Jahrhunderte nach: die unter gotischer Herrschaft erbauten altchristlichen Basiliken und das gewaltige Grabmal des Theodorich in Ravenna knüpfen an die römische Tradition an. Sie hat sich jedoch nicht von dem Schlage erholen können, der sie durch den Einbruch der Germanen getroffen hatte. Es war wie ein langsames Verbluten, wie das Absterben eines grünenden Baumes, den man seiner Rinde und damit der Lebensfähigkeit beraubt hat.

Eine wirkliche Evolution der mykenischen Kultur aber kann mit einiger Sicherheit nur in solchen Gebieten nachgewiesen werden, in denen die Unkultur barbarischer Eroberer nicht gehaust hat. So in Attika, das nach der Ueberlieferung von der dorischen Wanderung verschont geblieben ist: denn der sogenannte ‚Dipylonstil' der attischen Vasenmalerei (9./7. Jh. v. Chr.) wird am wahrscheinlichsten auf eine spontane Umbildung älterer vordorischer Dekorationsweise zurückgeführt. Die kleinasiatischen Jonier aber, die ganz sicher den lähmenden Einfluß der dorischen Invasion nicht verspürt haben, haben noch in der 2. Hälfte des 6. Jhs. Töpferware verfertigt, deren Ausschmückung in ununterbrochener Tradition an die Dekorationskunst der mykenischen Keramik anknüpft.[6]) Somit dürfen wir in der Tat annehmen, daß die mykenische, wie später die römische Kultur den Todesstoß erhielt durch die Einwanderung barbarischer Stämme und die dadurch bedingte Einmischung fremden Blutes, die das Volkstum der alten Kulturträger vernichtete. Die neue Mischbevölkerung, die zunächst zu einem selbständigen Kulturschaffen unfähig war, mußte das fremde Blut erst in sich verarbeiten und zu einem neuen, einheitlichen Volkstum sich durchringen, bis sie in der Kulturentwicklung wiederum eine selbständige, führende Rolle übernehmen konnte, wie die Italiener der Renaissance. Hiernach glaube ich auch von der Seite der kulturgeschichtlichen Betrachtung die dorische Wanderung, die auf dem griechischen Festlande wenigstens die lebensvolle Entwicklung der älteren ‚mykenischen' Kultur abschließt, als eine geschichtliche Tatsache erwiesen zu haben.

* * *

Die dorische Wanderung ist gescheitert an der Bergwand des Parnes, welche die rauhen Söhne des Nordens von Attika fernhielt, an der Felsenburg Arkadiens, in die ein Teil der Urbewohner des Peloponnes sich geflüchtet hatte; sie hat Zypern und Pamphylien nicht erreicht, die weit außerhalb des dorischen Kulturkreises liegen. Damit steht nun aber in merkwürdigem Kontraste die Tatsache, daß auch das östliche Thessalien, nach der Sprache zu schließen, von dem Vorstoße der Dorier nicht berührt erscheint. Und doch mußte das offene, reiche Fruchtland der thessalischen Ebene die Bewohner des bergigen Nachbarlandes Epirus vor allem reizen; und doch konnte die ältere, in Wohlleben aufgewachsene Bevölkerung Thessaliens einem ernsten Ansturme kräftiger Bergvölker auf die Dauer keinen Widerstand leisten; und doch finden wir in Thessalien in historischer Zeit die leibeigene Bauernschaft der Penesten, die den lakonischen Heloten, den kretischen *μνῶται* oder *κλαρῶται* vergleichbar, aus einer unterworfenen älteren Bevölkerung des Landes hervorgegangen sein muß. Zudem bestehen deutliche Beziehungen zwischen Epirus und Thessalien in der Benennung von Volksstämmen und Oertlichkeiten, u. a. im Namen der Athamanen, der im Tale des oberen Inachos, eines Nebenflusses des Acheloos, in den athamantischen Ebenen der Phthiotis und Böotiens festsitzt. Dagegen ist der Stammesname der Thessaler, der an der Landschaft Thessaliotis haftet, der homerischen Dichtung noch unbekannt, wahrscheinlich also als die Bezeichnung einer Volksabteilung der erobernden Nordwestgriechen zu betrachten, der später auf ganz Thessalien übertragen wurde. Hieraus ergibt sich die Schlußfolgerung, daß die Bewohner Thessaliens in historischer Zeit Dorier waren, trotz ihrer äolischen Mundart, die sie mit der reicheren Kultur von der unterworfenen Bevölkerung angenommen haben müssen: auch die germanischen und normannischen Eroberer haben in Frankreich und Italien ihre Sprache verlernt, die sie in England zur herrschenden machten.

Auffällig ist unter diesen Umständen die enge Zusammengehörigkeit des thessalisch-äolischen Dialektes mit dem Aeolischen der Insel Lesbos, die sich durch die Besiedelung der kleinasiatischen Aeolis von Thessalien aus erklären muß. Nach der chronologischen Fixierung nämlich dieser sogenannten äolischen Wanderung in der Sagengeschichte, die vier Generationen vor der ionischen Wanderung angesetzt wird, fällt der Beginn der äolischen Kolonisation Kleinasiens vor die dorische Wanderung, in die mykenische Periode also, vielleicht schon in die mykenische Frühzeit. Dazu stimmt — von allgemeinen Erwägungen abgesehen: vgl. Busolt I[2] S. 277 — die durchgreifende Hellenisierung der kleinasiatisch-äolischen Gebiete, wo die Namen der alten Stämme und Ortschaften Thessaliens, nicht aber der später eingedrungenen Thessaler fortleben (vgl. Olympos, Larisa, Magnetes=Magnesia). Auch scheint sich der Bereich der äolischen Siedelung hier ursprünglich weiter nach Süden erstreckt zu haben, wo die Festsetzung der Jonier später den äolischen Einfluß zurückgedrängt hat (Ed. Meyer S. 237). In Thessalien aber ist die Sprache der dorischen Eindringlinge keineswegs restlos in der Sprache ihrer Hörigen aufgegangen; denn ‚der Satz, daß ein Volk, welches seine Sprache wechselt, auf das neue Idiom häufig seine alten Sprachgewohnheiten überträgt, ist gewiß wohlbegründet'.[7]) Zumal den westthessalischen Dialekten sind westgriechische Elemente beigemischt. So werden wir zu der Annahme gedrängt, daß nach der ersten Besiedelung von Lesbos durch thessalische Aeoler die Beziehungen zum Mutterlande durch thessalische Zuwanderer mehrfach fester geknüpft wurden und daß auch in historischer Zeit d. h. nach der dorischen Wanderung noch ein lebhafter Verkehr der thessalischen und lesbischen Bevölkerung miteinander bestanden hat. Denn sonst bliebe die trotz der Völkermischung fast gleichartige Entwicklung der thessalischen und der lesbischen Mundart unerklärt: es sei denn, daß man gegen Ueberlieferung und gegen historische Wahrscheinlichkeit die erste Uebertragung des thessalischen Dialektes in die kleinasiatische Aeolis erst einer relativ jungen Zeit, etwa dem 8. Jh. v. Chr. zuschriebe, wonach dann in unmittelbarer Folge die Kolonisation des Skamandertales und der Küsten des Hellespont einsetzen würde. Somit erscheint der spätere, typische ‚äolische' Dialekt von Thessalien und Lesbos als das junge Produkt einer langen, einmal von den Doriern unterbrochenen Entwicklung, deren ältere Stadien wir nicht mehr kennen.

Aber auch das kleinasiatische Jonisch stellt sich als eine sekundäre Bildung dar, wie sie dem Karakter des Stammes als einer Mischbevölkerung entspricht. Die ionische Besiedelung Kleinasiens hat wahrscheinlich schon zur mykenischen Zeit begonnen und ist zum Abschluß gekommen durch die Auswandererzüge, die unter dem Drucke der Dorier ihre Heimat verließen.[8]) Nach der sagengeschichtlichen Tradition ist der Hauptstrom der ionischen Auswanderung durch Attika gegangen, und dieser Anspruch Athens, die Mutterstadt der Jonier zu sein[9]), ist trotz der abweichenden Genealogien der ionischen Fürstenhäuser niemals ernstlich bestritten worden. Wenn aber auch Attika (und Euböa) für den größten Teil der ionischen Kolonisten Ausgangspunkt oder letzte Durchgangsstation gewesen ist, so weist doch die geschichtliche Erinnerung darauf hin, daß auch mittelgriechische Landschaften (Böotien) und vor allem der Peloponnes bei jener Völkerbewegung einen Teil ihrer Bewohner in die ionischen Kolonien abgegeben haben (Herodot I 146). In der Tat finden sich im Peloponnes, von dessen Nordküste (Aigialos = Achaia) der Sage nach die ionische Auswanderung anhob, Spuren einer alten ionischen Bevölkerung, so in den ionischen Autochthonen der Kynuria südlich der Argolis (Herodot VIII 73); in der dryopischen Bevölkerung der argivischen Städte Hermione und Asine, die mit den stammesverwandten Dryopern des ionischen Euböa zusammengehören (vgl. Ed. Meyer S. 199, Busolt I[2] S. 209 Anm. 6); in der Feier des ionischen Stammfestes der Apaturien in Trözen (Herodot I 147, Pausanias II 33. 1), das in der attischen Theseussage auch mit Athen verknüpft ist; in den ionischen Kolonisten des durch sakrale Beziehungen mit Athen verbundenen Epidauros (Strabo VIII p. 374, Herodot V 82): ‚nach der Sage herrschte hier Pityreus, der Nachkomme des Jon, (Pausanias II 26. 1), dessen Sohn Proklos wieder, von den Argivern vertrieben, eine epidaurische Kolonie nach Samos geführt haben soll. Auch der samische Herakult weist auf die Argolis zurück, wo man Hera als Landesgöttin verehrte.

Wenn wir also in der Völkermischung der kleinasiatischen Jonier einen Stamm der Javones, zu dem auch die Athener gehörten, als Grundstock annehmen, von dem das neue Stammesgebilde seinen Namen hergeleitet hat, so werden wir die ursprünglichen Sitze dieses Stammes nicht bloß in Attika und Euböa, sondern auch in den benachbarten Landschaften, vor allem in der Argolis suchen dürfen. Jedenfalls ist der Schluß nicht zu kühn, daß die Sprache der argivischen Mykenäer, die an der ionischen Wanderung einen

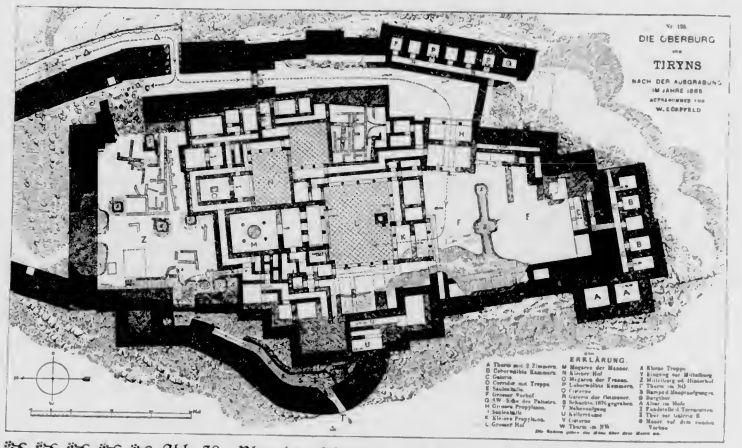


Abb. 38 · Plan der Oberburg von Tiryns: S. 61 f.

wichtigen Anteil gehabt haben müssen, eine Urform des Ionischen gewesen ist, wodurch auch die ionischen Elemente im benachbarten Arkadisch-Aeolischen sich erklären. Die Umformung dieser Mundart zum späteren typisch-ionischen Dialekt hat sich erst in Kleinasien vollzogen; selbst das hervorstechendste Merkmal des Ionischen, der Schwund des urgriechischen W-Lautes (F), worin das Attische frühzeitig mit dem Kleinasiatisch-Ionischen zusammentrifft, scheint erst nach der Besiedelung Kleinasiens hervorgetreten zu sein: denn die Asiaten haben den Joniernamen noch in seiner alten Form *Ἰάϝονες*=Jawan übernommen, womit sie später die Gesamtheit der Hellenen bezeichneten.[10]) So verläuft die Ausbildung des attisch-ionischen und des thessalisch-lesbischen (äolischen) Dialektes in durchaus selbständigen Entwicklungslinien, die vom griechischen Mutterlande ausgehend, einander später nicht mehr berühren. Und deshalb ist es keineswegs notwendig, daß der karakteristische Unterschied der beiden Dialekte, wie man wohl gemeint hat, bereits im Mutterlande in voller Schärfe vorhanden gewesen sei.

Wir haben somit aus der früher bemerkten Verwandtschaft der ‚äolischen' Dialekte Thessaliens, Böotiens, Arkadiens, Zyperns und Pamphyliens einen ursprünglichen lokalen Zusammenhang dieser Mundarten in einer gemeinschaftlichen ‚äolischen' Ursprache Griechenlands erschlossen, die in sich jedoch höchstwahrscheinlich schon dialektische Differenzierung erfahren hatte: denn ‚die Erfahrung lehrt, daß es absolut dialektlose Sprachen nicht gibt' (Kretschmer S. 9). Und da wir ionische Elemente zur mykenischen Zeit in Attika und im Peloponnes nachweisen konnten, so haben wir die Differenzierung hier bereits in der Richtung auf das spätere Jonisch hin angenommen. Die ursprüngliche Gemeinsprache werden wir danach als eine äolisch-ionische bezeichnen dürfen, aus der sich die attisch-ionische Mundart ausgesondert und später im Kleinasiatisch-Jonischen isoliert hat. Im einzelnen die Dialektgrenzen der griechischen Urzeit nachzuweisen geht über unser Vermögen.[11]) Der äolisch-ionische Mischdialekt, der sich im Grenzgebiete des Aeolischen und des Jonischen an der kleinasiatischen Küste gebildet hat und in dem, der expansiven Tendenz des ionischen Stammes entsprechend, das ionische Element dominiert, ist eine ganz junge Mischbildung, die aus der Berührung und Durchdringung der beiden bereits fixierten Mundarten hervorgegangen ist.

* * *

Ebenso widerspruchsvoll wie die konventionelle Entwicklungsgeschichte der griechischen Sprache und ihrer Dialekte sind

die Nachrichten der Alten und die Hypothesen der modernen Gelehrten über die Urbevölkerung Griechenlands und die Namen der griechischen Stämme. Der Gesamtname Griechenlands *Ἑλλάς*, die Bezeichnung seiner Bewohner als *Ἕλληνες* ist jung. Als gemeinsame Stammesbezeichnung findet sich der Name nachweislich zuerst bei Archilochos und im sogenannten Katalog des Hesiod, also nicht vor der Mitte des 7. Jhs. In der Ilias dagegen sind die *Ἕλληνες* in Thessalien lokalisiert, in der weiten Ebene der *Ἑλλὰς εὐρύχορος* (Il. I 478), die hier mit der Landschaft Phthia (Phthiotis) verbunden erscheint. In seinem Ursprunge freilich reicht der Hellenenname, der von den *Ἕλλοι* oder *Σελλοί*, den Priestern des Zeus in Dodona, und von der Landschaft *Ἑλλοπία* um Dodona schwerlich getrennt werden kann (vgl. Il. *Π* 234, Aristoteles Meteorologie I 14), nach Epirus und — nach dem Zeugnisse Homers zu schließen — in die vordorische Zeit zurück. Von hier ist er nach Thessalien übertragen und weiter über ganz Griechenland ausgebreitet worden, vielleicht durch wandernde Sänger, vielleicht auch unter der Einwirkung des delphischen Orakels und seines Bundes mit der pyläischen Amphiktionie: der Vorgang ist ungefähr derselbe, als wenn im 18. Jh. teutonisch für germanisch gesagt wurde (Kretschmer S. 415 Anm.). Wann und auf welche Weise das geschehen ist, wissen wir nicht; doch findet sich schon in der Odyssee eine umfassendere Bedeutung des Namens in der ständigen Formel *κατ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος* (Od. *α* 344, *δ* 726, 816, *ο* 80), die allerdings der Erklärung Schwierigkeiten entgegenstellt, weil auch Argos hier eine weitere Geltung hat, als zur historischen Zeit. Aber auch in der Ilias wird ‚Argos' oft von der Heimat aller Griechen d. i. in der Bedeutung ‚ganz Griechenland' gebraucht, wonach man sich nicht sträuben sollte, auch ‚Hellas' hier dieselbe Deutung zu geben.[12])

Neben dem Namen *Ἕλληνες* spielt im späteren Altertum die Bezeichnung der ‚Griechen' als *Γραικοί*-Graeci eine Rolle. In der griechischen Literatur erscheinen sie zuerst bei Aristoteles (Meteorologie I 14), wo sie mit den *Σελλοί* bei Dodona verbunden sind; nach dem Marmor Parium ep. 6 u. a. werden sie mit Deukalion nach Thessalia Phthiotis versetzt. Aber als Gesamtbezeichnung der Hellenen gilt der Gräkenname den Italikern, und wir fragen verwundert: wie ist das zugegangen? Das spätere Substantiv *Γραικοί* ist eine vielleicht erst auf italischem Boden erwachsene adjektivische Weiterbildung eines älteren Stammesnamens *Γραεῖς* (vgl. Etrusci, Volsci, Hernici, Aurunci), den wir noch im Grenzgebiete zwischen Böotien und Attika nachweisen können. Hier im Küstenlande, das den alten Namen *Γραϊκή* führte, im Asopostale zwischen Tanagra und Oropos, lag eine verschollene Stadt *Γραῖα*, die von Homer im Schiffskatalog Il. B 498 genannt wird (vgl. Busolt I² S. 198 Anm. 8). Aber eine unmittelbare Uebertragung des Graënamens von hier nach Italien liegt außerhalb aller Wahrscheinlichkeit. Eher werden wir die glänzend ausgedachte Hypothese von Wilamowitz-Moellendorff (Hermes XXI 1886 S. 107 f., vgl. Kretschmer S. 280) annehmen, daß die Graër an der Asoposmündung der versprengte Rest einer ur-

Abb. 39 · Ruinen von Tiryns · Ostansicht: S. 61

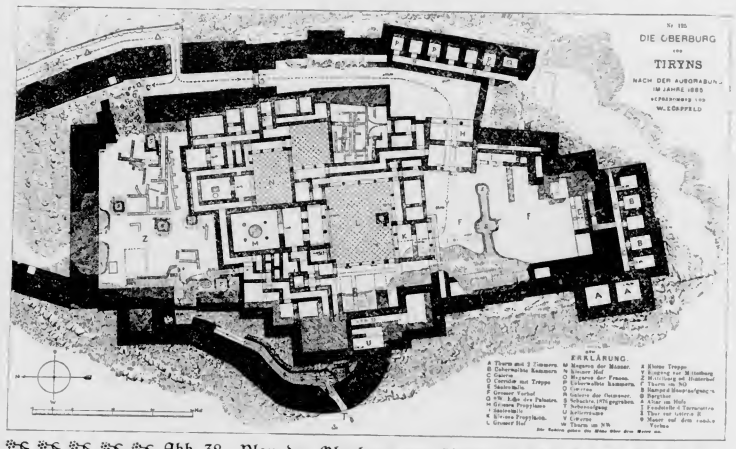


Abb. 38 · Plan der Oberburg von Tiryns: S. 61 f.

wichtigen Anteil gehabt haben müssen, eine Urform des Jonischen gewesen ist, wodurch auch die ionischen Elemente im benachbarten Arkadisch-Aeolischen sich erklären. Die Umformung dieser Mundart zum späteren typisch-ionischen Dialekt hat sich erst in Kleinasien vollzogen; selbst das hervorstechendste Merkmal des Jonischen, der Schwund des urgriechischen W-Lautes (F), worin das Attische frühzeitig mit dem Kleinasiatisch-Jonischen zusammentrifft, scheint erst nach der Besiedelung Kleinasiens hervorgetreten zu sein: denn die Asiaten haben den Joniernamen noch in seiner alten Form *Ἰάϝονες*=Jawan übernommen, womit sie später die Gesamtheit der Hellenen bezeichneten.[10]) So verläuft die Ausbildung des attisch-ionischen und des thessalisch-lesbischen (äolischen) Dialektes in durchaus selbständigen Entwicklungslinien, die vom griechischen Mutterlande ausgehend, einander später nicht mehr berühren. Und deshalb ist es keineswegs notwendig, daß der karakteristische Unterschied der beiden Dialekte, wie man wohl gemeint hat, bereits im Mutterlande in voller Schärfe vorhanden gewesen sei.

Wir haben somit aus der früher bemerkten Verwandtschaft der ‚äolischen' Dialekte Thessaliens, Böotiens, Arkadiens, Zyperns und Pamphyliens einen ursprünglichen lokalen Zusammenhang dieser Mundarten in einer gemeinschaftlichen ‚äolischen' Ursprache Griechenlands erschlossen, die in sich jedoch höchstwahrscheinlich schon dialektische Differenzierung erfahren hatte: denn ‚die Erfahrung lehrt, daß es absolut dialektlose Sprachen nicht gibt' (Kretschmer S. 9). Und da wir ionische Elemente zur mykenischen Zeit in Attika und im Peloponnes nachweisen konnten, so haben wir die Differenzierung hier bereits in der Richtung auf das spätere Jonisch hin angenommen. Die ursprüngliche Gemeinsprache werden wir danach als eine äolisch-ionische bezeichnen dürfen, aus der sich die attisch-ionische Mundart ausgesondert und später im Kleinasiatisch-Jonischen isoliert hat. Im einzelnen die Dialektgrenzen der griechischen Urzeit nachzuweisen geht über unser Vermögen.[11]) Der äolisch-ionische Mischdialekt, der sich im Grenzgebiete des Aeolischen und des Jonischen an der kleinasiatischen Küste gebildet hat und in dem, der expansiven Tendenz des ionischen Stammes entsprechend, das ionische Element dominiert, ist eine ganz junge Mischbildung, die aus der Berührung und Durchdringung der beiden bereits fixierten Mundarten hervorgegangen ist.

* * *

Ebenso widerspruchsvoll wie die konventionelle Entwicklungsgeschichte der griechischen Sprache und ihrer Dialekte sind

die Nachrichten der Alten und die Hypothesen der modernen Gelehrten über die Urbevölkerung Griechenlands und die Namen der griechischen Stämme. Der Gesamtname Griechenlands *Ἑλλάς*, die Bezeichnung seiner Bewohner als *Ἕλληνες* ist jung. Als gemeinsame Stammesbezeichnung findet sich der Name nachweislich zuerst bei Archilochos und im sogenannten Katalog des Hesiod, also nicht vor der Mitte des 7. Jhs. In der Ilias dagegen sind die *Ἕλληνες* in Thessalien lokalisiert, in der weiten Ebene der *Ἑλλὰς εὐρύχορος* (Il. I 478), die hier mit der Landschaft Phthia (Phthiotis) verbunden erscheint. In seinem Ursprunge freilich reicht der Hellenenname, der von den *Ἑλλοί* oder *Σελλοί*, den Priestern des Zeus in Dodona, und von der Landschaft *Ἑλλοπία* um Dodona schwerlich getrennt werden kann (vgl. Il. II 234, Aristoteles Meteorologie I 14), nach Epirus und — nach dem Zeugnisse Homers zu schließen — in die vordorische Zeit zurück. Von hier ist er nach Thessalien übertragen und weiter über ganz Griechenland ausgebreitet worden, vielleicht durch wandernde Sänger, vielleicht auch unter der Einwirkung des delphischen Orakels und seines Bundes mit der pyläischen Amphiktionie: der Vorgang ist ungefähr derselbe, als wenn im 18. Jh. teutonisch für germanisch gesagt wurde (Kretschmer S. 415 Anm.). Wann und auf welche Weise das geschehen ist, wissen wir nicht; doch findet sich schon in der Odyssee eine umfassendere Bedeutung des Namens in der ständigen Formel *κατ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος* (Od. α 344, δ 726, 816, ο 80), die allerdings der Erklärung Schwierigkeiten entgegenstellt, weil auch Argos hier eine weitere Geltung hat, als zur historischen Zeit. Aber auch in der Ilias wird ‚Argos' oft von der Heimat aller Griechen d. i. in der Bedeutung ‚ganz Griechenland' gebraucht, wonach man sich nicht sträuben sollte, auch ‚Hellas' hier dieselbe Deutung zu geben.[12])

Neben dem Namen *Ἕλληνες* spielt im späteren Altertum die Bezeichnung der ‚Griechen' als *Γραικοί*-Graeci eine Rolle. In der griechischen Literatur erscheinen sie zuerst bei Aristoteles (Meteorologie I 14), wo sie mit den *Σελλοί* bei Dodona verbunden sind; nach dem Marmor Pariumep. 6 u. a. werden sie mit Deukalion nach Thessalia Phthiotis versetzt. Aber als Gesamtbezeichnung der Hellenen gilt der Gräkenname den Italikern, und wir fragen verwundert: wie ist das zugegangen? Das spätere Substantiv *Γραικοί* ist eine vielleicht erst auf italischem Boden erwachsene adjektivische Weiterbildung eines älteren Stammesnamens *Γραεῖς* (vgl. Etrusci, Volsci, Hernici, Aurunci), den wir noch im Grenzgebiete zwischen Böotien und Attika nachweisen können. Hier im Küstenlande, das den alten Namen *Γραϊκή* führte, im Asopostale zwischen Tanagra und Oropos, lag eine verschollene Stadt *Γραῖα*, die von Homer im Schiffskatalog Il. B 498 genannt wird (vgl. Busolt I² S. 198 Anm. 8). Aber eine unmittelbare Uebertragung des Graënamens von hier nach Italien liegt außerhalb aller Wahrscheinlichkeit. Eher werden wir die glänzend ausgedachte Hypothese von Wilamowitz-Moellendorff (Hermes XXI 1886 S. 107 f., vgl. Kretschmer S. 280) annehmen, daß die Graër an der Asoposmündung der versprengte Rest einer ur-

Abb. 39 · Ruinen von Tiryns · Ostansicht: S. 61

sprünglich illyrisch-epirotischen Völkerschaft waren und daß dieser Stamm, bei den Wanderungen zu einem Teile nach Italien verschlagen, den Lateinern und damit dem ganzen Abendlande den ‚Griechen'namen vermittelte: man vergleiche die verschiedenen Bezeichnungen des Deutschen im Auslande, l'Allemand, the German, il Tedesco, dazu the Dutchman = der Holländer.

Abb. 40 · Weibliches Idol aus Tiryns (3/7): S. 80, 84

Im homerischen Epos erscheint der Name der Achäer = Ἀχαιοί (Παναχαιοί) als Gesamtname der Hellenen, nicht anders der Name der Argiver = Ἀργεῖοι, der Mannen des Agamemnon, während der Thessaler- und Doriername bei Homer entweder unbekannt ist oder geflissentlich ignoriert wird. Dagegen finden wir in historischer Zeit den Achäernamen nur noch heimisch in der Südwestecke Thessaliens (Achaia Phthiotis) am pagasäischen Golfe, in dem schmalen Landstrich an der Nordküste des Peloponnes und in den von hier ausgegangenen unteritalischen Kolonien, von gelegentlichen Erwähnungen auf Zypern und in anderen Teilen Griechenlands zu schweigen. Es geht nun die Sage, daß eine achäische Urbevölkerung von Argos und Lakonien vor dem Ansturm der Dorier weichen mußte und sich an die Nordküste des Peloponnes zurückzog, von wo sie die alteingesessenen Jonier verdrängte. Dem steht vor allem die schon bemerkte Tatsache gegenüber, daß sich der Dialekt des peloponnesischen Achaia, der zur nordwestgriechisch-dorischen Sprachgemeinschaft gehört, aufs schärfste von der äolischen Ursprache Arkadiens unterscheidet; und ferner, daß auch im phthiotischen Achaia, wenigstens zur späteren Zeit, aus der wir Inschriften besitzen, nicht eine äolische, sondern eine nordwestgriechische Mundart geherrscht hat. Also gehörten in der geschichtlichen Zeit jedenfalls die Bewohner dieser Landschaften nicht mehr der Urbevölkerung an, sondern waren dorischen Stammes.

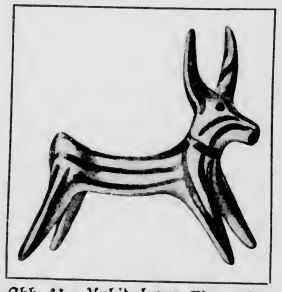


Abb. 41 · Kuhidol aus Tiryns (1/2)

Der Achäername im Epos aber hat mit der dorischen Bevölkerung Griechenlands nichts zu tun, geht vielmehr bei seiner typischen, umfassenden Bedeutung zweifellos in die vordorische, mykenische Zeit zurück, in der die Wurzeln des epischen Gesanges liegen. An eine Ueberführung des Namens von Thessalien in den Peloponnes durch wandernde und sich teilende dorische Stämme (vgl. die Lokrer) ist darum nicht zu denken. Es fragt sich nur, ob wir in ihm die Bezeichnung eines ursprünglich vielleicht thessalischen (phthiotischen) Einzelstammes der Mykenäer erkennen dürfen, die nur in der epischen Tradition auf die Gesamtheit der Hellenen übertragen wäre, oder ob wir die Achäer als die große Gemeinschaft der äolisch-ionischen Urbevölkerung Griechenlands betrachten wollen.[13]) Jene Hypothese indessen hat ein wesentliches Korrelat in der mir nicht glaubhaften Annahme, daß das peloponnesische Argos, der Fürstensitz des Agamemnon, nach der ursprünglichen Sage in Thessalien zu suchen sei und erst mit der Wanderung der Achilleussage in den Peloponnes versetzt worden wäre (vgl. unten S. 116). Somit erscheint mir angemessener die Erklärung des Achäernamens als einer alten Gesamtbezeichnung aller Hellenen, die von den eindringenden Eroberern auf einzelne Landschaften übernommen und dadurch in verschiedenen Teilen Griechenlands konserviert worden sein muß. Die historischen Bedingungen für die Existenz eines solchen Gemeinnamens sind durch die Bedeutung

und die weite Verbreitung der mykenischen Kultur für die griechische Frühzeit gegeben. Ob die Akaiwascha, die unter Merneptah (1234–1200) mit anderen Stämmen des Nordmeeres in Aegypten einfielen (vgl. Lindl: Cyrus S. 54), mit den Achäern identisch sind, ist nicht sicher (vgl. Anm. 3.)

* * *

Das schwierigste Problem der griechischen Urgeschichte ist die sogenannte Pelasgerfrage. Während nämlich die Ueberlieferung des Altertums die Pelasger allgemein als die vorhellenische Urbevölkerung von Griechenland betrachtet, gehen neuere Geschichtsschreiber, von Ed. Meyer geführt (vgl. S. 55 f. und besonders ‚Forschungen' I), soweit, die Pelasger aus der griechischen Urgeschichte völlig zu eliminieren. Anerkannt wird von ihnen nur ein hellenischer Volksstamm der Pelasger, der — entsprechend den Stämmen der Minyer, Danaer, Argeier, Achäer — in Thessalien seinen Wohnsitz gehabt haben soll, wo es später noch eine Landschaft Pelasgiotis gab. Dieser Volksstamm sei den eindringenden dorischen Thessalern unterlegen, die jedoch den Volksnamen in der Landschaftsbezeichnung weitergeführt hätten. Wie nun der Name der Achäer und Hellenen, so habe sich auch der Pelasgername in einem literarischen Prozesse von Thessalien über ganz Griechenland verbreitet, indem die genealogische Poesie ihn als Bezeichnung der vorgriechischen Urbevölkerung aufgenommen habe (so schon Aischylos Schutzfleh. 254 f.). Hierzu aber sei sie dadurch veranlaßt worden, daß sie die autochthonen thessalischen Pelasger mit der autochthonen Bevölkerung in Attika und Arkadien und die so gewonnenen attischen Pelasger mit den Tyrsenern von Lemnos zusammenwarf. Zuverlässige Ueberlieferung zur Entscheidung dieser urgeschichtlichen Probleme kann natürlich nicht vorhanden sein. Soviel jedoch wissen wir mit Sicherheit, daß einmal in Griechenland vor dem Eindringen der indogermanisch-hellenischen (äolischen) Stämme eine nicht-griechische Bevölkerung gesessen hat: ungriechische Ortsnamen, die sich im ganzen Bereich des geschichtlichen Griechenlands erhalten haben, sind die deutlichsten Zeugnisse dafür. Ihre Wortbildungen auf *-νθος* (vgl. *Κόρινθος, Προβάλινθος, Ἐρύμανθος*, auch *Τίρυνς-Τίρυνθος*), die sich mit kleinasiatischem *-νδα, -νδος* zusammenstellen, ferner Namen auf *-σσος, -ττος* (*Ἴλισσός, Παρνασσός, Ὑμηττός* u. s. w.), auch die Stadtbezeichnung *Ἄρνη* (in Böotien und Thessalien) mit den Zusammensetzungen *Ἰδάρνη, Ἀτάρνη* u. s. w. weisen auf die Verwandtschaft jener Bevölkerung mit einer kleinasiatischen Sprachgruppe hin, zu der in geschichtlicher Zeit vornehmlich die mit den Lydern und Mysern verwandten kleinasiatischen Karer gehörten (vgl. Kretschmer S. 302 f., 401 f.).[13a]) Nach Herodot I 171 sollen in der Urzeit die Karer, die sich als Autochthonen betrachteten, unter dem Namen Leleger auch auf den griechischen Inseln gesessen haben und von hier durch die ionischen und dorischen Kolonisten,

Abb. 42 · Stück eines Frieses von Alabaster mit blauem Glasfluß (Kyanos) aus Tiryns (1/18): II Anm. 35 a

nach Thukydides I 4 durch den kretischen Urkönig Minos vertrieben worden sein. ‚Richtig dürfte hieran soviel sein, daß die festländischen Karer sich in prähistorischer Zeit auch über die Inseln ausgebreitet hatten und durch die Hellenen wieder zurückgedrängt und auf das kleinasiatische Binnenland beschränkt wurden' (Kretschmer S. 376). In welchem Verhältnis die als griechische Urbevölkerung mehrfach genannten Leleger zu den Karern stehen, ist schwer zu sagen. Für die antiken Historiker waren die Leleger nur noch ein Name, und nach den Angaben der epischen Dichtung scheint nur festzustehen, daß die von Achill zerstörte Stadt Pedasos am Ida, die mit Troja verbündet war, den Lelegern gehörte. Auch die Stadt Antandros an der Südküste der Troas war nach Alkaios (bei Strabo XIII p. 606) eine Stadt der Leleger, nach Herodot VII 42 der Pelasger (das Material bei Busolt I²

sprünglich illyrisch-epirotischen Völkerschaft waren und daß dieser Stamm, bei den Wanderungen zu einem Teile nach Italien verschlagen, den Lateinern und damit dem ganzen Abendlande den ‚Griechen'-namen vermittelte: man vergleiche die verschiedenen Bezeichnungen des Deutschen im Auslande, l'Allemand, the German, il Tedesco, dazu the Dutchman = der Holländer.

Abb. 40 · Weibliches Idol aus Tiryns (3/7): S. 80, 84

Im homerischen Epos erscheint der Name der Achäer = Ἀχαιοί (Παναχαιοί) als Gesamtname der Hellenen, nicht anders der Name der Argiver = Ἀργεῖοι, der Mannen des Agamemnon, während der Thessaler- und Doriername bei Homer entweder unbekannt ist oder geflissentlich ignoriert wird. Dagegen finden wir in historischer Zeit den Achäernamen nur noch heimisch in der Südwestecke Thessaliens (Achaia Phthiotis) am pagasäischen Golfe, in dem schmalen Landstrich an der Nordküste des Peloponnes und in den von hier ausgegangenen unteritalischen Kolonien, von gelegentlichen Erwähnungen auf Zypern und in anderen Teilen Griechenlands zu schweigen. Es geht nun die Sage, daß eine achäische Urbevölkerung von Argos und Lakonien vor dem Ansturm der Dorier weichen mußte und sich an die Nordküste des Peloponnes zurückzog, von wo sie die alteingesessenen Jonier verdrängte. Dem steht vor allem die schon bemerkte Tatsache gegenüber, daß sich der Dialekt des peloponnesischen Achaia, der zur nordwestgriechisch-dorischen Sprachgemeinschaft gehört, aufs schärfste von der äolischen Ursprache Arkadiens unterscheidet; und ferner, daß auch im phthiotischen Achaia, wenigstens zur späteren Zeit, aus der wir Inschriften besitzen, nicht eine äolische, sondern eine nordwestgriechische Mundart geherrscht hat. Also gehörten in der geschichtlichen Zeit jedenfalls die Bewohner dieser Landschaften nicht mehr der Urbevölkerung an, sondern waren dorischen Stammes.

Abb. 41 · Kuhidol aus Tiryns (1/2)

Der Achäername im Epos aber hat mit der dorischen Bevölkerung Griechenlands nichts zu tun, geht vielmehr bei seiner typischen, umfassenden Bedeutung zweifellos in die vordorische, mykenische Zeit zurück, in der die Wurzeln des epischen Gesanges liegen. An eine Ueberführung des Namens von Thessalien in den Peloponnes durch wandernde und sich teilende dorische Stämme (vgl. die Lokrer) ist darum nicht zu denken. Es fragt sich nur, ob wir in ihm die Bezeichnung eines ursprünglich vielleicht thessalischen (phthiotischen) Einzelstammes der Mykenäer erkennen dürfen, die nur in der epischen Tradition auf die Gesamtheit der Hellenen übertragen wäre, oder ob wir die Achäer als die große Gemeinschaft der äolisch-ionischen Urbevölkerung Griechenlands betrachten wollen.[13]) Jene Hypothese indessen hat ein wesentliches Korrelat in der mir nicht glaubhaften Annahme, daß das peloponnesische Argos, der Fürstensitz des Agamemnon, nach der ursprünglichen Sage in Thessalien zu suchen sei und erst mit der Wanderung der Achilleussage in den Peloponnes versetzt worden wäre (vgl. unten S. 116). Somit erscheint mir angemessener die Erklärung des Achäernamens als einer alten Gesamtbezeichnung aller Hellenen, die von den eindringenden Eroberern auf einzelne Landschaften übernommen und dadurch in verschiedenen Teilen Griechenlands konserviert worden sein muß. Die historischen Bedingungen für die Existenz eines solchen Gemeinnamens sind durch die Bedeutung und die weite Verbreitung der mykenischen Kultur für die griechische Frühzeit gegeben. Ob die Akaiwascha, die unter Merneptah (1234–1200) mit anderen Stämmen des Nordmeeres in Aegypten einfielen (vgl. Lindl: Cyrus S. 54), mit den Achäern identisch sind, ist nicht sicher (vgl. Anm. 3.)

* * *

Das schwierigste Problem der griechischen Urgeschichte ist die sogenannte Pelasgerfrage. Während nämlich die Ueberlieferung des Altertums die Pelasger allgemein als die vorhellenische Urbevölkerung von Griechenland betrachtet, gehen neuere Geschichtsschreiber, von Ed. Meyer geführt (vgl. S. 55 f. und besonders ‚Forschungen' I), soweit, die Pelasger aus der griechischen Urgeschichte völlig zu eliminieren. Anerkannt wird von ihnen nur ein hellenischer Volksstamm der Pelasger, der — entsprechend den Stämmen der Minyer, Danaer, Argeier, Achäer — in Thessalien seinen Wohnsitz gehabt haben soll, wo es später noch eine Landschaft Pelasgiotis gab. Dieser Volksstamm sei den eindringenden dorischen Thessalern unterlegen, die jedoch den Volksnamen in der Landschaftsbezeichnung weitergeführt hätten. Wie nun der Name der Achäer und Hellenen, so habe sich auch der Pelasgername in einem literarischen Prozesse von Thessalien über ganz Griechenland verbreitet, indem die genealogische Poesie ihn als Bezeichnung der vorgriechischen Urbevölkerung aufgenommen habe (so schon Aischylos Schutzfleh. 254 f.). Hierzu aber sei sie dadurch veranlaßt worden, daß sie die autochthonen thessalischen Pelasger mit der autochthonen Bevölkerung in Attika und Arkadien und die so gewonnenen attischen Pelasger mit den Tyrsenern von Lemnos zusammenwarf.

Abb. 42 · Stück eines Frieses von Alabaster mit blauem Glasfluß (Kyanos) aus Tiryns (1/18): II Anm. 35 a

Zuverlässige Ueberlieferung zur Entscheidung dieser urgeschichtlichen Probleme kann natürlich nicht vorhanden sein. Soviel jedoch wissen wir mit Sicherheit, daß einmal in Griechenland vor dem Eindringen der indogermanisch-hellenischen (äolischen) Stämme eine nicht-griechische Bevölkerung gesessen hat: ungriechische Ortsnamen, die sich im ganzen Bereich des geschichtlichen Griechenlands erhalten haben, sind die deutlichsten Zeugnisse dafür. Ihre Wortbildungen auf *-νθος* (vgl. *Κόρινθος, Προβάλινθος, Ἐρύμανθος*, auch *Τίρυνς-Τίρυνθος*), die sich mit kleinasiatischem *-νδα, -νδος* zusammenstellen, ferner Namen auf *-σσος, -ττος* (*Ἴλισσός, Παρνασσός, Ὑμηττός* u. s. w.), auch die Stadtbezeichnung *Ἄρνη* (in Böotien und Thessalien) mit den Zusammensetzungen *Ἰδάρνη, Ἀτάρνη* u. s. w. weisen auf die Verwandtschaft jener Bevölkerung mit einer kleinasiatischen Sprachgruppe hin, zu der in geschichtlicher Zeit vornehmlich die mit den Lydern und Mysern verwandten kleinasiatischen Karer gehörten (vgl. Kretschmer S. 302 f., 401 f.).[13a]) Nach Herodot I 171 sollen in der Urzeit die Karer, die sich als Autochthonen betrachteten, unter dem Namen Leleger auch auf den griechischen Inseln gesessen haben und von hier durch die ionischen und dorischen Kolonisten, nach Thukydides I 4 durch den kretischen Urkönig Minos vertrieben worden sein. ‚Richtig dürfte hieran soviel sein, daß die festländischen Karer sich in prähistorischer Zeit auch über die Inseln ausgebreitet hatten und durch die Hellenen wieder zurückgedrängt und auf das kleinasiatische Binnenland beschränkt wurden' (Kretschmer S. 376). In welchem Verhältnis die als griechische Urbevölkerung mehrfach genannten Leleger zu den Karern stehen, ist schwer zu sagen. Für die antiken Historiker waren die Leleger nur noch ein Name, und nach den Angaben der epischen Dichtung scheint nur festzustehen, daß die von Achill zerstörte Stadt Pedasos am Ida, die mit Troja verbündet war, den Lelegern gehörte. Auch die Stadt Antandros an der Südküste der Troas war nach Alkaios (bei Strabo XIII p. 606) eine Stadt der Leleger, nach Herodot VII 42 der Pelasger (das Material bei Busolt I²

S. 182 f.). Am ehesten dürfte man danach zu der Annahme hinneigen, daß die Leleger einer der nichtgriechischen Küstenstämme Kleinasiens waren, der zu den Karern ethnologische Beziehungen hatte.[13b]) Zu derselben Völkerfamilie vielleicht, die vor dem Eindringen der Hellenen über die Inseln und Küsten des ägäischen Meeres verbreitet war, dürften nun auch die Pelasger zu rechnen sein, die ich als einen griechischen Volksstamm nicht anerkennen kann. Nach Herodot V 26, Thukydides IV 109 u. a. haben ‚barbarische' Pelasger auf den Inseln Lemnos und Imbros im thrakischen Meere gesessen; und zu dieser Lokalisation stimmt der Nachweis des Stammes auf der Athoshalbinsel durch Thukydides, auf der Chalkidike, Samothrake und an der Propontis durch Herodot I 57, II 51.[14]) Thukydides fügt hinzu, daß die Pelasger zu den Tyrsenern (= Etruskern ?) gehörten; dementsprechend redet Sophokles (bei Dionys v. Halik. I 25) von tyrsenischen Pelasgern. In der Tat ist auf Lemnos eine aus der 2. Hälfte des 6. Jhs. v. Chr. stammende Inschrift gefunden, die mit griechischen Schriftzeichen in einer nicht-griechischen Sprache abgefaßt ist: Pauli (Eine vorgriechische Inschrift auf Lemnos, 1886 u. 1894) hat darin mit hoher Wahrscheinlichkeit Anklänge an die etruskische Sprache erkannt.[14a]) Schon in der epischen Tradition erscheinen Pelasger unter den Bundesgenossen der Troer und zwar unter den kleinasiatischen Stämmen der Karer, Paionen, Leleger, Kaukonen, Lykier, Myser, Phryger und Maionen. Und im griechischen Mutterlande sitzen die Pelasger zweifelsohne in der thessalischen Pelasgiotis und beim epirotischen Dodona im Kulte des *Ζεὺς Πελασγικός* (Il. *Π* 233) fest. So liegt die Vermutung nahe, das ganze Küstengebiet des nördlichen ägäischen Meeres einer nicht-griechischen Urbevölkerung der Pelasger zuzuweisen, wie die südlichen Küsten und Inseln den Karern. Die Pelasger aber sind auch tief in das griechische Mutterland eingedrungen und vielleicht bis nach Attika (über das Meer?) gekommen. Denn wenn auch die Angleichung des *Πελαργικὸν τεῖχος* (=Storchmauer) in Athen an die Pelasger vielleicht nur einer Volksetymologie verdankt wird, so führen doch alte kultliche Beziehungen von Attika gerade nach den Pelasgersitzen Lemnos und Samothrake hinüber (vgl. Busolt I² S. 169 f.). Ein näheres Eingehen auf die verwickelten Fragen der griechischen Urgeschichte muß ich mir hier versagen.

Zeit, Entstehung und wichtigste Fundstätten der mykenischen Kultur

Die älteste Kulturentwicklung der Länder um das ägäische Meer läßt sich deutlich in zwei Perioden scheiden, von denen die sogen. ‚kretisch-mykenische' Periode die zweite ist. Ihr geht eine Epoche voraus, die man zum Unterschiede von der mykenischen früher die trojanische oder ägäische nannte. Doch scheint es angemessener, diese Periode, deren Dauer sich nur nach ihrer Ablösung durch die mykenische Kultur bestimmt[15]), ganz allgemein als die prähistorische Zeit zu bezeichnen. Ueber die Träger dieser Kultur sind wir durchaus auf unkontrollierbare Mutmaßungen angewiesen, wobei wir uns vor dem Fehlschlusse hüten müssen, daß der innere Zusammenhang dieser ältesten Kultur an allen Küsten des ägäischen Meeres auch eine ethnische Einheit der ältesten Bevölkerung von Zypern bis nach Thessalien und Troja bedinge. Denn schon bei primitiven Kulturzuständen sind gegenseitige Beeinflussungen verschiedener Volksstämme auch über größere Gebiete hin nicht ausgeschlossen. Und überdies geht überall, auch bei räumlich getrennten Völkern, die Entwicklung einer primitiven Kultur in so gleichartigen Formen vor sich, daß selbst bei nahe zusammenwohnenden Stämmen

die Entscheidung zweifelhaft bleibt, ob bei einzelnen Kulturfaktoren, auch in religiösen Dingen, Uebertragung oder selbständige Entwicklung anzunehmen ist. Immerhin ist nach allgemeinen historischen Erwägungen unwahrscheinlich, daß die Träger jener Kultur schon Griechen gewesen sind. Denn die nichtgriechische Urbevölkerung von Griechenland, die Pelasger, Karer, Leleger u. s. w., ist wahrscheinlich erst um die Wende des 3./2. Jahrtausends v. Chr. durch die Hellenen, die von Norden in den Balkan eindrangen, unterjocht oder außer Landes getrieben worden: und gleichzeitig etwa setzt im Süden auf Kreta die neue ‚minoische' Kultur ein. Somit dürfte die prähistorische Kultur in Griechenland im ganzen doch eine nicht-hellenische gewesen sein, obwohl auch die Griechen, vielleicht schon in ihren historischen Sitzen, das Stadium dieser Kultur durchlaufen haben müssen.[15a]) Ihrer Art nach gehört die prähistorische Kultur, in der wir wieder mehrere Entwicklungsstufen unterscheiden können, im wesentlichen noch der Steinzeit an. Die Bevölkerung freilich war bereits seßhaft geworden und wohnte mehrerenorts in geschützten Siedelungen, deren gewaltige Festungsanlagen (Troja, Argos u. a.) Bewunderung erregen.[15b]) Für ihre Bestattungssitte ist es bezeichnend, daß die Leichen nicht in ausgestreckter Lage, wie zur mykenischen Zeit, sondern in Hockerstellung in schmalen, vertikalen Felsgräbern oder in Lehmziegelsärgen beigesetzt wurden, so in Thessalien, Orchomenos, Salamis, Tiryns und an anderen Orten. Stein und Knochen waren das Material, aus dem sie die Werkzeuge und Waffen verfertigte. Vor allem karakteristisch sind die Pfeilspitzen und Messer aus Obsidian, der sich in ihrem Bereiche nur auf der Insel Melos findet. Später beginnt die Bearbeitung des Kupfers (von Zypern) zu Hausrat und Schmuckgegenständen; Gold und Silber kommt erst in der jüngsten Entwicklung

Abb. 43 · Innerer Torweg in Tiryns: S. 61 f.

vor.[16]) Ihre besondere Eigenart gewinnt diese älteste Kultur in ihren Tonfabrikaten, Schnabelkrügen (Abb. 5), trichterförmigen Bechern, gekoppelten Gefäßen u. s. w., die aus grobem, ungeschlemmtem Ton von glänzend schwarzer oder rötlicher Farbe gearbeitet sind, zunächst noch aus freier Hand; später wurde auch die Drehscheibe bekannt und fand kunstgerechte Anwendung. Eine besondere Art der dekorativen Behandlung bildet die künstliche Ausgestaltung der Vasenform, vor allem in den sogenannten Gesichtsurnen, in denen man das Aeußere der Vase einer Menschen- oder Tiergestalt anzunähern suchte (Abb. 5). In der Ornamentik zeigt sich eine allmähliche Entwicklung, die, mit einfachsten, eingekratzten oder eingedrückten geometrischen Verzierungen beginnend, später in aufgemalter Dekoration Pflanzenmotive verwendet und selbst unbeholfene Versuche macht, Tiere und Menschen zeichnerisch wiederzugeben.[16a])

* * *

Die mykenische Kultur bildet in manchen Beziehungen eine Fortsetzung und Weiterbildung der prähistorischen Kultur, die sie fast in ihrem ganzen Verbreitungsgebiete abgelöst hat. Die Nachwirkungen der älteren Zeit bleiben noch in traditionellen Gepflogenheiten lebendig, wie z. B. die mykenischen Befestigungen Trojas in ihrer Anlage und Bauart durchaus der älteren prähistorischen (II.) Burg entsprechen. Ihren Namen hat diese Epoche von Mykenä, der Königsburg des Agamemnon, weil hier zuerst durch die Ausgrabungen Schliemanns ihre Kultur, die aus dem Andenken der

S. 182 f.). Am ehesten dürfte man danach zu der Annahme hinneigen, daß die Leleger einer der nichtgriechischen Küstenstämme Kleinasiens waren, der zu den Karern ethnologische Beziehungen hatte.[13b]) Zu derselben Völkerfamilie vielleicht, die vor dem Eindringen der Hellenen über die Inseln und Küsten des ägäischen Meeres verbreitet war, dürften nun auch die Pelasger zu rechnen sein, die ich als einen griechischen Volksstamm nicht anerkennen kann. Nach Herodot V 26, Thukydides IV 109 u. a. haben ‚barbarische' Pelasger auf den Inseln Lemnos und Imbros im thrakischen Meere gesessen; und zu dieser Lokalisation stimmt der Nachweis des Stammes auf der Athoshalbinsel durch Thukydides, auf der Chalkidike, Samothrake und an der Propontis durch Herodot I 57, II 51.[14]) Thukydides fügt hinzu, daß die Pelasger zu den Tyrsenern (= Etruskern ?) gehörten; dementsprechend redet Sophokles (bei Dionys v. Halik. I 25) von tyrsenischen Pelasgern. In der Tat ist auf Lemnos eine aus der 2. Hälfte des 6. Jhs. v. Chr. stammende Inschrift gefunden, die mit griechischen Schriftzeichen in einer nicht-griechischen Sprache abgefaßt ist: Pauli (Eine vorgriechische Inschrift auf Lemnos, 1886 u. 1894) hat darin mit hoher Wahrscheinlichkeit Anklänge an die etruskische Sprache erkannt.[14a]) Schon in der epischen Tradition erscheinen Pelasger unter den Bundesgenossen der Troer und zwar unter den kleinasiatischen Stämmen der Karer, Paionen, Leleger, Kaukonen, Lykier, Myser, Phryger und Maionen. Und im griechischen Mutterlande sitzen die Pelasger zweifelsohne in der thessalischen Pelasgiotis und beim epirotischen Dodona im Kulte des *Ζεὺς Πελασγικός* (Il. *II* 233) fest. So liegt die Vermutung nahe, das ganze Küstengebiet des nördlichen ägäischen Meeres einer nicht-griechischen Urbevölkerung der Pelasger zuzuweisen, wie die südlichen Küsten und Inseln den Karern. Die Pelasger aber sind auch tief in das griechische Mutterland eingedrungen und vielleicht bis nach Attika (über das Meer ?) gekommen. Denn wenn auch die Angleichung des *Πελασγικὸν τεῖχος* (=Storchmauer) in Athen an die Pelasger vielleicht nur einer Volksetymologie verdankt wird, so führen doch alte kultliche Beziehungen von Attika gerade nach den Pelasgersitzen Lemnos und Samothrake hinüber (vgl. Busolt I² S. 169 f.). Ein näheres Eingehen auf die verwickelten Fragen der griechischen Urgeschichte muß ich mir hier versagen.

Zeit, Entstehung und wichtigste Fundstätten der mykenischen Kultur

Die älteste Kulturentwicklung der Länder um das ägäische Meer läßt sich deutlich in zwei Perioden scheiden, von denen die sogen. ‚kretisch-mykenische' Periode die zweite ist. Ihr geht eine Epoche voraus, die man zum Unterschiede von der mykenischen früher die trojanische oder ägäische nannte. Doch scheint es angemessener, diese Periode, deren Dauer sich nur nach ihrer Ablösung durch die mykenische Kultur bestimmt[15]), ganz allgemein als die prähistorische Zeit zu bezeichnen. Ueber die Träger dieser Kultur sind wir durchaus auf unkontrollierbare Mutmaßungen angewiesen, wobei wir uns vor dem Fehlschlusse hüten müssen, daß der innere Zusammenhang dieser ältesten Kultur an allen Küsten des ägäischen Meeres auch eine ethnische Einheit der ältesten Bevölkerung von Zypern bis nach Thessalien und Troja bedinge. Denn schon bei primitiven Kulturzuständen sind gegenseitige Beeinflussungen verschiedener Volksstämme auch über größere Gebiete hin nicht ausgeschlossen. Und überdies geht überall, auch bei räumlich getrennten Völkern, die Entwicklung einer primitiven Kultur in so gleichartigen Formen vor sich, daß selbst bei nahe zusammenwohnenden Stämmen

die Entscheidung zweifelhaft bleibt, ob bei einzelnen Kulturfaktoren, auch in religiösen Dingen, Uebertragung oder selbständige Entwicklung anzunehmen ist. Immerhin ist nach allgemeinen historischen Erwägungen unwahrscheinlich, daß die Träger jener Kultur schon Griechen gewesen sind. Denn die nichtgriechische Urbevölkerung von Griechenland, die Pelasger, Karer, Leleger u. s. w., ist wahrscheinlich erst um die Wende des 3./2. Jahrtausends v. Chr. durch die Hellenen, die von Norden in den Balkan eindrangen, unterjocht oder außer Landes getrieben worden: und gleichzeitig etwa setzt im Süden auf Kreta die neue ‚minoische' Kultur ein. Somit dürfte die prähistorische Kultur in Griechenland im ganzen doch eine nicht-hellenische gewesen sein, obwohl auch die Griechen, vielleicht schon in ihren historischen Sitzen, das Stadium dieser Kultur durchlaufen haben müssen.[15a]) Ihrer Art nach gehört die prähistorische Kultur, in der wir wieder mehrere Entwicklungsstufen unterscheiden können, im wesentlichen noch der Steinzeit an. Die Bevölkerung freilich war bereits seßhaft geworden und wohnte mehrerenorts in geschützten Siedelungen, deren gewaltige Festungsanlagen (Troja, Argos u. a.) Bewunderung erregen.[15b]) Für ihre Bestattungssitte ist es bezeichnend, daß die Leichen nicht in ausgestreckter Lage, wie zur mykenischen Zeit, sondern in Hockerstellung in schmalen, vertikalen Felsgräbern oder in Lehmziegelsärgen beigesetzt wurden, so in Thessalien, Orchomenos, Salamis, Tirvns und an anderen Orten. Stein und Knochen waren das Material, aus dem sie die Werkzeuge und Waffen verfertigte. Vor allem karakteristisch sind die Pfeilspitzen und Messer aus Obsidian, der sich in ihrem Bereiche nur auf der Insel Melos findet. Später beginnt die Bearbeitung des Kupfers (von Zypern) zu Hausrat und Schmuckgegenständen; Gold und Silber kommt erst in der jüngsten Entwicklung

Abb. 43 · Innerer Torweg in Tirvns: S. 61 f.

vor.[16]) Ihre besondere Eigenart gewinnt diese älteste Kultur in ihren Tonfabrikaten, Schnabelkrügen (Abb. 5), trichterförmigen Bechern, gekoppelten Gefäßen u. s. w., die aus grobem, ungeschlemmtem Ton von glänzend schwarzer oder rötlicher Farbe gearbeitet sind, zunächst noch aus freier Hand; später wurde auch die Drehscheibe bekannt und fand kunstgerechte Anwendung. Eine besondere Art der dekorativen Behandlung bildet die künstliche Ausgestaltung der Vasenform, vor allem in den sogenannten Gesichtsurnen, in denen man das Aeußere der Vase einer Menschen- oder Tiergestalt anzunähern suchte (Abb. 5). In der Ornamentik zeigt sich eine allmähliche Entwicklung, die, mit einfachsten, eingekratzten oder eingedrückten geometrischen Verzierungen beginnend, später in aufgemalter Dekoration Pflanzenmotive verwendet und selbst unbeholfene Versuche macht, Tiere und Menschen zeichnerisch wiederzugeben.[16a])

* * *

Die mykenische Kultur bildet in manchen Beziehungen eine Fortsetzung und Weiterbildung der prähistorischen Kultur, die sie fast in ihrem ganzen Verbreitungsgebiete abgelöst hat. Die Nachwirkungen der älteren Zeit bleiben noch in traditionellen Gepflogenheiten lebendig, wie z. B. die mykenischen Befestigungen Trojas in ihrer Anlage und Bauart durchaus der älteren prähistorischen (II.) Burg entsprechen. Ihren Namen hat diese Epoche von Mykenä, der Königsburg des Agamemnon, weil hier zuerst durch die Ausgrabungen Schliemanns ihre Kultur, die aus dem Andenken der

Menschen entschwunden war, in hoher Blüte uns wieder vor die Augen getreten ist. Aber heute hat sich uns für jene Zeit neben dem argivischen Kulturzentrum ein noch reicheres Kulturleben auf Kreta wieder erschlossen, dessen Blüte der des mutterländisch-‚mykenischen' Kreises unmittelbar vorangeht. Damit hat Mykenä den früher wohlbegründeten Anspruch verloren, dieser Periode allein den Namen zu geben. Eher scheint es angebracht, diese eng zusammenhängende Gesamtentwicklung als ‚kretisch-mykenische' Kultur zu bezeichnen.[16b])

Für die zeitliche Dauer dieser Kulturperiode[17]) haben wir einige feste chronologische Punkte durch Koinzidenzen mit der ägyptischen Chronologie. Aegyptische Einflüsse auf die Zivilisation der griechischen Inseln zeigen sich schon zu Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr.: die ‚minoische' Kultur in ihrer zweiten (mittelminoischen) Periode ist bestimmt durch Fundobjekte, die der Zeit von ungefähr 2000—1600 v. Chr. angehören. Von einer spezifisch ‚mykenischen' Kultur kann in dieser Zeit allerdings noch nicht die Rede sein. Erst in dem 15. Jh., das zahlreiche Beziehungen zwischen Griechenland und Aegypten aufweist, ist die ‚mykenische' Kultur, die nach Evans nur mit ‚Spätminoisch III (vgl. Anmerkung 45) zusammenfällt, zur Blüte gediehen. Die Datierung geben u. a. Kartuschen mit dem Namen Amenophis' II (nach 1450) aus Mykenä, Amenophis' III (um 1400) aus der Unterstadt von Mykenä und aus Rhodos, der Gattin Amenophis' III, der Königin Teje (Thi), aus der Burg von Mykenä, aus der Nekropole von Jalysos auf Rhodos, aus Kreta und aus Salamis auf Zypern. Bei der verhältnismäßig großen Zahl dieser Objekte ist ihre Verschleppung in jüngerer Zeit oder spätere Nachahmung unwahrscheinlich, obwohl sich auch Beispiele hierfür aufweisen lassen (besonders in Naukratis). In derselben Zeit macht sich in Aegypten selbst ein starker Einfluß mykenischer Kultur bemerkbar, vor allem in der künstlerischen Produktion, der Herübernahme mykenischer Kunstformen und Ornamente. Dem Könige Thutmosis III (nach 1500) werden nach ägyptischen Wandgemälden Geschenke der Keftiu (vgl. das biblische Kaphtor) und von den ‚Inseln im großen Meer' dargebracht, die in der Form mykenischen Vasen entsprechen (vgl. Abb. 44 und mehr bei H. R. Hall: Annual BSA VIII S. 171 f.). Auch der durchaus unsemitische Typus der Männer und ihre Kleidung (vgl. Abb. 78) läßt auf Mykenäer schließen, mögen nun die Keftiu selbst als Phönizier (Helbig) oder wahrscheinlicher als Kreter (Evans) oder Zyprioten (Hall) gelten.[17a]) Das Dekorationsmuster der Grabkammer des orchomenischen Kuppelgrabes (Abb. 63) kehrt auf bemalten Decken ägyptischer Grabkammern aus der Zeit der 18./20. Dynastie wieder. In den ägyptischen Nekropolen von Kahun und Abydos (18. Jh.) fand man Kamaresscherben, in den Gräbern von Gurob (15.—13. Jh.) und dem Schutte von Tell el Amarna (14. Jh.) spätmykenische, offenbar damals importierte Keramik, da sich die zerbrechlichen Tongefäße im täglichen Gebrauche nicht durch Jahrhunderte konservieren. Noch im Grabe Ramses' III (ca. 1200—1179) lag eine mykenische Bügelkanne, und andere waren in einer Wandmalerei desselben Grabes abgebildet (vgl. H. R. Hall a. a. O. S. 59). Der Niedergang der mykenischen Kultur fällt in das letzte Drittel des 2. Jahrtausends v. Chr., das in Griechenland durch den Einbruch der nordwestgriechisch-dorischen Stämme seine Signatur erhält. Somit dürfen wir das 2. Jahrtausend v. Chr. als die Epoche der kretisch-mykenischen Kultur bezeichnen, die mit dem Anfange dieses Jahrtausends sich zu entwickeln beginnt und jedenfalls schon vor seiner Mitte auf dem Kulminationspunkte angelangt ist.

Abb. 44. ‚Keftiu'. Wandgemälde aus dem Grabe Rechmeres bei Theben

Die wichtigsten Zentren der mykenischen Kultur im Mutterlande erkennen wir, von sporadischen Einzelfunden abgesehen, in der thessalischen Ebene am pagasäischen Golfe, im Reiche der Minyer am Kopaïssee in Böotien, im Pedion von Attika und

in den Küstenebenen des Peloponnes, vor allem in der Argolis und in Lakonien. Hier ragen die gewaltigen Burgen der Anakten, hier finden sich die merkwürdigen Kuppel- und Schachtgräber, von denen einige ihre kostbaren Goldschätze bis auf uns behütet haben. Und je weiter wir von Norden nach Süden vordringen, um so reicher wird das Bild dieser Kultur. Auch in den Landschaften des griechischen Westens, in denen früher fast jede Spur mykenischen Einflusses zu fehlen schien, sind in den letzten Jahren wichtige Funde gemacht worden, vor allem in Elis[17b]) und in Kephallenia,[17c]) während die Ausgrabungen von Dörpfeld in Leukas, von Vollgraff in Ithaka (vgl. unten S. 122 f.) hierfür ohne bemerkenswerten Ertrag gewesen sind. In der Tat haben ja auch die reichen Ebenen von Elis und Akarnanien (am Acheloos) die Mittel zu einer höheren Kulturentwicklung geboten. Auch der Seeverkehr fand im griechischen Westen kaum minder günstige Bedingungen, da auch die Westküste sich in zwei großen Golfen, dem korinthischen und dem ambrakischen Meerbusen, öffnet und die vorgelagerten ionischen Inseln den Verkehr erleichterten. Nehmen wir die Ausstrahlungen der mykenischen Kultur im westlichen Mittelmeergebiete hinzu (vgl. S. 126), so schließt sich der Kreis, dessen Ausdehnung uns verständlich wird, wenn wir den Weg ins Auge fassen, den diese Kultur genommen hat. Die Brücke über das Meer nämlich bilden die griechischen Inseln, und in der Tat sind auch hier, auf Thera, Melos, Rhodos, Kreta, Zypern, zahlreiche Ueberreste jener Kultur ans Licht gekommen, nirgends kostbarer und bedeutungsvoller als auf Kreta. Hier ist offenbar der Ort, wo durch die intensive Berührung mit den hochentwickelten asiatischen Kulturen, durch die Aufnahme und selbständige Verarbeitung orientalischer Kulturelemente jene eigenartige Zivilisation geschaffen und zur reichsten Blüte emporgeführt worden ist. Denn hier ist der Brennpunkt, in welchem die babylonischen (östlichen) und die ägyptischen (südlichen) Kulturströmungen auf ihrem Wege nach Griechenland sich trafen, von welchem auch die Ausstrahlungen der neuen Kultur, nach Norden und Nordwesten immer schwächer werdend, ausgegangen sind. So bildet die Aufdeckung der ‚minoischen' Kultur auf Kreta, die von Einsichtigen schon früher geahnt und gefordert worden war[18]), gewissermaßen den Schlußstein in unserer Erkenntnis jener ältesten Zivilisation, die auf kretischem Boden zuerst entstanden, dann aber, im Mutterlande zumal, von griechischem Geiste durchtränkt ist.[19])

* * *

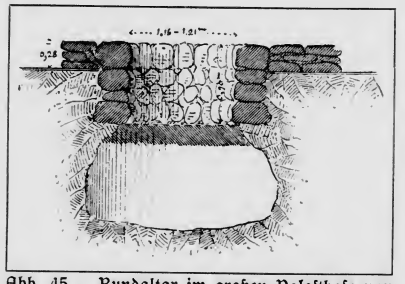


Abb. 45 · Rundaltar im großen Palasthofe von Tiryns (.1): S. 62 mit Anm. 35b

Träger der Kultur[20]) müssen, wenigstens in einer späteren Periode ihrer Entwicklung, gemäß den früher besprochenen Siedelungsverhältnissen des ältesten Griechenlands Hellenen äolisch-ionischen Stammes gewesen sein, die im 2. Jahrtausend v. Chr. das griechische Mutterland und die Inseln, von Thessalien bis nach Zypern, besiedelten. Im Dunkel aber liegen die Anfänge dieser Kultur in Kreta, die heute allgemein als die Schöpfung eines nichtgriechischen (nicht einmal arischen) Volksstammes betrachtet werden. Ihre Originalität und Frische, die man früher als ein Zeichen ihres griechischen Ursprungs ansah[21]), sind hierfür kein Beweis. Zwei große orientalische Reiche, die in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. auf einer hohen Stufe der Kulturentwicklung standen, haben den Anstoß gegeben zur Ausbildung der neuen kretischen Kultur, Babylonien und Aegypten. Der ägyptische Einfluß, der im Gebiete des südlichen Mittelmeeres seit dem Beginne des neuen Reiches und den ägyptischen Eroberungen im 16. Jh. gewaltig angewachsen war, traf mit einer kaum schwächeren Kulturströmung zusammen, die, vom Euphrat-

lande ausgehend, über Syrien und Kleinasien hin auf die griechischen Inseln, Zypern, Kreta und selbst auf das griechische Mutterland sich erstreckte. Bezeichnend für die außerordentlich tiefgreifende Einwirkung der babylonischen Kultur ist es, daß selbst zur Zeit der ägyptischen Herrschaft in Syrien, zur Blütezeit der mykenischen Kultur im 15. Jh. v. Chr., die Keilschrift das Verkehrsmittel, das Babylonische die offizielle Diplomatensprache des ganzen Orients gewesen ist, in der auch die syrischen Dynasten mit dem Pharao, ihrem Oberherrn, verkehrten (vgl. die Tell-el-Amarnabriefe: Lindl, Cyrus S. 31 und 35). Daneben hat man in Syrien die noch unentzifferten chetitischen Hieroglyphen verwandt, die mit ‚minoischen' Schriftzeichen von Kreta eine gewisse Aehnlichkeit haben. Wir kennen die Chatti (Chetiter) aus ägyptischen Inschriften als einen der zahlreichen Stämme Vorderasiens, die in Nordsyrien ein im 15. Jh. dem ägyptischen Oberherrn unterworfenes, später selbständiges und unter Ramses II (nach 1300) anerkanntes Reich gegründet haben (Lindl: Cyrus S. 32 f. und 51 f.). Ihre Hauptstadt hat 1906/7 Hugo Winckler bei Boghazkiöi in Kappadokien wiedergefunden und ihr Königsarchiv mit tausenden von Tontäfelchen in Keilschrift ausgegraben. Die Sprache der Inschriften ist teils die babylonische, teils die chetitische, teils die des östlichen Mitanireiches.[21a]) In der chetitischen Kunst, die einen sehr rohen und primitiven Karakter trägt (vgl. Furtwängler a. a. O. S. 16), ist der überwiegende Einfluß babylonisch-assyrischer Vorbilder unbestreitbar, und darum hatte Ed. Meyer den Chetitern die Vermittlerrolle zwischen Babylonien und Griechenland zugewiesen. Doch gehört die eigentliche Blüte des chetitischen Reiches, die schon im 12. Jh. zu Ende ging, einer so späten Zeit an, daß die Chetiter gegenüber der minoisch-mykenischen Kultur nicht als die Gebenden, sondern mehr als die Empfangenden betrachtet werden müssen.[21b]) Nicht minder unbewiesen, als die Vermittlerrolle der Chetiter ist die bedeutungsvolle Stellung, die man in der mykenischen Kulturgeschichte für die Phönizier in Anspruch genommen hat: so vor allem Wolfgang Helbig, der die mykenische Kultur geradezu als eine Schöpfung der Phönizier betrachtet und diese Theorie trotz ihrer Ablehnung durch die übergroße Mehrzahl der historischen Forscher lange noch aufrecht erhalten hat. Auf ähnlichen Wegen finden wir jüngst auch Bérard, der gar den Dichter der Odyssee seine Kenntnis von fernen Ländern phönizischen Schiffermärchen verdanken läßt.[22]) Es hat eine Zeit gegeben, in der man den Phöniziern eine beherrschende Stellung in den griechischen Meeren zur ‚homerischen Zeit' zuschrieb und dementsprechend allerhand gut griechischen Namen als phönizischen Reminiszenzen eine semitische Deutung gab, z. B. Salamis als ‚Friedensinsel' (Salem), dem atheniſchen Gau Melite als ‚Zufluchtsstätte' (Melitah, vgl. Malta) u. s. w. Allerdings ist nicht abzuleugnen, daß die Phönizier einmal das Kulturleben der Griechen bestimmend beeinflußt (vgl. die Buchstabenschrift), daß sie auch im ägäischen Meere einmal als Handelsherren eine wichtige Rolle gespielt haben. Das beweist ihre häufige Nennung in den homerischen Gedichten, wo sie als unerschrockene Seefahrer und kunstgeübte Werkmeister (*Φοίνικες ναυσίκλυτοι, πολυδαίδαλοι*) erscheinen. Vereinzelte Spuren phönizischer Niederlassungen haben sich auf griechischem Boden auch später noch erhalten. Doch ist es unmethodisch, eine an sich mögliche phönizische Deutung

Abb. 46 · Wandmalerei aus Tiryns (1/6): Stier (weiß, rotgefleckt), darüber eine turnende (weiße) Frau: S. 77

griechischer Ortsnamen überall für einen sichern Beweis phönizischer Siedelung zu betrachten, wie anderseits auch die ‚historischen' Nachrichten eines Herodot und Thukydides über phönizische Niederlassungen auf griechischen Inseln als ungeschichtliche Kombinationen auf Grund von Ortsnamen oder mythischen Erzählungen sich erweisen.

Eine gewisse Wahrscheinlichkeit phönizischer Etymologie ist bei griechischen Namen nur dann gegeben, wenn Name und Bedeutung in auffälliger Weise sich decken, wie beim *Ἀταβύριον ὄρος*, dem Hauptberge von Rhodos, der in seinem Namen mit dem semitischen ‚Tabor' (=Berg) verwandt ist, vielleicht auch beim Jardanosflusse auf Kreta (Od. *γ* 292) und in Elis (Il. H 135), der dem semitischen Jordanos (Jarden = Fluß) entspricht, oder beim Stadtnamen Soloi auf Zypern und in Kilikien (vgl. Soloeis auf Sizilien), das von Sela = ‚Fels' abgeleitet sein kann (näheres bei Bérard a. a. O.).[23]) Auf der Insel Zypern ist, durch den Kupferreichtum des Landes veranlaßt, eine ganze Reihe von phönizischen Pflanzstädten entstanden, an der Südküste sowohl wie im Norden und selbst im Binnenlande (Busolt I² S. 264). Von hier führen uns die bezeichneten Etymologien über die Inseln nach dem griechischen Festlande hin, wo Korinth eine Hauptstation der Phönizier gewesen zu sein scheint: denn hier ist der Kult des Melikertes-Palaimon zu Hause, der wahrscheinlich mit dem phönizischen Melqart, dem Stadtgotte von Tyros und Beschirmer der Seefahrer, identisch ist.[24]) Kultliche Beziehungen weisen auch nach Kythera, dessen Aphroditekultus jedenfalls orientalischen Ursprungs ist, wie auf Zypern (vgl. unten S. 93); und dazu kommt, daß die Insel die für die phönizische Industrie wichtigen Purpurschnecken in Menge und in ausgezeichneter Qualität lieferte.[25]) Ganz unsicher dagegen sind die Spuren der Phönizier auf den Kykladen und im griechischen Nordmeere, auf Thasos, wo ein uraltes Heiligtum des Herakles (Melqart) bestand, und am Hellespont (Busolt I² S. 269 f.). Die phönizischen Siedelungen auf griechischem Boden aber können durchweg nur als Handelsfaktoreien gegründet worden sein, die je nach Bedürfnis schnell angelegt, aber auch schnell wieder geräumt werden konnten, wenn Gefahr im Verzuge war oder der Handelsverkehr mit der eingeborenen Bevölkerung nicht mehr genügenden Gewinn abwarf. Denn die Phönizier waren ein Handelsvolk, das aus Spanien und Zypern Silber und Kupfer, aus Portugal und England das seltene Zinn holte, das in Nordafrika vor allem den Purpur gewann und einen schwunghaften Zwischenhandel mit Sklaven, Natur- und Kunstprodukten der verschiedensten Länder betrieb. Ein Handelsvolk indessen, das nicht selbst über ein großes Hinterland mit starker Bevölkerung verfügt, kann weite Länderstrecken auf fremder Erde nicht dauernd kolonisieren

Abb. 48 · Galerie in Tiryns: S. 61

Abb. 47 · Spätmykenisches Vasenfragment (Uebergang zum Dipylonstil aus Tiryns (2/3): S. 100 f.

lande ausgehend, über Syrien und Kleinasien hin auf die griechischen Inseln, Zypern, Kreta und selbst auf das griechische Mutterland sich erstreckte. Bezeichnend für die außerordentlich tiefgreifende Einwirkung der babylonischen Kultur ist es, daß selbst zur Zeit der ägyptischen Herrschaft in Syrien, zur Blütezeit der mykenischen Kultur im 15. Jh. v. Chr., die Keilschrift das Verkehrsmittel, das Babylonische die offizielle Diplomatensprache des ganzen Orients gewesen ist, in der auch die syrischen Dynasten mit dem Pharao, ihrem Oberherrn, verkehrten (vgl. die Tell-el-Amarnabriefe: Lindl, Cyrus S. 31 und 35). Daneben hat man in Syrien die noch unentzifferten chetitischen Hieroglyphen verwandt, die mit ‚minoischen' Schriftzeichen von Kreta eine gewisse Aehnlichkeit haben. Wir kennen die Chatti (Chetiter) aus ägyptischen Inschriften als einen der zahlreichen Stämme Vorderasiens, die in Nordsyrien ein im 15. Jh. dem ägyptischen Oberherrn unterworfenes, später selbständiges und unter Ramses II (nach 1300) anerkanntes Reich gegründet haben (Lindl: Cyrus S. 32 f. und 51 f.). Ihre Hauptstadt hat 1906/7 Hugo Winckler bei Boghazkiöi in Kappadokien wiedergefunden und ihr Königsarchiv mit tausenden von Tontäfelchen in Keilschrift ausgegraben. Die Sprache der Inschriften ist teils die babylonische, teils die chetitische, teils die des östlichen Mitanireiches.[21a]) In der chetitischen Kunst, die einen sehr rohen und primitiven Karakter trägt (vgl. Furtwängler a. a. O. S. 16), ist der überwiegende Einfluß babylonisch-assyrischer Vorbilder unbestreitbar, und darum hatte Ed. Meyer den Chetitern die Vermittlerrolle zwischen Babylonien und Griechenland zugewiesen. Doch gehört die eigentliche Blüte des chetitischen Reiches, die schon im 12. Jh. zu Ende ging, einer so späten Zeit an, daß die Chetiter gegenüber der minoisch-mykenischen Kultur nicht als die Gebenden, sondern mehr als die Empfangenden betrachtet werden müssen.[21b]) Nicht minder unbewiesen, als die Vermittlerrolle der Chetiter ist die bedeutungsvolle Stellung, die man in der mykenischen Kulturgeschichte für die Phönizier in Anspruch genommen hat: so vor allem Wolfgang Helbig, der die mykenische Kultur geradezu als eine Schöpfung der Phönizier betrachtet und diese Theorie trotz ihrer Ablehnung durch die übergroße Mehrzahl der historischen Forscher lange noch aufrecht erhalten hat. Auf ähnlichen Wegen finden wir jüngst auch Bérard, der gar den Dichter der Odyssee seine Kenntnis von fernen Ländern phönizischen Schiffermärchen verdanken läßt.[22]) Es hat eine Zeit gegeben, in der man den Phöniziern eine beherrschende Stellung in den griechischen Meeren zur ‚homerischen Zeit' zuschrieb und dementsprechend allerhand gut griechischen Namen als phönizischen Reminiszenzen eine semitische Deutung gab, z. B. Salamis als ‚Friedensinsel' (Salem), dem athenischen Gau Melite als ‚Zufluchtsstätte' (Melitah, vgl. Malta) u. s. w. Allerdings ist nicht abzuleugnen, daß die Phönizier einmal das Kulturleben der Griechen bestimmend beeinflußt (vgl. die Buchstabenschrift), daß sie auch im ägäischen Meere einmal als Handelsherren eine wichtige Rolle gespielt haben. Das beweist ihre häufige Nennung in den homerischen Gedichten, wo sie als unerschrockene Seefahrer und kunstgeübte Werkmeister (*Φοίνικες ναυσίκλυτοι, πολυδαίδαλοι*) erscheinen. Vereinzelte Spuren phönizischer Niederlassungen haben sich auf griechischem Boden auch später noch erhalten. Doch ist es unmethodisch, eine an sich mögliche phönizische Deutung

Abb. 46 · Wandmalerei aus Tiryns (1/6): Stier (weiß, rot gefleckt), darüber eine turnende (weiße) Frau: S. 77

griechischer Ortsnamen überall für einen sichern Beweis phönizischer Siedelung zu betrachten, wie anderseits auch die ‚historischen' Nachrichten eines Herodot und Thukydides über phönizische Niederlassungen auf griechischen Inseln als ungeschichtliche Kombinationen auf Grund von Ortsnamen oder mythischen Erzählungen sich erweisen.

Eine gewisse Wahrscheinlichkeit phönizischer Etymologie ist bei griechischen Namen nur dann gegeben, wenn Name und Bedeutung in auffälliger Weise sich decken, wie beim *Ἀταβύριον ὄρος*, dem Hauptberge von Rhodos, der in seinem Namen mit dem semitischen ‚Tabor' (=Berg) verwandt ist, vielleicht auch beim Jardanosflusse auf Kreta (Od. *γ* 292) und in Elis (Il. H 135), der dem semitischen Jordanos (Jarden = Fluß) entspricht, oder beim Stadtnamen Soloi auf Zypern und in Kilikien (vgl. Soloeis auf Sizilien), das von Sela = ‚Fels' abgeleitet sein kann (näheres bei Bérard a. a. O.).[23]) Auf der Insel Zypern ist, durch den Kupferreichtum des Landes veranlaßt, eine ganze Reihe von phönizischen Pflanzstädten entstanden, an der Südküste sowohl wie im Norden und selbst im Binnenlande (Busolt I[2] S. 264). Von hier führen uns die bezeichneten Etymologien über die Inseln nach dem griechischen Festlande hin, wo Korinth eine Hauptstation der Phönizier gewesen zu sein scheint: denn hier ist der Kult des Melikertes-Palaimon zu Hause, der wahrscheinlich mit dem phönizischen Melqart, dem Stadtgotte von Tyros und Beschirmer der Seefahrer, identisch ist.[24]) Kultliche Beziehungen weisen auch nach Kythera, dessen Aphroditekultus jedenfalls orientalischen Ursprungs ist, wie auf Zypern (vgl. unten S. 93); und dazu kommt, daß die Insel die für die phönizische Industrie wichtigen Purpurschnecken in Menge und in ausgezeichneter Qualität lieferte.[25]) Ganz unsicher dagegen sind die Spuren der Phönizier auf den Kykladen und im griechischen Nordmeere, auf Thasos, wo ein uraltes Heiligtum des Herakles (Melqart) bestand, und am Hellespont (Busolt I[2] S. 269 f.). Die phönizischen Siedelungen auf griechischem Boden aber können durchweg nur als Handelsfaktoreien gegründet worden sein, die je nach Bedürfnis schnell angelegt, aber auch schnell wieder geräumt werden konnten, wenn Gefahr im Verzuge war oder der Handelsverkehr mit der eingeborenen Bevölkerung nicht mehr genügenden Gewinn abwarf. Denn die Phönizier waren ein Handelsvolk, das aus Spanien und Zypern Silber und Kupfer, aus Portugal und England das seltene Zinn holte, das in Nordafrika vor allem den Purpur gewann und einen schwunghaften Zwischenhandel mit Sklaven, Natur- und Kunstprodukten der verschiedensten Länder betrieb. Ein Handelsvolk indessen, das nicht selbst über ein großes Hinterland mit starker Bevölkerung verfügt, kann weite Länderstrecken auf fremder Erde nicht dauernd kolonisieren

Abb. 47 · Spätmykenisches Vasenfragment (Uebergang zum Dipylonstil aus Tiryns (2/7): S. 100 f.

Abb. 48 · Galerie in Tiryns: S. 61

und festhalten, wie in der Neuzeit das Schicksal des holländischen und portugiesischen Kolonialbesitzes deutlich genug bewiesen hat. In der Tat haben die Phönizier auch nur in Nordafrika sich dauernd festzusetzen und tiefer ins Binnenland einzudringen vermocht.

Die Spuren phönizischer Niederlassungen in Griechenland reichen über die ältesten geschichtlichen Erinnerungen der Griechen hinaus, die mit dem 9. Jh. v. Chr. beginnen. Chronologische Anhaltspunkte aber für die Begründung phönizischer Kolonien liegen erst aus der nachmykenischen Zeit vor (vgl. Lindl: Cyrus S. 43), und darum haben einzelne Gelehrte (u. a. Beloch I 2^2 S. 65/76) die Seeherrschaft der Phönizier bis in den Anfang des 1. Jahrtausends v. Chr. herabrücken wollen. Aber mag auch dieser Ansatz zu tief gegriffen sein und die bedeutsame Stellung der Phönizier im Kulturgebiete des Mittelmeeres bis in das 2. Jahrtausend, ja selbst (was ich nicht glaube) bis in die Blütezeit der mykenischen Kultur hinaufreichen: sicher ist soviel, daß die Phönizier zu Beginn der kretisch-mykenischen Epoche auf diese Kultur keinen Einfluß gehabt haben. Auf Zypern nämlich wie auf Rhodos folgt die gräko-phönizische Mischkultur einer älteren mykenischen oder mykenisch beeinflußten Kulturperiode nach. Am deutlichsten ist das auf Rhodos: denn die Nekropole von Jalysos, deren Schachtgräber nach Anlage und Totenbeigaben wahrscheinlich dem 15./14. Jh. angehören (vgl. die Vasenfunde in Abb. 66), war bereits abgeschlossen, als die gräko-phönizische Mischkultur, die in den Gräbern von Kameiros in reicher Entwicklung vorliegt, die Herrschaft über die Insel gewann.[26]) Jedenfalls waren auch die Griechen bereits zum seetüchtigen Volke geworden, als die Phönizier mit ihnen in Konkurrenz zu treten begannen; denn ihre ganze, reich ausgebildete nautische Terminologie, wie wir sie schon bei Homer finden, zeigt keine Spur semitischen Einflusses (vgl. Beloch I 2^2 S. 67). Die Vermittlerrolle der Phönizier also zwischen orientalischer (ägyptischer) und griechischer Kultur, die Ed. Meyer mit besonderem Nachdruck vertreten hat, muß ebenso zurückgewiesen werden, als die zivilisatorische Bedeutung der Chetiter im mykenischen Kulturgebiete.[27]) Für die Begründung dieser Kultur, für die Uebertragung und Verpflanzung orientalischer Kulturfaktoren in die hellenische Welt brauchen wir keinen anderen Vermittler mehr, nachdem wir die hervorragende maritime und kulturelle Stellung Kretas im 2. Jahrtausend v. Chr. erkannt haben. Kretische Kaufleute sind es gewesen, die auf Handelsfahrten in den Orient, an die Küsten Syriens und Aegyptens vorgedrungen sind und von hier die Eindrücke einer fremdartigen Kultur mitgebracht haben. Kretische Kaufleute auch haben später zur Blütezeit ihrer eigenen Kultur die Erzeugnisse ihrer neuen Kunst bis nach Aegypten getragen und ihrerseits wieder der Entwicklung der ägyptischen Kunst fruchtbare Anregungen gegeben.

* * *

Die Wiederentdeckung der im Andenken der Menschen verschütteten mykenischen Kulturwelt wird Heinrich Schliemann (1822/90) verdankt, nachdem bereits in den Jahren 1868/71 Biliotti in der Nekropole von Jalysos auf Rhodos reichlich mykenische Topfware gefunden hatte, deren besondere Art jedoch der wissenschaftlichen Forschung zunächst unverständlich blieb. Der mecklenburgische Pfarrerssohn hat, erfüllt von seinem Kindertraume, das Troja Homers wiederzufinden, im Jahre 1870 auf dem Hügel von Hissarlik in der alten Troas den Spaten eingesetzt und in zwanzigjähriger Arbeit die Früchte eines mühereichen Lebens im kaufmännischen Berufe der Durchführung seines Lieblingsplanes geopfert. Man lachte und spottete zuerst über den Dilettanten, der von der Realität der homerischen Lokalschilderung (Il. Y 217) überzeugt, die Stadt des Priamos auf einem isolierten Hügel in der Ebene suchte, von wo man das Meer überblickt. Denn nach der damals allgemeinen Ansicht der Gelehrten hatte die homerische Pergamos weiter landeinwärts auf der steilen Höhe des Balidagh bei Bunarbaschi, drei Stunden vom Hellespont, zwei Stunden von der Westküste entfernt gelegen.[28]) Aber reicher Erfolg hat den kühnen Pionier der Wissenschaft gekrönt. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals hat nur gerade die Auffindung der mykenischen (VI.) Burg,

die mit Wahrscheinlichkeit als das homerische Troja betrachtet werden kann, erst dem tatkräftigen Mitarbeiter Schliemanns, Wilhelm Dörpfeld (1893/4), vorbehalten.[29]) Etwa 5 Kilometer von den blauen Fluten des Hellesponts entfernt erhebt sich nur 30 Meter über der Ebene der Hügel von Hissarlik, der nach Norden steil abfällt, nach Süden in sanfter Abdachung in einen Hügelrücken übergeht. An seinem Fuße vereinigten sich nach Dörpfeld einst zwei Flußläufe, der Skamander und der Simoeis, von denen der erstere (Mendere) westlich sich ein neues, mit dem Simoeis (Dumbrek-Su) nicht mehr zusammenkommendes Bett gegraben habe: aber sein früherer Lauf sei noch in dem stagnierenden Kalifatli-Asmak zu erkennen.[29a]) Auf dieser alten Kulturstätte nun sind im Laufe der Jahrtausende in aufeinanderfolgenden Siedelungen immer neue Kulturschichten entstanden, die mit der allmählichen Aufhöhung des Bodens übereinander gelagert die verschiedenen Epochen der Besiedelung repräsentieren. So hat Schliemann hier neun Perioden unterscheiden können, von denen die zweite und die sechste Schicht, von unten gerechnet, für uns die größte Bedeutung haben. Die erstere ist die ‚verbrannte Stadt', die lange Zeit als ‚homerisch' galt, später aber als prähistorisch erkannt worden ist: ihr entstammt der reiche Goldfund des Jahres 1873. Erst die 6. Burg gehört nach der hier gefundenen Topfware der mykenischen Zeit an. Ihr folgen dorfähnliche Niederlassungen aus älterer (kimmerischer?) und jüngerer griechischer Zeit (VII, VIII) und die Stadtanlage der römischen Epoche (Neu-Ilion: IX), deren Bewohner auf dem Burghügel, ihrer Akropolis, einen prächtigen Athenatempel errichtet haben. Dabei ist jedoch die Kuppe des Hügels so gründlich planiert worden, daß hier von den Bauwerken der griechischen und mykenischen Periode fast nichts mehr übrig geblieben ist und nur die tief in der Erde liegenden Baulichkeiten der prähistorischen Stadt sich erhalten haben.[29b])

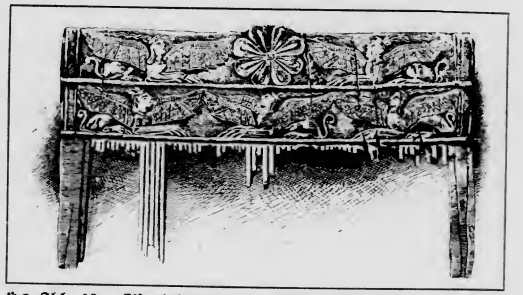


Abb. 49 · Elfenbeinkamm aus Spata (Attika) (1/2): S. 78

Auf unserm Plane von Troja (Abb. 4), dessen Ruinen ich zu wiederholten Malen (1896 und 1902) unter der Führung von Dörpfeld studieren konnte, treten mit besonderer Deutlichkeit die gewaltigen Mauerringe der 2. und der 6. Stadt hervor, von denen der erstere bei einer Länge von etwa 350 m einen Flächenraum von 8000 qm umschloß. Diese Mauer (Abb. 6) bestand aus einem geböschten, an einigen Stellen über 8 m hohen Unterbau von Bruchsteinen, über dem eine 3 1/4—4 m dicke, an der Ostseite noch 2 1/2 m hoch erhaltene Mauer von Luftziegeln sich erhob. Während des Bestehens dieser Stadt ist infolge der Bodenerhöhung der Mauerring mehrfach um ein geringes nach Süden erweitert, wobei die älteren Tore zum Teil überbaut worden sind. Nachdem so auch das Südtor (FN) geschlossen war, das aus einem langen, von 7 1/2 m dicken Mauern eingefaßten, überdeckten Gange bestand, blieben als Hauptzugänge nur die beiden Tore im Südwesten (FM) und Südosten (FO), deren ersteres man auf einer gepflasterten, 7 1/2 m breiten und gegen 5 m ansteigenden Rampe erreichte (Abb. 7).[29c]) Von den Anlagen im inneren Burghofe, der mit Kies ausgelegt war, sind besonders zu bemerken zwei nebeneinander liegende, nur durch einen schmalen Gang getrennte Hauptgebäude (II A, II B), wohl die Männer- und die Frauenwohnung, deren offene Vorhallen gegen das Südosttor gerichtet waren. Die aus Lehmziegeln mit eingelegten Holzbalken aufgeführten Gebäude sind bei einer gewaltigen Feuersbrunst zugrunde gegangen. Dabei ist aber das ungebrannte

Ziegelmauerwerk in der Glut gebacken, wodurch es stellenweise bis zu einer Höhe von 1½ m sich erhalten hat. Der große Saal des Hauptgebäudes II A, der in seinen Abmessungen (20×10 m) das Megaron von Tiryns und Mykenä übertrifft, ist bei der ersten Versuchsgrabung — in diesem Nordsüdgraben wurden 15 m unter der Oberfläche des Hügels die Mauern der ersten prähistorischen Siedelung gefunden — leider zu einem großen Teile zerstört worden. Doch ist wenigstens ein Stück des kreisrunden, 4 m im Durchmesser haltenden Herdes verschont geblieben, der sich als eine niedrige Erhöhung über dem Lehm-Estrich darstellt. Brandspuren fanden sich auch in den später geschlossenen Toren der ersten und zweiten Periode dieser Stadt, die also ebenfalls durch Feuer geendet haben müssen.[30])

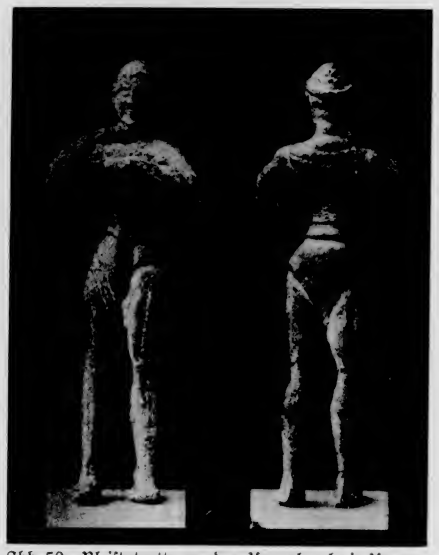


Abb. 50 · Bleistatuette aus dem Kuppelgrabe in Kampos (Messenien) (⅔): S. 78

Die 6. Stadt der mykenischen Epoche hatte sich infolge der Planierung der Burg zur römischen Zeit den Nachforschungen Schliemanns entzogen, der seine Ausgrabungen fast ausschließlich auf das Gebiet der 2. Stadt beschränkte. Die mykenischen Ansiedler indessen hatten ihre Burgmauer nach Westen, Süden und Osten durchschnittlich um 40 m vorgeschoben und mit einem gegen 540 m langen Mauerringe ein Areal von ungefähr 20 000 qm umgrenzt. Die Burgmauer, die noch zu ⅗ ihres Umfanges in einer Höhe von durchschnittlich 5 m aufrecht steht, — nur an der abschüssigen Nordseite fehlt, wie auch bei der II. Burg, ein großes Stück[31]), — ahmt die Konstruktion der prähistorischen Befestigung teils mit unregelmäßigen Kalksteinen, teils in sorgfältigem Quaderbau (Abb. 9) nach. Auch hier erhebt sich über einem geböschten Unterbau die senkrechte Verteidigungsmauer, die in der ersten Zeit dieser Siedelung noch aus einer 5 m dicken Lehmziegelmauer, später aus einer 1,80—2 m dicken Quadermauer bestand. Sehr bemerkenswert sind die in regelmäßigen Abständen von 9 m nur 10—30 cm vortretenden Mauervorsprünge, die dem Grundrisse fast das Aussehen einer unregelmäßigen Kreissäge mit sehr weiten Zähnen geben. Ein konstruktiver oder fortifikatorischer Zweck dieser Vorsprünge, die nirgends mit den Fugen zusammenfallen und auch an Quaderbauten im Innern der Burg vorkommen, ist hier nicht abzusehen (S. 73). Von den drei Türmen an der Ostseite verdient unsere Beachtung der großartige, in mehreren Neigungswinkeln geböschte Nordostturm (VI g, Abb. 10), der in einer Breite von 18 m ungefähr 9 m vor die Mauerflucht vorspringt und noch in einer Höhe von 10 m erhalten ist. Er umschließt den Hauptbrunnen der Burg, dessen viereckig gemauerter Schacht in einer lichten Weite von 4½ m bis auf wasserhaltigen Felsen geführt und noch 7½ m in denselben hinabgetrieben ist. In späterer, nachmykenischer Zeit, als dieser Brunnen verschüttet war, hat man am Fuße des Turmes einen neuen kleineren Brunnen gegraben und als Zugangsweg von der Burg dahin eine gedeckte Treppe gebaut, die sich an den Turm anlehnt. Unter den Toren dieser Stadt erwähne ich das Osttor (VI S), das von einem in einiger Entfernung südlich errichteten Turme beherrscht wird. Hier ist die von Norden kommende

Festungsmauer um den südlichen Mauerzug im Bogen so herumgelegt, daß ein langer Torweg entsteht, an dessen rückwärtigem Ende der Torverschluß sich befand.[32]) Im Innern der Burg, das terrassenförmig mit 8—10 m breiten Straßen zwischen unregelmäßigen Reihen von Einzelgebäuden aufstieg, sind nur die nahe dem Mauerkranze liegenden Nebengebäude in Ueberresten vorhanden. Eine Unterstadt oder Vorburg des mykenischen Troja ist nicht nachzuweisen.

* * *

Der Hauptsitz der mykenischen Kultur im griechischen Mutterlande war die argivische Ebene, wo nach den Angaben des Epos die Danaer, die Leute des Agamemnon, wohnten.[33]) Der natürliche Mittelpunkt der vom Inachos durchströmten Landschaft ist die Stadt Argos mit zwei dominierenden Burghöhen, der höheren, schroffen Lárisa (290 m), welche die Akropolis der späteren griechischen Stadt trug, und der niedrigeren, rundlichen Aspís (80 m), wo seit dem Jahre 1902 von holländischen Gelehrten beträchtliche Ueberreste von zwei vormykenischen Niederlassungen festgestellt worden sind. Die ‚kyklopische' Ringmauer der zweiten, größeren Ansiedelung, die im Durchschnitt 2½ m dick ist bei einer Länge von 400 m, ist im klassischen Zeitalter als Unterbau der Stadtbefestigung benutzt worden. Jüngst sind auch die kleinen mykenischen Burgen der Argolis systematisch untersucht und aufgenommen worden.[34])

Die wichtigsten Fürstensitze der Argolis, die ich in den Jahren 1896 und 1902 besucht habe, waren Tiryns und Mykenä, von denen Tiryns auf einem isolierten, nur 2 Kilometer vom Meere entfernten Kalksteinfelsen liegt. Der langgestreckte (270 × 60—75 m) Burgfelsen, der nur 10—18 m über die Ebene aufragt, zerfällt in zwei Hälften, von denen die etwas höhere und breitere Südhälfte den Palast des Herrschers trug. Seine Ruinen hat Schliemann, nach einer ergebnislosen Stichgrabung im Jahre 1875, im Verein mit Dörpfeld im Jahre 1884 aufgedeckt (vgl. Schliemann: Tiryns 1886). Der nördliche Teil, der durch eine mächtige Quermauer von der Oberburg abgesperrt war, war fast unbebaut, wohl als eine Zufluchtsstätte für die Bewohner der Unterstadt.[34a]) Die Ringmauer, die in ‚kyklopischer' Bauweise am Rande des Hügels aufgeschichtet ist, steht an einzelnen Stellen noch bis 8 m aufrecht. Das Material ist zum Teil ein harter blauer Kalkstein, zum Teil ein weicherer rötlicher Kalkstein, der sich unter dem Einflusse der Luft und der Feuchtigkeit hier und da aufgelöst und dadurch die Mauern zum Einsturz gebracht hat.[35]) Im Durchschnitt 7 bis 8 m stark, erbreitert sich die Mauer im Süden und Osten bis zu 17½ m. Hier sind Galerien (C und R des Planes Abb. 38) darin eingebaut, deren spitzbogige Ueberdachung durch vorkragende schwere Steine gebildet wird (Abb. 48). Von den Galerien trat man durch spitzbogige Türen in geräumige Kammern, die in der Mauer gelegen, teils als feuersichere Magazine, teils als Zisternen gedient haben mögen. Zu dem Haupttore im Osten, das von einem mächtigen Turme flankiert war, stieg man auf einer an die Burgmauer angelehnten Rampe hinauf (Abb. 39). Der Haupteingang selbst war ohne Torverschluß, nur beiderseits durch eingebaute Mauern eingeengt. Die Absperrung war vielmehr in das Innere der Burg verlegt (bei Θ), wodurch eine der für mittelalterliche Burgen karakteristischen, sogenannten Mausefallen entstand.

Abb. 51 · Kultstatuette aus Bronze (⅔): S. 78

Ziegelmauerwerk in der Glut gebacken, wodurch es stellenweise bis zu einer Höhe von $1\frac{1}{2}$ m sich erhalten hat. Der große Saal des Hauptgebäudes II A, der in seinen Abmessungen (20×10 m) das Megaron von Tiryns und Mykenä übertrifft, ist bei der ersten Versuchsgrabung — in diesem Nordsüdgraben wurden 15 m unter der Oberfläche des Hügels die Mauern der ersten prähistorischen Siedelung gefunden — leider zu einem großen Teile zerstört worden. Doch ist wenigstens ein Stück des kreisrunden, 4 m im Durchmesser haltenden Herdes verschont geblieben, der sich als eine niedrige Erhöhung über dem Lehm-Estrich darstellt. Brandspuren fanden sich auch in den später geschlossenen Toren der ersten und zweiten Periode dieser Stadt, die also ebenfalls durch Feuer geendet haben müssen.[30])

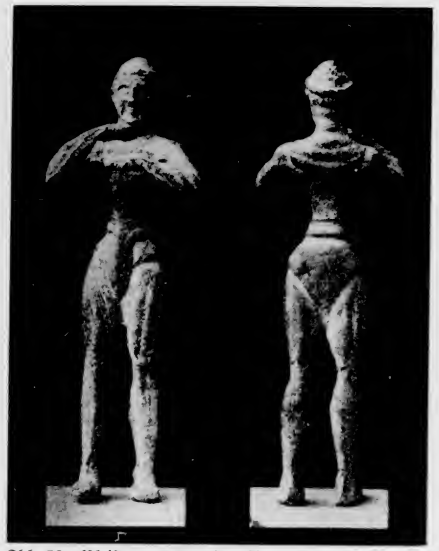


Abb. 50 · Bleistatuette aus dem Kuppelgrabe in Kampos (Messenien) ($\frac{2}{3}$): S. 78

Die 6. Stadt der mykenischen Epoche hatte sich infolge der Planierung der Burg zur römischen Zeit den Nachforschungen Schliemanns entzogen, der seine Ausgrabungen fast ausschließlich auf das Gebiet der 2. Stadt beschränkte. Die mykenischen Ansiedler indessen hatten ihre Burgmauer nach Westen, Süden und Osten durchschnittlich um 40 m vorgeschoben und mit einem gegen 540 m langen Mauerringe ein Areal von ungefähr 20 000 qm umgrenzt. Die Burgmauer, die noch zu $\frac{3}{5}$ ihres Umfanges in einer Höhe von durchschnittlich 5 m aufrecht steht, — nur an der abschüssigen Nordseite fehlt, wie auch bei der II. Burg, ein großes Stück[31]), — ahmt die Konstruktion der prähistorischen Befestigung teils mit unregelmäßigen Kalksteinen, teils in sorgfältigem Quaderbau (Abb. 9) nach. Auch hier erhebt sich über einem geböschten Unterbau die senkrechte Verteidigungsmauer, die in der ersten Zeit dieser Siedelung noch aus einer 5 m dicken Lehmziegelmauer, später aus einer 1,80—2 m dicken Quadermauer bestand. Sehr bemerkenswert sind die in regelmäßigen Abständen von 9 m nur 10—30 cm vortretenden Mauervorsprünge, die dem Grundrisse fast das Aussehen einer unregelmäßigen Kreissäge mit sehr weiten Zähnen geben. Ein konstruktiver oder fortifikatorischer Zweck dieser Vorsprünge, die nirgends mit den Fugen zusammenfallen und auch an Quaderbauten im Innern der Burg vorkommen, ist hier nicht abzusehen (S. 73). Von den drei Türmen an der Ostseite verdient unsere Beachtung der großartige, in mehreren Neigungswinkeln geböschte Nordostturm (VI g, Abb. 10), der in einer Breite von 18 m ungefähr 9 m vor die Mauerflucht vorspringt und noch in einer Höhe von 10 m erhalten ist. Er umschließt den Hauptbrunnen der Burg, dessen viereckig gemauerter Schacht in einer lichten Weite von $4\frac{1}{2}$ m bis auf wasserhaltigen Felsen geführt und noch $7\frac{1}{2}$ m in denselben hinabgetrieben ist. In späterer, nachmykenischer Zeit, als dieser Brunnen verschüttet war, hat man am Fuße des Turmes einen neuen kleineren Brunnen gegraben und als Zugangsweg von der Burg dahin eine gedeckte Treppe gebaut, die sich an den Turm anlehnt. Unter den Toren dieser Stadt erwähne ich das Osttor (VI S), das von einem in einiger Entfernung südlich errichteten Turme beherrscht wird. Hier ist die von Norden kommende

Festungsmauer um den südlichen Mauerzug im Bogen so herumgelegt, daß ein langer Torweg entsteht, an dessen rückwärtigem Ende der Torverschluß sich befand.[32]) Im Innern der Burg, das terrassenförmig mit 8—10 m breiten Straßen zwischen unregelmäßigen Reihen von Einzelgebäuden aufstieg, sind nur die nahe dem Mauerkranze liegenden Nebengebäude in Ueberresten vorhanden. Eine Unterstadt oder Vorburg des mykenischen Troja ist nicht nachzuweisen.

* * *

Der Hauptsitz der mykenischen Kultur im griechischen Mutterlande war die argivische Ebene, wo nach den Angaben des Epos die Danaer, die Leute des Agamemnon, wohnten.[33]) Der natürliche Mittelpunkt der vom Inachos durchströmten Landschaft ist die Stadt Argos mit zwei dominierenden Burghöhen, der höheren, schroffen Lárisa (290 m), welche die Akropolis der späteren griechischen Stadt trug, und der niedrigeren, rundlichen Aspís (80 m), wo seit dem Jahre 1902 von holländischen Gelehrten beträchtliche Ueberreste von zwei vormykenischen Niederlassungen festgestellt worden sind. Die ‚kyklopische' Ringmauer der zweiten, größeren Ansiedelung, die im Durchschnitt $2\frac{1}{2}$ m dick ist bei einer Länge von 400 m, ist im klassischen Zeitalter als Unterbau der Stadtbefestigung benutzt worden. Jüngst sind auch die kleinen mykenischen Burgen der Argolis systematisch untersucht und aufgenommen worden.[34])

Die wichtigsten Fürstensitze der Argolis, die ich in den Jahren 1896 und 1902 besucht habe, waren Tiryns und Mykenä, von denen Tiryns auf einem isolierten, nur 2 Kilometer vom Meere entfernten Kalksteinfelsen liegt. Der langgestreckte (270 × 60—75 m) Burgfelsen, der nur 10—18 m über die Ebene aufragt, zerfällt in zwei Hälften, von denen die etwas höhere und breitere Südhälfte den Palast des Herrschers trug. Seine Ruinen hat Schliemann, nach einer ergebnislosen Stichgrabung im Jahre 1875, im Verein mit Dörpfeld im Jahre 1884 aufgedeckt (vgl. Schliemann: Tiryns 1886). Der nördliche Teil, der durch eine mächtige Quermauer von der Oberburg abgesperrt war, war fast unbebaut, wohl als eine Zufluchtsstätte für die Bewohner der Unterstadt.[34a]) Die Ringmauer, die in ‚kyklopischer' Bauweise am Rande des Hügels aufgeschichtet ist, steht an einzelnen Stellen noch bis 8 m aufrecht. Das Material ist zum Teil ein harter blauer Kalkstein, zum Teil ein weicherer rötlicher Kalkstein, der sich unter dem Einflusse der Luft und der Feuchtigkeit hier und da aufgelöst und dadurch die Mauern zum Einsturz gebracht hat.[35]) Im Durchschnitt 7 bis 8 m stark, erbreitert sich die Mauer im Süden und Osten bis zu $17\frac{1}{2}$ m. Hier sind Galerien (C und R des Planes Abb. 38) darin eingebaut, deren spitzbogige Ueberdachung durch vorkragende schwere Steine gebildet wird (Abb. 48). Von den Galerien trat man durch spitzbogige Türen in geräumige Kammern, die in der Mauer gelegen, teils als feuersichere Magazine, teils als Zisternen gedient haben mögen. Zu dem Haupttore im Osten, das von einem mächtigen Turme flankiert war, stieg man auf einer an die Burgmauer angelehnten Rampe hinauf (Abb. 39). Der Haupteingang selbst war ohne Torverschluß, nur beiderseits durch eingebaute Mauern eingeengt. Die Absperrung war vielmehr in das Innere der Burg verlegt (bei Θ), wodurch eine der für mittelalterliche Burgen karakteristischen, sogenannten Mausefallen entstand.

Abb. 51 · Kultstatuette aus Bronze ($\frac{2}{7}$): S. 78

Unsere Abbildung 43 zeigt die Reste dieses inneren Tores mit den noch aufstehenden steinernen Türpfosten, im Hintergrunde rechts den Haupteingang mit dem beherrschenden Turme.[35a])

Ueber einen Vorplatz mit einer Säulenhalle zur Linken gelangte man durch ein Propylaion, ein Doppelhallentor mit je zwei Holzsäulen zu beiden Seiten (H), in den inneren Vorhof, von dem man durch einen kleineren Torbau (K) den an drei Seiten mit Säulenhallen umgebenen, estrichbedeckten inneren Palasthof (16×20 m) betrat. In der Mittelachse des Hofes an der Eingangswand war ein Rundaltar[35b]) aufgemauert (bei *A*: Abb. 45). Diesem Hausaltare gegenüber öffnete sich in einer Vorhalle mit zwei Holzsäulen zwischen Eckpfeilern (Anten) die Herrscherwohnung, zu der drei Stufen hinaufführten. Drei Türen verbanden die Vorhalle mit einem Vorsaale, von dem der Hauptsaal, die Wohnung des fürstlichen Herrn (das *μέγαρον*: M), nur durch eine vielleicht teppichverhängte Türöffnung zugänglich war. In dem mit Wandmalereien auf Kalkputz und einem Kyanosfriese (Abb. 42) reich ausgestatteten Gemache trugen vier im Rechteck gestellte Holzsäulen auf Steinplatten ein Balkendach, das wohl mit Oeffnungen für den Einlaß des Lichtes und den Abzug des Rauchs versehen war (Abb. 16): zwischen den Säulen lag der kreisrunde, gemauerte Herd mit 3,30 m im Durchmesser. An den Vorsaal des Megaron schloß sich ein ganzes System von Gängen und Korridoren an, die zunächst zu einem Badezimmer hinleiteten. Sein Fußboden wird von einer gewaltigen Kalksteinplatte (von 12 qm) gebildet, deren Gewicht auf etwa 20 000 Kilogramm berechnet worden ist; die Badeeinrichtung bestand in einer tönernen Badewanne. Auf einem Umwege erreichte man nun die unmittelbar neben dem Männersaale gelegene Frauenwohnung (O), die in kleinerem Maßstabe nach dem Vorbilde der Männerwohnung angelegt war und auch des Herdes nicht entbehrte (allerdings ohne die Mittelsäulen). Weiter gelangte man zu einer Anzahl fester Nebenräume (*μυχῷ δόμου ὑψηλοῖο*: Od. *γ* 304), die wohl als Waffensäle und Vorratskammern zu betrachten sind. Bezeichnenderweise entsprechen hier die vorspringenden Ecken der Außenmauer der Anlage der inneren Zimmer. Vom Hinterhofe des Palastes aus, der sich zwischen dem Herrscherhause und der Absperrungsmauer erstreckte, konnte man, dem Haupttore gegenüber, das Freie gewinnen durch einen schmalen, gewundenen Treppenweg (T), der in einem halbkreisförmigen Vorsprunge der Ringmauer ausläuft.

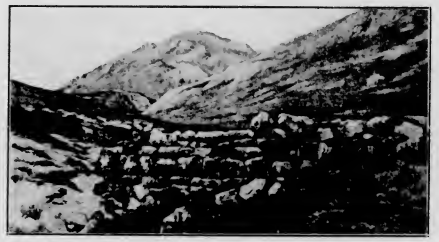


Abb. 52 · Kyklopische Brücke auf der Straße von Mykenä zum Heraion: S. 102

Die Gesamtanlage der Tirynther Burg erhält ihre Signatur durch die meisterhafte Raumverteilung auf beschränktem Terrain. Dadurch wird dieser Palast gewissermaßen zum Typus des festländischen mykenischen Anaktenhauses, das in seiner Disposition im wesentlichen auch dem homerischen Herrscherhause entspricht (Abb. 16).

Die Burg von Mykenä (Abb. 12) liegt im Nordosten der Argolis, 15 Kilometer landeinwärts, in einer Talschlucht wie eine Spinne versteckt. Der Burgfelsen, der bis zu 278 m aufsteigt, ist nach Osten durch einen schmalen Sattel mit dem gegen 800 m hohen Eliasberge verbunden. Nach Südwesten dacht er sich in einer breiten Fläche ab, wo zur mykenischen Zeit eine nur in geringen Ueberresten erhaltene, unbefestigte Unterstadt gelegen war. Der Grundriß der Burg, deren Ausgrabung von Schliemann 1874 begonnen wurde (Schliemann: Mykenä 1878) und seit 1886 unter Tsuntas systematisch fortgeführt ist, bildet ein unregelmäßiges Dreieck, dessen schmalste Spitze nach Osten gekehrt ist. Haupteingang der Burg, durch einen vorgeschobenen

Turm geschützt, war das berühmte Löwentor (bei A des Planes Abb. 11; vgl. Abb. 19), dessen Bauart mit rechteckigen, sorgfältig geschnittenen Quadern einen bedeutenden Fortschritt gegenüber der ‚kyklopischen' Mauerkonstruktion bedeutet und vielleicht einer jüngeren Periode der Burg angehört. Das Material des ganzen Baues ist eine in Mykenä anstehende, weiche Breccia. Ueber der nach oben sich verjüngenden, 3¼ m breiten Türöffnung lagert ein 5 m langer, gegen 2½ m tiefer Türsturz von Stein, über dem eine steinerne Reliefplatte das zur Entlastung im Mauerwerk ausgesparte Dreieck verschließt. Die Löwenköpfe des Reliefs, die aus besonderen Stücken gearbeitet waren, sind verloren gegangen. Die Burgmauer, die dem Rande des Felsens folgt und in einer späteren Entwicklung der Burg einmal nach Osten vorgeschoben worden ist, zeigt bei einer durchschnittlichen Dicke von 3–7 m zumeist die ‚kyklopische' Bauart, den beim Löwentor angewandten isodomen Quaderbau nur noch bei einem Turme der Südostseite. Ein Nebentor, dem Ausfallpförtchen von Tiryns vergleichbar, lag in der Nordostmauer (B). Nicht weit davon wird die Mauer durch einen geheimen, spitzbogig eingedeckten Gang durchbrochen, der außerhalb der Mauer, zweimal im rechten Winkel umgebogen, noch unterirdisch auf 80 sehr flachen, geschnittenen Stufen abwärts führt. Der Gang mündet an einem viereckigen, in den Felsen eingegrabenen Brunnen, zu dem das Wasser der nordöstlich der Burg entspringenden Perseiaquelle durch Tonröhren hingeleitet wurde. Vom Löwentore führt der Weg ansteigend zu den höheren Teilen der Burg und zuletzt über 20 mit Putz überzogene Steinstufen (F) zu dem rechteckigen, mit Kalk-Estrich versehenen Palasthofe, an den sich das unmittelbar südlich unterhalb des Gipfels gelegene, 1886 von Tsuntas wiedergefundene Herrscherhaus (G) anschloß. Sein Hauptbau war, wie in Tiryns, in Vorhalle, Vorsaal und Megaron (13×11½ m) gegliedert, dessen Mitte wieder von dem runden, gemauerten Herde zwischen vier Holzsäulen eingenommen wurde. Der Aufbau des Herdes weist zwei flache, mehrfach mit Stuck überzogene und bemalte Stufen auf. Die Mauerkonstruktion des Palastes ist dadurch interessant, daß hier auch im Quaderbau Holzbalken verwendet sind, welche die Wand in ihrer ganzen Länge durchziehen. Ein Obergeschoß war vom Palasthofe aus durch eine Treppe zugänglich.

Von den Anlagen innerhalb der Burg verdienen besondere Beachtung die

Abb. 53 · Mykenische Gemmen von verschiedenen Fundstellen (Mykenä 4. 6, Vaphio 2. 5, unbekannt 1. 3): S. 79

Gräber, die gleich zur Rechten hinter dem Löwentor innerhalb eines kreisrunden, 26½ m im Durchmesser haltenden Platzes gefunden worden sind. Eine Doppelreihe hochgestellter, horizontal verbundener Steinplatten (allerdings erst eine spätere Zutat) umsäumt diesen Friedhof[36]), der sich nach dem Haupttore hin in einem 2 m breiten Zugange öffnete (Abb. 24). In den sechs senkrecht in den Felsen getriebenen Schachtgräbern lagen insgesamt 19 Skelette von Männern und Frauen, zum Teil mit außerordentlich reichen Totengaben, besonders im vierten Grabe. Reliefgeschmückte Grabstelen (Abb. 17) unterschieden wohl die Gräber der Männer und Frauen; den Zwecken des Totenkultus diente eine Opfergrube (Abb. 25). Mit diesen vertikalen

Unsere Abbildung 43 zeigt die Reste dieses inneren Tores mit den noch aufstehenden steinernen Türpfosten, im Hintergrunde rechts den Haupteingang mit dem beherrschenden Turme.[35a])

Ueber einen Vorplatz mit einer Säulenhalle zur Linken gelangte man durch ein Propylaion, ein Doppelhallentor mit je zwei Holzsäulen zu beiden Seiten (H), in den inneren Vorhof, von dem man durch einen kleineren Torbau (K) den an drei Seiten mit Säulenhallen umgebenen, estrichbedeckten inneren Palasthof (16×20 m) betrat. In der Mittelachse des Hofes an der Eingangswand war ein Rundaltar[35b]) aufgemauert (bei *A*: Abb. 45). Diesem Hausaltare gegenüber öffnete sich in einer Vorhalle mit zwei Holzsäulen zwischen Eckpfeilern (Anten) die Herrscherwohnung, zu der drei Stufen hinaufführten. Drei Türen verbanden die Vorhalle mit einem Vorsaale, von dem der Hauptsaal, die Wohnung des fürstlichen Herrn (das *μέγαρον*: M), nur durch eine vielleicht teppichverhängte Türöffnung zugänglich war. In dem mit Wandmalereien auf Kalkputz und einem Kyanosfriese (Abb. 42) reich ausgestatteten Gemache trugen vier im Rechteck gestellte Holzsäulen auf Steinplatten ein Balkendach, das wohl mit Oeffnungen für den Einlaß des Lichtes und den Abzug des Rauchs versehen war (Abb. 16): zwischen den Säulen lag der kreisrunde, gemauerte Herd mit 3,30 m im Durchmesser. An den Vorsaal des Megaron schloß sich ein ganzes System von Gängen und Korridoren an, die zunächst zu einem Badezimmer hinleiteten. Sein Fußboden wird von einer gewaltigen Kalksteinplatte (von 12 qm) gebildet, deren Gewicht auf etwa 20 000 Kilogramm berechnet worden ist; die Badeeinrichtung bestand in einer tönernen Badewanne. Auf einem Umwege erreichte man nun die unmittelbar neben dem Männersaale gelegene Frauenwohnung (O), die in kleinerem Maßstabe nach dem Vorbilde der Männerwohnung angelegt war und auch des Herdes nicht entbehrte (allerdings ohne die Mittelsäulen). Weiter gelangte man zu einer Anzahl fester Nebenräume (*μυχῷ δόμου ὑψηλοῖο*: Od. *γ* 304), die wohl als Waffensäle und Vorratskammern zu betrachten sind. Bezeichnenderweise entsprechen hier die vorspringenden Ecken der Außenmauer der Anlage der inneren Zimmer. Vom Hinterhofe des Palastes aus, der sich zwischen dem Herrscherhause und der Absperrungsmauer erstreckte, konnte man, dem Haupttore gegenüber, das Freie gewinnen durch einen schmalen, gewundenen Treppenweg (T), der in einem halbkreisförmigen Vorsprunge der Ringmauer ausläuft.

Abb. 52 · Kyklopische Brücke auf der Straße von Mykenä zum Heraion: S. 102

Die Gesamtanlage der Tirynther Burg erhält ihre Signatur durch die meisterhafte Raumverteilung auf beschränktem Terrain. Dadurch wird dieser Palast gewissermaßen zum Typus des festländischen mykenischen Anaktenhauses, das in seiner Disposition im wesentlichen auch dem homerischen Herrscherhause entspricht (Abb. 16).

Die Burg von Mykenä (Abb. 12) liegt im Nordosten der Argolis, 15 Kilometer landeinwärts, in einer Talschlucht wie eine Spinne versteckt. Der Burgfelsen, der bis zu 278 m aufsteigt, ist nach Osten durch einen schmalen Sattel mit dem gegen 800 m hohen Eliasberge verbunden. Nach Südwesten dacht er sich in einer breiten Fläche ab, wo zur mykenischen Zeit eine nur in geringen Ueberresten erhaltene, unbefestigte Unterstadt gelegen war. Der Grundriß der Burg, deren Ausgrabung von Schliemann 1874 begonnen wurde (Schliemann: Mykenä 1878) und seit 1886 unter Tsuntas systematisch fortgeführt ist, bildet ein unregelmäßiges Dreieck, dessen schmalste Spitze nach Osten gekehrt ist. Haupteingang der Burg, durch einen vorgeschobenen

Turm geschützt, war das berühmte Löwentor (bei A des Planes Abb. 11; vgl. Abb. 19), dessen Bauart mit rechteckigen, sorgfältig geschnittenen Quadern einen bedeutenden Fortschritt gegenüber der ‚kyklopischen' Mauerkonstruktion bedeutet und vielleicht einer jüngeren Periode der Burg angehört. Das Material des ganzen Baues ist eine in Mykenä anstehende, weiche Breccia. Ueber der nach oben sich verjüngenden, 3¼ m breiten Türöffnung lagert ein 5 m langer, gegen 2½ m tiefer Türsturz von Stein, über dem eine steinerne Reliefplatte das zur Entlastung im Mauerwerk ausgesparte Dreieck verschließt. Die Löwenköpfe des Reliefs, die aus besonderen Stücken gearbeitet waren, sind verloren gegangen. Die Burgmauer, die dem Rande des Felsens folgt und in einer späteren Entwicklung der Burg einmal nach Osten vorgeschoben worden ist, zeigt bei einer durchschnittlichen Dicke von 3–7 m zumeist die ‚kyklopische' Bauart, denbeim Löwentor angewandten isodomen Quaderbau nur noch bei einem Turme der Südostseite. Ein Nebentor, dem Ausfallpförtchen von Tiryns vergleichbar, lag in der Nordostmauer (B). Nicht weit davon wird die Mauer durch einen geheimen, spitzbogig eingedeckten Gang durchbrochen, der außerhalb der Mauer, zweimal im rechten Winkel umgebogen, noch unterirdisch auf 80 sehr flachen, geschnittenen Stufen abwärts führt. Der Gang mündet an einem viereckigen, in den Felsen eingegrabenen Brunnen, zu dem das Wasser der nordöstlich der Burg entspringenden Perseiaquelle durch Tonröhren hingeleitet wurde. Vom Löwentore führt der Weg ansteigend zu den höheren Teilen der Burg und zuletzt über 20 mit Putz überzogene Steinstufen (F) zu dem rechteckigen, mit Kalk-Estrich versehenen Palasthofe, an den sich das unmittelbar südlich unterhalb des Gipfels gelegene, 1886 von Tsuntas wiedergefundene Herrscherhaus (G) anschloß. Sein Hauptbau war, wie in Tiryns, in Vorhalle, Vorsaal und Megaron (13×11½ m) gegliedert, dessen Mitte wieder von dem runden, gemauerten Herde zwischen vier Holzsäulen eingenommen wurde. Der Aufbau des Herdes weist zwei flache, mehrfach mit Stuck überzogene und bemalte Stufen auf. Die Mauerkonstruktion des Palastes ist dadurch interessant, daß hier auch im Quaderbau Holzbalken verwendet sind, welche die Wand in ihrer ganzen Länge durchziehen. Ein Obergeschoß war vom Palasthofe aus durch eine Treppe zugänglich.

Von den Anlagen innerhalb der Burg verdienen besondere Beachtung die Gräber, die gleich zur Rechten hinter dem Löwentor innerhalb eines kreisrunden, 26½ m im Durchmesser haltenden Platzes gefunden worden sind. Eine Doppelreihe hochgestellter, horizontal verbundener Steinplatten (allerdings erst eine spätere Zutat) umsäumt diesen Friedhof[36]), der sich nach dem Haupttore hin in einem 2 m breiten Zugange öffnete (Abb. 24). In den sechs senkrecht in den Felsen getriebenen Schachtgräbern lagen insgesamt 19 Skelette von Männern und Frauen, zum Teil mit außerordentlich reichen Totengaben, besonders im vierten Grabe. Reliefgeschmückte Grabstelen (Abb. 17) unterschieden wohl die Gräber der Männer und Frauen; den Zwecken des Totenkultus diente eine Opfergrube (Abb. 25). Mit diesen vertikalen

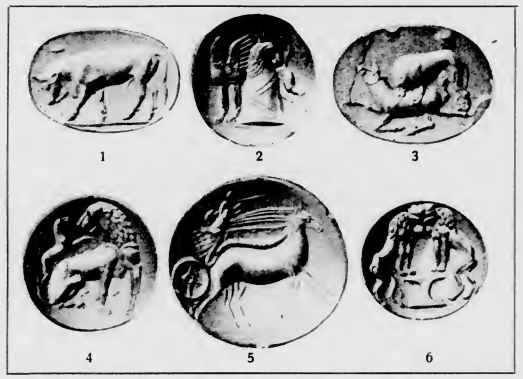


Abb. 53 · Mykenische Gemmen von verschiedenen Fundstellen (Mykenä 4. 6, Vaphio 2. 5, unbekannt 1. 3): S. 79

Schachtgräbern der Burg sind verwandt die zahlreichen, horizontal in den Felsen gehauenen Gräber der Unterstadt von Mykenä, die nach ihrer Gliederung in Dromos (Zugang), Stomion (Türgang) und Grabkammer das Bindeglied zwischen den Burggräbern und den sicher jüngeren Kuppelgräbern der Unterstadt bilden. Das großartigste dieser für die mykenische Kultur charakteristischen Bauwerke ist die im Altertum unter dem Namen ‚Schatzhaus des Atreus' bekannte Anlage (Abb. 34). Ein 35 m langer, 5 m breiter Gang, der in die Abflachung des Hügels eingeschnitten ist, wird von einer schöngefügten Mauer aus geglätteten Brecciaquadern eingefaßt und durch ein $5\frac{1}{2}$ m hohes, im Durchschnitt $2\frac{1}{2}$ m breites, nach oben sich verjüngendes Tor abgeschlossen, das in einen kurzen, mit zwei riesenhaften Steinen überdeckten Türgang führt: der größere dieser Steine mißt gegen $9\times5\times1$ m bei einem Gewichte von 120000 Kilogramm. Das Entlastungsdreieck über der Tür war durch eine ornamentierte rote Porphyrplatte geschlossen und die mit zwei Halbsäulen ausgestattete Fassade reich mit Porphyr, Alabaster und Marmor geschmückt (Rekonstruktion nach den Fragmenten in Abb. 35). Der anschließende Kuppelraum (Tholos), wahrscheinlich ein Heroon zur Darbringung der Totenopfer[37], das nur durch den Türgang eine schwache Beleuchtung erhielt, vergleicht sich einem ungeheuren steinernen Bienenkorbe (daher die englische Bezeichnung ‚beehive tomb') mit $14\frac{1}{4}$ m im unteren Durchmesser und in der Höhe. Die Wandung, die mit Bronzeornamenten verziert war, baut sich ohne tiefere Fundamentierung in 33 Steinringen auf, die durch die hintergefüllten Erdmassen zusammengedrückt werden und sich nach oben vorkragend bis zum Deckenschluß verengen (Abb. 33). Die komplizierte Kurve der Wölbung ist erst nach Versetzung der Steine angearbeitet worden. Vom Kuppelraum trat man endlich zur Rechten in eine viereckige Grabkammer, die in einer Ausdehnung von $6\frac{1}{2}\times7$ m aus dem leichten Brecciafelsen ausgeschnitten, mit skulpierten Alabasterplatten ausgekleidet und mit Bronzeornamenten geschmückt war.

Abb. 54 · Die Goldbecher aus Vaphio ($\frac{1}{4}$): S. 78, 80

Noch sechs andere Kuppelgräber sind bei Mykenä gefunden worden, von denen das sogenannte ‚Schatzhaus der Frau Schliemann' in den Dimensionen dem Atreusgrabe am nächsten steht. Die Tholos dieses Grabes, die in der oberen Hälfte eingestürzt ist, wies konische Form auf; die Halbsäulen vor dem Eingange waren kanneliert. Wichtige Kuppelgräber sind ferner noch aufgedeckt beim argivischen Heraion, bei Vaphio in der Gegend des alten Amyklai in Lakonien, beim Flecken Kampos südlich von Kalamata in Messenien, bei Menidi (dem alten Acharnai) und bei Thorikos in Attika, bei Orchomenos in Böotien, bei Dimini in der Nähe von Volo in Thessalien u. s. w.[37a])

* * *

Die Akropolis von Athen[38]), welche schon die Königsburg der mykenischen Zeit trug, liegt 5 Kilometer vom Meere entfernt auf einem ringsum steil abfallenden, bis zu 156 m ansteigenden Felsen (Abb. 56) am südlichen Ende einer isolierten Hügelkette, die fast den Mittelpunkt einer 22 Kilometer langen, ca. 12 Kilometer breiten, von den Flußläufen des Kephisós und Ilissós bewässerten Ebene bildet. Der Akropolis ist westlich, nur durch eine schmale Schlucht von ihr getrennt, das Felsmassiv des Areopags

(115 m) vorgelagert; und in einiger Entfernung südwestlich streicht von Nordwest nach Südost der langgestreckte Höhenzug des Pnyxgebirges, der in drei Felskuppen (bis 147 m) gipfelt. Auf dem Burgfelsen hat man durch Planierung und Anschüttung eine nur wenig geneigte Fläche von nahezu 300×130 m gewonnen (vgl. Tiryns und das mykenische Troja: letzteres im inneren Durchmesser bis 183 m, Mykenä bis 323 m). Von der in kyklopischer Bauart aufgeführten Festungsmauer, die dem Rande des Felsens folgte und im Süden zugleich als Stützmauer für die Einebnung des Burgplateaus diente, sind bei den Ausgrabungen auf der Burg (1884/90) große Stücke aufgedeckt, später aber zum Teil wieder zugeschüttet worden (auf dem Plane Abb. 55 punktiert). Das bedeutendste Stück dieser sogenannten Pelargischen Mauer, das auch zur klassischen Zeit noch sichtbar war, zieht sich in einer Dicke von 6 m hinter dem Südflügel der jüngeren Propyläen hin. Der Haupteingang der Burg, der späteren Geschlechtern noch als Befestigungsanlage gedient hat, unter Perikles aber durch den Prunkbau der Propyläen ersetzt worden ist, befand sich an der Westseite nach dem Areopag hin. Außerdem sind für die alte Burgbefestigung Nebenaufgänge nachgewiesen, die an der Nordseite lagen und das Burgplateau über Felstreppen (einmal auch durch einen Felskamin) östlich und westlich vom Erechtheion (bei 31 des Planes) erreichten. Hierzu kommt ferner noch vor dem nordwestlichen Flügel der Propyläen (bei 53: vgl. Abb. 57) der gewundene Treppenweg zur alten Burgquelle Klepsydra, der auf mehr als 60 Felsstufen zu einer in den Felsen gehauenen Brunnenkammer führte. Im Innern des Burgraumes sind die Anlagen der mykenischen Zeit fast verschwunden: die spärlichen Ruinen des mykenischen Königspalastes (29) finden sich östlich vom Erechtheion, wo eine alte Felsentreppe unmittelbar ins Freie führt. Eine Unterstadt der mykenischen Zeit ist sehr unsicher geworden, nachdem die sogenannte Pnyx, die ich mit Curtius früher als mykenisch betrachtete, während Dörpfeld sie dem Ende des 6. Jhs. v. Chr. zuschrieb, durch die Ausgrabungen des Jahres 1910 als eine Anlage der frühmakedonischen Zeit erkannt worden ist.[38a]) Böotien, das ich im Frühjahr 1902 durchritt, ist in der griechischen Sage das Land der Minyer, die im Gebiete des Kopaïssees, vor allem an seinem Nordwestufer in der Stadt Orchomenos wohnten. Daneben finden wir die Stammesnamen der Abanten und Hyanten, Aoner, Temmiker und Graer, die auf eine ursprüngliche Vielheit der hier zusammenwohnenden Stämme hindeuten. Dem entspricht die Vielheit der mykenischen Burg- und Stadtanlagen in Böotien, von denen bisher nur zwei genauer untersucht worden sind.[38b]) Die Stadt Orchomenos, deren Reichtum in der ältesten Zeit sprichwörtlich war (Il. I 381), ist lange Zeit nur durch das große Kuppelgrab bekannt gewesen, das im Altertum als das Schatzhaus des Minyas und als eines der bewundernswertesten Bauwerke Griechenlands galt (Pausanias IX 38. 2). Das Grab, das am äußersten Ostabhange des langgestreckten Akontiongebirges liegt (vgl. den Plan Abb. 60), ist von Schliemann im Jahre 1880 ausgegraben worden. In den Abmessungen und in der Ausstattung steht es hinter dem mykenischen ‚Atreusgrabe' kaum zurück; aber seine Erhaltung ist wesentlich schlechter, da der Dromos fast in seiner ganzen Länge zerstört ist und von den Steinlagen des Kuppelraumes nur die unteren fünf vollständig erhalten sind (Abb. 62). Ueber der Türöffnung liegt noch einer der gewaltigen Türsturzsteine (Abb. 61). Besser konserviert war nur die innere Grabkammer, in der vor allem die skulpierten Deckplatten von grünlichem Kalkschiefer Beachtung verdienen (Abb. 63). Die starke Zerstörung des Baues erklärt sich aus der Weichheit und leichteren Vergänglichkeit des verwendeten Materials, graublauen Livadiamarmors. Den Königspalast suchte man auf dem niedrigen Plateau, das sich gerade oberhalb der berühmten, am Nordfuße des Berges entspringenden Akidaliaquelle erstreckt. Bei den Ausgrabungen indessen, die 1903 und 1905 unter Furtwänglers und Bulles Leitung vorgenommen wurden, fand man hier zwar, wie in Troja, mehrere Kulturschichten übereinander (vier Schichten bis zum Ende der mykenischen Periode); in der untersten primitive Rundbauten und Bestattungsanlagen der vormykenischen Epoche, bei denen die Leichen in Hockerstellung in Lehmziegelsärge eingezwängt waren. In einem Gra-

Schachtgräbern der Burg sind verwandt die zahlreichen, horizontal in den Felsen gehauenen Gräber der Unterstadt von Mykenä, die nach ihrer Gliederung in Dromos (Zugang), Stomion (Türgang) und Grabkammer das Bindeglied zwischen den Burggräbern und den sicher jüngeren Kuppelgräbern der Unterstadt bilden. Das großartigste dieser für die mykenische Kultur charakteristischen Bauwerke ist die im Altertum unter dem Namen ‚Schatzhaus des Atreus' bekannte Anlage (Abb. 34). Ein 35 m langer, 5 m breiter Gang, der in die Abflachung des Hügels eingeschnitten ist, wird von einer schöngefügten Mauer aus geglätteten Brecciaquadern eingefaßt und durch ein $5^1/_2$ m hohes, im Durchschnitt $2^1/_2$ m breites, nach oben sich verjüngendes Tor abgeschlossen, das in einen kurzen, mit zwei riesenhaften Steinen überdeckten Türgang führt: der größere dieser Steine mißt gegen 9×5×1 m bei einem Gewichte von 120000 Kilogramm. Das Entlastungsdreieck über der Tür war durch eine ornamentierte rote Porphyrplatte geschlossen und die mit zwei Halbsäulen ausgestattete Fassade reich mit Porphyr, Alabaster und Marmor geschmückt (Rekonstruktion nach den Fragmenten in Abb. 35). Der anschließende Kuppelraum (Tholos), wahrscheinlich ein Heroon zur Darbringung der Totenopfer[37]), das nur durch den Türgang eine schwache Beleuchtung erhielt, vergleicht sich einem ungeheuren steinernen Bienenkorbe (daher die englische Bezeichnung ‚beehive tomb') mit $14^1/_4$ m im unteren Durchmesser und in der Höhe. Die Wandung, die mit Bronzeornamenten verziert war, baut sich ohne tiefere Fundamentierung in 33 Steinringen auf, die durch die hintergefüllten Erdmassen zusammengedrückt werden und sich nach oben vorkragend bis zum Deckenschluß verengen (Abb. 33). Die komplizierte Kurve der Wölbung ist erst nach Versetzung der Steine angearbeitet worden. Vom Kuppelraum trat man endlich zur Rechten in eine viereckige Grabkammer, die in einer Ausdehnung von $6^1/_2$×7 m aus dem leichten Brecciafelsen ausgeschnitten, mit skulpierten Alabasterplatten ausgekleidet und mit Bronzeornamenten geschmückt war.

Abb. 54 · Die Goldbecher aus Vaphio ($^1/_4$): S. 78, 80

Noch sechs andere Kuppelgräber sind bei Mykenä gefunden worden, von denen das sogenannte ‚Schatzhaus der Frau Schliemann' in den Dimensionen dem Atreusgrabe am nächsten steht. Die Tholos dieses Grabes, die in der oberen Hälfte eingestürzt ist, wies konische Form auf; die Halbsäulen vor dem Eingange waren kanneliert. Wichtige Kuppelgräber sind ferner noch aufgedeckt beim argivischen Heraion, bei Vaphio in der Gegend des alten Amyklai in Lakonien, beim Flecken Kampos südlich von Kalamata in Messenien, bei Menidi (dem alten Acharnai) und bei Thorikos in Attika, bei Orchomenos in Böotien, bei Dimini in der Nähe von Volo in Thessalien u. s. w.[37a])

* * *

Die Akropolis von Athen[38]), welche schon die Königsburg der mykenischen Zeit trug, liegt 5 Kilometer vom Meere entfernt auf einem ringsum steil abfallenden, bis zu 156 m ansteigenden Felsen (Abb. 56) am südlichen Ende einer isolierten Hügelkette, die fast den Mittelpunkt einer 22 Kilometer langen, ca. 12 Kilometer breiten, von den Flußläufen des Kephisós und Ilissós bewässerten Ebene bildet. Der Akropolis ist westlich, nur durch eine schmale Schlucht von ihr getrennt, das Felsmassiv des Areopags

(115 m) vorgelagert; und in einiger Entfernung südwestlich streicht von Nordwest nach Südost der langgestreckte Höhenzug des Pnyxgebirges, der in drei Felskuppen (bis 147 m) gipfelt. Auf dem Burgfelsen hat man durch Planierung und Anschüttung eine nur wenig geneigte Fläche von nahezu 300×130 m gewonnen (vgl. Tiryns und das mykenische Troja: letzteres im inneren Durchmesser bis 183 m, Mykenä bis 323 m). Von der in kyklopischer Bauart aufgeführten Festungsmauer, die dem Rande des Felsens folgte und im Süden zugleich als Stützmauer für die Einebnung des Burgplateaus diente, sind bei den Ausgrabungen auf der Burg (1884/90) große Stücke aufgedeckt, später aber zum Teil wieder zugeschüttet worden (auf dem Plane Abb. 55 punktiert). Das bedeutendste Stück dieser sogenannten Pelargischen Mauer, das auch zur klassischen Zeit noch sichtbar war, zieht sich in einer Dicke von 6 m hinter dem Südflügel der jüngeren Propyläen hin. Der Haupteingang der Burg, der späteren Geschlechtern noch als Befestigungsanlage gedient hat, unter Perikles aber durch den Prunkbau der Propyläen ersetzt worden ist, befand sich an der Westseite nach dem Areopag hin. Außerdem sind für die alte Burgbefestigung Nebenaufgänge nachgewiesen, die an der Nordseite lagen und das Burgplateau über Felstreppen (einmal auch durch einen Felskamin) östlich und westlich vom Erechtheion (bei 31 des Planes) erreichten. Hierzu kommt ferner noch vor dem nordwestlichen Flügel der Propyläen (bei 53: vgl. Abb. 57) der gewundene Treppenweg zur alten Burgquelle Klepsydra, der auf mehr als 60 Felsstufen zu einer in den Felsen gehauenen Brunnenkammer führte. Im Innern des Burgraumes sind die Anlagen der mykenischen Zeit fast verschwunden: die spärlichen Ruinen des mykenischen Königspalastes (29) finden sich östlich vom Erechtheion, wo eine alte Felsentreppe unmittelbar ins Freie führt. Eine Unterstadt der mykenischen Zeit ist sehr unsicher geworden, nachdem die sogenannte Pnyx, die ich mit Curtius früher als mykenisch betrachtete, während Dörpfeld sie dem Ende des 6. Jhs. v. Chr. zuschrieb, durch die Ausgrabungen des Jahres 1910 als eine Anlage der frühmakedonischen Zeit erkannt worden ist.[38a]) ≈≈≈≈

Böotien, das ich im Frühjahr 1902 durchritt, ist in der griechischen Sage das Land der Minyer, die im Gebiete des Kopaïssees, vor allem an seinem Nordwestufer in der Stadt Orchomenos wohnten. Daneben finden wir die Stammesnamen der Abanten und Hyanten, Aoner, Temmiker und Graer, die auf eine ursprüngliche Vielheit der hier zusammenwohnenden Stämme hindeuten. Dem entspricht die Vielheit der mykenischen Burg- und Stadtanlagen in Böotien, von denen bisher nur zwei genauer untersucht worden sind.[38b]) Die Stadt Orchomenos, deren Reichtum in der ältesten Zeit sprichwörtlich war (Il. I 381), ist lange Zeit nur durch das große Kuppelgrab bekannt gewesen, das im Altertum als das Schatzhaus des Minyas und als eines der bewundernswertesten Bauwerke Griechenlands galt (Pausanias IX 38. 2). Das Grab, das am äußersten Ostabhange des langgestreckten Akontiongebirges liegt (vgl. den Plan Abb. 60), ist von Schliemann im Jahre 1880 ausgegraben worden. In den Abmessungen und in der Ausstattung steht es hinter dem mykenischen ‚Atreusgrabe' kaum zurück; aber seine Erhaltung ist wesentlich schlechter, da der Dromos fast in seiner ganzen Länge zerstört ist und von den Steinlagen des Kuppelraumes nur die unteren fünf vollständig erhalten sind (Abb. 62). Ueber der Türöffnung liegt noch einer der gewaltigen Türsturzsteine (Abb. 61). Besser konserviert war nur die innere Grabkammer, in der vor allem die skulpierten Deckplatten von grünlichem Kalkschiefer Beachtung verdienen (Abb. 63). Die starke Zerstörung des Baues erklärt sich aus der Weichheit und leichteren Vergänglichkeit des verwendeten Materials, graublauen Livadiamarmors. Den Königspalast suchte man auf dem niedrigen Plateau, das sich gerade oberhalb der berühmten, am Nordfuße des Berges entspringenden Akidaliaquelle erstreckt. Bei den Ausgrabungen indessen, die 1903 und 1905 unter Furtwänglers und Bulles Leitung vorgenommen wurden, fand man hier zwar, wie in Troja, mehrere Kulturschichten übereinander (vier Schichten bis zum Ende der mykenischen Periode); in der untersten primitive Rundbauten und Bestattungsanlagen der vormykenischen Epoche, bei denen die Leichen in Hockerstellung in Lehmziegelsärge eingezwängt waren. In einem Gra-

ben kamen auch einige Fragmente von mykenischen Wandmalereien ans Licht. Aber von einem Palaste der mykenischen Zeit fand man hier keine sichere Spur. Die wichtigste Fundstätte von Wandmalereien war am Fuße des Hügels nahe dem Panagiakloster, wo Teile eines prozessionsartigen Aufzuges (vgl. Knosos) und die Darstellung zweier, nur an den Hüften bekleideter Springer (vgl. die Elfenbeinfigur aus Knosos Abb. 84) entdeckt wurden: aber auch hier ohne die Spur einer mykenischen Architektur. Auch eine Kugelkanne mit kretischer Linearschrift, offenbar kretische Importware, wurde gefunden. Das wichtigste Ergebnis der Ausgrabungen ist hiernach die Feststellung eines Zusammenhanges mit der kretischen Kultur, vor allem im Stil der figürlichen und dekorativen Wandmalereien.[38c])

Die andere Siedelung der mykenischen Periode in Böotien, die wir genauer kennen, ist die Stadt im Nordosten des in der Neuzeit wieder trocken gelegten Kopaïssees, etwa 10 Minuten vom östlichen Ufer auf einer Felseninsel (Gla oder Gulás) erbaut.[39]) Die gewaltige, fast 6 m starke kyklopische Mauer (Abb. 65) folgt dem Felsrande, dessen niedrigste Stelle nur 12 m über der Ebene liegt. Der innere Durchmesser der Mauer, die keine vorspringenden Türme aufweist, beträgt nicht weniger als 865 m, so daß hier eine städtische Siedelung angenommen werden muß (Abb. 64). Wiederum treffen wir hier auf die merkwürdigen Mauernasen, die im Durchschnitt 25 bis 40 cm tief in regelmäßigen Abständen von 9—10 m die Fluchtlinie der Mauer unterbrechen. Vier Tore, darunter zwei Mausefallentore (A und C) und ein Doppeltor (B), lassen sich noch mit hinreichender Sicherheit konstatieren. Der Königspalast, hart am Nordrande auf der höchsten Erhebung des Felsens (70 m), bestand aus zwei Häusern, die 80 und 72½ m lang im rechten Winkel aneinander stießen. In jedem dieser Flügel befanden sich wieder zwei voneinander unabhängige Wohnungen (Vorraum und Megaron), die man durch selbständige, voreinander herlaufende Korridore betrat. Vor der gesamten Palastanlage auf dem nach Süden abfallenden Terrain dehnte sich ein von langgezogenen Hallen umschlossener freier Platz aus, der wohl als die Agora, der Marktplatz der Stadt, betrachtet werden darf. Der Name der Stadt ist verschollen.[40]) Ihre Anlage aber ist nur zu verstehen in Verbindung mit einer Trockenlegung des Sees, die schon in der griechischen Frühzeit einmal, nach der Sage durch die Minyer, erfolgt ist. Heute sind noch die Ueberreste uralter Deichbauten vorhanden, die der Natur des Sees und seiner Ufer meisterhaft angepaßt sind. Damit gehören die 23 natürlichen Kanäle (Katawothren) zusammen, die das im Osten den See begrenzende Gebirge durchbrechen und schon im

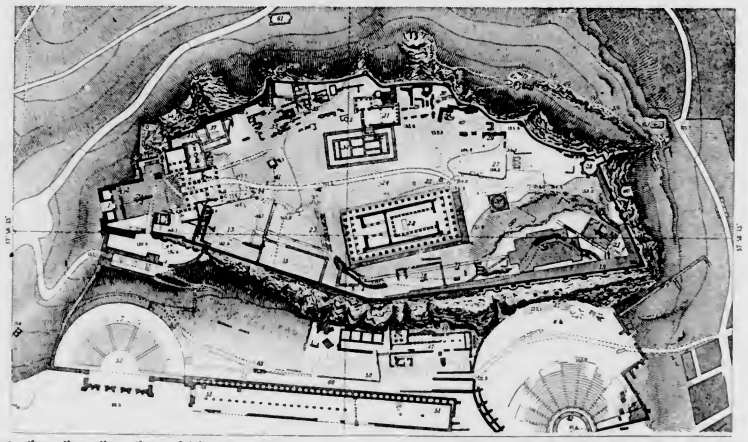


Abb. 55 · Plan der Akropolis von Athen: S. 65

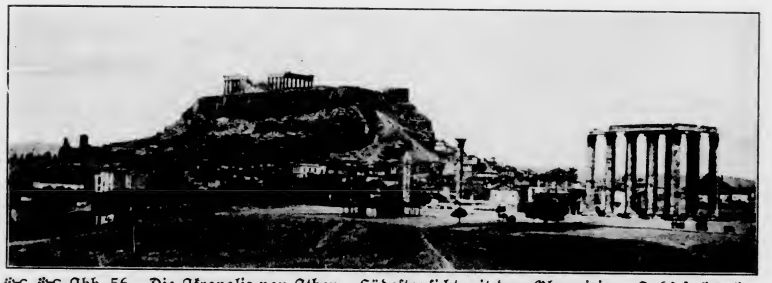


Abb. 56 · Die Akropolis von Athen · Südostansicht mit dem Olympieion: S. 64 f.

Altertum künstlich erweitert worden sind, um dem See einen freieren Abfluß zu verschaffen. Ein ganzes System kleiner mykenischer Burgen und Befestigungen aber umzieht den Nordrand des Sees und beherrscht die Verbindungswege nach dem nur 10 Kilometer entfernten euböischen Meere (vgl. Noack S. 441 f. und unten S. 104).

* * *

Unter den Inseln ist Melos, die südlichste der Kykladen, durch eine trutzige Burganlage bemerkenswert, die am Nordufer der Insel hart über dem Meere bei dem Orte Phylakopí liegt und von den Engländern unter der Leitung von Cecil Smith 1896—1899 ausgegraben worden ist (Abb. 67). Die Wellen haben den weichen Tuffsteinfelsen, auf dem die Stadt sich erhob, unterspült und teilweise zum Einsturze gebracht: und damit ist die ganze nördliche Stadtmauer ins Meer gesunken. Innerhalb der Burg (200×80 m Durchmesser mit 20000 qm Flächenraum), wo die Ruinen von Hausmauern wirr durcheinander ziehen, lassen sich vier Besiedelungsschichten unterscheiden, von denen die mykenische die jüngste ist.[41]) Die älteste Siedelung in primitiven Lehmhütten war jedenfalls schon zur Ausbeutung und zum Schutze der reichen, vulkanischen Obsidianlager der Insel angelegt worden (vgl. S. 53). Auch die zweite Siedelung, bereits stadtartig (I) und etwa gleichzeitig mit Troja II, war noch unbefestigt. Die Befestigungsanlage, 6 m dick, gehört der dritten, noch vormykenischen Schicht (II. Stadt, etwa 1800—1500) an, deren Hausbauten, durch 1½ m breite Gassen getrennt, viel sorgfältiger und regelmäßiger als früher ausgeführt sind. Die hier gefundenen Reste von Wandmalereien, vor allem ein Fries mit fliegenden Fischen, zeigen in ihrer lebensvollen, bunten Durchführung kretischen Einfluß, der auch in den aus Kreta importierten Kamares- und Steatitvasen deutlich wird. In der vierten Schicht aus der eigentlich ‚mykenischen' Zeit (III. Stadt, etwa 1500—1200) ist die Befestigung der vorherigen Siedelung wieder hergestellt worden. Jetzt bestand an der Nordostseite der Stadt ein Palast, der bedeutsame Aehnlichkeiten mit festländischen Anlagen aufweist: im Megaron (6×8 m) ein viereckiger Herd, davor eine offene Halle, an der Ostseite durch einen Gang getrennt viele kleine Zimmer, Frauenräume oder Magazine. Die Lebensfähigkeit der Siedelung ging zu Ende, als durch den immer wachsenden Gebrauch der Bronze der Obsidianexport aufhörte.

Auf Kreta ist der mittlere Teil der langgedehnten Insel das Zentrum der mykenischen Kultur. Hier in dem fruchtbaren Hügellande, das sich durch die ganze Breite der Insel hindurchzieht, lagen die griechischen Städte Knosos, Gortyn, Lyktos, Miletos, Lykastos, Phaistos und Rhytion, die der homerische Schiffskatalog (Il. B 645 f.) erwähnt. Die nichthellenischen Elemente dagegen saßen zur historischen Zeit noch in den gebirgigen östlichen und westlichen Teilen der Insel mit der Hauptstadt Praisos im westlichen Binnenlande.[42]) Die hochberühmte Kapitale der Insel zur mykenischen Zeit, die Residenz des Zeussohnes Minos und seiner Nachkommen, war Knosos, die ‚große Stadt' (Od. τ 178), die ‚weiträumige' (Il. Σ 591), die gerade inmitten der Nordküste, etwa eine Stunde vom Meere entfernt, am östlichen Abhange

ben kamen auch einige Fragmente von mykenischen Wandmalereien ans Licht. Aber von einem Palaste der mykenischen Zeit fand man hier keine sichere Spur. Die wichtigste Fundstätte von Wandmalereien war am Fuße des Hügels nahe dem Panagiakloster, wo Teile eines prozessionsartigen Aufzuges (vgl. Knosos) und die Darstellung zweier, nur an den Hüften bekleideter Springer (vgl. die Elfenbeinfigur aus Knosos Abb. 84) entdeckt wurden: aber auch hier ohne die Spur einer mykenischen Architektur. Auch eine Kugelkanne mit kretischer Linearschrift, offenbar kretische Importware, wurde gefunden. Das wichtigste Ergebnis der Ausgrabungen ist hiernach die Feststellung eines Zusammenhanges mit der kretischen Kultur, vor allem im Stil der figürlichen und dekorativen Wandmalereien.[38]) ∞

Die andere Siedelung der mykenischen Periode in Böotien, die wir genauer kennen, ist die Stadt im Nordosten des in der Neuzeit wieder trocken gelegten Kopaïsees, etwa 10 Minuten vom östlichen Ufer auf einer Felseninsel (Gla oder Gulás) erbaut.[39]) Die gewaltige, fast 6 m starke kyklopische Mauer (Abb. 65) folgt dem Felsrande, dessen niedrigste Stelle nur 12 m über der Ebene liegt. Der innere Durchmesser der Mauer, die keine vorspringenden Türme aufweist, beträgt nicht weniger als 865 m, so daß hier eine städtische Siedelung angenommen werden muß (Abb. 64). Wiederum treffen wir hier auf die merkwürdigen Mauernasen, die im Durchschnitt 25 bis 40 cm tief in regelmäßigen Abständen von 9—10 m die Fluchtlinie der Mauer unterbrechen. Vier Tore, darunter zwei Mausefallentore (A und C) und ein Doppeltor (B), lassen sich noch mit hinreichender Sicherheit konstatieren. Der Königspalast, hart am Nordrande auf der höchsten Erhebung des Felsens (70 m), bestand aus zwei Häusern, die 80 und 72½ m lang im rechten Winkel aneinander stießen. In jedem dieser Flügel befanden sich wieder zwei voneinander unabhängige Wohnungen (Vorraum und Megaron), die man durch selbständige, voreinander herlaufende Korridore betrat. Vor der gesamten Palastanlage auf dem nach Süden abfallenden Terrain dehnte sich ein von langgezogenen Hallen umschlossener freier Platz aus, der wohl als die Agora, der Marktplatz der Stadt, betrachtet werden darf. ∞ Der Name der Stadt ist verschollen.[40]) Ihre Anlage aber ist nur zu verstehen in Verbindung mit einer Trockenlegung des Sees, die schon in der griechischen Frühzeit einmal, nach der Sage durch die Minyer, erfolgt ist. Heute sind noch die Ueberreste uralter Deichbauten vorhanden, die der Natur des Sees und seiner Ufer meisterhaft angepaßt sind. Damit gehören die 23 natürlichen Kanäle (Katawothren) zusammen, die das im Osten den See begrenzende Gebirge durchbrechen und schon im

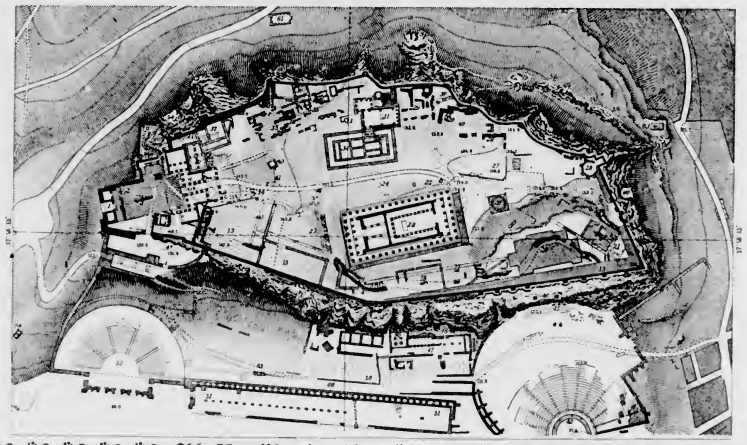


Abb. 55 · Plan der Akropolis von Athen: S. 65

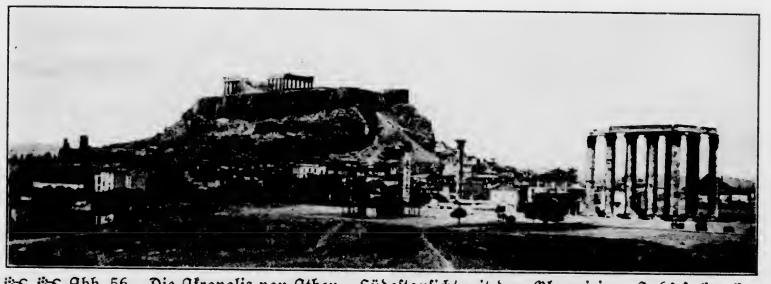


Abb. 56 · Die Akropolis von Athen · Südostansicht mit dem Olympieion: S. 64 f.

Altertum künstlich erweitert worden sind, um dem See einen freieren Abfluß zu verschaffen. Ein ganzes System kleiner mykenischer Burgen und Befestigungen aber umzieht den Nordrand des Sees und beherrscht die Verbindungswege nach dem nur 10 Kilometer entfernten euböischen Meere (vgl. Noack S. 441 f. und unten S. 104). ∞∞

* * *

Unter den Inseln ist Melos, die südlichste der Kykladen, durch eine trutzige Burganlage bemerkenswert, die am Nordufer der Insel hart über dem Meere bei dem Orte Phylakopí liegt und von den Engländern unter der Leitung von Cecil Smith 1896—1899 ausgegraben worden ist (Abb. 67). Die Wellen haben den weichen Tuffsteinfelsen, auf dem die Stadt sich erhob, unterspült und teilweise zum Einsturze gebracht: und damit ist die ganze nördliche Stadtmauer ins Meer gesunken. Innerhalb der Burg (200×80 m Durchmesser mit 20000 qm Flächenraum), wo die Ruinen von Hausmauern wirr durcheinander ziehen, lassen sich vier Besiedelungsschichten unterscheiden, von denen die mykenische die jüngste ist.[41]) Die älteste Siedelung in primitiven Lehmhütten war jedenfalls schon zur Ausbeutung und zum Schutze der reichen, vulkanischen Obsidianlager der Insel angelegt worden (vgl. S. 53). Auch die zweite Siedelung, bereits stadtartig (I) und etwa gleichzeitig mit Troja II, war noch unbefestigt. Die Befestigungsanlage, 6 m dick, gehört der dritten, noch vormykenischen Schicht (II. Stadt, etwa 1800—1500) an, deren Hausbauten, durch 1½ m breite Gassen getrennt, viel sorgfältiger und regelmäßiger als früher ausgeführt sind. Die hier gefundenen Reste von Wandmalereien, vor allem ein Fries mit fliegenden Fischen, zeigen in ihrer lebensvollen, bunten Durchführung kretischen Einfluß, der auch in den aus Kreta importierten Kamares- und Steatitvasen deutlich wird. In der vierten Schicht aus der eigentlich ‚mykenischen' Zeit (III. Stadt, etwa 1500—1200) ist die Befestigung der vorherigen Siedelung wieder hergestellt worden. Jetzt bestand an der Nordostseite der Stadt ein Palast, der bedeutsame Aehnlichkeiten mit festländischen Anlagen aufweist: im Megaron (6×8 m) ein viereckiger Herd, davor eine offene Halle, an der Ostseite durch einen Gang getrennt viele kleine Zimmer, Frauenräume oder Magazine. Die Lebensfähigkeit der Siedelung ging zu Ende, als durch den immer wachsenden Gebrauch der Bronze der Obsidianexport aufhörte. ∞∞∞∞∞∞∞

Auf Kreta ist der mittlere Teil der langgedehnten Insel das Zentrum der mykenischen Kultur. Hier in dem fruchtbaren Hügellande, das sich durch die ganze Breite der Insel hindurchzieht, lagen die griechischen Städte Knosos, Gortyn, Lyktos, Miletos, Lykastos, Phaistos und Rhytion, die der homerische Schiffskatalog (Il. B 645 f.) erwähnt. Die nichthellenischen Elemente dagegen saßen zur historischen Zeit noch in den gebirgigen östlichen und westlichen Teilen der Insel mit der Hauptstadt Praisos im westlichen Binnenlande.[42]) Die hochberühmte Kapitale der Insel zur mykenischen Zeit, die Residenz des Zeussohnes Minos und seiner Nachkommen, war Knosos, die ‚große Stadt' (Od. τ 178), die ‚weiträumige' (Il. Σ 591), die gerade inmitten der Nordküste, etwa eine Stunde vom Meere entfernt, am östlichen Abhange

eines niedrigen Hügelplateaus gelegen war (Abb. 69). Die Ruinen des großartigen minoischen Palastes, die bereits Schliemann auszugraben beabsichtigt hatte, sind vom Jahre 1900 an durch die Engländer unter Leitung von Arthur Evans freigelegt worden[43]): ich habe sie im Frühjahr 1902 unter Führung von Dörpfeld und Evans studieren können.

Die Anlage des Palastes (vgl. den Plan Abb. 68) gruppiert sich als ein offener Prunkbau um einen großen Binnenhof. Die Hauptzugänge lagen im Norden, wo dem Eingang ein Portikus mit einer Doppelreihe viereckiger Pfeiler vorgelegt war, und im Westen, wo ein großer, mit Steinplatten gepflasterter und mit rotem Stuck überzogener Vorhof vor einem Torgebäude (mit Einer Säule zwischen Anten) sich ausdehnte (E F 2). Von hier gelangte man in mehrfacher Biegung des Weges durch einen langen, 3,30 m breiten Korridor, dessen Wände nach ägyptischer Manier mit Prozessionszügen bemalt waren, in einen Altarhof (E 4.5), wo wohl der Zugang zu den Haupträumen des Obergeschosses lag. Weiterhin erreichte man den gepflasterten Binnenhof (60 × 25 m), über den sich nach Osten die Palastanlage den Hügelabhang hinab fortsetzte, dem Höhenunterschied entsprechend in wenigstens drei Etagen übereinander angelegt (vgl. Abb. 82 bei E F 9 des Planes). Schön gebaute, bequeme Steintreppen vermittelten die Verbindung zwischen den verschiedenen Stockwerken; kleine Binnenhöfe dienten als Lichtschachte.[43a])

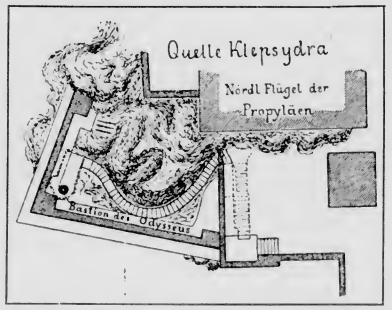


Abb. 57 · Plan der Klepsydraquelle auf der Akropolis von Athen: S. 65

Der Oberbau am westlichen Vorhofe, der große Säle enthielt, ist zerstört, doch ermöglicht uns die Anlage der Souterrains mit den nach dem Vorhofe hin vorspringenden Ecken (vgl. Tiryns) die Rekonstruktion des Planes. Dies Kellergeschoß im Westbau ist bemerkenswert, da hier, den Galerien von Tiryns vergleichbar, 18 schmale, leicht zu überdeckende Räume von verschiedener Länge auf einen 3,40 m breiten Korridor sich öffnen, der die ganze Länge des Palastes nordsüdlich durchzieht (Abb. 73). Das waren offenbar die Magazine des Palastes; denn hier stehen an den Wänden noch in langen Reihen die roh verzierten, zum Teil mannshohen Pithoi, Tonkrüge, die zur Aufbewahrung von Oel, Wein, Getreide u. s. w. dienten. In einigen Kammern (4 bis 11, dann 13) sind viereckige Behälter in den Boden eingesenkt, mit dünnen Alabasterplatten ausgestellt, mit Blei vergossen und mit einer genau passenden Steinplatte abgedeckt. Einige dieser Behälter haben einen doppelten Boden, der sie zu geheimen Schatzkammern geeignet machte. Das Gewirr dieser Gänge und Kammern im knosischen Palaste läßt uns an die Sage vom Labyrinth (vgl. Kretschmer S. 404) denken, das als die von Daidalos erbaute (Il. Σ 592), bei Knosos gelegene Wohnung des stierköpfigen Minotauros (Abb. 72) galt.[43b])

Von Einzelheiten der Anlage ist hier ein kleines Sanktuarium (bei D 9.10) zu nennen, in welchem eine große Zahl von Idolen (Abb. 74) und anderen Kultgegenständen noch an ihrem ursprünglichen Standorte gefunden worden ist.[43c]) Weiter erwähne ich das sogenannte ‚Thronzimmer' im Kellergeschoß (K 5. 6: Abb. 77), zu dem vom Binnenhof ein mit Steinbänken versehener Vorraum hinabführte. Im Hauptraume steht zur Rechten in der Mitte der Wand ein steinerner, Holzformen imitierender Thronsessel mit einer merkwürdigen, eichblattförmig geschweiften Rücklehne. Der Sitz ist der Körperform entsprechend ausgeschnitten. An den Thron schließen sich Steinbänke an, und gegenüber führt eine Treppe in einen tieferen, ungedeckten Raum (2,90 × 2,44 m), zu dem

sich der Prospekt zwischen zwei Holzsäulen und der hölzernen Ante einer Quermauer öffnete. Die eigentliche Bestimmung des Raumes ist unsicher, da ein Wasserabfluß fehlt. Dennoch ist wohl an eine Badeanlage (mit Badewanne) oder einen Kühlraum für sommerliche Hitze zu denken.[43d])

Eine Ueberraschung des Jahres 1903 war die Auffindung eines primitiven Theaters für etwa 500 Personen, das auf unserm Plan noch nicht verzeichnet ist. An der Nordgrenze des gepflasterten Nordwesthofes stoßen zwei breite Treppen (die östliche mit 18 Stufen) im rechten Winkel zusammen, so daß zwischen ihnen eine Art viereckiger Bastion mit gepflastertem Fußboden liegen bleibt. Da die zum Teil durch eine Mauer abgesperrten Treppen nicht als Zugangswege gedient haben können, so dürfen wir hier, wie in der entsprechenden Anlage von Phaistos, einen Zuschauerraum für Schaustellungen (Kulthandlungen oder Spiele) erkennen, die in dem von den Treppen begrenzten viereckigen Höfchen vor sich gingen.[43e])

Der ganze Palast ist sehr gut kanalisiert und mit einer Wasserleitung versehen, deren Tonröhren konische Form mit einem Wulste nahe der Spitze haben.[44]) Im Ostbau hat sich auch der steinerne Unterbau einer Oelpresse primitiver Art erhalten (H 10): ein breiter Stein mit einer viereckigen Höhlung, von der ein vertiefter Kanal das ausgepreßte Oel zu Vorratsräumen mit Pithoi hinleitete.

Abb. 58 · Tönerner Schriftdiskos aus Phaistos (2/3). II Anm. 47a

Für die Bauart des Palastes ist bezeichnend die Verwendung von Orthostaten, großen aufrecht stehenden Alabasterplatten, zu Sockeln der aufgehenden Mauern. Die Füllung zwischen den Orthostaten bestand aus kleinen Steinen mit Lehm, woraus auch die oberen Mauern erbaut waren. Zur Festigung waren als Fachwerk Holzbalken eingefügt, deren Verwendung hier vereinzelt auch in den Quaderbau übernommen ist (vgl. Mykenä). In den Souterrains, über denen an mehreren Stellen noch der Fußboden erhalten ist (vgl. Abb. 82), bestehen die Innenmauern aus kleinen Steinen mit Stuckverputz, Fußboden und Türeingänge aber aus Alabasterplatten, die in der Nähe von Knosos gebrochen wurden.

Der Palast, der in vielhundertjährigem Bestande zu verschiedenen Zeiten umgebaut und erweitert worden ist (besonders im Osten), dürfte spätestens wohl im 13./12. Jh. v. Chr. zerstört worden sein. Sehr kontrovers aber ist die Abgrenzung und die Zeitbestimmung der verschiedenen Bauperioden, womit sich die Frage nach den Trägern der kretischen Kultur in ihren verschiedenen Epochen verbindet (vgl. S. 55). Die richtige Einschätzung der Keramik ist hier von der größten Bedeutung.[45])

Ein zweiter großer minoischer Palast auf Kreta ist von italienischen Gelehrten unter Federico Halbherr, dem ich eine Reihe interessanter Photographien verdanke, seit 1900 in Phaistos wiederaufgedeckt worden, das etwa 4 Kilometer von der mittleren Südküste der Insel im Lethaiostal gelegen war (vgl. Monumenti antichi XII 1902 S. 1 f.). Auf der östlichen (3.) Erhebung eines westöstlich ziehenden isolierten Hügelrückens, der in drei Akropolen gipfelt, ist 65 m über dem Meere durch Aufschüttung und Nivellierung in vier Terrassen ein Plateau von 110 × 100 m gewonnen, das sich nach Nordosten halbkreisförmig erweitert. Hier stand der königliche Palast, dessen Anlage (vgl. den Plan Abb. 88) einfacher, aber auch einheitlicher und übersichtlicher, dessen Er-

eines niedrigen Hügelplateaus gelegen war (Abb. 69). Die Ruinen des großartigen minoischen Palastes, die bereits Schliemann auszugraben beabsichtigt hatte, sind vom Jahre 1900 an durch die Engländer unter Leitung von Arthur Evans freigelegt worden[43]: ich habe sie im Frühjahr 1902 unter Führung von Dörpfeld und Evans studieren können.

Die Anlage des Palastes (vgl. den Plan Abb. 68) gruppiert sich als ein offener Prunkbau um einen großen Binnenhof. Die Hauptzugänge lagen im Norden, wo dem Eingang ein Portikus mit einer Doppelreihe viereckiger Pfeiler vorgelegt war, und im Westen, wo ein großer, mit Steinplatten gepflasterter und mit rotem Stuck überzogener Vorhof vor einem Torgebäude (mit Einer Säule zwischen Anten) sich ausdehnte (E F 2). Von hier gelangte man in mehrfacher Biegung des Weges durch einen langen, 3,30 m breiten Korridor, dessen Wände nach ägyptischer Manier mit Prozessionszügen bemalt waren, in einen Altarhof (E 4.5), wo wohl der Zugang zu den Haupträumen des Obergeschosses lag. Weiterhin erreichte man den gepflasterten Binnenhof (60 × 25 m), über den sich nach Osten die Palastanlage den Hügelabhang hinab fortsetzte, dem Höhenunterschied entsprechend in wenigstens drei Etagen übereinander angelegt (vgl. Abb. 82 bei E F 9 des Planes). Schön gebaute, bequeme Steintreppen vermittelten die Verbindung zwischen den verschiedenen Stockwerken; kleine Binnenhöfe dienten als Lichtschachte.[43a] Der Oberbau am westlichen Vorhofe, der große Säle enthielt, ist zerstört, doch ermöglicht uns die Anlage der Souterrains mit den nach dem Vorhofe hin vorspringenden Ecken (vgl. Tiryns) die Rekonstruktion des Planes. Dies Kellergeschoß im Westbau ist bemerkenswert, da hier, den Galerien von Tiryns vergleichbar, 18 schmale, leicht zu überdeckende Räume von verschiedener Länge auf einen 3,40 m breiten Korridor sich öffnen, der die ganze Länge des Palastes nordsüdlich durchzieht (Abb. 73). Das waren offenbar die Magazine des Palastes; denn hier stehen an den Wänden noch in langen Reihen die roh verzierten, zum Teil mannshohen Pithoi, Tonkrüge, die zur Aufbewahrung von Oel, Wein, Getreide u. s. w. dienten. In einigen Kammern (4 bis 11, dann 13) sind viereckige Behälter in den Boden eingesenkt, mit dünnen Alabasterplatten ausgestellt, mit Blei vergossen und mit einer genau passenden Steinplatte abgedeckt. Einige dieser Behälter haben einen doppelten Boden, der sie zu geheimen Schatzkammern geeignet machte. Das Gewirr dieser Gänge und Kammern im knosischen Palaste läßt uns an die Sage vom Labyrinth (vgl. Kretschmer S. 404) denken, das als die von Daidalos erbaute (Il. Σ 592), bei Knosos gelegene Wohnung des stierköpfigen Minotauros (Abb. 72) galt.[43b] Von Einzelheiten der Anlage ist hier ein kleines Sanktuarium (bei D 9.10) zu nennen, in welchem eine große Zahl von Idolen (Abb. 74) und anderen Kultgegenständen noch an ihrem ursprünglichen Standorte gefunden worden ist.[43c] Weiter erwähne ich das sogenannte ‚Thronzimmer' im Kellergeschoß (K 5. 6: Abb. 77), zu dem vom Binnenhof ein mit Steinbänken versehener Vorraum hinabführte. Im Hauptraume steht zur Rechten in der Mitte der Wand ein steinerner, Holzformen imitierender Thronsessel mit einer merkwürdigen, eichblattförmig geschweiften Rücklehne. Der Sitz ist der Körperform entsprechend ausgeschnitten. An den Thron schließen sich Steinbänke an, und gegenüber führt eine Treppe in einen tieferen, ungedeckten Raum (2,90 × 2,44 m), zu dem

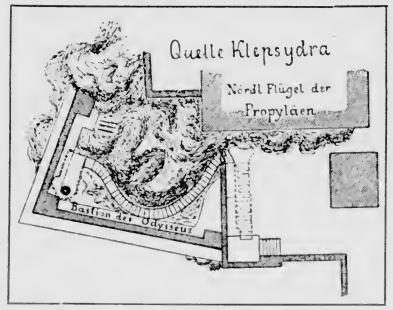


Abb. 57 · Plan der Klepsydraquelle auf der Akropolis von Athen: S. 65

sich der Prospekt zwischen zwei Holzsäulen und der hölzernen Ante einer Quermauer öffnete. Die eigentliche Bestimmung des Raumes ist unsicher, da ein Wasserabfluß fehlt. Dennoch ist wohl an eine Badeanlage (mit Badewanne) oder einen Kühlraum für sommerliche Hitze zu denken.[43d] Eine Ueberraschung des Jahres 1903 war die Auffindung eines primitiven Theaters für etwa 500 Personen, das auf unserm Plan noch nicht verzeichnet ist. An der Nordgrenze des gepflasterten Nordwesthofes stoßen zwei breite Treppen (die östliche mit 18 Stufen) im rechten Winkel zusammen, so daß zwischen ihnen eine Art viereckiger Bastion mit gepflastertem Fußboden liegen bleibt. Da die zum Teil durch eine Mauer abgesperrten Treppen nicht als Zugangswege gedient haben können, so dürfen wir hier, wie in der entsprechenden Anlage von Phaistos, einen Zuschauerraum für Schaustellungen (Kulthandlungen oder Spiele) erkennen, die in dem von den Treppen begrenzten viereckigen Höfchen vor sich gingen.[43e] Der ganze Palast ist sehr gut kanalisiert und mit einer Wasserleitung versehen, deren Tonröhren konische Form mit einem Wulste nahe der Spitze haben.[44] Im Ostbau hat sich auch der steinerne Unterbau einer Oelpresse primitiver Art erhalten (H 10): ein breiter Stein mit einer viereckigen Höhlung, von der ein vertiefter Kanal das ausgepreßte Oel zu Vorratsräumen mit Pithoi hinleitete.

Für die Bauart des Palastes ist bezeichnend die Verwendung von Orthostaten, großen aufrecht stehenden Alabasterplatten, zu Sockeln der aufgehenden Mauern. Die Füllung zwischen den Orthostaten bestand aus kleinen Steinen mit Lehm, woraus auch die oberen Mauern erbaut waren. Zur Festigung waren als Fachwerk Holzbalken eingefügt, deren Verwendung hier vereinzelt auch in den Quaderbau übernommen ist (vgl. Mykenä). In den Souterrains, über denen an mehreren Stellen noch der Fußboden erhalten ist (vgl. Abb. 82), bestehen die Innenmauern aus kleinen Steinen mit Stuckverputz, Fußboden und Türeingänge aber aus Alabasterplatten, die in der Nähe von Knosos gebrochen wurden.

Der Palast, der in vielhundertjährigem Bestande zu verschiedenen Zeiten umgebaut und erweitert worden ist (besonders im Osten), dürfte spätestens wohl im 13./12. Jh. v. Chr. zerstört worden sein. Sehr kontrovers aber ist die Abgrenzung und die Zeitbestimmung der verschiedenen Bauperioden, womit sich die Frage nach den Trägern der kretischen Kultur in ihren verschiedenen Epochen verbindet (vgl. S. 55). Die richtige Einschätzung der Keramik ist hier von der größten Bedeutung.[45]

Ein zweiter großer minoischer Palast auf Kreta ist von italienischen Ge-

Abb. 58 · Tönerner Schriftdiskos aus Phaistos (2/3). II Anm. 47a

lehrten unter Federico Halbherr, dem ich eine Reihe interessanter Photographien verdanke, seit 1900 in Phaistos wiederaufgedeckt worden, das etwa 4 Kilometer von der mittleren Südküste der Insel im Lethaiostal gelegen war (vgl. Monumenti antichi XII 1902 S. 1 f.). Auf der östlichen (3.) Erhebung eines westöstlich ziehenden isolierten Hügelrückens, der in drei Akropolen gipfelt, ist 65 m über dem Meere durch Aufschüttung und Nivellierung in vier Terrassen ein Plateau von 110 × 100 m gewonnen, das sich nach Nordosten halbkreisförmig erweitert. Hier stand der königliche Palast, dessen Anlage (vgl. den Plan Abb. 88) einfacher, aber auch einheitlicher und übersichtlicher, dessen Er-

haltung vielfach besser ist als die von Knosos. Trotz mannigfacher Verschiedenheiten aber ergibt sich im wesentlichen eine große Uebereinstimmung der beiden Fürstenhäuser, die sich schon durch das Fehlen der Befestigung von den mykenischen Burgen des Mutterlandes unterscheiden.[45a]) Auch in Phaistos finden wir den großen Zentralhof (46,50×22,30 m). Seine Zugänge lagen im Süden[45b]), im Norden (Abb. 89) und im Westen, wo durch eine Säulenhalle (Abb. 90) ein 4 m breiter Korridor mit anschließenden schmalen Vorratskammern (mit tönernen Pithoi) einmündet. In der Mitte dieses Korridors steht ein Steinpfeiler, der kultlichen Zwecken gedient haben könnte (Abb. 91, vgl. S. 84). Ein südlich hiermit parallel laufender Korridor mit

Abb. 59 · Bemalter Sarkophag aus Hagia Triada, Rückseite: II Anm. 58a

einer Doppeltür in der Mitte verbindet den Binnenhof (durch ein Propylon mit Einer Säule) mit einem westlichen, dreieckigen Vorhofe, der nördlich in einer breiten, aufsteigenden Treppe mit 9 sehr breiten Stufen endigt. Oestlich ist der Platz durch eine etwa 1 m hohe, fast 30 m lange Mauer mit einspringenden Ecken abgegrenzt (Abb. 86, 87), deren mit rotbemaltem Stuck bekleidete Orthostaten die westliche Abschlußmauer des älteren Palastes getragen haben. Dort wo Treppe und Orthostatenmauer zusammenstoßen (Plan 2, vgl. Abb. 92), liegen vor letzterer die Fundamente eines kleinen Bauwerkes (7,90×2,75 m) mit 3 Räumen, deren mittlerer einen schmalen Zugang von der untersten Treppenstufe aufweist. Höchstwahrscheinlich haben wir hier einen Sakralbau des älteren Palastes (vgl. Abb. 26, 70) vor uns: verbrannte Tierknochen, die im Innern gefunden worden sind, bestätigen das.[45c]) Die nördliche Treppe führt zu einem 1¾ bis 2 m breiten Treppenabsatz vor einer geschlossenen Mauer; so wurde der dreieckige Hof mit dem Sacellum vor der Westmauer zu einer Art primitiven Theaters, wie in Knosos. Bei der Anlage des jüngeren Palastes über dem zerstörten älteren ist das Terrain ca. 1 m aufgehöht worden, wodurch Theatertreppe, Kultbau, Orthostaten und Propylon unter die Erde gerieten. Von dem erhöhten Niveau stieg nun östlich eine 13,75 m breite Freitreppe mit etwa zwölf Stufen zu einem viereckigen Vorplatze empor, auf den sich das Prunktor des Palastes mit Einer Holzsäule zwischen Anten öffnete.[45d]) Hinter der Verschlußmauer und einer weiteren Querreihe von drei Holzsäulen lag ein Lichthof, von wo aus eine Türe mit anschließender Treppe die Verbindung mit der Vorhalle der Vorratsräume und dem Binnenhofe vermittelte. Jenes Prunktor und die Vorratsräume (mit dem Obergeschoß) bildeten den jüngeren Palast, neben dem aber weiterhin auch noch nördliche und südwestliche Teile des älteren Palastes benutzt sein dürften.[45e]) Das Frauengemach (Gynaikonitis) dürfen wir vielleicht in einem nordöstlich gelegenen Saale (10,40×6,20 m: Plan 50) erblicken, dessen Decke durch vier im Rechteck angeordnete Holzsäulen gestützt war; nördlich davon ein weiterer Pfeilersaal. In der südlichen Hälfte des Palastes, wo offenbar die Wirtschaftsgebäude lagen, sind die Zimmer viel kleiner und in ihrer Bedeutung schwerer zu bestimmen. Beachtenswert sind hier u. a. zwei dem knosischen ‚Thronzimmer' entsprechende Räume (Plan 19, 21), die als Badeanlagen erklärt werden (vgl. auch Abb. 93), und ein kleines Zimmer (4,50 × 2,15 m, am Binnenhofe: Plan 23), an dessen Wänden niedrige Bänke mit einer merkwürdigen Triglyphendekoration rundlaufen (Abb. 94). Die sorgfältige Bauart des Palastes zum Teil mit scharf geschnittenen Kalk-

steinquadern, zum Teil mit kleinen Steinen und Lehm entspricht der Mauerkonstruktion von Knosos, doch sind Holzbalken beim Quaderbau hier nirgends verwendet. Die Einzelfunde sind in Phaistos weder so zahlreich und mannigfach, noch so interessant wie in Knosos. Viel wichtiger sind die in der Nähe von Phaistos bei Hagia Triada auf einem westlichen Ausläufer der Hügelkette gemachten Funde, die einem kleineren Palaste (Sommerresidenz?) der Fürsten von Phaistos entstammen (Abb. 98, vgl. Monumenti antichi XIII 1903 S. 1 f.)[45f]) Fassen wir hiernach kurz die besondere Eigentümlichkeit aller mykenischen Burg- und Stadtanlagen ins Auge, so tritt heraus, daß keine jener Residenzen unmittelbar am Meere liegt, wie schon von Thukydides I 7 für die ‚alten' Städte Griechenlands bemerkt worden ist. Die Burgen sind vielmehr in einer gewissen Entfernung von der Meeresküste, zumeist auf isolierten, geschützten Felshügeln erbaut. Diese Lage der Städte im Binnenlande ist um so auffallender, als die mykenischen Fürsten offenbar einen ausgedehnten Seehandel unterhielten, in welchem sie die Natur- und Kunstprodukte ihres Landes gegen Gold, Silber, Kupfer, Elfenbein u. s. w. umtauschten. Mit dem Seeverkehr indessen verband sich die schlimme Plage der Seeräuberei. In den Zeiten, als jeder Fremdling für einen Feind galt, war nicht bloß die Kaperei auf hoher See, sondern auch der Küstenraub etwas Alltägliches, und nicht umsonst fragt in der Odyssee Nestor den Telemachos (γ 71 f.), Polyphem den Odysseus (ι 252 f., vgl. den Hymnos auf den pythischen Apollon 274 f.): „Fremdlinge, sagt, wer seid ihr? Von wannen trägt euch die Woge? | Habt ihr wo ein Gewerb', oder schweift ihr ohne Bestimmung | Hin und her auf der See: wie küstenumirrende Räuber, | Die ihr Leben verachten, um fremden Völkern zu schaden?" Die Sicherung vor plötzlichen Ueberfällen der Seeräuber also war nach der zutreffenden Erklärung des Thukydides der Grund dafür, daß die ältesten Griechen sich im Binnenlande, selbst stundenweit vom Meere (Mykenä, Orchomenos) ansiedelten, da sie hier die Vorteile des Seeverkehres genossen, ohne seinen Fährlichkeiten ausgesetzt zu sein. In der späteren Zeit, als sich die Lebens- und Erwerbsbedingungen verschoben hatten, hat sich auf griechischem Boden, zunächst in Kleinasien, ein anderer Typus der städtischen Niederlassungen entwickelt, der auf die Erleichterung von Handel und Verkehr und darum auf eine unmittelbare Küstenlage das größte Gewicht legte.[46])

Die mykenische Kunst

Die griechische Kunst, die im klassischen Zeitalter des 5. und 4. Jhs. v. Chr. zur höchsten Blüte entwickelt worden ist, gilt als die Vollendung menschlichen Kunstschaffens, die nur einmal noch, von den Großmeistern der italienischen Renaissance wieder erreicht worden ist. Ihre Schöpfungen sind auch für die moderne Kunstübung eine unabänderliche Norm, so sehr man in tastenden Versuchen nach einer ‚neuen Kunst' ringt, in welcher aufstrebende und dekadente Elemente miteinander streiten. Kein Verständiger wird diesen Bestrebungen ihre Berechtigung absprechen, soweit es sich darum handelt, einer drohenden Schablonisierung der künstlerischen Individualität auszuweichen. Aber ebensowenig kann es dem Tieferblickenden entgehen, daß man mit der Aufstellung eines neuen Schönheitsideals einem Phantom nachjagt. In manchen Gebilden der modernsten Kunst, die man als unübertroffene Meisterwerke, als die höchste Verkörperung einer neuen Schönheit preist, erkennt der geschärfte Blick des Archäologen leicht das Unfertige, Unausgeglichene, das auch den Wer-

haltung vielfach besser ist als die von Knosos. Trotz mannigfacher Verschiedenheiten aber ergibt sich im wesentlichen eine große Uebereinstimmung der beiden Fürstenhäuser, die sich schon durch das Fehlen der Befestigung von den mykenischen Burgen des Mutterlandes unterscheiden.[45a]) Auch in Phaistos finden wir den großen Zentralhof (46,50×22,30 m). Seine Zugänge lagen im Süden[45b]), im Norden (Abb. 89) und im Westen, wo durch eine Säulenhalle (Abb. 90) ein 4 m breiter Korridor mit anschließenden schmalen Vorratskammern (mit tönernen Pithoi) einmündet. In der Mitte dieses Korridors steht ein Steinpfeiler, der kultlichen Zwecken gedient haben könnte (Abb. 91, vgl. S. 84). Ein südlich hiermit parallel laufender Korridor mit

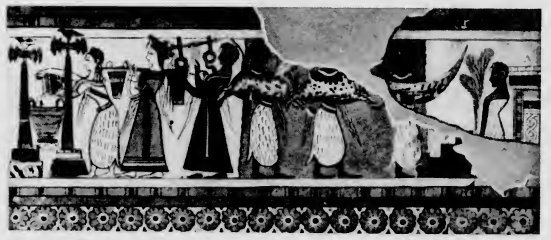


Abb. 59 · Bemalter Sarkophag aus Hagia Triada, Rückseite: II Anm. 58a

einer Doppeltür in der Mitte verbindet den Binnenhof (durch ein Propylon mit Einer Säule) mit einem westlichen, dreieckigen Vorhofe, der nördlich in einer breiten, aufsteigenden Treppe mit 9 sehr breiten Stufen endigt. Oestlich ist der Platz durch eine etwa 1 m hohe, fast 30 m lange Mauer mit einspringenden Ecken abgegrenzt (Abb. 86, 87), deren mit rotbemaltem Stuck bekleidete Orthostaten die westliche Abschlußmauer des älteren Palastes getragen haben. Dort wo Treppe und Orthostatenmauer zusammenstoßen (Plan 2, vgl. Abb. 92), liegen vor letzterer die Fundamente eines kleinen Bauwerkes (7,90×2,75 m) mit 3 Räumen, deren mittlerer einen schmalen Zugang von der untersten Treppenstufe aufweist. Höchstwahrscheinlich haben wir hier einen Sakralbau des älteren Palastes (vgl. Abb. 26, 70) vor uns: verbrannte Tierknochen, die im Innern gefunden worden sind, bestätigen das.[45c]) Die nördliche Treppe führt zu einem 1¾ bis 2 m breiten Treppenabsatz vor einer geschlossenen Mauer; so wurde der dreieckige Hof mit dem Sacellum vor der Westmauer zu einer Art primitiven Theaters, wie in Knosos. Bei der Anlage des jüngeren Palastes über dem zerstörten älteren ist das Terrain ca. 1 m aufgehöht worden, wodurch Theatertreppe, Kultbau, Orthostaten und Propylon unter die Erde gerieten. Von dem erhöhten Niveau stieg nun östlich eine 13,75 m breite Freitreppe mit etwa zwölf Stufen zu einem viereckigen Vorplatze empor, auf den sich das Prunktor des Palastes mit Einer Holzsäule zwischen Anten öffnete.[45d]) Hinter der Verschlußmauer und einer weiteren Querreihe von drei Holzsäulen lag ein Lichthof, von wo aus eine Türe mit anschließender Treppe die Verbindung mit der Vorhalle der Vorratsräume und dem Binnenhofe vermittelte. Jenes Prunktor und die Vorratsräume (mit dem Obergeschoß) bildeten den jüngeren Palast, neben dem aber weiterhin auch noch nördliche und südwestliche Teile des älteren Palastes benutzt sein dürften.[45e]) Das Frauengemach (Gynaikonitis) dürfen wir vielleicht in einem nordöstlich gelegenen Saale (10,40×6,20 m: Plan 50) erblicken, dessen Decke durch vier im Rechteck angeordnete Holzsäulen gestützt war; nördlich davon ein weiterer Pfeilersaal. In der südlichen Hälfte des Palastes, wo offenbar die Wirtschaftsgebäude lagen, sind die Zimmer viel kleiner und in ihrer Bedeutung schwerer zu bestimmen. Beachtenswert sind hier u. a. zwei dem knosischen ‚Thronzimmer' entsprechende Räume (Plan 19, 21), die als Badeanlagen erklärt werden (vgl. auch Abb. 93), und ein kleines Zimmer (4,50 × 2,15 m, am Binnenhofe: Plan 23), an dessen Wänden niedrige Bänke mit einer merkwürdigen Triglyphendekoration rundlaufen (Abb. 94). Die sorgfältige Bauart des Palastes zum Teil mit scharf geschnittenen Kalk-

steinquadern, zum Teil mit kleinen Steinen und Lehm entspricht der Mauerkonstruktion von Knosos, doch sind Holzbalken beim Quaderbau hier nirgends verwendet. Die Einzelfunde sind in Phaistos weder so zahlreich und mannigfach, noch so interessant wie in Knosos. Viel wichtiger sind die in der Nähe von Phaistos bei Hagia Triada auf einem westlichen Ausläufer der Hügelkette gemachten Funde, die einem kleineren Palaste (Sommerresidenz?) der Fürsten von Phaistos entstammen (Abb. 98, vgl. Monumenti antichi XIII 1903 S. 1 f.)[45f]) Fassen wir hiernach kurz die besondere Eigentümlichkeit aller mykenischen Burg- und Stadtanlagen ins Auge, so tritt heraus, daß keine jener Residenzen unmittelbar am Meere liegt, wie schon von Thukydides I 7 für die ‚alten' Städte Griechenlands bemerkt worden ist. Die Burgen sind vielmehr in einer gewissen Entfernung von der Meeresküste, zumeist auf isolierten, geschützten Felshügeln erbaut. Diese Lage der Städte im Binnenlande ist um so auffallender, als die mykenischen Fürsten offenbar einen ausgedehnten Seehandel unterhielten, in welchem sie die Natur- und Kunstprodukte ihres Landes gegen Gold, Silber, Kupfer, Elfenbein u. s. w. umtauschten. Mit dem Seeverkehr indessen verband sich die schlimme Plage der Seeräuberei. In den Zeiten, als jeder Fremdling für einen Feind galt, war nicht bloß die Kaperei auf hoher See, sondern auch der Küstenraub etwas Alltägliches, und nicht umsonst fragt in der Odyssee Nestor den Telemachos (γ 71 f.), Polyphem den Odysseus (ι 252 f., vgl. den Hymnos auf den pythischen Apollon 274 f.): „Fremdlinge, sagt, wer seid ihr? Von wannen trägt euch die Woge? | Habt ihr wo ein Gewerb', oder schweift ihr ohne Bestimmung | Hin und her auf der See: wie küstenumirrende Räuber, | Die ihr Leben verachten, um fremden Völkern zu schaden?" Die Sicherung vor plötzlichen Ueberfällen der Seeräuber also war nach der zutreffenden Erklärung des Thukydides der Grund dafür, daß die ältesten Griechen sich im Binnenlande, selbst stundenweit vom Meere (Mykenä, Orchomenos) ansiedelten, da sie hier die Vorteile des Seeverkehres genossen, ohne seinen Fährlichkeiten ausgesetzt zu sein. In der späteren Zeit, als sich die Lebens- und Erwerbsbedingungen verschoben hatten, hat sich auf griechischem Boden, zunächst in Kleinasien, ein anderer Typus der städtischen Niederlassungen entwickelt, der auf die Erleichterung von Handel und Verkehr und darum auf eine unmittelbare Küstenlage das größte Gewicht legte.[46])

Die mykenische Kunst

Die griechische Kunst, die im klassischen Zeitalter des 5. und 4. Jhs. v. Chr. zur höchsten Blüte entwickelt worden ist, gilt als die Vollendung menschlichen Kunstschaffens, die nur einmal noch, von den Großmeistern der italienischen Renaissance wieder erreicht worden ist. Ihre Schöpfungen sind auch für die moderne Kunstübung eine unabänderliche Norm, so sehr man in tastenden Versuchen nach einer ‚neuen Kunst' ringt, in welcher aufstrebende und dekadente Elemente miteinander streiten. Kein Verständiger wird diesen Bestrebungen ihre Berechtigung absprechen, soweit es sich darum handelt, einer drohenden Schablonisierung der künstlerischen Individualität auszuweichen. Aber ebensowenig kann es dem Tieferblickenden entgehen, daß man mit der Aufstellung eines neuen Schönheitsideals einem Phantom nachjagt. In manchen Gebilden der modernsten Kunst, die man als unübertroffene Meisterwerke, als die höchste Verkörperung einer neuen Schönheit preist, erkennt der geschärfte Blick des Archäologen leicht das Unfertige, Unausgeglichene, das auch den Wer-

ken der vorklassischen griechischen Kunst eigen ist und in modernen Schöpfungen ein Herabsteigen gegenüber den künstlerischen Errungenschaften der klassischen Zeit bedeutet. Geradezu frappant aber ist die Aehnlichkeit moderner Kunstrichtungen mit Erzeugnissen der ältesten Kunst in der minoisch-mykenischen Periode: denn auch diesen haftet, trotz aller Vollkommenheit im einzelnen, in hohem Maße noch die Signatur des Unfertigen an, die zur Beurteilung moderner Kunstübung so bedeutungsvoll ist.

Wenn wir, um ein volles Bild der mykenischen Kunst in ihrer Bedeutung und Eigenart zu gewinnen, ihre Erzeugnisse des näheren betrachten, so dürfen wir uns nicht mit ihrer Würdigung als absoluter Kunstschöpfungen begnügen, sondern müssen auch ihren Beziehungen zur gleichzeitigen orientalischen Kunst nachgehen, unter deren Einwirkung die mykenische Kunst erst zur vollen Blüte entwickelt worden ist (vgl. S. 55 f.). Im voraus noch muß ich hier auf die Uebung einer Kunstfertigkeit hinweisen, deren Feststellung in der mykenischen Epoche für Historiker und Philologen die größte Ueberraschung gewesen ist, die Kunstfertigkeit des Schreibens. Schon Tsuntas hatte in Mykenä Vasenscherben gefunden, die schriftähnliche Zeichen trugen (*Μυκῆναι* 1893 S. 214). In systematischer Untersuchung der mykenischen Ueberreste hat dann Arthur Evans diese Entdeckung weiter verfolgt und die Existenz mykenischer Schriftsysteme und damit die Kenntnis des Lesens und Schreibens für die Mykenäer zur Evidenz gebracht.[47] Schon nach seinem verhältnismäßig dürftigen Material hatte Evans zwei mykenische Schriftsysteme unterschieden, eine vollkommene Bilderschrift, die auf Kreta heimisch war und Verwandtschaft mit den chetitischen Hieroglyphen aufweist, und daneben ein jüngeres System regelmäßiger linearer Zeichen, die vor allem mit der bis in die klassische Zeit (4./3. Jh.) geübten zyprischen Silbenschrift nächste Berührung haben; einzelne Zeichen stimmen auch mit den jüngeren phönizischen Buchstabenzeichen überein. Die Spuren dieser Linearschrift ließen sich auf Kreta, in Mykenä, Nauplia, Menidi (Attika), Orchomenos, Siphnos, Aegypten (Kahun und Gurob) verfolgen, sodaß sie von Evans als die allgemein gebräuchliche mykenische Schrift bezeichnet werden konnte. Glänzende Bestätigung haben die Theorien von Evans gefunden in den kretischen Ausgrabungen von Knosos und Phaistos, wo mehrere Tausend schriftbedeckter gebrannter Tontäfelchen gefunden sind. Zumeist scheinen es Rechnungen oder Palastinventare zu sein, wie die darauf vorkommenden Abrechnungen deutlich machen: in ihrem dekadischen Zahlensystem, das dem Sexagesimalsystem der Babylonier entgegensteht, bedeutet | = 1, — oder ● = 10, ○ oder / = 100, also etwa ○○○ ≡ = || = 552 (vgl. Abb. 97). Auch Tinteninschriften auf Tongefäßen kommen vor, entsprechend den ägyptischen Ostraka, und liefern uns den Beweis für die Existenz literarischen Materials auf Kreta (Annual B S A VIII S. 107 f.).[47a]) Im übrigen harren noch diese Tafeln, unter denen sich auch umfangreichere, vielleicht literarische Texte befinden, der Entzifferung, und wir können nicht einmal ahnen, welch ungemessene Bereicherung unserer Kenntnisse einmal daraus erwachsen wird. Allein schon die Feststellung der Sprache, in der diese Inschriften verfaßt sind, könnte mit einem Schlage sämtliche Hypothesen über die Nationalität der Mykenäer aus der Welt schaffen, von der Förderung dialektologischer, kulturhistorischer, vielleicht auch literarhistorischer Forschung gar nicht zu reden. Einige Hoffnung auf die Lösung dieses Rätsels macht uns die Verwandtschaft der mykenischen Schrift mit den zyprischen Syllabarzeichen, die offenbar in eine uralte Kulturperiode hinaufreichen und vielleicht unmittelbar aus der mykenischen Schrift abgeleitet sind. Allerdings sind heute bereits mehr ‚mykenische' als zyprische Schriftzeichen bekannt. Das Prinzip der zyprischen Silbenschrift besteht darin, daß eine Reihe konventioneller Zeichen die Verbindung eines Konsonanten mit nachfolgendem Vokal oder einen Vokal für sich bezeichnet, z. B. ka-te-s(e)-ta-se = *κατέστασε*. Die Natur der mykenischen Schrift als Syllabarschrift aber scheint mir aus der Kürze ihrer Wortbilder (durchschnittlich nur 3—4 Zeichen) hervorzugehen, die auf einzelnen Inschriften durch das regelmäßige Vorkommen eines Wortteilers (=| oder :) gewährleistet wird (vgl. Abb. 80).

Die Wissenschaft hat schon schwerere Aufgaben bewältigt.

* * *

Für die Architektur der mykenischen Periode ist im Festungsbau die sogenannte kyklopische Bauweise bezeichnend, die schichtweise, durch Erde und Lehm gebundene Zusammenfügung wenig bearbeiteter, kolossaler Steinblöcke, deren Vorderfassade mit kleinen Steinchen und Lehm ausgefugt ist. Die Konstruktion knüpft an die Bauart der älteren, prähistorischen Kultur an, von der sie in manchen Bauwerken die gewaltige Größe der Baustücke übernimmt. Die Mauerecken sind dadurch befestigt, daß hier regelmäßige, große Steine als Läufer und Binder miteinander abwechseln. Daneben verwendet man, vor allem in Prunkbauten, den Quaderbau mit rechtwinklig gesägten Steinen, die bei den prächtigsten Kunstbauten noch mit Schmirgel glatt geschliffen sind. Vor allem bewundern wir die ungeheure Technik dieser Frühzeit, die in spielender Leichtigkeit mit gewaltigen Steinmassen operiert, wie die Erbauer der Pyramiden. Neben dem Bruchstein- und Quaderbau, der auch bei der Hausanlage Verwendung findet, ist von Bedeutung der aus der prähistorischen Zeit (vgl. Troja II) übernommene Luftziegelbau, der im babylonischen Festungs-, Tempel- und Hausbau die Regel bildet. Die mit kurzem Stroh vermischten, an der Luft getrockneten Lehmziegel sind mehrfach bei Festungsmauern als Material des Oberbaues verwandt, der sich über einem Bruchsteinsockel erhob, vor allem in Troja, wo die Kontinuität in der Festungsanlage und der Mauerkonstruktion (vgl. die Böschung des Unterbaues) zwischen der 2. und 6. Stadt nicht unterbrochen ist. Im griechischen Mutterlande kommt der Luftziegelbau seltener, durchweg nur bei Innenbauten vor. An seine Stelle tritt mehrfach eine Konstruktion aus kleinen Steinen mit Lehm, die (der babylonischen Weise entsprechend) durch Holzeinlagen verstärkt ist.[47b]) Auch der Ziegelbau erheischt eine reichliche Verwendung von Holz, sowohl als Fachwerk zur Befestigung der aufgehenden Mauern, wie auch als Anten zur Sicherung der vorspringenden Ecken: wer in Griechenland über Land reitet, kann das heute noch mancherorts beobachten. Die Einlage von Holzbalken ist dann als Ueberrest der älteren Bauweise in den Quaderbau übernommen worden (Knosos, Mykenä), wie sich andererseits aus den an den Ecken vorgesetzten Holzpfosten im Steinbau die Zierform der Ante entwickelt hat. Der unter dem Einflusse der Witterung leicht vergängliche Luftziegelbau ist uns nur selten in bedeutenderen Resten erhalten, vornehmlich wenn in großen Feuerkatastrophen die aufstehenden Lehmwände gebrannt und damit gehärtet worden waren. In der Mauerkonstruktion sind vor allem karakteristisch die wenig vorspringenden, konstruktiv zumeist zwecklosen Mauernasen, deren ursprüngliche Bedeutung uns bei der Stadt im Kopaïssee bekannt wird, indem hier die Mauervorsprünge selbständige Teilstrecken des Mauerringes bezeichnen.[48]) Der älteste Festungsbau kennt in Troja bereits die der Mauer vorgelegten Verteidigungstürme, die im griechischen Mutterlande selten sind. Besonderes Gewicht wird durchweg auf die Torbauten gelegt, deren fortifikatorische Bedeutung durch vorgeschobene Türme und lange Torwege verstärkt wird. Daneben ist der Wasserversorgung durch Anlage von Brunnen und Zisternen (Tiryns) besondere Aufmerksamkeit zugewandt.

Auch im Palastbau ist ein Zusammenhang zwischen der Kultur der prähistorischen und der mykenischen Periode nicht von der Hand zu weisen, da der Grundriß des Königshauses in der zweiten Burg von Troja (II A B) mit dem Megaron der mykenischen Paläste in der Hauptsache übereinstimmt. Auffallend ist besonders der große runde Herd im Mittelpunkte des Hauptsaales, der sich in Tiryns und Mykenä wiedergefunden hat. Ein wesentlicher Unterschied aber wird bedingt durch ein neues Element, das aus dem Orient erst in die mykenische Kunst eingedrungen ist: durch den Holzsäulenbau auf glatten, tellerartigen Steinbasen, der schon in den älteren Palästen von Knosos, Phaistos, Tiryns, Mykenä voll ausgebildet erscheint und in der sechsten Burg von Troja wenigstens in einem der Nebengebäude (VI C) konstatiert werden konnte. Der Säulenbau kommt aus Aegypten, wo man hölzerne Stützen auf runder Steinbasis schon frühzeitig verwandt hat. Hier hat sich aus dem Stein-

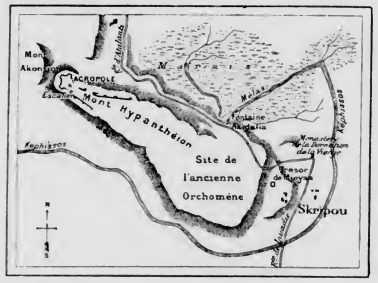


Abb. 60 · Situationsplan von Orchomenos: S. 65

pfeiler in der Architektur des Felsengrabes zuerst die sogen. protodorische Säule entwickelt, die über der viereckigen Platte des Abakus ohne das Rundpolster des Echinus den Architrav trägt (vgl. auch Abb. 75). Mit dem Beginne des neuen Reiches (18. Dynastie), der mit der Blüte der spezifisch ‚mykenischen' Periode zusammenfällt, wird die protodorische Säule durch die sogen. Pflanzen- oder Knospensäule verdrängt (ähnlich in Abb. 32). In der mykenischen Kunst hat die Form der Säule, deren Schaft zuweilen bereits kanneliert ist, eine eigenartige Ausgestaltung erfahren: bezeichnend hierfür ist die starke Verjüngung des Schaftes nach unten, sodann die Auflage eines wulstigen Kapitells, das als unmittelbare Vorstufe des dorischen Kapitells erscheint (vgl. Abb. 19, 26, 35, 70). Die Verwendung der Säule ist in der mykenischen Kunst typisch vor allem an zwei Stellen, einmal in den Vorhallen, zum anderen im Megaron rechtwinklig um den Herd, um wie bei ägyptischen Tempeln einen überhöhten Oberbau zu tragen (vgl. Abb. 16).[49]) Säulenreihen im Innern der Gebäude sind in Knosos, Phaistos und Troja (VI C) nachgewiesen, Säulenhallen an den Palasthöfen in Knosos, Phaistos und Tiryns. Aus der Verwendung der Säule in der Vorhalle ergibt sich die karakteristische Schöpfung des *προπύλαιον* mit zwei Säulen, das in Tiryns zum Doppelhallentore ausgestaltet ist. In Kreta dagegen ist in beiden Palastperioden das Propylon mit Einer Mittelsäule die Regel.[49a]) Der Palastbau in Kreta und auf dem Festlande ist fundamental dadurch verschieden, daß der festländische Palast seinen Mittelpunkt im Megaron hat, das gleichwie das homerische Haus (vgl. Tsountas-Manatt S. 62 f.) und der spätere griechische Tempel nur einen einzigen Zugang vom Vorsaale aus besitzt. Der kretische Palast dagegen hat diesen Mittelpunkt nicht; seine besondere Eigentümlichkeit ist vielmehr die Vielheit der Räume, die sich um einen zentralen Binnenhof gruppieren.

Trotz des Fortschrittes aber, der durch den Säulenbau bezeichnet wird, und trotz der Bewältigung kolossaler Steinmassen steckt die Architektur, im Mutterlande wenigstens, konstruktiv noch in den Anfängen,

Abb. 61 · Eingang des Kuppelgrabes von Orchomenos: S. 65

wie wir u. a. im mangelnden Fugenschlusse der Quermauern (z. B. beim Löwentor) und vor allem im Gewölbebau der großen Kuppelgräber und der spitzbogig eingedeckten Galerien erkennen. In den Kuppelbauten schließen sich die übereinandergelegten Steinringe, die aber durch die Türöffnung widersinnig durchschnitten werden, gewissermaßen zu horizontalen Gewölben zusammen, die sich durch das Uebertreten der einzelnen Steinringe nach innen allmählich verengen, bis der Deckenschluß erreicht wird (vgl. Abb. 33). Aber diese ‚Ueberkragung' widerspricht der Natur der überhöhten Decke, die eine in sich selbst ruhende

Konstruktion verlangt; und darum hat man diese Bauweise auch später nicht mehr angewandt. Da man jedoch die Zauberformel des tragenden vertikalen Gewölbebogens noch nicht gefunden hatte, so herrscht in der klassischen griechischen Architektur durchaus der geradlinige Deckenschluß. Die Erfindung der tragenden Rippe war der hellenistischen Zeit vorbehalten (zuerst mit Sicherheit nachgewiesen im Buleuterion von Priëne: 3. Jh. v. Chr.), und erst die römische Zeit hat den Gewölbebau wieder in ausgedehnterem Maße zur Anwendung gebracht. Aus dieser technischen Ungeschicklichkeit erklärt sich auch die Konstruktion der großen Tore, die regelmäßig durch einen mächtigen Türsturz abgedeckt sind. Aber die Wucht der auf dem Türsturze ruhenden Mauer war so groß, daß man trotz seiner ungeheuren Stärke für Entlastung Sorge tragen mußte. Dies hat man, gleichwie in der Grabkammer der Cheopspyramide, dadurch getan, daß man in der Mauer darüber einen dreieckigen Raum aussparte, der wieder durch Ueberkragen der Bordsteine geschlossen wurde. Die Oeffnung des Entlastungsdreieckes wurde durch eine große, zumeist reliefgeschmückte Steinplatte verdeckt. In den Kuppelräumen hatte der kolossale Block des Türsturzes zugleich noch den Zweck, die von der Tür durchschnittenen Steinringe als Anker zusammenzuhalten. In der Dachkonstruktion mußte man sich, in Unkenntnis des vertikalen Gewölbebaues und in Ermangelung leichter Deckensteine, mit einem primitiven flachen Lehmdache begnügen, das von starken, hölzernen Querbalken getragen wurde; in Knosos, Phaistos und Troja (VI C) ist die zu weite Spannung der Decke durch eine innere Säulenstellung vermindert. Der technische Fortschritt des Satteldaches, nach der Ueberlieferung eine Erfindung der Korinthier, welche durch die Herstellung gebrannter Tonziegel ermöglicht wurde, gehört einer viel späteren Zeit an.[50]) Den durchschlagenden Beweis hierfür liefern in Knosos gefundene, farbige Porzellanmodelle von Hausfassaden, die uns die 2—3stöckige Bauart der Privathäuser mit einer Tür im Parterre und Fenstern in den oberen Stockwerken (selbst mit Fensterkreuz und einer glasähnlichen Füllung) verdeutlichen (Annual B S A VIII S. 17).

* * *

Erzeugnisse der großen Kunst, der mykenischen Malerei und Skulptur, sind uns in größerer Zahl zuerst bei den Ausgrabungen in Kreta, dann auch in Orchomenos und Tiryns wiedergeschenkt worden: wir würden uns glücklich schätzen, wenn uns die Malerei der klassischen Zeit in Originalen von gleicher Bedeutung kenntlich wäre.

Die mykenische Malerei ist durchgängig Wanddekoration nach ägyptischen und babylonischen Vorbildern. Als figürlichen Schmuck der Wände wählte man mit Vorliebe festliche Züge von Männern und Frauen in lebensgroßer Darstellung, und beträchtliche Ueberreste solcher figurenreicher Prozessionen sind uns in wundervoller Farbenfrische erhalten.

Abb. 62 · Inneres des Kuppelgrabes von Orchomenos: S. 65

Das köstlichste Stück ist die Figur eines vasentragenden Jünglings in Seitenansicht (vgl. Abb. 78), von der nur die linke Schulter mit einem Teile der Brust und die Beine von der Mitte des Oberschenkels an fehlen. Die Figur (auf weißem Grunde) ist fast nackt, mit dunkelbraunroter Hautfarbe, pechschwarzem Haar und weißen Fingernägeln, bekleidet nur mit

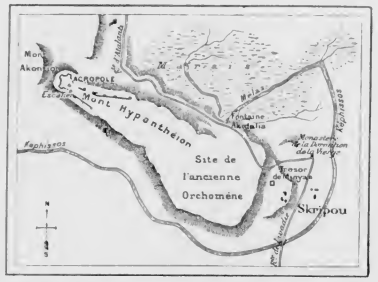


Abb. 60 · Situationsplan von Orchomenos: S. 65

pfeiler in der Architektur des Felsengrabes zuerst die sogen. protodorische Säule entwickelt, die über der viereckigen Platte des Abakus ohne das Rundpolster des Echinus den Architrav trägt (vgl. auch Abb. 75). Mit dem Beginne des neuen Reiches (18. Dynastie), der mit der Blüte der spezifisch ‚mykenischen' Periode zusammenfällt, wird die protodorische Säule durch die sogen. Pflanzen- oder Knospensäule verdrängt (ähnlich in Abb. 32). In der mykenischen Kunst hat die Form der Säule, deren Schaft zuweilen bereits kanneliert ist, eine eigenartige Ausgestaltung erfahren: bezeichnend hierfür ist die starke Verjüngung des Schaftes nach unten, sodann die Auflage eines wulstigen Kapitells, das als unmittelbare Vorstufe des dorischen Kapitells erscheint (vgl. Abb. 19, 26, 35, 70). Die Verwendung der Säule ist in der mykenischen Kunst typisch vor allem an zwei Stellen, einmal in den Vorhallen, zum anderen im Megaron rechtwinklig um den Herd, um wie bei ägyptischen Tempeln einen überhöhten Oberbau zu tragen (vgl. Abb. 16).[49]) Säulenreihen im Innern der Gebäude sind in Knosos, Phaistos und Troja (VI C) nachgewiesen, Säulenhallen an den Palasthöfen in Knosos, Phaistos und Tiryns. Aus der Verwendung der Säule in der Vorhalle ergibt sich die karakteristische Schöpfung des *προπύλαιον* mit zwei Säulen, das in Tiryns zum Doppelhallentore ausgestaltet ist. In Kreta dagegen ist in beiden Palastperioden das Propylon mit Einer Mittelsäule die Regel.[49a]) Der Palastbau in Kreta und auf dem Festlande ist fundamental dadurch verschieden, daß der festländische Palast seinen Mittelpunkt im Megaron hat, das gleichwie das homerische Haus (vgl. Tsountas-Manatt S. 62 f.) und der spätere griechische Tempel nur einen einzigen Zugang vom Vorsaale aus besitzt. Der kretische Palast dagegen hat diesen Mittelpunkt nicht; seine besondere Eigentümlichkeit ist vielmehr die Vielheit der Räume, die sich um einen zentralen Binnenhof gruppieren.

Trotz des Fortschrittes aber, der durch den Säulenbau bezeichnet wird, und trotz der Bewältigung kolossaler Steinmassen steckt die Architektur, im Mutterlande wenigstens, konstruktiv noch in den Anfängen,

Abb. 61 · Eingang des Kuppelgrabes von Orchomenos: S. 65

wie wir u. a. im mangelnden Fugenschlusse der Quermauern (z. B. beim Löwentor) und vor allem im Gewölbebau der großen Kuppelgräber und der spitzbogig eingedeckten Galerien erkennen. In den Kuppelbauten schließen sich die übereinandergelegten Steinringe, die aber durch die Türöffnung widersinnig durchschnitten werden, gewissermaßen zu horizontalen Gewölben zusammen, die sich durch das Uebertreten der einzelnen Steinringe nach innen allmählich verengen, bis der Deckenschluß erreicht wird (vgl. Abb. 33). Aber diese ‚Ueberkragung' widerspricht der Natur der überhöhten Decke, die eine in sich selbst ruhende

Konstruktion verlangt; und darum hat man diese Bauweise auch später nicht mehr angewandt. Da man jedoch die Zauberformel des tragenden vertikalen Gewölbebogens noch nicht gefunden hatte, so herrscht in der klassischen griechischen Architektur durchaus der geradlinige Deckenschluß. Die Erfindung der tragenden Rippe war der hellenistischen Zeit vorbehalten (zuerst mit Sicherheit nachgewiesen im Buleuterion von Priëne: 3. Jh. v. Chr.), und erst die römische Zeit hat den Gewölbebau wieder in ausgedehnterem Maße zur Anwendung gebracht. Aus dieser technischen Ungeschicklichkeit erklärt sich auch die Konstruktion der großen Tore, die regelmäßig durch einen mächtigen Türsturz abgedeckt sind. Aber die Wucht der auf dem Türsturze ruhenden Mauer war so groß, daß man trotz seiner ungeheuren Stärke für Entlastung Sorge tragen mußte. Dies hat man, gleichwie in der Grabkammer der Cheopspyramide, dadurch getan, daß man in der Mauer darüber einen dreieckigen Raum aussparte, der wieder durch Ueberkragen der Bordsteine geschlossen wurde. Die Oeffnung des Entlastungsdreieckes wurde durch eine große, zumeist reliefgeschmückte Steinplatte verdeckt. In den Kuppelräumen hatte der kolossale Block des Türsturzes zugleich noch den Zweck, die von der Tür durchschnittenen Steinringe als Anker zusammenzuhalten. In der Dachkonstruktion mußte man sich, in Unkenntnis des vertikalen Gewölbebaues und in Ermangelung leichter Deckensteine, mit einem primitiven flachen Lehmdache begnügen, das von starken, hölzernen Querbalken getragen wurde; in Knosos, Phaistos und Troja (VI C) ist die zu weite Spannung der Decke durch eine innere Säulenstellung vermindert. Der technische Fortschritt des Satteldaches, nach der Ueberlieferung eine Erfindung der Korinthier, welche durch die Herstellung gebrannter Tonziegel ermöglicht wurde, gehört einer viel späteren Zeit an.[50]) Den durchschlagenden Beweis hierfür liefern in Knosos gefundene, farbige Porzellanmodelle von Hausfassaden, die uns die 2—3stöckige Bauart der Privathäuser mit einer Tür im Parterre und Fenstern in den oberen Stockwerken (selbst mit Fensterkreuz und einer glasähnlichen Füllung) verdeutlichen (Annual B S A VIII S. 17).

* * *

Erzeugnisse der großen Kunst, der mykenischen Malerei und Skulptur, sind uns in größerer Zahl zuerst bei den Ausgrabungen in Kreta, dann auch in Orchomenos und Tiryns wiedergeschenkt worden: wir würden uns glücklich schätzen, wenn uns die Malerei der klassischen Zeit in Originalen von gleicher Bedeutung kenntlich wäre. Die mykenische Malerei ist durchgängig Wanddekoration nach ägyptischen und babylonischen Vorbildern. Als figürlichen Schmuck der Wände wählte man mit Vorliebe festliche Züge von Männern und Frauen in lebensgroßer Darstellung, und beträchtliche Ueberreste solcher figurenreicher Prozessionen sind uns in wundervoller Farbenfrische erhalten.

Abb. 62 · Inneres des Kuppelgrabes von Orchomenos: S. 65

Das köstlichste Stück ist die Figur eines vasentragenden Jünglings in Seitenansicht (vgl. Abb. 78), von der nur die linke Schulter mit einem Teile der Brust und die Beine von der Mitte des Oberschenkels an fehlen. Die Figur (auf weißem Grunde) ist fast nackt, mit dunkelbraunroter Hautfarbe, pechschwarzem Haar und weißen Fingernägeln, bekleidet nur mit

einem rötlich gemusterten Lendenschurz und blauem Schenkeltuch; dazu kommen blaue Schmuckstücke und die blaue, von roten Linien durchzogene Vase. Eindrucksvoll hat der Maler die stolze Haltung des Jünglings dargestellt, dessen außerordentliche Schlankheit in der Taille für die mykenische Kunst karakteristisch ist. Mit vortrefflicher Naturbeobachtung hat er die feine Biegung des Rückens, die weiche Linie der Hüften, den schwellenden Muskel am Unterarm modelliert. Selbst die Hände sind ziemlich gut gezeichnet, und nur die Verkürzung des rechten Armes und der vom Beschauer abgewendeten Schulter ist mißraten. Die

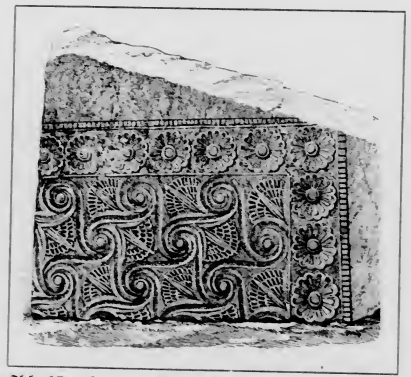


Abb. 63 · Fragment der Decke aus der Grabkammer des Kuppelgrabes von Orchomenos: S. 54, 65

Profillinie des Gesichtes ist edel und gemahnt an die besten Erzeugnisse der klassischen Kunst, an Köpfe auf den Schalen des strengen rotfigurigen Stils. Aber das Auge ist widernatürlich in voller Vorderansicht eingesetzt, ein schwarzer Punkt in weißer Umrahmung ohne Scheidung von Iris und Pupille; auch das Ohr ist bloß angedeutet, indem ein roter (Fleisch-)Flecken im schwarzen Haare ausgespart ist. Die geringeren Fragmente von ähnlichen Darstellungen, die wir bildlich nicht wiedergeben können, müssen hier übergangen werden.

Das mykenische Idealbild weiblicher Schönheit ist uns bewahrt in einem reizvollen Mädchenköpfchen (Profil) mit Farben wie Milch, Blut und Ebenholz (Abb. 79). Das Profil ist von bestrickender Pikanterie, wie das Lächeln einer Pariser Mondäne. Das große, mandelförmige, tiefschwarze Auge, das in Vorderansicht eingesetzt ist, beherrscht den Ausdruck des weißen Gesichtes, aus dem die dunkeln Kirschenlippen hervorleuchten. Der Mund ist etwas vorgeworfen, die Nase keck aufgestülpt. Eine Fülle schwarzer Haare — darin das Ohr wiederum nur ausgespart — fließt in den Nacken herab, und zwei zierliche Löckchen ringeln sich vor der Stirne. Die volle Büste — für den mykenischen Künstler gleichwie die Wespentaille karakteristisch — ist mit einem hellen, rot und blau gestreiften Gewande bekleidet, und im Nacken ist ein dunkler rot-blauer Schal in einen Knoten hinaufgezogen. In dem Gesichte nichts Rohes, nichts Hartes, nichts Prätensiöses, alles Anmut, Zierlichkeit, selbst Koketterie mit Selbstbewußtsein gepaart: wie das Jünglingsbild der vollendete Ausdruck eines jugendkräftigen, naturfrischen Zeitalters. Trotz aller Individualität der malerischen Auffassung aber hat dieses Bildnis typische Bedeutung, da der gleiche Typus in anderen Malereien wiederkehrt.

Für das zeichnerische Können dieser Zeit sind von hoher Bedeutung die Reste eines miniaturartig feinen Frieses, der in Konturzeichnung, manchmal etwas summarisch und in fast moderner, impressionistischer Auffassung, eine lebhaft bewegte Versammlung von Männern und Frauen zeigt. Dem Totaleindruck gemäß ist der Grund bei den Männern in roter, bei den Frauen in weißer Farbe gegeben. Die Frauen sitzen vor den Männern, Kopf an Kopf gedrängt, angesichts eines buntfarbigen, tempelartigen Gebäudes, dessen Mittelbau überhöht ist (Abb. 70). Es sieht aus, als hätten wir hier den Querschnitt eines Tempels mit Vorhalle (Pronaos), Kultraum und Hinterhaus (Opisthodomos) vor uns. Aber die Kultpfeiler (im Mittelbau bräunlich auf blau, in den Seitenhallen schwarz, links auf rotem, rechts auf gelbem Grunde, in brauner Umrahmung) und die Kulthörner lassen diese Deutung nicht zu. Den Gedanken an einen Altarbau aber schließt die jüngst erfolgte Zusammensetzung weiterer Fragmente dieses Wandbildes aus, das jetzt eine ganze Reihe solcher ‚Kultbauten' zeigt.[50a])

Zu den Tierdarstellungen leitet uns ein großes, fein ausgeführtes Gemälde aus Knosos über,[50b]) eine Kunststreiterszene auf einem Stiere, der in vollem Laufe dargestellt ist: nicht ein Stierkampf oder eine Stierbändigung, wie die Beteiligung der Frauen beweist. Ein wild vorwärtsstürmendes Tier, gelblich auf blauem Grunde, mit gesenktem Kopfe, großen, ausdrucksvollen Augen, zottiger Mähne und gerade ausgestreckten Beinen (in typischer Laufstellung); darüber ein überschlanker (roter) Mann in Leibschurz, auf den Händen voltigierend; an den Hörnern des Stieres hängend eine (weiße) Frau und eine andere Frau hinter dem Stiere stehend mit ausgestreckten Armen, um den sich überschlagenden Mann aufzufangen. Große Verwandtschaft hiermit weist die abgekürzte Freskodarstellung aus Tiryns auf (Abb. 46), die früher als das wichtigste Stück mykenischer Malerei gegolten hat. Pflanzen- und Tierbilder anderer Art, zum Teil mit großer Feinheit und Anmut ausgeführt, sind in Knosos und Phaistos gefunden worden (vgl. u. a. Abb. 96). Andere gute Beispiele mykenischer Malerei, die Grabstele von Mykenä (Abb. 37), die neugefundenen Fragmente von Wandbildern in Orchomenos, Tiryns und Mykenä[50c]), der Sarkophag von Palékastro auf Kreta (Abb. 103), vor allem aber der Sarkophag von Hagia Triada (Abb. 59) können hier nur im Vorbeigehen genannt werden.

Die Ueberreste der großen Skulptur sind weniger zahlreich und weniger gut erhalten, als die der Malerei. Unter den früher bekannten Stücken steht an der Spitze das Löwenrelief von Mykenä, das dem Haupttore der Stadt den Namen gegeben hat (Abb. 19). Bewundernswert ist hier vor allem die naturalistische Wiedergabe des Tierkörpers, in welcher nur die etwas plumpen Vorderbeine nicht recht organisch mit dem Körper verbunden sind. Kaum hiermit zu vergleichen sind die reliefgeschmückten Grabstelen aus Mykenä, deren figürliche Darstellungen eine äußerst primitive Technik zeigen (Abb. 17). Allerdings geht eine neuere Annahme (Reichel) dahin, daß diese Flachreliefs ohne Modellierung und Tiefe nur wenig ausgearbeitete Umrißskizzen sind, über denen die Figuren in bemaltem Stuck sorgfältig ausgeführt waren.[51]) Nun hat der Palast von Knosos seine Schätze wieder herausgegeben, darunter fragmentierte Menschen- und Tiergestalten in Stein und Stuck, die mit den besten Werken der Malerei gleichstehen und zumeist durch naturalistische Bemalung ausgezeichnet sind. Der Kalksteinkopf einer Löwin (Hündin?) ist das beste Stück großer kretischer Steinskulptur. Fragmente rotbraun bemalter Stuckreliefs geben u. a. einen mächtigen Stierkopf in großartiger Lebenswahrheit, wie sie die klassische Kunst der Griechen kaum wieder erreicht hat: mit brüllend geöffnetem Maul, geblähten Nüstern, vorquellenden, dicken Augen und aufgerichteten Ohren (Abb. 83). Von überlebensgroßen Reliefdarstellungen menschlicher Gestalten, die mit feinster Naturbeobachtung modelliert sind, haben sich nur einzelne Stücke erhalten. Skulpierte Gebrauchsgegenstände (Vasen vgl. Abb. 100, Gewichte, merkwürdige Standlampen in Kapitellform u. s. w.) und Dekorationsstücke (Friese, Rosetten u. s. w.) in kostbaren Steinarten, zumeist aus den Palästen von Knosos und Phaistos, veranschaulichen uns die hohe Technik der Steinbearbeitung. Die glänzendsten Stücke dieser Kunstgattung sind in Hagia Triada gefunden. Einmal der reliefgeschmückte Deckel einer Vase aus schwarzem Steatit, hierauf dargestellt ein seltsam naturalistischer Krieger- oder Erntezug in zwei Gruppen, getrennt durch eine Sängergruppe (einen Mann mit Sistrum und drei libysche Frauen, vgl. Herodot IV 189), im ganzen 27 Figuren; hinter einem barhäuptigen Anführer mit Glockenpanzer(?) marschieren die Männer im Schritt zu zweit und tragen ein merkwürdiges dreizackähnliches Instrument über der Schulter (Abb. 95).[51a]) Zum anderen eine konische Vase aus dem gleichen Material mit 4 Reliefkreisen übereinander, worin eine Stierjagd (in 2: vgl. den Becher von Vaphio) und stark bewegte Szenen des Faustkampfes geschildert sind.[51b]) Unter den Werken der Elfenbeinskulptur verdient besonders die ursprünglich wohl bemalte Figur eines nackten Springers genannt zu werden, die zu den besten Werken griechischer Plastik gehört und sich mit den italienischen Elfenbeinarbeiten des 16./17. Jhs. in eine Reihe stellen darf. Die Haarlocken waren aus goldplattierter Bronze angefügt, ein Anfang chryselephantiner Technik (Abb. 84). Dem knosischen

einem rötlich gemusterten Lendenschurz und blauem Schenkeltuch; dazu kommen blaue Schmuckstücke und die blaue, von roten Linien durchzogene Vase. Eindrucksvoll hat der Maler die stolze Haltung des Jünglings dargestellt, dessen außerordentliche Schlankheit in der Taille für die mykenische Kunst karakteristisch ist. Mit vortrefflicher Naturbeobachtung hat er die feine Biegung des Rückens, die weiche Linie der Hüften, den schwellenden Muskel am Unterarm modelliert. Selbst die Hände sind ziemlich gut gezeichnet, und nur die Verkürzung des rechten Armes und der vom Beschauer abgewendeten Schulter ist mißraten. Die

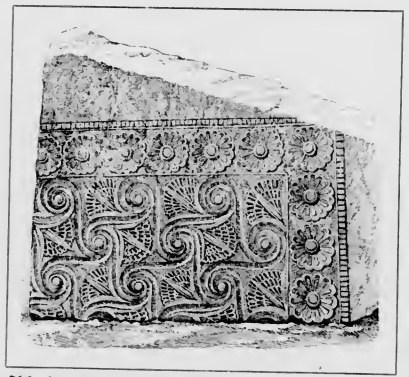


Abb. 63 · Fragment der Decke aus der Grabkammer des Kuppelgrabes von Orchomenos: S. 54, 65

Profillinie des Gesichtes ist edel und gemahnt an die besten Erzeugnisse der klassischen Kunst, an Köpfe auf den Schalen des strengen rotfigurigen Stils. Aber das Auge ist widernatürlich in voller Vorderansicht eingesetzt, ein schwarzer Punkt in weißer Umrahmung ohne Scheidung von Iris und Pupille; auch das Ohr ist bloß angedeutet, indem ein roter (Fleisch-)Flecken im schwarzen Haare ausgespart ist. Die geringeren Fragmente von ähnlichen Darstellungen, die wir bildlich nicht wiedergeben können, müssen hier übergangen werden.

Das mykenische Idealbild weiblicher Schönheit ist uns bewahrt in einem reizvollen Mädchenköpfchen (Profil) mit Farben wie Milch, Blut und Ebenholz (Abb. 79). Das Profil ist von bestrickender Pikanterie, wie das Lächeln einer Pariser Mondäne. Das große, mandelförmige, tiefschwarze Auge, das in Vorderansicht eingesetzt ist, beherrscht den Ausdruck des weißen Gesichtes, aus dem die dunkeln Kirschenlippen hervorleuchten. Der Mund ist etwas vorgeworfen, die Nase keck aufgestülpt. Eine Fülle schwarzer Haare — darin das Ohr wiederum nur ausgespart — fließt in den Nacken herab, und zwei zierliche Löckchen ringeln sich vor der Stirne. Die volle Büste — für den mykenischen Künstler gleichwie die Wespentaille karakteristisch — ist mit einem hellen, rot und blau gestreiften Gewande bekleidet, und im Nacken ist ein dunkler rot-blauer Schal in einen Knoten hinaufgezogen. In dem Gesichte nichts Rohes, nichts Hartes, nichts Prätensiöses, alles Anmut, Zierlichkeit, selbst Koketterie mit Selbstbewußtsein gepaart: wie das Jünglingsbild der vollendete Ausdruck eines jugendkräftigen, naturfrischen Zeitalters. Trotz aller Individualität der malerischen Auffassung aber hat dieses Bildnis typische Bedeutung, da der gleiche Typus in anderen Malereien wiederkehrt.

Für das zeichnerische Können dieser Zeit sind von hoher Bedeutung die Reste eines miniaturartig feinen Frieses, der in Konturzeichnung, manchmal etwas summarisch und in fast moderner, impressionistischer Auffassung, eine lebhaft bewegte Versammlung von Männern und Frauen zeigt. Dem Totaleindruck gemäß ist der Grund bei den Männern in roter, bei den Frauen in weißer Farbe gegeben. Die Frauen sitzen vor den Männern, Kopf an Kopf gedrängt, angesichts eines buntfarbigen, tempelartigen Gebäudes, dessen Mittelbau überhöht ist (Abb. 70). Es sieht aus, als hätten wir hier den Querschnitt eines Tempels mit Vorhalle (Pronaos), Kultraum und Hinterhaus (Opisthodomos) vor uns. Aber die Kultpfeiler (im Mittelbau bräunlich auf blau, in den Seitenhallen schwarz, links auf rotem, rechts auf gelbem Grunde, in brauner Umrahmung) und die Kulthörner lassen diese Deutung nicht zu. Den Gedanken an einen Altarbau aber schließt die jüngst erfolgte Zusammensetzung weiterer Fragmente dieses Wandbildes aus, das jetzt eine ganze Reihe solcher ‚Kultbauten' zeigt.[50a])

Zu den Tierdarstellungen leitet uns ein großes, fein ausgeführtes Gemälde aus Knosos über,[50b]) eine Kunstreiterszene auf einem Stiere, der in vollem Laufe dargestellt ist: nicht ein Stierkampf oder eine Stierbändigung, wie die Beteiligung der Frauen beweist. Ein wild vorwärtsstürmendes Tier, gelblich auf blauem Grunde, mit gesenktem Kopfe, großen, ausdrucksvollen Augen, zottiger Mähne und gerade ausgestreckten Beinen (in typischer Laufstellung); darüber ein überschlanker (roter) Mann in Leibschurz, auf den Händen voltigierend; an den Hörnern des Stieres hängend eine (weiße) Frau und eine andere Frau hinter dem Stiere stehend mit ausgestreckten Armen, um den sich überschlagenden Mann aufzufangen. Große Verwandtschaft hiermit weist die abgekürzte Freskodarstellung aus Tiryns auf (Abb. 46), die früher als das wichtigste Stück mykenischer Malerei gegolten hat. Pflanzen- und Tierbilder anderer Art, zum Teil mit großer Feinheit und Anmut ausgeführt, sind in Knosos und Phaistos gefunden worden (vgl. u. a. Abb. 96). Andere gute Beispiele mykenischer Malerei, die Grabstele von Mykenä (Abb. 37), die neugefundenen Fragmente von Wandbildern in Orchomenos, Tiryns und Mykenä[50c]), der Sarkophag von Paläkastro auf Kreta (Abb. 103), vor allem aber der Sarkophag von Hagia Triada (Abb. 59) können hier nur im Vorbeigehen genannt werden.

Die Ueberreste der großen Skulptur sind weniger zahlreich und weniger gut erhalten, als die der Malerei. Unter den früher bekannten Stücken steht an der Spitze das Löwenrelief von Mykenä, das dem Haupttore der Stadt den Namen gegeben hat (Abb. 19). Bewundernswert ist hier vor allem die naturalistische Wiedergabe des Tierkörpers, in welcher nur die etwas plumpen Vorderbeine nicht recht organisch mit dem Körper verbunden sind. Kaum hiermit zu vergleichen sind die reliefgeschmückten Grabstelen aus Mykenä, deren figürliche Darstellungen eine äußerst primitive Technik zeigen (Abb. 17). Allerdings geht eine neuere Annahme (Reichel) dahin, daß diese Flachreliefs ohne Modellierung und Tiefe nur wenig ausgearbeitete Umrißskizzen sind, über denen die Figuren in bemaltem Stuck sorgfältig ausgeführt waren.[51]) Nun hat der Palast von Knosos seine Schätze wieder herausgegeben, darunter fragmentierte Menschen- und Tiergestalten in Stein und Stuck, die mit den besten Werken der Malerei gleichstehen und zumeist durch naturalistische Bemalung ausgezeichnet sind. Der Kalksteinkopf einer Löwin (Hündin?) ist das beste Stück großer kretischer Steinskulptur. Fragmente rotbraun bemalter Stuckreliefs geben u. a. einen mächtigen Stierkopf in großartiger Lebenswahrheit, wie sie die klassische Kunst der Griechen kaum wieder erreicht hat: mit brüllend geöffnetem Maul, geblähten Nüstern, vorquellenden, dicken Augen und aufgerichteten Ohren (Abb. 83). Von überlebensgroßen Reliefdarstellungen menschlicher Gestalten, die mit feinster Naturbeobachtung modelliert sind, haben sich nur einzelne Stücke erhalten. Skulpierte Gebrauchsgegenstände (Vasen vgl. Abb. 100, Gewichte, merkwürdige Standlampen in Kapitellform u. s. w.) und Dekorationsstücke (Friese, Rosetten u. s. w.) in kostbaren Steinarten, zumeist aus den Palästen von Knosos und Phaistos, veranschaulichen uns die hohe Technik der Steinbearbeitung. Die glänzendsten Stücke dieser Kunstgattung sind in Hagia Triada gefunden. Einmal der reliefgeschmückte Deckel einer Vase aus schwarzem Steatit, hierauf dargestellt ein seltsam naturalistischer Krieger- oder Erntezug in zwei Gruppen, getrennt durch eine Sängergruppe (einen Mann mit Sistrum und drei libysche Frauen, vgl. Herodot IV 189), im ganzen 27 Figuren; hinter einem barhäuptigen Anführer mit Glockenpanzer(?) marschieren die Männer im Schritt zu zweit und tragen ein merkwürdiges dreizackähnliches Instrument über der Schulter (Abb. 95).[51a]) Zum anderen eine konische Vase aus dem gleichen Material mit 4 Reliefkreisen übereinander, worin eine Stierjagd (in 2: vgl. den Becher von Vaphio) und stark bewegte Szenen des Faustkampfes geschildert sind.[51b]) Unter den Werken der Elfenbeinskulptur verdient besonders die ursprünglich wohl bemalte Figur eines nackten Springers genannt zu werden, die zu den besten Werken griechischer Plastik gehört und sich mit den italienischen Elfenbeinarbeiten des 16./17. Jhs. in eine Reihe stellen darf. Die Haarlocken waren aus goldplattierter Bronze angefügt, ein Anfang chryselephantiner Technik (Abb. 84). Dem knosischen

Springer steht am nächsten ein Elfenbeinkopf aus Mykenä, der auch wegen der merkwürdigen Form des Helmes Beachtung verdient (Abb. 36), und von geschnitzten Gebrauchsgegenständen u. a. ein reichverzierter Spiegelgriff aus Mykenä (Abb. 32) und ein Elfenbeinkamm aus Spata in Attika (Abb. 49). Angeschlossen sei hier der Hinweis auf ein glänzendes Stück der Intarsiakunst, ein Spielbrett vielleicht, das mit Gold, Silber, Elfenbein, Bergkristall und blauem Glasfluß eingelegt ist (Abb. 85).[51c])

* * *

Die mykenische Kleinkunst ist wesentlich bedingt durch die technisch hochentwickelte Metallindustrie, die uns in der prähistorischen Kultur erst in späten Schichten entgegentritt. Auf der Grenze zur großen Kunst stehen gegossene Bronzefigürchen, wie die Kultstatuette einer betenden Frau im Berliner Antiquarium unbekannter Herkunft, deren babylonischer, jedenfalls sakraler Volantsrock (vgl. Lindl: Cyrus Abb. 14, 16, 88) auch für die mykenische Frauenkleidung typisch ist (Abb. 51, vgl. 14, 15, 71). Das Gegenstück dazu ist die Bleistatuette eines Mannes, der, gleichfalls typisch, nur mit Lendenschurz und Gürtel bekleidet ist (Abb. 50).[51d]) Hierher gehört auch ein prächtiger silberner Stierkopf aus Mykenä in getriebener Arbeit, mit goldenen Hörnern und einer goldenen Rosette auf der Stirne, Maul, Augen und Ohren auf Kupfer vergoldet (Abb. 27). Ein silbernes, goldeingelegtes Gefäß aus Mykenä schildert einen Kampf vor den Mauern einer Stadt, die Krieger zumeist nackt mit Schleuder und Bogen in lebhafter Bewegung, zum Teil auch in ruhiger Haltung mit Speer und Schild, hinter den Mauern die Frauen schreiend und gestikulierend (Abb. 29). Vor allem endlich sind hier die beiden wundervollen getriebenen Goldbecher von Vaphio zu nennen, deren einer bewegte Szenen einer Stierjagd, der andere gezähmte Stiere auf der Weide und bei der Arbeit darstellt (Abb. 54, vgl. 28).[51e]) Verwandte Darstellungen finden sich auf kunstvollen, mit Silber und verschiedenfarbigem Gold eingelegten Dolchklingen aus Mykenä, eine Löwenjagd mit Kriegswaffen und Löwen auf der Jagd nach Gazellen (Abb. 31), eine Flußlandschaft mit Papyros- (oder Lotos-) Stauden, zwischen denen katzenartige Tiere Wasservögel jagen. Diese Darstellungen mit den Palmen der Goldbecher von Vaphio weisen uns deutlich nach Aegypten, wo ihre Vorbilder zu suchen sind: denn in Griechenland sind Löwen[52]), Palmen, Papyros nicht heimisch gewesen. In der Tat haben sich auch in dem Grabe einer ägyptischen Königin der 18. Dynastie (Aah-hotep) Dolchklingen mit hieroglyphischer Inschrift gefunden, deren Technik mit den mykenischen Dolchen große Verwandtschaft zeigt (Busolt I² S. 122). Aber die mykenischen Arbeiten sind griechische Originale, wie schon die Bewaffnung der Krieger beweist. Als letztes charakteristisches Produkt mykenischer Goldschmiedekunst erwähne ich die goldenen Totenmasken aus Mykenä, welche die Züge des Toten in individueller, naturalistischer Weise wiedergeben (Abb. 18). Die Sitte der mykenischen Griechen, das Gesicht der Verstorbenen mit einer Totenmaske zu bedecken, ist in Aegypten uralt. Goldene Masken aber kommen hier gerade zur Zeit der 18. Dynastie vor, und auch die Phönizier, deren Bestattungsart in hohem Grade von Aegypten her beeinflußt worden ist, haben tönerne und goldene Totenmasken verwendet (Busolt I² S. 67). In Aegypten, dem Lande der Konvention und strengen Sitte, hat sich der Gebrauch, dem Toten sein Porträt mit ins Grab zu geben, bis in die späte, christliche Zeit erhalten.

Nur mit einem Worte kann ich auf eine andere außerordentlich reiche Gattung der mykenischen Kleinkunst hinweisen, die

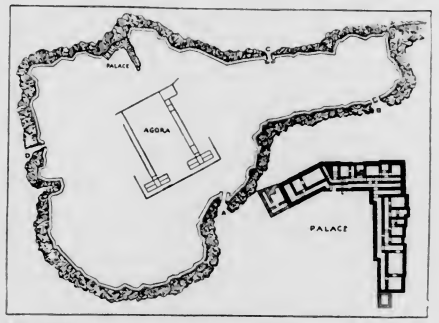


Abb. 64 · Plan der Stadt im Kopaïssee: S. 66

geschnittenen Steine und Goldringe, die sich in der Feinheit der Ausführung zum Teil mit den Werken der hellenistischen und römischen Kunst messen können (Abb. 53) und wohl an allen Hauptsitzen der mykenischen Kultur angefertigt wurden: auf der Burg von Mykenä ist das Atelier eines Steinschneiders entdeckt worden. Für die prächtigen Steine aus der Blütezeit dieser Kunst (in Form flacher Perlen), die alle mit dem Rade graviert sind, dienten als Material vornehmlich bunte Halbedelsteine, Karneol, Chalcedon, Sardonyx, Amethyst. In der jüngeren Zeit waren auch Nachbildungen der Steine in Glasmasse üblich. Die Steine wurden aber nicht in Fingerringen, sondern an Schnüren um das Handgelenk oder um den Hals getragen (vgl. Furtwängler: Die antiken Gemmen, 3 Bände 1900). Bemerkenswert ist, daß Homer diese ganze Gattung der Kleinkunst gar nicht zu kennen scheint, wie schon Plinius Nat. Hist. XXXIII 12 bemerkt hat. Von besonderer Wichtigkeit sind uns diese Kunsterzeugnisse für die Typik der mykenischen Kunst: denn die Glyptik steht in besonders hohem Maße unter dem Einflusse festgeprägter Typen, die nach dem Orient hin, teils nach Aegypten, teils nach Babylonien weisen. Und das ist um so auffallender, als die Frische der Behandlung mit dem Wiederholen und Kopieren fremder Kunsttypen seltsam kontrastiert. Nach Afrika führen uns u. a. die hierin vorkommenden Löwen und Dattelpalmen, nach Babylonien vornehmlich die wunderlichen Mischgestalten, die Verbindung von Menschen- und Tierleibern, die esels- und stierköpfigen Dämonen, die geflügelten (weiblichen) Sphinxe und Greife, die auch in der nordsyrisch-chetitischen Kunst wiederkehren. In diesen Kreis gehört auch das Motiv der heraldischen Gegenüberstellung zweier Tiere (schon beim Löwentor; auch Panther, Hirsche, Schwäne u. a.), das gleichermaßen über phrygischen Gräbern sich findet. Besonders beachtenswert sind die Darstellungen seltsamer Kult- und Adorationsszenen (Abb. 14, 15, 71), auffällig durch die Kulthörner (Abb. 71, vgl. 103, 104), die Kultpfeiler und Bäume (Abb. 17, 71) und die neben Sonne und Mond (babylonisch, s. Lindl: Cyrus S. 15, 21, 42, 110 f.) erscheinende Doppelaxt (Abb. 14, vgl. 103), die man richtig als Attribut des karischen Zeus erklärt.

Abb. 65 · Ringmauer der Stadt im Kopaïssee

Am originellsten erscheint die kretisch-mykenische Kunst in der Ornamentik, die in ihren linearen Teilen doch wohl von den Metallarbeiten auf die Kunsttöpferei (Keramik) übertragen worden ist. Die Elemente dieses Dekorationsstiles, schon in den bunten, kretischen Kamaresvasen, bestehen aus linearen Ornamenten, aus Knöpfen, Buckeln, Rosetten, konzentrischen Kreisen und namentlich aus Spiralgeschlingen, wie sie sich aus der Dekoration mit Metalldrähten entwickelt haben (vgl. das mit Metalldraht umsponnene Kapitell der Halbsäulen am Eingange des ‚Atreusgrabes' in Mykenä). Daneben verwendet man später auch Naturformen in reicher Fülle, Nachbildungen von Blättern, Knospen und Blüten, von Schmetterlingen, Purpurschnecken und Seetieren, vor allem Nautilus und Polyp mit spiralisch verschlungenen Fangarmen. Die Umbildung der linearen Spirale zur vegetabilischen Ranke ist die folgenreichste Schöpfung dieser Formensprache, die in der stilisierten Blumendekoration des kretischen ‚Palaststils' ihre eigenartigste Entfaltung gefunden hat. Vereinzelte Elemente dieser Dekorationskunst sind freilich schon bei den Babyloniern und Aegyptern nachweisbar. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß die mykenische Ornamentik in ihrer Gesamtheit eine ganz selbständige Entwicklung darstellt, deren hauptsächlichstes Merkmal in der üppigen Rundung und der reichen, phantasievollen Mannigfaltigkeit besteht. Für den merkwürdigen Gegensatz dieser originellen Dekorationsweise mit typischen Bilddarstellungen bietet das Wiedererwachen der klassischen Kunst in Sizilien und Italien im 12./13. Jh. n. Chr. eine schlagende Parallele.

Die Formen und Arten der kretisch-mykenischen Keramik, die monochromen und

Springer steht am nächsten ein Elfenbeinkopf aus Mykenä, der auch wegen der merkwürdigen Form des Helmes Beachtung verdient (Abb. 36), und von geschnitzten Gebrauchsgegenständen u. a. ein reichverzierter Spiegelgriff aus Mykenä (Abb. 32) und ein Elfenbeinkamm aus Spata in Attika (Abb. 49). Angeschlossen sei hier der Hinweis auf ein glänzendes Stück der Intarsiakunst, ein Spielbrett vielleicht, das mit Gold, Silber, Elfenbein, Bergkristall und blauem Glasfluß eingelegt ist (Abb. 85).[61c])

* * *

Die mykenische Kleinkunst ist wesentlich bedingt durch die technisch hochentwickelte Metallindustrie, die uns in der prähistorischen Kultur erst in späten Schichten entgegentritt. Auf der Grenze zur großen Kunst stehen gegossene Bronzefigürchen, wie die Kultstatuette einer betenden Frau im Berliner Antiquarium unbekannter Herkunft, deren babylonischer, jedenfalls sakraler Volantsrock (vgl. Lindl: Cyrus Abb. 14, 16, 88) auch für die mykenische Frauenkleidung typisch ist (Abb. 51, vgl. 14, 15, 71). Das Gegenstück dazu ist die Bleistatuette eines Mannes, der, gleichfalls typisch, nur mit Lendenschurz und Gürtel bekleidet ist (Abb. 50).[61d]) Hierher gehört auch ein prächtiger silberner Stierkopf aus Mykenä in getriebener Arbeit, mit goldenen Hörnern und einer goldenen Rosette auf der Stirne, Maul, Augen und Ohren auf Kupfer vergoldet (Abb. 27). Ein silbernes, goldeingelegtes Gefäß aus Mykenä schildert einen Kampf vor den Mauern einer Stadt, die Krieger zumeist nackt mit Schleuder und Bogen in lebhafter Bewegung, zum Teil auch in ruhiger Haltung mit Speer und Schild, hinter den Mauern die Frauen schreiend und gestikulierend (Abb. 29). Vor allem endlich sind hier die beiden wundervollen getriebenen Goldbecher von Vaphio zu nennen, deren einer bewegte Szenen einer Stierjagd, der andere gezähmte Stiere auf der Weide und bei der Arbeit darstellt (Abb. 54, vgl. 28).[61e]) Verwandte Darstellungen finden sich auf kunstvollen, mit Silber und verschiedenfarbigem Gold eingelegten Dolchklingen aus Mykenä, eine Löwenjagd mit Kriegswaffen und Löwen auf der Jagd nach Gazellen (Abb. 31), eine Flußlandschaft mit Papyros- (oder Lotos-) Stauden, zwischen denen katzenartige Tiere Wasservögel jagen. Diese Darstellungen mit den Palmen der Goldbecher von Vaphio weisen uns deutlich nach Aegypten, wo ihre Vorbilder zu suchen sind: denn in Griechenland sind Löwen[62]), Palmen, Papyros nicht heimisch gewesen. In der Tat haben sich auch in dem Grabe einer ägyptischen Königin der 18. Dynastie (Aah-hotep) Dolchklingen mit hieroglyphischer Inschrift gefunden, deren Technik mit den mykenischen Dolchen große Verwandtschaft zeigt (Busolt I² S. 122). Aber die mykenischen Arbeiten sind griechische Originale, wie schon die Bewaffnung der Krieger beweist. Als letztes karakteristisches Produkt mykenischer Goldschmiedekunst erwähne ich die goldenen Totenmasken aus Mykenä, welche die Züge des Toten in individueller, naturalistischer Weise wiedergeben (Abb. 18). Die Sitte der mykenischen Griechen, das Gesicht der Verstorbenen mit einer Totenmaske zu bedecken, ist in Aegypten uralt. Goldene Masken aber kommen hier gerade zur Zeit der 18. Dynastie vor, und auch die Phönizier, deren Bestattungsart in hohem Grade von Aegypten her beeinflußt worden ist, haben tönerne und goldene Totenmasken verwendet (Busolt I² S. 67). In Aegypten, dem Lande der Konvention und strengen Sitte, hat sich der Gebrauch, dem Toten sein Porträt mit ins Grab zu geben, bis in die späte, christliche Zeit erhalten.

Nur mit einem Worte kann ich auf eine andere außerordentlich reiche Gattung der mykenischen Kleinkunst hinweisen, die

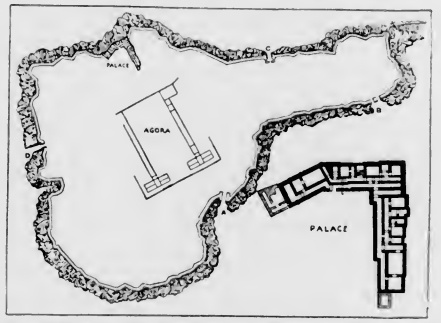


Abb. 64 · Plan der Stadt im Kopaïssee: S. 66

geschnittenen Steine und Goldringe, die sich in der Feinheit der Ausführung zum Teil mit den Werken der hellenistischen und römischen Kunst messen können (Abb. 53) und wohl an allen Hauptsitzen der mykenischen Kultur angefertigt wurden: auf der Burg von Mykenä ist das Atelier eines Steinschneiders entdeckt worden. Für die prächtigen Steine aus der Blütezeit dieser Kunst (in Form flacher Perlen), die alle mit dem Rade graviert sind, dienten als Material vornehmlich bunte Halbedelsteine, Karneol, Chalcedon, Sardonyx, Amethyst. In der jüngeren Zeit waren auch Nachbildungen der Steine in Glasmasse üblich. Die Steine wurden aber nicht in Fingerringen, sondern an Schnüren um das Handgelenk oder um den Hals getragen (vgl. Furtwängler: Die antiken Gemmen, 3 Bände 1900). Bemerkenswert ist, daß Homer diese ganze Gattung der Kleinkunst gar nicht zu kennen scheint, wie schon Plinius Nat. Hist. XXXIII 12 bemerkt hat. Von besonderer Wichtigkeit sind uns diese Kunsterzeugnisse für die Typik der mykenischen Kunst: denn die Glyptik steht in besonders hohem Maße unter dem Einflusse festgeprägter Typen, die nach dem Orient hin, teils nach Aegypten, teils nach Babylonien weisen. Und das ist um so auffallender, als die Frische der Behandlung mit dem Wiederholen und Kopieren fremder Kunsttypen seltsam kontrastiert. Nach Afrika führen uns u. a. die hierin vorkommenden Löwen und Dattelpalmen, nach Babylonien vornehmlich die wunderlichen Mischgestalten, die Verbindung von Menschen- und Tierleibern, die esels- und stierköpfigen Dämonen, die geflügelten (weiblichen) Sphinxe und Greife, die auch in der nordsyrisch-chetitischen Kunst wiederkehren. In diesen Kreis gehört auch das Motiv der heraldischen Gegenüberstellung zweier Tiere (schon beim Löwentor; auch Panther, Hirsche, Schwäne u. a.), das gleichermaßen über phrygischen Gräbern sich findet. Besonders beachtenswert sind die Darstellungen seltsamer Kult- und Adorationsszenen (Abb. 14, 15, 71), auffällig durch die Kulthörner (Abb. 71, vgl. 103, 104), die Kultpfeiler und Bäume (Abb. 17, 71) und die neben Sonne und Mond (babylonisch, s. Lindl: Cyrus S. 15, 21, 42, 110 f.) erscheinende Doppelaxt (Abb. 14, vgl. 103), die man richtig als Attribut des karischen Zeus erklärt.

Abb. 65 · Ringmauer der Stadt im Kopaïssee

Am originellsten erscheint die kretisch-mykenische Kunst in der Ornamentik, die in ihren linearen Teilen doch wohl von den Metallarbeiten auf die Kunsttöpferei (Keramik) übertragen worden ist. Die Elemente dieses Dekorationsstiles, schon in den bunten, kretischen Kamaresvasen, bestehen aus linearen Ornamenten, aus Knöpfen, Buckeln, Rosetten, konzentrischen Kreisen und namentlich aus Spiralgeschlingen, wie sie sich aus der Dekoration mit Metalldrähten entwickelt haben (vgl. das mit Metalldraht umsponnene Kapitell der Halbsäulen am Eingange des ‚Atreusgrabes' in Mykenä). Daneben verwendet man später auch Naturformen in reicher Fülle, Nachbildungen von Blättern, Knospen und Blüten, von Schmetterlingen, Purpurschnecken und Seetieren, vor allem Nautilus und Polyp mit spiralisch verschlungenen Fangarmen. Die Umbildung der linearen Spirale zur vegetabilischen Ranke ist die folgenreichste Schöpfung dieser Formensprache, die in der stilisierten Blumendekoration des kretischen ‚Palaststils' ihre eigenartigste Entfaltung gefunden hat. Vereinzelte Elemente dieser Dekorationskunst sind freilich schon bei den Babyloniern und Aegyptern nachweisbar. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß die mykenische Ornamentik in ihrer Gesamtheit eine ganz selbständige Entwicklung darstellt, deren hauptsächlichstes Merkmal in der üppigen Rundung und der reichen, phantasievollen Mannigfaltigkeit besteht. Für den merkwürdigen Gegensatz dieser originellen Dekorationsweise mit typischen Bilddarstellungen bietet das Wiedererwachen der klassischen Kunst in Sizilien und Italien im 12./13. Jh. n. Chr. eine schlagende Parallele.

Die Formen und Arten der kretisch-mykenischen Keramik, die monochromen und

polychromen, die ungefirnißten und gefirnißten Vasen im einzelnen hier zu behandeln, würde mich zu weit führen (vgl. Abb. 66, 99, 105). Ich muß mich begnügen dafür auf das grundlegende Werk von Furtwängler und Löschcke: ‚Mykenische Vasen' (Berlin 1887) zu verweisen, das durch die kretischen Ausgrabungen allerdings gänzlich überholt ist.[52a]) Auch die vielgestaltigen Gegenstände des täglichen Gebrauches, des Schmuckes und des Kultus, die aus Goldblech, Elfenbein, Glasfluß, Ton u. s. w. verfertigt sind, die Diademe, Armbänder, Ohrringe und Knöpfe (Abb. 21, 22, 23), die primitiven Nachbildungen von Menschen und Tieren als Idole (Abb. 20, 40, 41, 74, 101), die Kulthörner und Sarkophage (Abb. 102, 103, 104) und dergleichen kann ich hier im einzelnen nicht beschreiben.

Der innerste Karakter der mykenischen Kunst ist der eines frischen, fröhlichen Naturalismus, gebunden durch die Anlehnung an überkommene, typische Vorbilder orientalischer, vor allem babylonischer Kunst, gehemmt durch gewisse technische Ungeschicklichkeiten, die den mykenischen Künstler nicht zur vollen Reife künstlerischen Schaffens gelangen lassen. Die Naturbeobachtung in der Wiedergabe des menschlichen und tierischen Körpers, des Spieles der angestrafften Muskeln, des Ausdruckes lebendiger Bewegung ist kaum zu überbieten. Edle, kraftstrotzende Männlichkeit in einem geschmeidigen, überschlanken Körper mit enger Taille, stolze und doch anmutige Weiblichkeit ohne Prätension und Ziererei ist das Ideal dieser Kunst, die den ruhigen und wenig bewegten Gestalten Schönheit und Würde, den lebhaft bewegten Energie und Kraft verleiht. Die Zeichnung der Wandgemälde, orientalischer Kunstübung entsprechend zuerst in feinen Linien in den Stuck eingeritzt, ist exakt und lebendig; der Raumsinn in der Füllung einer gegebenen Umrahmung, der sich oftmals durch die Einsetzung beliebiger Füllstücke in tote Flächen betätigt (vgl. Abb. 17, 37, 47), ist peinlich genau; der Farbensinn in der Zusammenstimmung der Farben ist hoch entwickelt, indem manches Mal mehr eine Farbenwirkung, als eine genaue Nachahmung der Natur erstrebt wird. Die Wirkung der Gemälde ist dadurch oft eine dekadente, seltsam moderne.

Der schwerwiegendste Mangel in den Werken malerischer Natur ist ein Sehfehler, der Mangel einer ausgebildeten künstlerischen Perspektive, der uns an japanische Kunstleistungen und an gewisse Auswüchse modernsten Kunstschaffens erinnert. Am deutlichsten zeigt sich das in der Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes, obwohl der mykenische Künstler dafür eine besondere Vorliebe zu haben scheint. Denn während die Bäume überraschend natürlich gebildet sind, ist das Terrain, durchgehends felsige Landschaft, völlig schematisch dargestellt. Der Felsgrund zieht sich wellenförmig um das ganze Bild herum, indem der Künstler sichtlich bemüht ist, die Lücken der Komposition durch Terrainzeichnung möglichst auszufüllen. Auch die unnatürlichen Verdrehungen und Verkürzungen (vgl. besonders den Stier im Netze auf dem Goldbecher von Vaphio) sind durch diese mangelhafte perspektivische Anschauung bedingt, die von der Malerei auf die durchaus malerisch komponierende Reliefkunst übertragen worden ist. Daneben spielt in dieser Kunst ein konventionelles Element eine Rolle, indem nicht nur die Typik vielfach vom Orient beeinflußt ist, sondern auch manche Einzelheiten der Darstellung traditionell fortgeführt werden, wie die Laufstellung der Tiere mit wagerecht gestreckten Beinen. Auch die En-face-Stellung der Augen im Kopfprofil gehört hierher, obwohl hierbei sicher auch das Bestreben maßgebend gewesen ist, dem Auge, dem wichtigsten und karakteristischsten Teile des Gesichtes, selbst in der Profilstellung seine ausdrucksvollste Gestalt zu bewahren.[53]) Trotz dieser Gebundenheit im einzelnen aber ist Signatur der kretisch-mykenischen Kunst die Freiheit, die sich vornehmlich in der individuellen Gestaltung der Kunsttypen und in der ornamentalen Dekoration offenbart. Und gerade hierdurch, wie durch den lebendigen Realismus der Darstellung erhebt sich diese original gestaltete Kunst hoch über ihre orientalischen Vorbilder, von denen die naturalistischen Erzeugnisse der babylonischen Kunst den mykenischen Kunstprodukten näher verwandt sind, als die rein schematischen Kunsttypen der Aegypter. Aber vom Orient hat die mykenische Kunst nur die Anregung empfangen und das Beste dazu selbst hinzugegeben, die Ausbildung der künstlerischen Individualität.

Abb. 66 · Mykenische Vasen aus Jalysos auf Rhodos (1—6) · aus Kreta (7) · Böotien (8/9) · Mykenä (10)

polychromen, die ungefirnißten und gefirnißten Vasen im einzelnen hier zu behandeln, würde mich zu weit führen (vgl. Abb. 66, 99, 105). Ich muß mich begnügen dafür auf das grundlegende Werk von Furtwängler und Löschcke: ‚Mykenische Vasen' (Berlin 1887) zu verweisen, das durch die kretischen Ausgrabungen allerdings gänzlich überholt ist.[62a]) Auch die vielgestaltigen Gegenstände des täglichen Gebrauches, des Schmuckes und des Kultus, die aus Goldblech, Elfenbein, Glasfluß, Ton u. s. w. verfertigt sind, die Diademe, Armbänder, Ohrringe und Knöpfe (Abb. 21, 22, 23), die primitiven Nachbildungen von Menschen und Tieren als Idole (Abb. 20, 40, 41, 74, 101), die Kulthörner und Sarkophage (Abb. 102, 103, 104) und dergleichen kann ich hier im einzelnen nicht beschreiben.

Der innerste Karakter der mykenischen Kunst ist der eines frischen, fröhlichen Naturalismus, gebunden durch die Anlehnung an überkommene, typische Vorbilder orientalischer, vor allem babylonischer Kunst, gehemmt durch gewisse technische Ungeschicklichkeiten, die den mykenischen Künstler nicht zur vollen Reife künstlerischen Schaffens gelangen lassen. Die Naturbeobachtung in der Wiedergabe des menschlichen und tierischen Körpers, des Spieles der angestrafften Muskeln, des Ausdruckes lebendiger Bewegung ist kaum zu überbieten. Edle, kraftstrotzende Männlichkeit in einem geschmeidigen, überschlanken Körper mit enger Taille, stolze und doch anmutige Weiblichkeit ohne Prätension und Ziererei ist das Ideal dieser Kunst, die den ruhigen und wenig bewegten Gestalten Schönheit und Würde, den lebhaft bewegten Energie und Kraft verleiht. Die Zeichnung der Wandgemälde, orientalischer Kunstübung entsprechend zuerst in feinen Linien in den Stuck eingeritzt, ist exakt und lebendig; der Raumsinn in der Füllung einer gegebenen Umrahmung, der sich oftmals durch die Einsetzung beliebiger Füllstücke in tote Flächen betätigt (vgl. Abb. 17, 37, 47), ist peinlich genau; der Farbensinn in der Zusammenstimmung der Farben ist hoch entwickelt, indem manches Mal mehr eine Farbenwirkung, als eine genaue Nachahmung der Natur erstrebt wird. Die Wirkung der Gemälde ist dadurch oft eine dekadente, seltsam moderne.

Der schwerwiegendste Mangel in den Werken malerischer Natur ist ein Sehfehler, der Mangel einer ausgebildeten künstlerischen Perspektive, der uns an japanische Kunstleistungen und an gewisse Auswüchse modernsten Kunstschaffens erinnert. Am deutlichsten zeigt sich das in der Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes, obwohl der mykenische Künstler dafür eine besondere Vorliebe zu haben scheint. Denn während die Bäume überraschend natürlich gebildet sind, ist das Terrain, durchgehends felsige Landschaft, völlig schematisch dargestellt. Der Felsgrund zieht sich wellenförmig um das ganze Bild herum, indem der Künstler sichtlich bemüht ist, die Lücken der Komposition durch Terrainzeichnung möglichst auszufüllen. Auch die unnatürlichen Verdrehungen und Verkürzungen (vgl. besonders den Stier im Netze auf dem Goldbecher von Vaphio) sind durch diese mangelhafte perspektivische Anschauung bedingt, die von der Malerei auf die durchaus malerisch komponierende Reliefkunst übertragen worden ist. Daneben spielt in dieser Kunst ein konventionelles Element eine Rolle, indem nicht nur die Typik vielfach vom Orient beeinflußt ist, sondern auch manche Einzelheiten der Darstellung traditionell fortgeführt werden, wie die Laufstellung der Tiere mit wagerecht gestreckten Beinen. Auch die En-face-Stellung der Augen im Kopfprofil gehört hierher, obwohl hierbei sicher auch das Bestreben maßgebend gewesen ist, dem Auge, dem wichtigsten und karakteristischsten Teile des Gesichtes, selbst in der Profilstellung seine ausdrucksvollste Gestalt zu bewahren.[63]) Trotz dieser Gebundenheit im einzelnen aber ist Signatur der kretisch-mykenischen Kunst die Freiheit, die sich vornehmlich in der individuellen Gestaltung der Kunsttypen und in der ornamentalen Dekoration offenbart. Und gerade hierdurch, wie durch den lebendigen Realismus der Darstellung erhebt sich diese original gestaltete Kunst hoch über ihre orientalischen Vorbilder, von denen die naturalistischen Erzeugnisse der babylonischen Kunst den mykenischen Kunstprodukten näher verwandt sind, als die rein schematischen Kunsttypen der Aegypter. Aber vom Orient hat die mykenische Kunst nur die Anregung empfangen und das Beste dazu selbst hinzugegeben, die Ausbildung der künstlerischen Individualität.

Abb. 66 · Mykenische Vasen aus Jalysos auf Rhodos (1—6) · aus Kreta (7) · Böotien (8/9) · Mykenä (10)

Die Entstehung der griechischen Religion

Der wichtigste Faktor im Leben des primitivsten Volkes, wie der höchstzivilisierten Nation ist die Religion, die beim Naturmenschen als grobsinnlicher Götzendienst die Beziehungen des Menschen zu den unbekannten, großen Mächten außer ihm regelt, beim Kulturmenschen als Ferment der Zivilisation alle Aeußerungen des individuellen und sozialen Lebens durchtränkt und veredelt. Die griechische Religion zumal erscheint dem modernen Menschen für gewöhnlich als ein reiner Kultus der Schönheit, und mit sehnsüchtigem Verlangen, schönheitshungrig, wünscht er die Zeiten zurück, da eine heitere Götterwelt den griechischen Olymp bevölkerte. Die griechischen Göttergestalten, die Erzählungen von ihrem Erdenwandeln haben nicht nur die Heroen der griechischen Kunst und Poesie zu ihren gewaltigsten Schöpfungen begeistert, sie wirken befruchtend nach durch die Jahrtausende bis auf unsere Tage; und Zeus, der Blitze schleudernde Weltenlenker auf seinem Wolkenthron, Apollon, der jugendlich herrliche Bogenschütz, der Schützer aller schönen Künste, Athena, die hehre Jungfrau, die stolze Göttin des Wissens und der Wissenschaft, die wundersame, schmeichelnde, sinnebetörende, goldene Aphrodite: sie erscheinen dem übersättigten, nach reineren Idealen zurückstrebenden Kinde der modernen Kultur als die hohen Bilder eines ursprünglichen, reichen Lebens, wie Schiller ihre Gestalten in den ‚Göttern Griechenlands' unnachahmlich gezeichnet hat.

Der kühlere, kritische Blick des Geschichtsforschers ist nicht geblendet von dieser glänzenden Außenseite der griechischen Religion: er sucht zu den Wurzeln zu dringen, aus denen die religiösen Vorstellungen der Griechen erwachsen sind, weil nur die Erkenntnis des geschichtlichen Werdens die unvergleichliche Nachwirkung dieser Religionsanschauung, zugleich auch die Genialität des Volkes, das sie geschaffen hat, völlig zu erklären vermag. Die Aufgabe freilich ist nicht leicht, schon darum, weil für den ältesten Bestand der griechischen Religion so gut wie gar keine Ueberlieferung vorhanden ist. Zur Zeit, als die homerischen Epen gedichtet wurden, war der griechische Götterhimmel in seinen karakteristischen Gestalten bereits ausgebildet; und schon im 8. Jh. v. Chr. hatte die genealogische Spekulation begonnen, die Widersprüche der lokalen Religionsüberlieferungen auszugleichen und dem griechischen Volke in seiner Gesamtheit eine einheitliche religiöse Vorstellung zu oktroyieren. Die Vertiefung des ethischen Gehaltes dieser Religion durch die Tragödie, insbesondere durch Aischylos, das größte theologische Genie der Griechen, ging von einer allgemein gekannten, allgemein geglaubten, allgemein verehrten Götterwelt aus. Die philosophische Durchdringung der religiösen Anschauungen hat dann ein übriges getan, ihren ursprünglichen Kern zu verflüchtigen; und so stehen wir heute vor der Notwendigkeit, den glänzenden Aufbau eines komplizierten Religionssystems völlig zertrümmern zu müssen, um in seinen Fundamenten die Reste eines ursprünglichen Gottesglaubens wieder zu finden.[53a])

Zwei Faktoren sind, wie bei jeder natürlichen Religion, so auch bei der Ausbildung der griechischen wirksam gewesen: das innere religiöse Bewußtsein des Menschen, das über ihm einen Himmel, unter ihm eine Hölle schafft; zum andern sein Verhältnis zur umgebenden Natur, das jeden Vorgang dieser Natur nach dem Bilde des menschlichen Lebens beseelt und in natürlicher Ausgestaltung dieser Belebung in den Naturvorgängen einen Dämon, einen Gott zu erkennen glaubt.[53b])

Schon in der indogermanischen Urreligion hatte das religiöse Sinnen einen idealen, reinen Ausdruck gefunden in der Gestalt des leuchtenden Himmelsgottes, des regenspendenden Wolkenkönigs, des Vaters alles Lebenden, der in allen indogermanischen Religionen als die oberste Göttergestalt wiederkehrt. Das ist das wissenschaftliche Ergebnis der vor allem von Adalbert Kuhn und Max Müller begründeten vergleichenden Religionsforschung, das ich mit Ed. Meyer (S. 45 f.) modernen Zweiflern gegenüber (vgl. u. a. Kretschmer S. 71 f.) aufrecht erhalte. Ich kann mich nicht entschließen, die Begründung aller Religion in einem niederen Rationalismus zu suchen und die Idee des Göttlichen in der Menschenbrust zu leugnen, die allein die Existenz jener hohen überweltlichen Gottheit im Glauben der Frühzeit erklärt. Der Herr des Himmels Zeus (= skr. Dyaus = lat. Diespiter > Juppiter), der in der Urzeit wohl noch kultlos war und nur als die Verkörperung einer

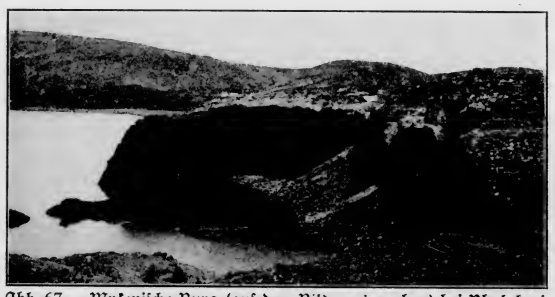


Abb. 67 · Mykenische Burg (auf dem Bilde rechts oben) bei Phylakopi auf Melos: S. 67

universellen Macht anerkannt wurde, hatte nach dem Beispiel des Menschen sein weibliches Gegenbild in der alles umfassenden, alles gebärenden Mutter Erde, Gaia, mit der sich der Himmelsgott im befruchtenden Regen verbindet und alles Leben in der Natur erzeugt. Vielleicht wurde auch damals schon das heilige Herdfeuer, das Symbol der Familie, auf der sich das soziale Leben der ältesten Zeit aufbaut, in seiner göttlichen Personifikation Hestia (= lat. Vesta; bei den Indern eine männliche Gottheit) verehrt. Bei anderen Göttergestalten dagegen, die man infolge einer Namensgleichheit (z. B. *Οὐρανός* = Varuna, *ἠώς* = uśas = aurora) auf uralte indogermanische Gemeingottheiten zurückgeführt hat, kann der moderne Skeptizismus, der sie für die indogermanische Urzeit nicht anerkennt, im Rechte sein.[53c])

* * *

Wir müssen uns nun gegenwärtig halten, daß die Entwicklung der griechischen Religion aus dem Glauben der Urzeit nicht an einem Orte, nicht bei einem Stamme stattgefunden hat, daß vielmehr die Zersplitterung und Vereinzelung des griechischen Volkes in seinen Bergkantonen mit Notwendigkeit auch zu einer verschiedenartigen Ausbildung des religiösen Grundstockes führen mußte, den die Griechen aus der indogermanischen Urheimat mitgebracht hatten. Dementsprechend ist es natürlich, daß in den einzelnen griechischen Landschaften bald dieser, bald jener religiöse Begriff mehr in den Vordergrund trat. Die indogermanischen Göttertypen aber, die Repräsentanten einer ideellen Welt, waren nicht danach angetan, als Stammesgottheiten einzelner griechischer Stämme eine besondere Bedeutung zu gewinnen, weil ihre universelle Natur ein gewissermaßen persönliches Verhältnis zum Menschen nicht zuließ. Neben diesen Verkörperungen einer allgemeinen kosmischen Idee schafft sich das Volk deshalb für seine besonderen religiösen Bedürfnisse eigene, niedere Gottheiten, wobei in den verschiedensten Gegenden eine religiöse Idee in analoger Weise zur Ausbildung gelangt sein kann. So entstehen die mannigfaltigen Formen der Einzelreligionen, deren primitivste Anfänge die Anthropologie uns u. a. bei den Hottentotten und bei den Menankabaus auf Sumatra kennen gelehrt hat.

Die Vorstellungen, die in diesen subjektiven religiösen Gestaltungen ihren ursprünglichen Ausdruck finden, knüpfen an das Leben in der Natur an, indem man sich die ganze Natur belebt und beseelt denkt, nicht bloß Menschen, Tiere und Pflanzen, wo immer man Bewegung und Veränderung sieht, sondern auch die anorganischen Bildungen, die der primitive Mensch von den organischen nicht unterscheidet. Und indem man der ‚Seele' jedes Objektes eine besondere Wirkung auf das Leben des Einzelmenschen zuschreibt, führt dieser Animismus zur Verehrung heiliger Bäume, hei-

Die Entstehung der griechischen Religion

Der wichtigste Faktor im Leben des primitivsten Volkes, wie der höchstzivilisierten Nation ist die Religion, die beim Naturmenschen als grobsinnlicher Götzendienst die Beziehungen des Menschen zu den unbekannten, großen Mächten außer ihm regelt, beim Kulturmenschen als Ferment der Zivilisation alle Aeußerungen des individuellen und sozialen Lebens durchtränkt und veredelt. Die griechische Religion zumal erscheint dem modernen Menschen für gewöhnlich als ein reiner Kultus der Schönheit, und mit sehnsüchtigem Verlangen, schönheitshungrig, wünscht er die Zeiten zurück, da eine heitere Götterwelt den griechischen Olymp bevölkerte. Die griechischen Göttergestalten, die Erzählungen von ihrem Erdenwandeln haben nicht nur die Heroen der griechischen Kunst und Poesie zu ihren gewaltigsten Schöpfungen begeistert, sie wirken befruchtend nach durch die Jahrtausende bis auf unsere Tage; und Zeus, der Blitze schleudernde Weltenlenker auf seinem Wolkenthron, Apollon, der jugendlich herrliche Bogenschütz, der Schützer aller schönen Künste, Athena, die hehre Jungfrau, die stolze Göttin des Wissens und der Wissenschaft, die wundersame, schmeichelnde, sinnebetörende, goldene Aphrodite: sie erscheinen dem übersättigten, nach reineren Idealen zurückstrebenden Kinde der modernen Kultur als die hohen Bilder eines ursprünglichen, reichen Lebens, wie Schiller ihre Gestalten in den ‚Göttern Griechenlands' unnachahmlich gezeichnet hat.

Der kühlere, kritische Blick des Geschichtsforschers ist nicht geblendet von dieser glänzenden Außenseite der griechischen Religion: er sucht zu den Wurzeln zu dringen, aus denen die religiösen Vorstellungen der Griechen erwachsen sind, weil nur die Erkenntnis des geschichtlichen Werdens die unvergleichliche Nachwirkung dieser Religionsanschauung, zugleich auch die Genialität des Volkes, das sie geschaffen hat, völlig zu erklären vermag. Die Aufgabe freilich ist nicht leicht, schon darum, weil für den ältesten Bestand der griechischen Religion so gut wie gar keine Ueberlieferung vorhanden ist. Zur Zeit, als die homerischen Epen gedichtet wurden, war der griechische Götterhimmel in seinen karakteristischen Gestalten bereits ausgebildet; und schon im 8. Jh. v. Chr. hatte die genealogische Spekulation begonnen, die Widersprüche der lokalen Religionsüberlieferungen auszugleichen und dem griechischen Volke in seiner Gesamtheit eine einheitliche religiöse Vorstellung zu oktroyieren. Die Vertiefung des ethischen Gehaltes dieser Religion durch die Tragödie, insbesondere durch Aischylos, das größte theologische Genie der Griechen, ging von einer allgemein gekannten, allgemein geglaubten, allgemein verehrten Götterwelt aus. Die philosophische Durchdringung der religiösen Anschauungen hat dann ein übriges getan, ihren ursprünglichen Kern zu verflüchtigen; und so stehen wir heute vor der Notwendigkeit, den glänzenden Aufbau eines komplizierten Religionssystems völlig zertrümmern zu müssen, um in seinen Fundamenten die Reste eines ursprünglichen Gottesglaubens wieder zu finden.[53a])

Zwei Faktoren sind, wie bei jeder natürlichen Religion, so auch bei der Ausbildung der griechischen wirksam gewesen: das innere religiöse Bewußtsein des Menschen, das über ihm einen Himmel, unter ihm eine Hölle schafft; zum andern sein Verhältnis zur umgebenden Natur, das jeden Vorgang dieser Natur nach dem Bilde des menschlichen Lebens beseelt und in natürlicher Ausgestaltung dieser Belebung in den Naturvorgängen einen Dämon, einen Gott zu erkennen glaubt.[53b])

Schon in der indogermanischen Urreligion hatte das religiöse Sinnen einen idealen, reinen Ausdruck gefunden in der Gestalt des leuchtenden Himmelsgottes, des regenspendenden Wolkenkönigs, des Vaters alles Lebenden, der in allen indogermanischen Religionen als die oberste Göttergestalt wiederkehrt. Das ist das wissenschaftliche Ergebnis der vor allem von Adalbert Kuhn und Max Müller begründeten vergleichenden Religionsforschung, das ich mit Ed. Meyer (S. 45 f.) modernen Zweiflern gegenüber (vgl. u. a. Kretschmer S. 71 f.) aufrecht erhalte. Ich kann mich nicht entschließen, die Begründung aller Religion in einem niederen Rationalismus zu suchen und die Idee des Göttlichen in der Menschenbrust zu leugnen, die allein die Existenz jener hohen überweltlichen Gottheit im Glauben der Frühzeit erklärt. Der Herr des Himmels Zeus (= skr. Dyaus = lat. Diespiter > Juppiter), der in der Urzeit wohl noch kultlos war und nur als die Verkörperung einer

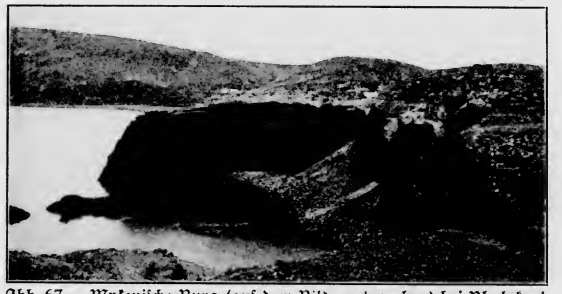


Abb. 67 · Mykenische Burg (auf dem Bilde rechts oben) bei Phylakopi auf Melos: S. 67

universellen Macht anerkannt wurde, hatte nach dem Beispiel des Menschen sein weibliches Gegenbild in der alles umfassenden, alles gebärenden Mutter Erde, Gaia, mit der sich der Himmelsgott im befruchtenden Regen verbindet und alles Leben in der Natur erzeugt. Vielleicht wurde auch damals schon das heilige Herdfeuer, das Symbol der Familie, auf der sich das soziale Leben der ältesten Zeit aufbaut, in seiner göttlichen Personifikation Hestia (= lat. Vesta; bei den Indern eine männliche Gottheit) verehrt. Bei anderen Göttergestalten dagegen, die man infolge einer Namensgleichheit (z. B. *Οὐρανός* = Varuna, *ἠώς* = ušas = aurora) auf uralte indogermanische Gemeingottheiten zurückgeführt hat, kann der moderne Skeptizismus, der sie für die indogermanische Urzeit nicht anerkennt, im Rechte sein.[53c])

* * *

Wir müssen uns nun gegenwärtig halten, daß die Entwicklung der griechischen Religion aus dem Glauben der Urzeit nicht an einem Orte, nicht bei einem Stamme stattgefunden hat, daß vielmehr die Zersplitterung und Vereinzelung des griechischen Volkes in seinen Bergkantonen mit Notwendigkeit auch zu einer verschiedenartigen Ausbildung des religiösen Grundstockes führen mußte, den die Griechen aus der indogermanischen Urheimat mitgebracht hatten. Dementsprechend ist es natürlich, daß in den einzelnen griechischen Landschaften bald dieser, bald jener religiöse Begriff mehr in den Vordergrund trat. Die indogermanischen Göttertypen aber, die Repräsentanten einer ideellen Welt, waren nicht danach angetan, als Stammesgottheiten einzelner griechischer Stämme eine besondere Bedeutung zu gewinnen, weil ihre universelle Natur ein gewissermaßen persönliches Verhältnis zum Menschen nicht zuließ. Neben diesen Verkörperungen einer allgemeinen kosmischen Idee schafft sich das Volk deshalb für seine besonderen religiösen Bedürfnisse eigene, niedere Gottheiten, wobei in den verschiedensten Gegenden eine religiöse Idee in analoger Weise zur Ausbildung gelangt sein kann. So entstehen die mannigfaltigen Formen der Einzelreligionen, deren primitivste Anfänge die Anthropologie uns u. a. bei den Hottentotten und bei den Menankabaus auf Sumatra kennen gelehrt hat.

Die Vorstellungen, die in diesen subjektiven religiösen Gestaltungen ihren ursprünglichen Ausdruck finden, knüpfen an das Leben in der Natur an, indem man sich die ganze Natur belebt und beseelt denkt, nicht bloß Menschen, Tiere und Pflanzen, wo immer man Bewegung und Veränderung sieht, sondern auch die anorganischen Bildungen, die der primitive Mensch von den organischen nicht unterscheidet. Und indem man der ‚Seele' jedes Objektes eine besondere Wirkung auf das Leben des Einzelmenschen zuschreibt, führt dieser Animismus zur Verehrung heiliger Bäume, hei-

liger Hölzer und Steine. Eine besondere Form des Animismus ist der sogenannte Totemismus, der das Göttliche im wilden Tiere sucht, im Tiger und Leoparden z. B., wie die Naturvölker auf Sumatra den gestreiften Tiger ihren Großvater nennen und von ihm ihren Clan ableiten. Die niederste kultliche Verkörperung dieser Idee ist der Fetisch (feitiço portugiesisch = Idol, Amulett), ein Stein, eine Scherbe, eine Muschel, ein Bündel Haare, worin der Naturmensch das göttliche Wesen sieht, von dem er Hilfe in Krankheit und anderer Lebensnot erhofft. So ist der Fetisch den Naturvölkern die Gottheit selbst, die mit Gebet und Opfern verehrt wird; und indem der Mensch den Fetisch, von dessen Macht er seine Existenz abhängig glaubt, am eigenen Leibe mit sich trägt, wird das Idol zum Amulett, an das sich ein weitverbreiteter Aberglaube ansetzt.[53d])

Dem Laien mag es sonderbar erscheinen, daß auch die später so hoch entwickelte griechische Religion diese primitivsten Stadien religiöser Vorstellungen durchlaufen hat. Aber heute noch vermögen wir aus den Nachrichten antiker Schriftsteller und aus archäologischen Funden die Rudimente eines rohen Fetischismus bei den Hellenen nachzuweisen.[54]) Vor allem waren es heilige (vom Himmel gefallene) Steine, denen man in Griechenland auch noch in später Zeit Verehrung gezollt hat, wie für die Muhammedaner die Kaaba in Mekka ein Gegenstand des Kultus ist: so der Stein des Eros bei Thespiä, des Hermes von Kyllene, der Kybele von Pessinus, der Hera von Chalkis, der Aphrodite von Paphos, auch der heilige Omphalos im Tempel von Delphi, die mit Bändern geschmückt, gebadet und gesalbt wurden.[55]) Und was anders ist die Sitte, den Hermes in Gestalt von aufgerichteten Steintafeln (Hermen) zu verehren, die in Form von Spitzsäulen auch dem Apollon (Agyieus) heilig waren?

Den heiligen Steinen entsprechen die leblosen, unbehauenen Hölzer, Klötze oder Pfähle oder Baumstümpfe, die als Gegenstand religiöser Verehrung im Kultus der Tyndariden von Sparta, der Hera von Argos, Samos und Thespiä, der Leto von Delos, der Artemis von Ikaros noch in Ehren gehalten wurden, als berühmte Bildhauer längst die idealen Abbilder der Gottheiten geschaffen hatten.[56]) Die Hölzer, die in den Uranfängen des Kultus die Gottheit selber enthielten, waren später zum Symbol verblaßt: so wurde ein Holzstock (δόρυ), der in Chäronea als Hauptgottheit verehrt wurde, nach Pausanias IX 40.11/12 von einer späteren aufgeklärten Zeit als Szepter des Agamemnon bezeichnet.

Zur mykenischen Zeit scheinen diese Kultformen in der ägäischen Kulturwelt weit verbreitet gewesen zu sein. Umstritten allerdings ist die sakrale, bätylische Bedeutung jener freistehenden Steinpfeiler, (z. T. mit dem Emblem der Doppelaxt des karischen Zeus: als Steinmetzzeichen oder zu Kultzwecken?), die sich in mehreren Innenräumen der Paläste von Knosos, Phaistos, Melos, in Felsengräbern von Mykenä und Thorikos, vor dem Südtore von Troja VI gefunden haben (Abb. 91). Mit größerem Rechte kann man auf die Darstellungen von Einzelsäulen in der mykenischen Kunst hinweisen, sei es unter einem Altartisch oder auf einem altarförmigen Postament oder in tempelartigen Gebäuden, mehrfach auch in karakteristischer Verbindung mit dem Kultsymbol der Stierhörner (Abb. 15, 26, 70, 71, 103). Diese Hörner (κέρατα) aber dürften als Symbole des Göttlichen überhaupt, zumal des kretischen Stiergottes Zeus oder der kuhgestaltigen Hera von Argos gelten (vgl. S. 85).[57]) Die Umbildung des als göttlich verehrten Gegenstandes zum Symbol der Gottheit hat in Griechenland alle Formen des Fetischismus betroffen, indem eine spätere höhere Religionsanschauung in den heiligen Bäumen die Gottheit nur mehr sich manifestieren ließ oder den Baum in einer äußerlichen ätiologischen Legende mit der Gottheit in Verbindung brachte. So vernahm der Hellene in dem Rauschen der heiligen Eiche zu Dodona die Stimme des Götterkönigs Zeus; der heilige Oelbaum der Athene stand bei ihrem Hause auf der Akropolis von Athen; unter der heiligen Palme auf Delos gebar Leto den Apollon; unter einer Platane bei Gortyn auf Kreta hatte Zeus mit Europa Hochzeit gehalten. Und jener primitive Glaube verklingt in der Vorstellung von den Baumnymphen, Dryaden, die mit den Bäumen entstehen, wachsen und sterben.

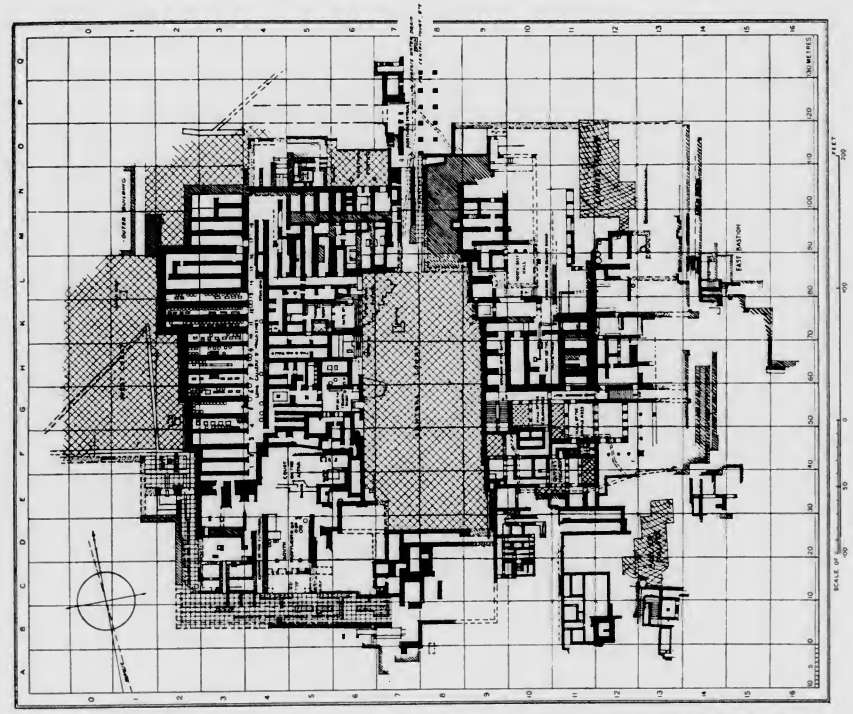


Abb. 68 · Plan der Ausgrabungen von Knosos 1902: S. 68, 74

Nicht anders bei den heiligen Tieren, in denen eine frühe Stufe der religiösen Entwicklung die Gottheit selbst erkannt haben mag. Am bekanntesten ist wohl die heilige Schlange auf der Burg von Athen, die als Stellvertreterin der Athena im Erechtheion hauste und allmonatlich einen Honigkuchen zur Speise vorgesetzt erhielt (Herodot VIII 41). Auch im Dienste des Asklepios spielen Schlangen eine große Rolle. Verbreiteter noch war die Idee eines Wolfsgottes, der vornehmlich im Peloponnes seinen Sitz hatte, am Lykaion (Wolfsberg) als Personifikation des Zeus (Lykaios), anderswo als eine Manifestation des Apollon angesehen. Artemis galt in Attika und Arkadien als Bärin, anderswo als Hirschkuh. Besonders bemerkenswert ist die Beziehung der argivischen Hera, der ‚kuhäugigen' Gattin des Zeus, zur Kuh, während der kretische Zeus als Stiergott verehrt wurde und als solcher die Europa entführt haben soll: nicht umsonst spielt das Bild des Stieres oder der Kuh in der mykenischen Kunst eine so bezeichnende Rolle (vgl. Abb. 27, 41, 46, 53, 54, 83).[57a])

Als ein Ueberrest dieses uralten Tierdienstes ist es zu betrachten, wenn jeder griechischen Gottheit später ihr heiliges Tier beigesellt ist, wie der Baumkultus in den heiligen Bäumen nachwirkt, die diesen Gottheiten geweiht sind. Vereinzelte Verschiebungen gegenüber bezeugten Baum- und Tierkulten können uns in dieser Ansicht nicht irre machen, da hierbei vielfach schon die theologische Spekulation ihre Hand im Spiele gehabt hat, die für jede Gottheit als Attribut nur Ein heiliges Tier und Einen heiligen Baum anerkannte: so für Zeus Adler (nicht Wolf) und Eiche (vgl. Dodona), für Apollon Wolf und Lorbeer (nicht die delische Palme), für Athena Eule

Abb. 69 · Die Ruinen von Knosos · Ostansicht: S. 68

(nicht Schlange) und Olive, für Aphrodite Taube und Myrthe; ein Schwanken zeigt sich nur bei Hera, der eine Kuh oder ein Pfau beigegeben wird. Ein Nachhall jenes ursprünglichen Tierdienstes hat sich jedenfalls auch darin bewahrt, daß in einzelnen Götterdiensten das Kultpersonal entsprechende Tiernamen führte (vgl. die ‚Bärinnen' der brauronischen, die ‚Bienen' der ephesischen Artemis). Und endlich mag noch auf die vielerlei Verwandlungssagen der griechischen Mythologie (vgl. Ovids Metamorphosen) hingewiesen werden, die uns in ihrem Ursprunge doch wohl in den Fetischismus einer rohen Urzeit zurückführen.

* * *

Der Fetischismus ist einer höheren Entwicklung nicht fähig, weil er außerstande ist, aus sich heraus einen reineren Gottesbegriff zu erzeugen. Denn wenn man selbst dem verehrten Naturgegenstande eine Psyche, eine Seele, zuteilte, die man sich als irgend ein unendlich feines, für menschliche Sinne nicht wahrnehmbares Wesen vorstellte, so war diese Psyche doch nur in Verbindung mit ihrem Substrate wirksam gedacht. Es bedurfte andersartiger religiöser Ideen, um einer vom Objekte abgelösten Psyche eine reale, selbständige Existenz zuzuschreiben, die das Wesen der überweltlichen Gottheit ausmacht. Diese Ausgestaltung eines höheren Gottesbegriffes, die gefordert ist von dem im Menschen lebenden religiösen Bewußtsein, geht aus vom Menschen selbst, von der Betrachtung des Göttlichen im Menschen, dem die religiöse Idee eines Fortlebens nach dem Tode eingepflanzt ist. Wenn die Lebenskraft erlischt, stirbt der Mensch. Das erscheint einem primitiven Denken so, daß im Sterben die enge Verbindung sich löst zwischen dem materiellen Körper und einer Leben schaffenden, konkret gedachten, aber unsichtbaren und unfaßbaren Psyche. Eine so geartete Seele aber hat nach ihrer Trennung vom Körper keinen Platz mehr auf dieser Welt in der Gesellschaft des Lebendigen. Darum schafft sich die menschliche Phantasie ein besonderes, finsteres (unterirdisches) Reich der Schatten, nach homerischer Vorstellung fern im Westen am äußersten Ende der Welt, in welches die abgeschiedenen Seelen hinabsteigen, um hier unter dem Szepter des Hades, einer Zwillingsfigur des oberweltlichen Zeus (als *Ζεὺς καταχθόνιος*: Il. I 457), eine Scheinexistenz weiterzuführen.[57b])

Auch die abgeschiedenen Seelen werden in menschlicher Form, anthropomorphisch, gedacht, nur daß in ihrem schattenhaften Dasein das Einzelne undeutlich wird und verschwimmt. Sie haben menschliche Bedürfnisse, verlangen Wohnung und Nahrung; und darum war für den Griechen der Gedanke so schrecklich, daß der Verstorbene unbestattet bleibe und der Wohnung des Grabes entbehre. Aber schon der Lebende ist darauf bedacht, sich das Leben nach dem Tode möglichst angenehm zu machen: deshalb errichtet der mykenische Fürst sich bei Lebzeiten den großartigen Grabbau, in dem sich an den Gedächtnistagen die Angehörigen und Dienstmannen versammeln, während der Tote nebenan in der kleinen, aber prunkvollen Grabkammer schlummert. Dem Verstorbenen gibt man auch Gewänder und Schmuck, Geräte und Waffen mit ins Grab, damit er ihrer nach dem Tode nicht entbehre; doch genügt für ihn, seiner schattenhaften Existenz entsprechend, dünnes Scheingerät, ein Abglanz der Wirklichkeit. Selbst lebende Wesen folgen dem Abgeschiedenen ins Grab, sein Streitroß, seine Hunde, ursprünglich wohl auch dienende Sklaven und die eheliche Gattin.[58])

Für die Ueberlebenden bleibt ein Gebot der Pietät bestehen, durch Speiseopfer

für den Unterhalt der abgeschiedenen Seelen zu sorgen. Darum schlachtet man Tiere über ihrem Grabe, schüttet ihr Blut in den Boden, vergräbt ihr Fleisch: von allem, was den Unterirdischen geweiht ist, dürfen die Lebenden nichts genießen. Das Blut der Opfertiere aber besitzt nach der homerischen Vorstellung (Od. λ = *Νέκυια*) eine geheimnisvolle Macht, indem die Schatten, die davon trinken, für kurze Zeit wieder zum Selbstbewußtsein gelangen und damit des größten Glückes, das ihnen widerfahren kann, teilhaftig werden. In Mykenä sind uns die deutlichen Spuren dieses Seelenglaubens erhalten: denn über dem 4. Schachtgrabe auf der Burg stand ein Altar mit einem tiefen Loch in der Mitte, durch welches man das Blut der Opfertiere in das Grab hinabströmen ließ (Abb. 25). Später sind auch diese Totenopfer ihres ursprünglichen Karakters entkleidet und zu symbolischen Handlungen geworden, die aber immer an die Gräber der Verstorbenen geknüpft blieben.[58a])

Aber nicht nur die Pietät der Hinterbliebenen ist es, die dem Verstorbenen diese Sorgfalt angedeihen läßt. Darein mischt sich ein Gefühl der Furcht vor einer feindseligen Macht, die man durch Opfer und Gebete besänftigen müsse. Die Seele des Toten erscheint den Ueberlebenden im Traume, anteilnehmend an ihrem Schicksal, ratend und tröstend; und daraus entspinnt sich die Vorstellung von einer im Leben fortwirkenden, in das Schicksal der Lebenden eingreifenden Macht der abgeschiedenen Seelen, deren Groll der Lebende fürchtet, die er darum nicht vernachlässigen, vielmehr durch aufmerksame Pflege sich verpflichten und gnädig stimmen muß. Hierin liegt die Wurzel des Dämonenglaubens der Griechen, der Feld und Wald, Luft, Erde und Meer mit einem Heere nichtsnutziger, unholder Geister belebte und für jeden Unfall, z. B. für die im Töpferofen zersprungenen Töpfe (Epigramm. Homer. 14, 8 f.), einen bösen Dämon verantwortlich machte.[58b]) Später ist hierdurch auch wohl die Sitte der Leichenverbrennung mitbestimmt worden, deren Spuren sich in Griechenland erst gegen Ende der mykenischen Periode finden. Durch die Verbrennung des Leichnams nämlich meinte man die Seele des Toten von jeder Einwirkung auf die Lebenden auszuschließen und als machtlosen Schatten in den Hades zu bannen.[58c])

* * *

So ist im Totenkultus die Idee außerweltlicher höherer Mächte, die losgelöst vom Irdischen, von den Bedingungen des Lebens ihre Wirksamkeit entfalten, in das Bewußtsein des Menschen getreten. Zweifellos liegt in dieser Idee eine der Wurzeln des späteren Götterglaubens, wenn es auch nicht angeht, mit Erwin Rohde im Totenkult und Seelenglauben den Ursprung der griechischen Religion überhaupt zu suchen. Denn wenn schon der Menschenseele auch nach dem Tode menschliche Aktivität verbleibt, die selbst zu übernatürlicher Wirksamkeit potenziert wird, so ist doch die Menschenseele außer aller unmittelbaren Beziehung zu den Erscheinungen der äußeren Natur, deren Walten der Mensch widerstandslos, willenlos unterworfen ist. Da ist der Lauf des Tagesgestirns, das unwandelbar am Morgen aufgeht, die Nebel zerstreut, die Welt erleuchtet und am Abend niedersinkt in die Nacht, die sternenhelle, monddurchglänzte Nacht; da ist der Mond in wechselnden Phasen; da ist der prasselnde Regenguß, der brausende Gewittersturm mit den flammenden Blitzen und dem rollenden Donner; da ist das ewige Werden und Vergehen in der Natur, Sommer und Winter, Hitze und Kälte, Blühen und Verdorren. Diese stets wiederkehrenden Erscheinungen

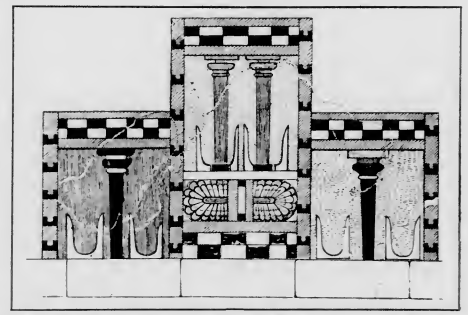


Abb. 70 · Architekturfassade, nach einem ergänzten Wandgemälde von Knosos (2/5): S. 76

Abb. 69 · Die Ruinen von Knosos · Ostansicht: S. 68

(nicht Schlange) und Olive, für Aphrodite Taube und Myrthe; ein Schwanken zeigt sich nur bei Hera, der eine Kuh oder ein Pfau beigegeben wird. Ein Nachhall jenes ursprünglichen Tierdienstes hat sich jedenfalls auch darin bewahrt, daß in einzelnen Götterdiensten das Kultpersonal entsprechende Tiernamen führte (vgl. die ‚Bärinnen' der brauronischen, die ‚Bienen' der ephesischen Artemis). Und endlich mag noch auf die vielerlei Verwandlungssagen der griechischen Mythologie (vgl. Ovids Metamorphosen) hingewiesen werden, die uns in ihrem Ursprunge doch wohl in den Fetischismus einer rohen Urzeit zurückführen.

* * *

Der Fetischismus ist einer höheren Entwicklung nicht fähig, weil er außerstande ist, aus sich heraus einen reineren Gottesbegriff zu erzeugen. Denn wenn man selbst dem verehrten Naturgegenstande eine Psyche, eine Seele, zuteilte, die man sich als irgend ein unendlich feines, für menschliche Sinne nicht wahrnehmbares Wesen vorstellte, so war diese Psyche doch nur in Verbindung mit ihrem Substrate wirksam gedacht. Es bedurfte andersartiger religiöser Ideen, um einer vom Objekte abgelösten Psyche eine reale, selbständige Existenz zuzuschreiben, die das Wesen der überweltlichen Gottheit ausmacht. Diese Ausgestaltung eines höheren Gottesbegriffes, die gefordert ist von dem im Menschen lebenden religiösen Bewußtsein, geht aus vom Menschen selbst, von der Betrachtung des Göttlichen im Menschen, dem die religiöse Idee eines Fortlebens nach dem Tode eingepflanzt ist. Wenn die Lebenskraft erlischt, stirbt der Mensch. Das erscheint einem primitiven Denken so, daß im Sterben die enge Verbindung sich löst zwischen dem materiellen Körper und einer Leben schaffenden, konkret gedachten, aber unsichtbaren und unfaßbaren Psyche. Eine so geartete Seele aber hat nach ihrer Trennung vom Körper keinen Platz mehr auf dieser Welt in der Gesellschaft des Lebendigen. Darum schafft sich die menschliche Phantasie ein besonderes, finsteres (unterirdisches) Reich der Schatten, nach homerischer Vorstellung fern im Westen am äußersten Ende der Welt, in welches die abgeschiedenen Seelen hinabsteigen, um hier unter dem Szepter des Hades, einer Zwillingsfigur des oberweltlichen Zeus (als *Ζεὺς καταχθόνιος:* Il. I 457), eine Scheinexistenz weiterzuführen.[57b])

Auch die abgeschiedenen Seelen werden in menschlicher Form, anthropomorphisch, gedacht, nur daß in ihrem schattenhaften Dasein das Einzelne undeutlich wird und verschwimmt. Sie haben menschliche Bedürfnisse, verlangen Wohnung und Nahrung; und darum war für den Griechen der Gedanke so schrecklich, daß der Verstorbene unbestattet bleibe und der Wohnung des Grabes entbehre. Aber schon der Lebende ist darauf bedacht, sich das Leben nach dem Tode möglichst angenehm zu machen: deshalb errichtet der mykenische Fürst sich bei Lebzeiten den großartigen Grabbau, in dem sich an den Gedächtnistagen die Angehörigen und Dienstmannen versammeln, während der Tote nebenan in der kleinen, aber prunkvollen Grabkammer schlummert. Dem Verstorbenen gibt man auch Gewänder und Schmuck, Geräte und Waffen mit ins Grab, damit er ihrer nach dem Tode nicht entbehre; doch genügt für ihn, seiner schattenhaften Existenz entsprechend, dünnes Scheingerät, ein Abglanz der Wirklichkeit. Selbst lebende Wesen folgen dem Abgeschiedenen ins Grab, sein Streitroß, seine Hunde, ursprünglich wohl auch dienende Sklaven und die eheliche Gattin.[58])

Für die Ueberlebenden bleibt ein Gebot der Pietät bestehen, durch Speiseopfer

für den Unterhalt der abgeschiedenen Seelen zu sorgen. Darum schlachtet man Tiere über ihrem Grabe, schüttet ihr Blut in den Boden, vergräbt ihr Fleisch: von allem, was den Unterirdischen geweiht ist, dürfen die Lebenden nichts genießen. Das Blut der Opfertiere aber besitzt nach der homerischen Vorstellung (Od. λ = *Νέκυια*) eine geheimnisvolle Macht, indem die Schatten, die davon trinken, für kurze Zeit wieder zum Selbstbewußtsein gelangen und damit des größten Glückes, das ihnen widerfahren kann, teilhaftig werden. In Mykenä sind uns die deutlichen Spuren dieses Seelenglaubens erhalten: denn über dem 4. Schachtgrabe auf der Burg stand ein Altar mit einem tiefen Loch in der Mitte, durch welches man das Blut der Opfertiere in das Grab hinabströmen ließ (Abb. 25). Später sind auch diese Totenopfer ihres ursprünglichen Karakters entkleidet und zu symbolischen Handlungen geworden, die aber immer an die Gräber der Verstorbenen geknüpft blieben.[58a])

Aber nicht nur die Pietät der Hinterbliebenen ist es, die dem Verstorbenen diese Sorgfalt angedeihen läßt. Darein mischt sich ein Gefühl der Furcht vor einer feindseligen Macht, die man durch Opfer und Gebete besänftigen müsse. Die Seele des Toten erscheint den Ueberlebenden im Traume, anteilnehmend an ihrem Schicksal, ratend und tröstend; und daraus entspinnt sich die Vorstellung von einer im Leben fortwirkenden, in das Schicksal der Lebenden eingreifenden Macht der abgeschiedenen Seelen, deren Groll der Lebende fürchtet, die er darum nicht vernachlässigen, vielmehr durch aufmerksame Pflege sich verpflichten und gnädig stimmen muß. Hierin liegt die Wurzel des Dämonenglaubens der Griechen, der Feld und Wald, Luft, Erde und Meer mit einem Heere nichtsnutziger, unholder Geister belebte und für jeden Unfall, z. B. für die im Töpferofen zersprungenen Töpfe (Epigramm. Homer. 14, 8 f.), einen bösen Dämon verantwortlich machte.[58b]) Später ist hierdurch auch wohl die Sitte der Leichenverbrennung mitbestimmt worden, deren Spuren sich in Griechenland erst gegen Ende der mykenischen Periode finden. Durch die Verbrennung des Leichnams nämlich meinte man die Seele des Toten von jeder Einwirkung auf die Lebenden auszuschließen und als machtlosen Schatten in den Hades zu bannen.[58c])

* * *

So ist im Totenkultus die Idee außerweltlicher höherer Mächte, die losgelöst vom Irdischen, von den Bedingungen des Lebens ihre Wirksamkeit entfalten, in das Bewußtsein des Menschen getreten. Zweifellos liegt in dieser Idee eine der Wurzeln des späteren Götterglaubens, wenn es auch nicht angeht, mit Erwin Rohde im Totenkult und Seelenglauben den Ursprung der griechischen Religion überhaupt zu suchen. Denn wenn schon der Menschenseele auch nach dem Tode menschliche Aktivität verbleibt, die selbst zu übernatürlicher Wirksamkeit potenziert wird, so ist doch die Menschenseele außer aller unmittelbaren Beziehung zu den Erscheinungen der äußeren Natur, deren Walten der Mensch widerstandslos, willenlos unterworfen ist. Da ist der Lauf des Tagesgestirns, das unwandelbar am Morgen aufgeht, die Nebel zerstreut, die Welt erleuchtet und am Abend niedersinkt in die Nacht, die sternenhelle, monddurchglänzte Nacht; da ist der Mond in wechselnden Phasen; da ist der prasselnde Regenguß, der brausende Gewittersturm mit den flammenden Blitzen und dem rollenden Donner; da ist das ewige Werden und Vergehen in der Natur, Sommer und Winter, Hitze und Kälte, Blühen und Verdorren. Diese stets wiederkehrenden Erscheinungen

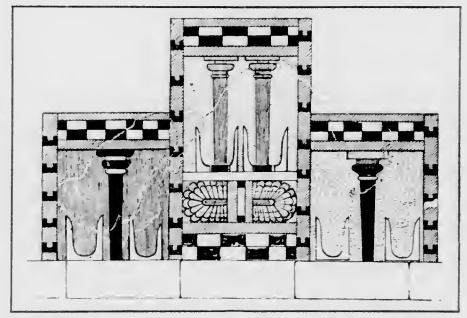


Abb. 70 · Architekturfassade, nach einem ergänzten Wandgemälde von Knosos ($^2/_5$): S. 76

aber mußten jedem tieferen Denken als die Offenbarung einer höheren Macht, ja als der Ausfluß eines überirdischen göttlichen Wesens mit realer Existenz erscheinen, zumal auch durch den Seelenglauben die Idee einer außerweltlichen Macht im Menschen geweckt wurde.

Unter dem Zwange der Zeusidee, des überweltlichen Himmelsgottes mit dem furchtbaren Wolkenfell, der zottigen Aegis, erkennt der naive Geist in diesen Naturmächten die Gottheit selber. Und indem sich der Blick auf das Leben des Menschen richtet, das mit Geborenwerden und Sterben dem fortwährenden Wechsel in der Natur entspricht, gelangt man mit Notwendigkeit dazu, auch das göttliche Wesen, das man in den Naturkräften wirksam glaubt, unter menschlicher Gestalt (anthropomorphisch) sich zu denken. Diese Anschauung zieht sich durch die ganze Götterlehre der Griechen: wie die Natur im Winter unter die Gewalt des Todes gerät, so muß auch Persephone, die Tochter der Erdmutter Demeter, im Winter zum Herrscher im Reiche der Schatten hinabsteigen; dieselbe Vorstellung wiederholt sich in dem Mythos von der Geburt, den Siegeszügen und dem Tode des Dionysos, in der Sage von Herakles, seinem Hinabsteigen in die Unterwelt und seiner Verbrennung auf dem Gipfel des Oeta u. s. w. In den Naturerscheinungen aber glaubte man wohl persönliche Schicksale der Gottheit zu sehen, im Gewittersturm einen Kampf der Gottheit mit den unholden Mächten der Finsternis, im Regen die Befruchtung der Erdgöttin durch den Himmelskönig Zeus, eine Vorstellung uralten Naturglaubens, die mit Beziehung zu einer Reihe von Lokalgottheiten später in der Sage von den mannigfachen Liebschaften des Zeus (Danaë, Semele u. s. w.) einen menschlichen Ausdruck gefunden hat. So teilte man endlich auch der Gottheit menschliches Denken und Empfinden, menschliche Fehler und Leidenschaften, Lug und Trug und Gewalttat zu; und das ganz und gar ungöttliche Leben der Götterfamilie des griechischen Olymps ist später für die tiefsten Denker der Griechen, die den Ursprung dieser Mythen in einer Naturreligion nicht erkannten, ein schwerer Anstoß und ein unlösbares Problem geworden.[68d])

Abb. 71 · Abdruck eines Siegelringes aus Knosos: S. 84

Im Seelenkult und in der Vergöttlichung der äußeren Natur also liegen die beiden Wurzeln, aus denen die Vorstellung überweltlicher, menschlich gedachter, in den universellen Naturkräften wirksamer göttlicher Wesenheiten erwachsen ist. Die Differenzierung dieser anthropomorphen Götterwelt setzt sich zunächst wohl an die Verschiedenheit der kosmischen Erscheinungen an, die am Himmel und auf der Erde hervortreten. Vor allem die großen Himmelskörper, Sonne und Mond, die über der Erde schweben, regen die Phantasie des Menschen mächtig an. Die Tendenz der Vergöttlichung einzelner Naturgewalten führte nun dahin, daß man jene Leuchten der Welt nicht mehr als eine Manifestation der einen großen Himmelsgottheit (Zeus), sondern als die Verkörperung selbständiger Lichtgottheiten betrachtete. Diese Vorstellung muß schon in der indogermanischen Urreligion (als deivos = skr. devas = griech. δῖος = lat. divi = germ. tiwaz, vgl. Kretschmer S. 80) existiert haben. Wenn aber die Inkarnation der göttlichen Lichtwesen in der Urzeit im einzelnen noch nicht durchgeführt war, so müssen sie jedenfalls bereits durch die Zeusidee im religiösen Empfinden vorbereitet gewesen sein, sodaß analoge Entwicklung bei den verschiedenen Völkerschaften später die Einzelgestalten selbständig schaffen konnte.[69])

Unter den Lichtgottheiten der Griechen stehen vornan die Repräsentanten des Sonnenlichtes Apollon (φοῖβος = der Strahlende, als uralter Beiname)[59a]) und Helios, ursprünglich gewiß identische Wesenheiten, die in einer sekundären Entwicklung (schon bei Homer) sich getrennt haben, indem nach einer universelleren Ausgestaltung des Apollontypus die Lichtseite seines Wesens in einer selbständigen Personifikation sich absonderte. Dem Auge Apollons ist nichts verborgen, und darum ist er Schwurgott und Hüter der Verträge, darum auch ist er der vornehmste Orakelgott, der den Willen des Zeus verkündet; als solcher hat er seinen

heiligsten Sitz in Delphi[60]), während man den Ratschluß des Göttervaters unmittelbar in der heiligen Eiche von Dodona erlauschte. Das Licht ist das Lebenselement alles Seienden; der warme Sonnenstrahl bringt dem Kranken Erquickung und Gesundung. Daraus hat sich die Heilkunst als eine charakteristische Seite im Wesen des Lichtgottes entwickelt und hieraus wieder durch Vermischung mit einer Erdgottheit die selbständige Gestalt des Asklepios als Heilgott abgetrennt. Der grelle Sonnenstrahl aber kann auch verwunden, der heiße Sonnenbrand selbst plötzlich sterben machen. Darum steht dem helfenden Arzte der furchtbare Bogenschütze, der ‚Ferntreffer', der ‚Gott mit dem silbernen Bogen' gegenüber, der den Menschen plötzlichen Tod bringt.

Ein Doppelgänger des Apollon ist Hermes, und in den gleichen Kreis gehören u. a. Herakles und das göttliche Brüderpaar der Dioskuren, der ‚Söhne des Zeus', die überall helfend und schützend erscheinen.[60a])

Abb. 72 · Gemmen aus Knosos mit dem Bilde des Minotauros, wenig vergrößert: S. 105

Wie man nun dem Göttervater schon in urältester Zeit die Erdmutter (Gaia) als Gemahlin gab, aus der sich bei den Griechen in lokaler Entwicklung die Gestalten der Dione (in Dodona) und der Hera (vornehmlich in Argos) differenziert haben, wie auch dem hellen, intensiven Tageslichte das milde, weiche Licht des Mondes in der Nacht entspricht, so steht der männlichen Reihe der Lichtgottheiten eine weibliche Reihe gegenüber. Ihre Führerin ist Artemis-Selene, die Lenkerin des himmlischen Mondwagens mit den goldenen Zügeln (χρυσήνιος). Aber die Nacht hüllt sich in Grauen, wenn die Mondsichel sich verbirgt: so herrschen die finsteren, unheimlichen Seiten bei der Mondgöttin vor, die, wie ihr Bruder Apollon, den todbringenden Bogen führt, Pest und Verderben sendet. Ihr dienen die geheimen Kräfte der Natur; sie schützt den Zauber am Dreiwege im Dunkel der Nacht (Hekate) und fordert Menschenblut zur Versöhnung. Wie weit noch andere Gottheiten des griechischen Olymps als Mondwesen sich karakterisieren, kann hier nicht ausgeführt werden: die nächsten Beziehungen finden sich noch bei der ‚goldenen' Aphrodite, da das weibliche Geschlechtsleben direkt vom Monde beeinflußt erscheint (vgl. u. a. Gruppe S. 1364).

Bezeichnend jedoch ist es, daß die Namen der genannten Gottheiten — von sekundären Bildungen wie Helios, Selene abgesehen — nicht an ihre Lichtnatur anknüpfen. In den Namen tritt vielmehr eine menschliche Seite ihrer Wesenheit deutlich heraus, die unmittelbar aus dem Seelenglauben hervorgewachsen ist: denn aus der Verehrung der abgeschiedenen Seelen als Schirmer des Menschen hat sich die Idee selbständiger Schutzgottheiten herausgebildet, die dem Menschen nahe stehen und seiner Tätigkeit ihren besonderen Schutz angedeihen lassen. Und aus der Verbindung und Verschmelzung ursprünglich selbständiger göttlicher Wesenheiten (Licht-, Erd- und Schutzgottheiten) sind dann die gemeingriechischen Göttergestalten entstanden, deren verschiedenartige Eigenschaften sich von Einem Ausgangspunkte gar nicht oder nur höchst gezwungen erklären lassen.

So ist Apollon auch der Hirtengott (ursprünglich vielleicht Ἀπέλλων[60b]) von [dorisch] ἀπέλλα = die Hürde?), der in Thessalien die Rinder des Admetos weidet und gedeihen läßt, der die wilden Tiere, vor allem die Wölfe von den Herden abwehrt, der sich in allen Künsten des Hirten, in Gesang und Musik wohlbewandert zeigt. Sein vergröbertes, naturwüchsigeres Gegenbild ist Hermes (Etymologie sehr unklar: von ἕρμα?), der wie Apollon singend und leierspielend die Herden weidet, Unholde bezwingt und stets bereit ist, die Liebe schöner Knaben und Mädchen zu genießen. Als Schutzgott der Herden, des wertvollsten Besitzes der Urzeit, gilt er als Spender des Reichtums; seine Verschmitztheit und Verschlagenheit macht ihn zum Gott der Kaufleute und Diebe, die in der

ältesten Zeit kaum auseinandergehalten werden. Als Karikatur des Hirtengottes mag noch der bocksfüßige Pan genannt werden. Auf der weiblichen Gegenseite erscheint neben dem Hirtengotte Apollon die Jägerin Artemis (‚Artamis' wahrscheinlich = die ‚Schlächterin' von *ἄρταμος*, *ἀρταμεῖν*, vgl. Preller-Robert: Griechische Mythologie I ⁴ S. 296), die pfeilfrohe Herrin der Tiere, deren lunarer Karakter in ihrer Weiblichkeit deutlich wird. Wie aber die unholden Züge der mondlosen, finstern Nacht sich im Bilde der Mondgöttin Artemis in den Vordergrund drängen, so ist auch Artemis, die Jägerin, vor allem die Göttin der wilden, kulturlosen Natur, die, den Liebesgenuß verschmähend, in Wäldern und Bergschluchten haust.[61]

* * *

Diese Verschmelzung der großen Naturgottheiten mit den niederen Schutzgottheiten der Menschen reicht in sehr frühe Zeit zurück, als die göttlichen Gestalten, in denen eine religiöse Idee sich kristallisierte, noch namenlos waren. Die Gleichheit der göttlichen Funktionen, die bei Apollon und Hermes unverkennbar ist, führt ja auf eine ursprüngliche Wesenseinheit dieser beiden als namenloser Götter zurück. Die Differenzierung aber ist das Produkt lokaler Entwicklung und wird durch die Namengebung vollendet, die an eine bestimmte Seite des göttlichen Wesens anknüpft und jedenfalls schon der mykenischen Zeit zugeschrieben werden muß. So ist Apollon = Hermes eine spezifisch äolisch-ionische Gottheit, da Apollon vornehmlich bei den Joniern, Hermes vornehmlich im altäolischen Arkadien verehrt wurde. Aber auch bei den peloponnesischen Doriern war der Kult des Apollon, besonders als eines Gottes der Herden und Weideplätze, weit verbreitet, und darum müssen die einwandernden Dorier bereits Kult und Namen des Gottes hier vorgefunden und übernommen haben (vgl. Poseidon: S. 92). Otfried Müllers Versuch, den u. a. Wernicke erneuert hat,[61a] den Apollon als eine besondere Gottheit des dorischen Stammes zu erweisen, widerspricht der historischen Entwicklung: vor allem die Verehrung des Gottes auf den Inseln (mit dem Kultmittelpunkte in Delos) und bei den kleinasiatischen Joniern, wo seine Lichtnatur mehr heraustritt, macht die Annahme unmöglich, daß der Gottesname erst von den Doriern in ihre späteren peloponnesischen Sitze gebracht sei. Zudem ist der Kult des amykläischen Apollon in Lakonien sicher vordorisch, wie das Vorkommen des Apollon Amyklos im altäolischen Zypern (in Idalion) und auf Kreta beweist.[61b]

Die Herübernahme einer älteren großen Gottheit in Kulte und Kultgebiete, die ihr ursprünglich nicht gehörten, vollzieht sich durch ihre Verschmelzung mit namenlosen Lokalgottheiten, die jeder Stamm, jede Landschaft in selbständiger Entwicklung sich geschaffen hat. Diese lokalen Kulte aber setzen sich, wie wir sahen, vielfach an eine alte Fetischverehrung an. Wenn sich nun ein irgendwo ausgebildeter, umfassender Gottesbegriff unter dem Einflusse der Zivilisation weiter verbreitete, so geschah seine Rezeption bei anderen Stämmen in der Regel so, daß man den alten namenlosen Lokalgott sei es Apollon, sei es Artemis, sei es Athena benannte; selbst der indogermanische Himmelsgott Zeus, — den ich nicht mit Kern S. 23 f. von einem thessalischen Lokalgotte herleiten kann —, ist in dieser Entwicklung an mehreren Orten zum Stammesgotte geworden. Und es darf uns nicht wundernehmen, wenn eine Gottheit in bestimmter lokaler Ausgestaltung, als Rudimente der alten Lokalgottheit, Züge aufweist, die dem Wesen der großen Gottheit ursprünglich völlig fremd sind, wenn z. B. Apollon, der Hirtengott, später vielfach als Hüter des Ackerbaues und der Feldfrucht erscheint, ja selbst in gänzlicher Umgestaltung seiner ursprünglichen Wesenheit auf den Inseln zum Beschützer der Schiffahrt geworden ist. So ist auch der Zeus *Νάϊος* von Dodona ein anderer als der Zeus *Ἀμάριος* der peloponnesischen Achäer, als der Zeus *Ἀστέριος* der Kreter; der delphische Apollon *Πύθιος* ein anderer als der Apollon *Ὑακίνθιος* oder *Κάρνειος* der Lakedämonier; die Artemis *Ὀρθία* von Sparta eine andere als die Artemis *Ἀφαία* von Aegina, als die Artemis *Ἰφιγένεια* von Brauron in Attika. An manchen Orten indessen haben sich auch die lokalen Götternamen rein bewahrt und sind erst von späterer Gelehrsamkeit mit den großen Göttertypen identifiziert, so vor allem die kretischen Britomartis und Diktynna = Artemis und Hellotis = Athena oder Europa.[61c]

Andere lokale Gottheiten sind, als die Verehrung der großen gemeingriechischen Gottheiten eindrang, zu Halbgöttern, Heroen degradiert und andererseits auch die vornehmsten Gestalten des Toten-(Ahnen-)Kultus zu übermenschlichen Wesen erhoben worden, so daß sich hierin, besonders unter dem Einflusse des Dämonenglaubens, die Grenze zwischen vermenschlichten Gottheiten und vergötterten Menschen verwischt hat (vgl. unten S. 110 f.).

Die selbständige Entwicklung alter Lokalgottheiten zur Bedeutung einer allgemein anerkannten, großen Gottheit, die sich schon zur mykenischen Zeit mehrfach vollzogen hat, können wir bei zwei Göttergestalten näher verfolgen, bei Hera und Athena die ursprünglich in den wichtigsten Kulturzentren der mykenischen Zeit beheimatet waren. Das Heraion von Mykenä ist der uralte kultliche Mittelpunkt der argivischen Landschaft, Hera selbst als Schirmherrin des Landes aus einer Differenzierung der Erdgöttin Gaia hervorgegangen. Ihr Karakter als Naturgöttin tritt noch im Mythos heraus, besonders in der heiligen Hochzeit mit ihrem Bruder Zeus, in dem Zerwürfnis mit ihrem Gatten, in ihrer Flucht und der alljährlichen Wiedergewinnung der Jungfrauschaft im Jugendbrunnen. Deutlicher noch trägt Athena die Züge einer lokalen Gottheit, die nahe Beziehungen zum Götterkönig Zeus aufweist (vgl. die Aegis) und als Schirmherrin der Burg ursprünglich namenlos war: auch für den Athener der späteren Zeit gilt sie noch schlechthin als ‚die Göttin' (*ἡ θεός*). Ihre Benennung hat sie wahrscheinlich nach dem Namen der Stadt *Ἀθῆναι* erhalten, einem Ortsnamen pluralischer Bildung wie *Μυκῆναι*, *Θῆβαι*, *Κλεωναί* u. s. w., wonach die Göttin in adjektivischer Form ‚die Athenerin' (*Ἀθηναία* = kontrahiert *Ἀθηνᾶ*) heißt.[62] Athen ist also die eigentliche Heimat der Göttin, deren Verehrung an anderen Orten durch Uebertragung erklärt werden muß.

Abb. 73 · Palast von Knosos · Hauptkorridor im Kellergeschoß

Die weite Verbreitung des Hera- und Athenakultus aber ist nur aus den Machtverhältnissen der mykenischen Zeit zu verstehen, als Argos und Athen eine Vormachtstellung in Griechenland einnahmen. Damals hat Hera, die Landeskönigin des mächtigsten Staates, eine allgemeine Bedeutung gewonnen, indem man sie als die höchste Göttin, die Gemahlin des Zeus und Königin des Olymps anerkannte, die fast überall die ältere Dione von ihrem Ehrensitze an der Seite des Zeus herabgestoßen hat. Als Gemahlin des Zeus hat sie dann auch die Funktionen einer Schutzgöttin der Ehe, als Helferin bei der Geburt übernommen. Athena hingegen hat ihre Natur als Stadtgöttin (*πολιάς*) auch in der Uebertragung auf fremde Gebiete nicht verloren. So besaßen durch Identifikation einer autochthonen Göttin mit der großen Göttin von Athen die Thessaler und Böoter später ihre Athena *Ἰτωνία*, die Stadt Alalkomenai in Böotien eine Athena *Ἀλαλκομενηΐς* (vgl. Il. *Δ* 8), die Arkader, vor allem die Tegeaten, eine Athena *Ἀλέα*. Die Schützerin der Städte ist eine jungfräuliche Göttin, die als schlachtenfrohe Beschirmerin der Helden zum Geschlechtsleben und zum sinnlichen Liebesgenuß keine Beziehung hat, wie die herbe Jagdgöttin Artemis. Auf einer Seite ihres Karakters faßt man sie als eine der vornehmsten Schwurgöttinnen, auf einer andern als die Schützerin aller bürgerlichen Tätigkeit, vor allem des Gewerbefleißes von Männern und Frauen (Athena *Ἐργάνη*).

ältesten Zeit kaum auseinandergehalten werden. Als Karikatur des Hirtengottes mag noch der bocksfüßige Pan genannt werden. Auf der weiblichen Gegenseite erscheint neben dem Hirtengotte Apollon die Jägerin Artemis (‚Artamis' wahrscheinlich = die ‚Schlächterin' von *ἄρταμος*, *ἀρταμεῖν*, vgl. Preller-Robert: Griechische Mythologie I [4] S. 296), die pfeilfrohe Herrin der Tiere, deren lunarer Karakter in ihrer Weiblichkeit deutlich wird. Wie aber die unholden Züge der mondlosen, finstern Nacht sich im Bilde der Mondgöttin Artemis in den Vordergrund drängen, so ist auch Artemis, die Jägerin, vor allem die Göttin der wilden, kulturlosen Natur, die, den Liebesgenuß verschmähend, in Wäldern und Bergschluchten haust.[61])

* * *

Diese Verschmelzung der großen Naturgottheiten mit den niederen Schutzgottheiten der Menschen reicht in sehr frühe Zeit zurück, als die göttlichen Gestalten, in denen eine religiöse Idee sich kristallisierte, noch namenlos waren. Die Gleichheit der göttlichen Funktionen, die bei Apollon und Hermes unverkennbar ist, führt ja auf eine ursprüngliche Wesenseinheit dieser beiden als namenloser Götter zurück. Die Differenzierung aber ist das Produkt lokaler Entwicklung und wird durch die Namengebung vollendet, die an eine bestimmte Seite des göttlichen Wesens anknüpft und jedenfalls schon der mykenischen Zeit zugeschrieben werden muß. So ist Apollon = Hermes eine spezifisch äolisch-ionische Gottheit, da Apollon vornehmlich bei den Joniern, Hermes vornehmlich im altäolischen Arkadien verehrt wurde. Aber auch bei den peloponnesischen Doriern war der Kult des Apollon, besonders als eines Gottes der Herden und Weideplätze, weit verbreitet, und darum müssen die einwandernden Dorier bereits Kult und Namen des Gottes hier vorgefunden und übernommen haben (vgl. Poseidon: S. 92). Otfried Müllers Versuch, den u. a. Wernicke erneuert hat,[61a]) den Apollon als eine besondere Gottheit des dorischen Stammes zu erweisen, widerspricht der historischen Entwicklung: vor allem die Verehrung des Gottes auf den Inseln (mit dem Kultmittelpunkte in Delos) und bei den kleinasiatischen Joniern, wo seine Lichtnatur mehr heraustritt, macht die Annahme unmöglich, daß der Gottesname erst von den Doriern in ihre späteren peloponnesischen Sitze gebracht sei. Zudem ist der Kult des amykläischen Apollon in Lakonien sicher vordorisch, wie das Vorkommen des Apollon Amyklos im altäolischen Zypern (in Idalion) und auf Kreta beweist.[61b])

Die Herübernahme einer älteren großen Gottheit in Kulte und Kultgebiete, die ihr ursprünglich nicht gehörten, vollzieht sich durch ihre Verschmelzung mit namenlosen Lokalgottheiten, die jeder Stamm, jede Landschaft in selbständiger Entwicklung sich geschaffen hat. Diese lokalen Kulte aber setzen sich, wie wir sahen, vielfach an eine alte Fetischverehrung an. Wenn sich nun ein irgendwo ausgebildeter, umfassender Gottesbegriff unter dem Einflusse der Zivilisation weiter verbreitete, so geschah seine Rezeption bei anderen Stämmen in der Regel so, daß man den alten namenlosen Lokalgott sei es Apollon, sei es Artemis, sei es Athena benannte; selbst der indogermanische Himmelsgott Zeus, — den ich nicht mit Kern S. 23 f. von einem thessalischen Lokalgotte herleiten kann —, ist in dieser Entwicklung an mehreren Orten zum Stammesgotte geworden. Und es darf uns nicht wundernehmen, wenn eine Gottheit in bestimmter lokaler Ausgestaltung, als Rudimente der alten Lokalgottheit, Züge aufweist, die dem Wesen der großen Gottheit ursprünglich völlig fremd sind, wenn z. B. Apollon, der Hirtengott, später vielfach als Hüter des Ackerbaues und der Feldfrucht erscheint, ja selbst in gänzlicher Umgestaltung seiner ursprünglichen Wesenheit auf den Inseln zum Beschützer der Schiffahrt geworden ist. So ist auch der Zeus *Νάϊος* von Dodona ein anderer als der Zeus *Ἀμάριος* der peloponnesischen Achäer, als der Zeus *Ἀστέριος* der Kreter; der delphische Apollon *Πύθιος* ein anderer als der Apollon *Ὑακίνθιος* oder *Κάρνειος* der Lakedämonier; die Artemis *Ὀρθία* von Sparta eine andere als die Artemis *Ἀφαία* von Aegina, als die Artemis *Ἰφιγένεια* von Brauron in Attika. An manchen Orten indessen haben sich auch die lokalen Götternamen rein bewahrt und sind erst von späterer Gelehrsamkeit mit den großen Göttertypen identifiziert, so vor allem die kretischen Britomartis und Diktynna = Artemis und Hellotis = Athena oder Europa.[61c])

Andere lokale Gottheiten sind, als die Verehrung der großen gemeingriechischen Gottheiten eindrang, zu Halbgöttern, Heroen degradiert und andererseits auch die vornehmsten Gestalten des Toten-(Ahnen-)Kultus zu übermenschlichen Wesen erhoben worden, so daß sich hierin, besonders unter dem Einflusse des Dämonenglaubens, die Grenze zwischen vermenschlichten Gottheiten und vergötterten Menschen verwischt hat (vgl. unten S. 110 f.).

Die selbständige Entwicklung alter Lokalgottheiten zur Bedeutung einer allgemein anerkannten, großen Gottheit, die sich schon zur mykenischen Zeit mehrfach vollzogen hat, können wir bei zwei Göttergestalten näher verfolgen, bei Hera und Athena die ursprünglich in den wichtigsten Kulturzentren der mykenischen Zeit beheimatet waren. Das Heraion von Mykenä ist der uralte kultliche Mittelpunkt der argivischen Landschaft, Hera selbst als Schirmherrin des Landes aus einer Differenzierung der Erdgöttin Gaia hervorgegangen. Ihr Karakter als Naturgöttin tritt noch im Mythos heraus, besonders in der heiligen Hochzeit mit ihrem Bruder Zeus, in dem Zerwürfnis mit ihrem Gatten, in ihrer Flucht und der alljährlichen Wiedergewinnung der Jungfrauschaft im Jugendbrunnen.

Abb. 73 · Palast von Knosos · Hauptkorridor im Kellergeschoß

Deutlicher noch trägt Athena die Züge einer lokalen Gottheit, die nahe Beziehungen zum Götterkönig Zeus aufweist (vgl. die Aegis) und als Schirmherrin der Burg ursprünglich namenlos war: auch für den Athener der späteren Zeit gilt sie noch schlechthin als ‚die Göttin' (*ἡ θεός*). Ihre Benennung hat sie wahrscheinlich nach dem Namen der Stadt *Ἀθῆναι* erhalten, einem Ortsnamen pluralischer Bildung wie *Μυκῆναι*, *Θῆβαι*, *Κλεωναί* u. s. w., wonach die Göttin in adjektivischer Form ‚die Athenerin' (*Ἀθηναία* = kontrahiert *Ἀθηνᾶ*) heißt.[62]) Athen ist also die eigentliche Heimat der Göttin, deren Verehrung an anderen Orten durch Uebertragung erklärt werden muß.

Die weite Verbreitung des Hera- und Athenakultus aber ist nur aus den Machtverhältnissen der mykenischen Zeit zu verstehen, als Argos und Athen eine Vormachtstellung in Griechenland einnahmen. Damals hat Hera, die Landeskönigin des mächtigsten Staates, eine allgemeine Bedeutung gewonnen, indem man sie als die höchste Göttin, die Gemahlin des Zeus und Königin des Olymps anerkannte, die fast überall die ältere Dione von ihrem Ehrensitze an der Seite des Zeus herabgestoßen hat. Als Gemahlin des Zeus hat sie dann auch die Funktionen einer Schutzgöttin der Ehe, als Helferin bei der Geburt übernommen. Athena hingegen hat ihre Natur als Stadtgöttin (*πολιάς*) auch in der Uebertragung auf fremde Gebiete nicht verloren. So besaßen durch Identifikation einer autochthonen Göttin mit der großen Göttin von Athen die Thessaler und Böoter später ihre Athena *Ἰτωνία*, die Stadt Alalkomenai in Böotien eine Athena *Ἀλαλκομενηΐς* (vgl. Il. *Δ* 8), die Arkader, vor allem die Tegeaten, eine Athena *Ἀλέα*. Die Schützerin der Städte ist eine jungfräuliche Göttin, die als schlachtenfrohe Beschirmerin der Helden zum Geschlechtsleben und zum sinnlichen Liebesgenuß keine Beziehung hat, wie die herbe Jagdgöttin Artemis. Auf einer Seite ihres Karakters faßt man sie als eine der vornehmsten Schwurgöttinnen, auf einer andern als die Schützerin aller bürgerlichen Tätigkeit, vor allem des Gewerbefleißes von Männern und Frauen (Athena *Ἐργάνη*).

Wir haben hiermit festgestellt, daß die wichtigsten Typen der griechischen Götterwelt in ihren Ursprüngen zur mykenischen Zeit ausgebildet waren. So dürfen wir jetzt auch wohl einen Schritt weiter gehen und eine Reihe anderer Gottheiten, die sich als Schutzgottheiten einzelner Zweige menschlicher Tätigkeit karakterisieren, für die mykenische Zeit in Anspruch nehmen. Ein sicheres Zeugnis verbürgt uns das für die Gestalt des Poseidon, des Schutzgottes des Meeres und der Schiffahrt, dessen Kultstätten demgemäß vornehmlich an den Meeresküsten lagen, auf dem Isthmus von Korinth, am Kap Tänaron in Lakonien, am Kap Sunion in Attika und anderswo. Denn der Kult des Poseidon am Kap Tänaron im dorischen Sprachgebiete führt uns gemäß der äolischen Namensform Pohoidan in die vordorische, mykenische Zeit des Peloponnes zurück (s. oben S. 45). Und das entspricht durchaus der hohen Bedeutung, welche die Schiffahrt schon in der mykenischen Zeit für die Griechen, vor allem für die kretischen und peloponnesischen Handelsherren gewonnen hatte. Allerdings wurde Poseidon, durch Kultausgleichung mit einer Erdgottheit, auch im Binnenlande verehrt, in Arkadien vor allem und in Thessalien, wo er als Gemahl der Erdgöttin Demeter und als Schützer der Rossezucht (*Ποσειδῶν ἵππιος*) galt, der auf dem Viergespann einherfährt.

Auch Hephaistos, der Gott des Feuers und der Schmiede, gehört jedenfalls schon der mykenischen Zeit an, in der gerade die Technik der Metallbearbeitung in höchstem Ansehen stand. Wahrscheinlich hat aber auch in der Gestalt des lahmen himmlischen Schmiedes eine naheliegende Ausgleichung stattgefunden zwischen der Schutzgottheit eines Handwerkes und der Personifikation einer Naturmacht. Als Gott des Feuers ist Hephaistos der Repräsentant des im Erdinnern lebenden vulkanischen Feuers und darum vor allem in vulkanischen Gegenden verehrt.[62a]) In der mykenischen Kultur wurzelt wahrscheinlich auch die Schutzgöttin des Ackerbaues, die vornehmlich in fruchtbaren Ebenen (Eleusis, Sizilien) verehrte ‚Erdmutter' Demeter, die sich in ihrem Namen schon als eine Umbildung der alten Erdgöttin Gaia darstellt und uns in mancherlei lokalen Formen mit selbständigen Namen begegnet. Als Erdgöttin aber war Demeter ursprünglich wohl auch die Todesgöttin (*Χθονία*), welche die Verstorbenen in ihrem Schoße aufnimmt; und hieraus hat sich dann in dem alten Naturmythos vom Raube ihrer Tochter Persephone durch Hades, den Herrscher der Schatten, die Gestalt der Persephoneia, der ehrwürdigen Gemahlin des Hades, der Königin des Totenreiches, entwickelt. Dagegen scheint Dionysos — wenn nicht als chthonische Gottheit, so doch jedenfalls als Gott der Reben und des Weinbaues, als welcher er namentlich in Mittelgriechenland Verehrung genoß — trotz der vielen Naturmythen, die mit ihm verknüpft sind, bereits einer jüngeren Entwicklung des griechischen Götterglaubens anzugehören (vgl. Hesiod, Archilochos).[62b]) Ebensowenig sind wir berechtigt, neben den realen Gestalten der alten Natur- und Schutzgottheiten auch schon die Personifikation abstrakter Begriffe zu göttlichen Wesenheiten in die mykenische Frühzeit hinaufzurücken. Dahin gehört vor allem der launische, unberechenbare Kriegsgott Ares, der sich im blutigen Kampfe als die Verkörperung des Schlachtengetümmels, nicht als Schutzgott einer Partei offenbart. Und in seinem Gefolge ziehen die finsteren Gestalten des Enyalios, der Enyo und Eris, die triumphierende Siegesgöttin Nike, die Göttinnen des Schicksals Ate, Nemesis, Tyche, Moira, der Liebesgott Eros und wie sie alle heißen. Bei Homer erscheinen diese dämonischen Gestalten selten und mit untergeordneter Bedeutung, und auch nur für wenige aus diesem Schwarm ist ein selbständiger religiöser Kultus nachzuweisen. Der Kultus des Ares, vor allem in Theben, mag aus der Verehrung einer alten Naturgottheit erwachsen sein, auf die später die Züge des thrakischen Kriegsgottes übertragen worden sind.

* * *

Bis hierher hat die Religion der Griechen, die schon zur mykenischen Zeit in allen wesentlichen Stücken fertig war, sich uns als eine autochthone Schöpfung des griechischen Geistes dargestellt. Wir würden jedoch den ungeheuren Einfluß des Orients, der auf alle Lebensformen der mykenischen Kultur bestimmend eingewirkt hat, vollkommen verkennen, wenn wir ihm einzig und allein die Bildung der religiösen Ideen

entrückt dächten, wie das neuerdings wieder Kern (S. 32, vgl. Beloch I S. 104) behauptet hat. Freilich darf man die religiösen Einwirkungen des Orients auf Griechenland auch nicht überschätzen, wie schon Herodot (II 50) sehr zu Unrecht angenommen hat, daß ‚die Namen fast aller Götter von Aegypten nach Hellas gekommen seien'. Aber als das älteste Griechentum auf Kreta und Zypern mit den Kulturerrungenschaften des Orients, Babyloniens und Aegyptens bekannt wurde, traten ihm hier die entwickelten Formen eines anthropomorphen Polytheismus entgegen, die auf die eben erst beginnende Ausbildung der griechischen Göttergestalten ihre Wirkung ausüben mußten. Der Nachweis dieses Einflusses, der sich zweifellos nicht bloß auf Aeußerlichkeiten beschränkt hat, ist allerdings deshalb besonders schwer, weil uns nur eine jüngere Form der griechischen Religion genauer bekannt ist.

Abb. 74 · Weibl. Idole aus Knosos (1/4): Anm. 63a

In Einem Göttertypus jedoch dominiert auch in der späteren Zeit noch das orientalische Element so sehr, daß wir seine Ausgestaltung im wesentlichen auf die Rechnung des Orients setzen dürfen, im Typus der Aphrodite, deren Name noch keine sichere Deutung erfahren hat. Der Ursprung auch dieses göttlichen Wesens als Erd- oder Licht- (Mond) Göttin mag auf griechischem Boden liegen (S. 89); aber in seiner jüngeren, uns zuerst erkennbaren Form hat der Typus den Karakter einer Naturgöttin oder einer Schutzgöttin menschlicher Tätigkeit verloren, den wir für die griechischen Göttergestalten der mykenischen Periode angenommen haben. Aphrodite ist jedenfalls unter der Einwirkung der babylonischen Ištar (= der phönizischen Astarte) zur Göttin der Zeugung und des sinnlichen Liebesgenusses geworden, die dem Menschen gnädig lächelt (*φιλομμειδής*) und unblutige Opfer verlangt, die in reichem Maße die Liebe der Götter und Menschen genießt (vgl. Od. *ϑ* 266 f.) und ihren Lieblingen die schönsten Frauen zuführt. So ist wahrscheinlich auch die Verehrung der Aphrodite auf Zypern und Kythera (vgl. Herodot I 105), vielleicht auch in Korinth an die Stelle eines orientalischen Ištar- (Astarte) Kultus getreten. Auf Zypern ist sie die Schirmherrin der ganzen Insel geworden, von allen Bewohnern, Griechen sowie Phöniziern, gleichmäßig verehrt, vor allem in Paphos (vgl. Od. *ϑ* 363), wo ein alter Fetisch in Form eines Steinkegels die Gottheit barg (Tacitus Histor. II 3, Servius ad Aeneid. I 720). Auf Zypern bestand selbst nach Herodot I 199 an mehreren Orten der orientalische Gebrauch, daß die Jungfrauen vor der Ehe der Aphrodite ihre Jungfrauschaft weihten. Astarte-Idole und ihre Taubensymbole (vgl. Abb. 20, 75) sind, wahrscheinlich von Zypern aus, in der ganzen mykenischen Welt verbreitet, und auch auf Kultdarstellungen griechischer Herkunft (Goldringen, Gemmen: vgl. Abb. 14) hat man mit einigem Recht den Typus der Aphrodite erkennen wollen (vgl. Anm. 57a).

Deutlicher noch als in den Göttertypen läßt sich der Einfluß der Orients in den Aeußerlichkeiten der religiösen Vorstellungen verfolgen. Orientalischen Religionsanschauungen entstammen vor allem die merkwürdigen Mischgestalten von Mensch und Tier, die überall in der mykenischen Welt als Personifikationen göttlicher (dämonischer) Wesen Verehrung genossen (vgl. Abb. 49, 72). Die spätere Zeit hat aus dieser Periode noch den Kult der pferdeköpfigen ‚schwarzen' Demeter zu Phigaleia in Arkadien bewahrt. Wie weit Vorstellungen eines religiösen Tierdienstes oder Kultformen des Seelenglaubens sich mit diesen Ausgeburten orientalischer Phantasie verschmolzen haben, kann hier nicht weiter untersucht

Wir haben hiermit festgestellt, daß die wichtigsten Typen der griechischen Götterwelt in ihren Ursprüngen zur mykenischen Zeit ausgebildet waren. So dürfen wir jetzt auch wohl einen Schritt weiter gehen und eine Reihe anderer Gottheiten, die sich als Schutzgottheiten einzelner Zweige menschlicher Tätigkeit karakterisieren, für die mykenische Zeit in Anspruch nehmen. Ein sicheres Zeugnis verbürgt uns das für die Gestalt des Poseidon, des Schutzgottes des Meeres und der Schiffahrt, dessen Kultstätten demgemäß vornehmlich an den Meeresküsten lagen, auf dem Isthmus von Korinth, am Kap Tänaron in Lakonien, am Kap Sunion in Attika und anderswo. Denn der Kult des Poseidon am Kap Tänaron im dorischen Sprachgebiete führt uns gemäß der äolischen Namensform Pohoidan in die vordorische, mykenische Zeit des Peloponnes zurück (s. oben S. 45). Und das entspricht durchaus der hohen Bedeutung, welche die Schiffahrt schon in der mykenischen Zeit für die Griechen, vor allem für die kretischen und peloponnesischen Handelsherren gewonnen hatte. Allerdings wurde Poseidon, durch Kultausgleichung mit einer Erdgottheit, auch im Binnenlande verehrt, in Arkadien vor allem und in Thessalien, wo er als Gemahl der Erdgöttin Demeter und als Schützer der Rossezucht (*Ποσειδῶν ἵππιος*) galt, der auf dem Viergespann einherfährt.

Auch Hephaistos, der Gott des Feuers und der Schmiede, gehört jedenfalls schon der mykenischen Zeit an, in der gerade die Technik der Metallbearbeitung in höchstem Ansehen stand. Wahrscheinlich hat aber auch in der Gestalt des lahmen himmlischen Schmiedes eine naheliegende Ausgleichung stattgefunden zwischen der Schutzgottheit eines Handwerkes und der Personifikation einer Naturmacht. Als Gott des Feuers ist Hephaistos der Repräsentant des im Erdinnern lebenden vulkanischen Feuers und darum vor allem in vulkanischen Gegenden verehrt.[62a]) In der mykenischen Kultur wurzelt wahrscheinlich auch die Schutzgöttin des Ackerbaues, die vornehmlich in fruchtbaren Ebenen (Eleusis, Sizilien) verehrte ‚Erdmutter' Demeter, die sich in ihrem Namen schon als eine Umbildung der alten Erdgöttin Gaia darstellt und uns in mancherlei lokalen Formen mit selbständigen Namen begegnet. Als Erdgöttin aber war Demeter ursprünglich wohl auch die Todesgöttin (*Χθονία*), welche die Verstorbenen in ihrem Schoße aufnimmt; und hieraus hat sich dann in dem alten Naturmythos vom Raube ihrer Tochter Persephone durch Hades, den Herrscher der Schatten, die Gestalt der Persephoneia, der ehrwürdigen Gemahlin des Hades, der Königin des Totenreiches, entwickelt. Dagegen scheint Dionysos — wenn nicht als chthonische Gottheit, so doch jedenfalls als Gott der Reben und des Weinbaues, als welcher er namentlich in Mittelgriechenland Verehrung genoß — trotz der vielen Naturmythen, die mit ihm verknüpft sind, bereits einer jüngeren Entwicklung des griechischen Götterglaubens anzugehören (vgl. Hesiod, Archilochos).[62b]) Ebensowenig sind wir berechtigt, neben den realen Gestalten der alten Natur- und Schutzgottheiten auch schon die Personifikation abstrakter Begriffe zu göttlichen Wesenheiten in die mykenische Frühzeit hinaufzurücken. Dahin gehört vor allem der launische, unberechenbare Kriegsgott Ares, der sich im blutigen Kampfe als die Verkörperung des Schlachtengetümmels, nicht als Schutzgott einer Partei offenbart. Und in seinem Gefolge ziehen die finsteren Gestalten des Enyalios, der Enyo und Eris, die triumphierende Siegesgöttin Nike, die Göttinnen des Schicksals Ate, Nemesis, Tyche, Moira, der Liebesgott Eros und wie sie alle heißen. Bei Homer erscheinen diese dämonischen Gestalten selten und mit untergeordneter Bedeutung, und auch nur für wenige aus diesem Schwarm ist ein selbständiger religiöser Kultus nachzuweisen. Der Kultus des Ares, vor allem in Theben, mag aus der Verehrung einer alten Naturgottheit erwachsen sein, auf die später die Züge des thrakischen Kriegsgottes übertragen worden sind.

* * *

Bis hierher hat die Religion der Griechen, die schon zur mykenischen Zeit in allen wesentlichen Stücken fertig war, sich uns als eine autochthone Schöpfung des griechischen Geistes dargestellt. Wir würden jedoch den ungeheuren Einfluß des Orients, der auf alle Lebensformen der mykenischen Kultur bestimmend eingewirkt hat, vollkommen verkennen, wenn wir ihm einzig und allein die Bildung der religiösen Ideen

entrückt dächten, wie das neuerdings wieder Kern (S. 32, vgl. Beloch I S. 104) behauptet hat. Freilich darf man die religiösen Einwirkungen des Orients auf Griechenland auch nicht überschätzen, wie schon Herodot (II 50) sehr zu Unrecht angenommen hat, daß ‚die Namen fast aller Götter von Aegypten nach Hellas gekommen seien'. Aber als das älteste Griechentum auf Kreta und Zypern mit den Kulturerrungenschaften des Orients, Babyloniens und Aegyptens bekannt wurde, traten ihm hier die entwickelten Formen eines anthropomorphen Polytheismus entgegen, die auf die eben erst beginnende Ausbildung der griechischen Göttergestalten ihre Wirkung ausüben mußten. Der Nachweis dieses Einflusses, der sich zweifellos nicht bloß auf Aeußerlichkeiten beschränkt hat, ist allerdings deshalb besonders schwer, weil uns nur eine jüngere Form der griechischen Religion genauer bekannt ist.

Abb. 74 · Weibl. Idole aus Knosos (1/4): Anm. 63a

In Einem Göttertypus jedoch dominiert auch in der späteren Zeit noch das orientalische Element so sehr, daß wir seine Ausgestaltung im wesentlichen auf die Rechnung des Orients setzen dürfen, im Typus der Aphrodite, deren Name noch keine sichere Deutung erfahren hat. Der Ursprung auch dieses göttlichen Wesens als Erd- oder Licht- (Mond) Göttin mag auf griechischem Boden liegen (S. 89); aber in seiner jüngeren, uns zuerst erkennbaren Form hat der Typus den Karakter einer Naturgöttin oder einer Schutzgöttin menschlicher Tätigkeit verloren, den wir für die griechischen Göttergestalten der mykenischen Periode angenommen haben. Aphrodite ist jedenfalls unter der Einwirkung der babylonischen Istar (= der phönizischen Astarte) zur Göttin der Zeugung und des sinnlichen Liebesgenusses geworden, die dem Menschen gnädig lächelt (*φιλομμειδής*) und unblutige Opfer verlangt, die in reichem Maße die Liebe der Götter und Menschen genießt (vgl. Od. *ϑ* 266 f.) und ihren Lieblingen die schönsten Frauen zuführt. So ist wahrscheinlich auch die Verehrung der Aphrodite auf Zypern und Kythera (vgl. Herodot I 105), vielleicht auch in Korinth an die Stelle eines orientalischen Istar- (Astarte) Kultus getreten. Auf Zypern ist sie die Schirmherrin der ganzen Insel geworden, von allen Bewohnern, Griechen sowie Phöniziern, gleichmäßig verehrt, vor allem in Paphos (vgl. Od. *ϑ* 363), wo ein alter Fetisch in Form eines Steinkegels die Gottheit barg (Tacitus Histor. II 3, Servius ad Aeneid. I 720). Auf Zypern bestand selbst nach Herodot I 199 an mehreren Orten der orientalische Gebrauch, daß die Jungfrauen vor der Ehe der Aphrodite ihre Jungfrauschaft weihten. Astarte-Idole und ihre Taubensymbole (vgl. Abb. 20, 75) sind, wahrscheinlich von Zypern aus, in der ganzen mykenischen Welt verbreitet, und auch auf Kultdarstellungen griechischer Herkunft (Goldringen, Gemmen: vgl. Abb. 14) hat man mit einigem Recht den Typus der Aphrodite erkennen wollen (vgl. Anm. 57a).

Deutlicher noch als in den Göttertypen läßt sich der Einfluß der Orients in den Aeußerlichkeiten der religiösen Vorstellungen verfolgen. Orientalischen Religionsanschauungen entstammen vor allem die merkwürdigen Mischgestalten von Mensch und Tier, die überall in der mykenischen Welt als Personifikationen göttlicher (dämonischer) Wesen Verehrung genossen (vgl. Abb. 49, 72). Die spätere Zeit hat aus dieser Periode noch den Kult der pferdeköpfigen ‚schwarzen' Demeter zu Phigaleia in Arkadien bewahrt. Wie weit Vorstellungen eines religiösen Tierdienstes oder Kultformen des Seelenglaubens sich mit diesen Ausgeburten orientalischer Phantasie verschmolzen haben, kann hier nicht weiter untersucht

werden. Jedenfalls hat man sich die in der Luft herumirrenden Seelen der Verstorbenen in Vogelgestalt gedacht (vgl. Od. ω 5 f. die gleich Fledermäusen schwirrenden Seelen der ermordeten Freier) und mit den dämonischen Wesen der Sirenen, Gorgonen, Harpyien, Keren in Verbindung gebracht, die noch in den entwickeltsten Formen der griechischen Religion eine bedeutsame Rolle spielen.[63]) Auch die Kultformen des Gottesdienstes[63a]) haben sicherlich sehr früh, auf Kreta vielleicht schon in der frühminoischen Zeit, orientalische Einwirkungen erfahren, wie sich im Totendienst ägyptischer Einfluß in der Sitte der reichen Beigaben und der goldenen Totenmasken ausspricht (S.78).[63b])

Abb. 75 · Bemalte Terrakottapfeiler mit Tauben aus Knosos: Anm. 57

Die mykenische Religion[63c]) der Griechen ist uns somit im Stadium eines anthropomorphen Polytheismus entgegengetreten, der alle Keime der späteren, religiösen Entwicklung in ausgebildeter Form in sich trägt. Schon hatte sich der griechische Götterhimmel bevölkert, wo Zeus als König über die großen Stammesgottheiten, wie über das Heer göttlicher Schutzgeister und dämonischer Totengeister gebot. Auf dem thessalischen Olympos ist die Heimat der Götter, weil schon die ersten griechischen Stämme, die von Norden in die Balkanhalbinsel eingedrungen waren, den schneebedeckten, unzugänglichen Bergkoloß als die Wohnung der Götter betrachtet hatten. Neben Zeus aber, der nur in wenigen Teilen Griechenlands als Schutzgott mit dem Volke enger verwachsen und vielerorts bis in die römische Kaiserzeit nicht mehr als ein offizieller, ohne Herzenswärme verehrter Hauptgott gewesen ist, standen dem Menschenherzen näher die großen Stammes- und Schutzgottheiten, denen der Mensch als seinen besonderen Beschützern im Gebete seine Anliegen anvertraute. Auch die niederen, dämonischen Wesen, die aus dem Seelenkult hervorgegangenen Gottheiten einer primitiven Kulturstufe, bewahrten für ihn ihre verderblichen Kräfte, und in scheuer Verehrung suchte er durch Opfer die feindlichen Mächte sich gnädig zu stimmen. Ja noch die ursprüngliche Form eines rohen Fetischdienstes hatte weite Verbreitung in der mykenischen Kulturwelt, in der alle Arten des Gottesglaubens und der Gottesverehrung bis zu einer sehr hohen Stufe unvermittelt nebeneinander bestanden. Und das darf uns nicht wundernehmen, da der in religiösen Dingen außerordentlich konservative Sinn der Griechen hier und dort bis in die späteste Zeit der Anthropomorphisierung des Fetisches widerstanden hat.

Der Karakter aller göttlichen Wesen dieser ältesten Zeit erschöpft sich jedoch in ihrer Bedeutung als Naturgottheiten oder Schutzgottheiten, die in unmittelbarer Beziehung zum Menschen stehen, von deren Willkür der Mensch sein Schicksal abhängig denkt. So ist die mykenische Religion noch nicht, mögen auch Ansätze dazu vorhanden gewesen sein, zur höchsten Ausbildung eines reinen Gottesbegriffes gelangt, der die Gottheit nicht mehr materiell als eine kosmische Macht, sondern immateriell als eine sittliche Potenz betrachtet. Der Uebergang wird erst später durch Personifikation abstrakter Begriffe (Krieg, Liebe u. a.) und naive theologische Spekulationen von Dichtern wie Homer und Hesiod angebahnt. So bereitet sich vor die höchste Stufe religiöser Erkenntnis, d. i. die Gottheit als eine ethische Macht, die schirmend und rächend über Sitte und Recht waltet: sie leitet die Geschicke des Menschen, lohnt die Guten, straft die Bösen und wacht eifersüchtig darüber, daß der Mensch die ihm gesetzten Schranken nicht überschreite. Die sittliche Macht der Gottheit kann aber nur dann zur vollen Geltung kommen,

wenn die Gottheit uneingeschränkt über die Menschen herrscht: die sittliche Norm hat als alle verpflichtendes Gesetz keine Kraft, wenn sie ihre Existenzberechtigung nicht in sich selber trägt. Die griechische Götterwelt indessen unterliegt selber dem unerbittlichen Schicksal (freilich nicht dem Alter und dem Tode), das wie eine Naturkraft willkürlich und mit elementarer Gewalt, ohne Rücksicht auf das Wohl und Wehe der Menschen sich betätigt: weil im Kern ihres Wesens die griechischen Götter stets die Verkörperung der Naturkräfte geblieben sind, deren Willkür für das Schauen des Menschen kein Höherer gebietet. Damit ist ein unlösbarer Widerspruch zwischen den beiden Seiten der Gottheit, der kosmischen und der sittlichen Macht gegeben, und dieser Zwiespalt erklärt den tiefen Riß, der durch die ganze griechische Götterwelt geht und den kein noch so fein ausgetüfteltes philosophisches System hat verdecken können.[63d])

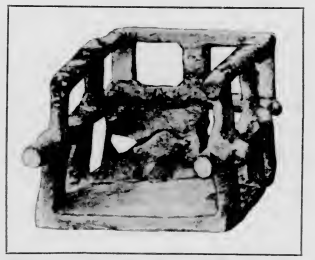


Abb. 76 · Tragsessel einer Gottheit in Terrakotta aus Knosos (ung. 1/2): Anm. 57

Rechts- und Staatsordnungen

Die Entwicklung der religiösen Ideen war für uns ein Grademesser der geistigen Atmosphäre, in welcher der mykenische Mensch lebte. Zur Vervollständigung unseres Bildes der mykenischen Kultur müssen wir hier auch die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der griechischen Vorzeit mit wenigen Strichen zu zeichnen versuchen, obwohl wir über den Stand der Volkswirtschaft in jener Zeit durchweg auf unsichere Rückschlüsse aus den späteren Zuständen, auf nicht minder unsichere Analogieschlüsse aus ähnlicher Kulturentwicklung angewiesen sind. Nur in Einzelheiten gewinnt unsere Anschauung eine Ergänzung und Bestätigung durch die Schilderungen der homerischen Epen, soweit sich darin ein älterer Kulturzustand widerspiegelt, der vor der Entstehungszeit der großen Epopöe liegt.

Als die griechischen Stämme in ihre späteren Sitze auf der Balkanhalbinsel einwanderten, waren sie wohl noch ein Nomadenvolk gewesen, dessen Hauptbeschäftigung die Viehzucht war, dessen Hauptreichtum die Herden bildeten. Jedermann hatte selbst für die Bedürfnisse seines Hausstandes und des täglichen Lebens gesorgt, und während die Frau dem Haushalte vorstand, die Wolle des Kleinviehs spann und zur Kleidung verarbeitete, war die Hut der Herden, Jagd und Krieg die Beschäftigung des freien Mannes gewesen. Diese Kulturstufe des nomadischen Lebens erkennen wir deutlich noch aus der religiösen Entwicklung, deren älteste Göttertypen auf das Jäger- und Hirtenleben hinweisen. Aber das Nomadenleben ist an die Bedingung eines ungehinderten Wechsels der Wohnungs- und Weideplätze geknüpft, wie ihn nur das Flachland bieten kann: der Ursitz der nomadisierenden Indogermanen wird darum mit Wahrscheinlichkeit in den weiten Steppen Südrußlands gesucht. Die Einwanderung der griechischen Stämme in die Landschaften des späteren Hellas, die von hohen Gebirgen als natürlichen Grenzmauern umzogen sind, mußte deshalb mit Notwendigkeit nicht nur zur Auflösung der ursprünglichen, umfassenderen Stammverbände führen, die wir für die äolisch-ionischen Griechen der

werden. Jedenfalls hat man sich die in der Luft herumirrenden Seelen der Verstorbenen in Vogelgestalt gedacht (vgl. Od. ω 5 f. die gleich Fledermäusen schwirrenden Seelen der ermordeten Freier) und mit den dämonischen Wesen der Sirenen, Gorgonen, Harpyien, Keren in Verbindung gebracht, die noch in den entwickeltsten Formen der griechischen Religion eine bedeutsame Rolle spielen.[63]) Auch die Kultformen des Gottesdienstes[63a]) haben sicherlich sehr früh, auf Kreta vielleicht schon in der frühminoischen Zeit, orientalische Einwirkungen erfahren, wie sich im Totendienst ägyptischer Einfluß in der Sitte der reichen Beigaben und der goldenen Totenmasken ausspricht (S. 78).[63b])

Abb. 75 · Bemalte Terrakottapfeiler mit Tauben aus Knosos: Anm. 57

Die mykenische Religion[63c]) der Griechen ist uns somit im Stadium eines anthropomorphen Polytheismus entgegengetreten, der alle Keime der späteren, religiösen Entwicklung in ausgebildeter Form in sich trägt. Schon hatte sich der griechische Götterhimmel bevölkert, wo Zeus als König über die großen Stammesgottheiten, wie über das Heer göttlicher Schutzgeister und dämonischer Totengeister gebot. Auf dem thessalischen Olympos ist die Heimat der Götter, weil schon die ersten griechischen Stämme, die von Norden in die Balkanhalbinsel eingedrungen waren, den schneebedeckten, unzugänglichen Bergkoloß als die Wohnung der Götter betrachtet hatten. Neben Zeus aber, der nur in wenigen Teilen Griechenlands als Schutzgott mit dem Volke enger verwachsen und vielerorts bis in die römische Kaiserzeit nicht mehr als ein offizieller, ohne Herzenswärme verehrter Hauptgott gewesen ist, standen dem Menschenherzen näher die großen Stammes- und Schutzgottheiten, denen der Mensch als seinen besonderen Beschützern im Gebete seine Anliegen anvertraute. Auch die niederen, dämonischen Wesen, die aus dem Seelenkult hervorgegangenen Gottheiten einer primitiven Kulturstufe, bewahrten für ihn ihre verderblichen Kräfte, und in scheuer Verehrung suchte er durch Opfer die feindlichen Mächte sich gnädig zu stimmen. Ja noch die ursprüngliche Form eines rohen Fetischdienstes hatte weite Verbreitung in der mykenischen Kulturwelt, in der alle Arten des Gottesglaubens und der Gottesverehrung bis zu einer sehr hohen Stufe unvermittelt nebeneinander bestanden. Und das darf uns nicht wundernehmen, da der in religiösen Dingen außerordentlich konservative Sinn der Griechen hier und dort bis in die späteste Zeit der Anthropomorphisierung des Fetisches widerstanden hat.

Der Karakter aller göttlichen Wesen dieser ältesten Zeit erschöpft sich jedoch in ihrer Bedeutung als Naturgottheiten oder Schutzgottheiten, die in unmittelbarer Beziehung zum Menschen stehen, von deren Willkür der Mensch sein Schicksal abhängig denkt. So ist die mykenische Religion noch nicht, mögen auch Ansätze dazu vorhanden gewesen sein, zur höchsten Ausbildung eines reinen Gottesbegriffes gelangt, der die Gottheit nicht mehr materiell als eine kosmische Macht, sondern immateriell als eine sittliche Potenz betrachtet. Der Uebergang wird erst später durch Personifikation abstrakter Begriffe (Krieg, Liebe u. a.) und naive theologische Spekulationen von Dichtern wie Homer und Hesiod angebahnt. So bereitet sich vor die höchste Stufe religiöser Erkenntnis, d. i. die Gottheit als eine ethische Macht, die schirmend und rächend über Sitte und Recht waltet: sie leitet die Geschicke des Menschen, lohnt die Guten, straft die Bösen und wacht eifersüchtig darüber, daß der Mensch die ihm gesetzten Schranken nicht überschreite. Die sittliche Macht der Gottheit kann aber nur dann zur vollen Geltung kommen,

wenn die Gottheit uneingeschränkt über die Menschen herrscht: die sittliche Norm hat als alle verpflichtendes Gesetz keine Kraft, wenn sie ihre Existenzberechtigung nicht in sich selber trägt. Die griechische Götterwelt indessen unterliegt selber dem unerbittlichen Schicksal (freilich nicht dem Alter und dem Tode), das wie eine Naturkraft willkürlich und mit elementarer Gewalt, ohne Rücksicht auf das Wohl und Wehe der Menschen sich betätigt: weil im Kern ihres Wesens die griechischen Götter stets die Verkörperung der Naturkräfte geblieben sind, deren Willkür für das Schauen des Menschen kein Höherer gebietet. Damit ist ein unlösbarer Widerspruch zwischen den beiden Seiten der Gottheit, der kosmischen und der sittlichen Macht gegeben, und dieser Zwiespalt erklärt den tiefen Riß, der durch die ganze griechische Götterwelt geht und den kein noch so fein ausgetüfteltes philosophisches System hat verdecken können.[63d])

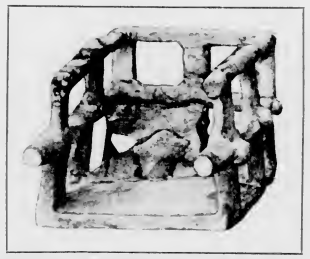


Abb. 76 · Tragsessel einer Gottheit in Terrakotta aus Knosos (ung. 1/2): Anm. 57

Rechts- und Staatsordnungen

Die Entwicklung der religiösen Ideen war für uns ein Grademesser der geistigen Atmosphäre, in welcher der mykenische Mensch lebte. Zur Vervollständigung unseres Bildes der mykenischen Kultur müssen wir hier auch die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der griechischen Vorzeit mit wenigen Strichen zu zeichnen versuchen, obwohl wir über den Stand der Volkswirtschaft in jener Zeit durchweg auf unsichere Rückschlüsse aus den späteren Zuständen, auf nicht minder unsichere Analogieschlüsse aus ähnlicher Kulturentwicklung angewiesen sind. Nur in Einzelheiten gewinnt unsere Anschauung eine Ergänzung und Bestätigung durch die Schilderungen der homerischen Epen, soweit sich darin ein älterer Kulturzustand widerspiegelt, der vor der Entstehungszeit der großen Epopöe liegt.

Als die griechischen Stämme in ihre späteren Sitze auf der Balkanhalbinsel einwanderten, waren sie wohl noch ein Nomadenvolk gewesen, dessen Hauptbeschäftigung die Viehzucht war, dessen Hauptreichtum die Herden bildeten. Jedermann hatte selbst für die Bedürfnisse seines Hausstandes und des täglichen Lebens gesorgt, und während die Frau dem Haushalte vorstand, die Wolle des Kleinviehs spann und zur Kleidung verarbeitete, war die Hut der Herden, Jagd und Krieg die Beschäftigung des freien Mannes gewesen. Diese Kulturstufe des nomadischen Lebens erkennen wir deutlich noch aus der religiösen Entwicklung, deren älteste Göttertypen auf das Jäger- und Hirtenleben hinweisen. Aber das Nomadenleben ist an die Bedingung eines ungehinderten Wechsels der Wohnungs- und Weideplätze geknüpft, wie ihn nur das Flachland bieten kann: der Ursitz der nomadisierenden Indogermanen wird darum mit Wahrscheinlichkeit in den weiten Steppen Südrußlands gesucht. Die Einwanderung der griechischen Stämme in die Landschaften des späteren Hellas, die von hohen Gebirgen als natürlichen Grenzmauern umzogen sind, mußte deshalb mit Notwendigkeit nicht nur zur Auflösung der ursprünglichen, umfassenderen Stammverbände führen, die wir für die äolisch-ionischen Griechen der

Urzeit voraussetzen müssen, sondern auch zur dauernden Seßhaftmachung, da die Gebirgskämme Griechenlands nicht leicht mit dem schwerfälligen Apparat des viehzüchtenden Nomaden überschritten werden konnten. Die natürliche Folge der dauernden Besiedelung aber war es, daß der Ackerbau als Beschäftigung des Volkes in den Vordergrund trat und zu seiner Lebensbedingung wurde. Zugleich drängten die neuen Lebensverhältnisse zur Ausbildung eines bäuerlichen Privatbesitzes hin, nachdem die Urzeit jedenfalls nur ein gemeinsames Eigentumsrecht des nomadisierenden Stammes an seinen Herden gekannt hatte.

Auch der Ackerbau mag in den neuen Landsitzen zunächst noch in Form einer Gemeinwirtschaft betrieben worden sein[64]), die sich aber bald dahin modifizierte, daß man dem einzelnen Gemeindegenossen ein bestimmtes Grundstück zur Bebauung zuwies, hinreichend, die Ernährung einer Familie und die Erfüllung der Gemeindepflichten zu gewährleisten. Die soziale Gleichstellung der einzelnen Stammesglieder kam dabei zum Ausdruck durch die Zulosung der Landesteile, die ursprünglich wohl an gewissen Terminen erneuert wurde, um dem Gemeindelande den Karakter des Gemeinbesitzes zu erhalten. Danach heißt in historischer Zeit noch das Familiengut, das in der Frühzeit vornehmlich im Landbesitz bestand, das ‚Los' (*κλῆρος*) der Familie. Und eine Nachwirkung jenes primitiven Zustandes der Volkswirtschaft hat sich in griechischen Staaten nicht nur in den Gesetzen über die Unveräußerlichkeit des Grundbesitzes erhalten, die auf der Unveräußerlichkeit des zur Nutznießung zugewiesenen Gemeindelandes beruht, sondern auch in der spartanischen Sitte, daß jedem neugeborenen Bürgerkinde nach seiner Anerkennung durch die Phylenältesten ein Landlos zugeteilt wurde. Durch dauernde Bewirtschaftung wird das Ackerlos zum festen Grundbesitz, und damit ist auch der Grund dauernder sozialer Ungleichheit gelegt, die schon in der indogermanischen Urzeit, jedoch nur in milden Formen bestanden hatte. Auch das Leben eines nomadisierenden Stammes regelt sich ja durch die freiwillige Unterordnung der Einzelglieder unter die Autorität eines Stammesältesten, eines durch persönliche Tüchtigkeit ausgezeichneten Häuptlings, dem kraft seines Ansehens der Anspruch auf einen besonderen, ausgewählten Teil des gemeinsamen Herdenbesitzes gebührt. Bei der Seßhaftmachung aber und dem Uebergange der Gemeinwirtschaft zur Eigenwirtschaft muß den Häuptern angesehener Familien infolge ihrer alten Vorrechte ein ausgewähltes, wohl auch größeres Stück des Gemeindelandes zugefallen sein, das ihnen unter den Volksgenossen ein unbedingtes und dauerndes Uebergewicht über die minder begüterten Grundbesitzer gab.[64a]) Die natürliche Entwicklung führt dann weiter zu einer schärferen Zuspitzung der sozialen Gegensätze unter den Folgen einer größeren oder geringeren Fruchtbarkeit des zugeteilten Landloses oder Tüchtigkeit der Bewirtschaftung, einer Vermehrung des Familiengutes durch Vererbung, Heirat, Vertrag, Verminderung infolge von Gemeindelasten und Heeresdienst, die vom Begüterten weniger drückend empfunden werden, als vom hart um seine Existenz ringenden kleinen Manne. Die Konsequenz dieser Entwicklung ist die Auffaugung des Kleinbesitzes durch den Großgrundbesitz und die wirtschaftliche Abhängigkeit des Kleinbauern vom Großgrundherren, der ein Gefolge von Hörigen und Dienstleuten um sich versammelt und damit zum wirklichen Herrn des Landes wird.

Der Zusammenschluß der seßhaft gewordenen Angehörigen eines Nomadenstammes unter einem königlichen, nicht mehr patriarchalischen Haupte wird mächtig gefördert durch die Rechtsverhältnisse der ältesten Zeit, die in den Bedingungen des sozialen Verkehrs an Sitte und Herkommen gebunden ist, jedoch ein für alle verbindliches Gesetz noch nicht kennt. Sitte und Herkommen — das sind die ererbten Satzungen, die *θέμιστες*, deren Verletzung von den Göttern gestraft wird, — haben Geltung nur innerhalb jenes engeren Verbandes, der seinen Angehörigen Sicherheit und Rechtsschutz gewährt. Dem Fremden gegenüber, der nicht zum Rechtsverbande gehört, gilt der Grundsatz: ‚Macht ist Recht'. Fremd und Feind sind deshalb für das Bewußtsein jener Zeit identische Begriffe, und jeder Fremde ist dem grausamen Kriegsrecht unterworfen, das den Feind zu töten

oder zum Sklaven zu machen befiehlt. Nur der Fremdling, der als Herold kommt unter dem Schutze des Zeus oder sich, hilfeflehend am Familienherde gekauert, dem besonderen Schutze der Gottheit unterstellt, ist unverletzlich, wenigstens soweit die Macht des Hausherrn reicht. Und das hieraus sich entwickelnde Schutz- und Gastfreundschaftsverhältnis bleibt bestehen und kann selbst Generationen überdauern.[64b])

* * *

Der mächtige Verband, der seinen Gliedern vollen Rechtsschutz angedeihen läßt, ist die Familie (*οἶκος*). Die Zugehörigkeit zur Familie gründet sich auf die Blutsverwandtschaft (*ἀγχιστεία*), die im attischen Recht sich vom Erblasser bis zu den Vetterskindern erstreckt (den *ἀνεψιῶν παῖδες* oder *ἀνεψιαδοῖ*, die aber untereinander nicht mehr blutsverwandt sind).[64c]) Durch die Vermehrung der Familiengenossen spaltet sich die Familie in mehrere Zweige, die jeder für sich eine eigene Familie bilden: und durch die Verwandtschaftsbeziehungen dieser Familien untereinander entsteht als ein weiteres soziales Gebilde das Geschlecht, *γένος*, das aber in seiner karakteristischen Besonderheit als Adelsverband erst zur Zeit der späteren Adelsherrschaft eine maßgebende Rolle zu spielen beginnt. Entscheidend für die Geschlechtszugehörigkeit ist die Abstammung von Vaterseite; primitives Mutterrecht, von dem in Griechenland nur sehr geringe und nicht einmal unzweideutige Spuren sich erhalten haben,[64d]) hat schon in homerischer Zeit so wenig Geltung, daß auch die Söhne von Nebenfrauen und Sklavinnen, freilich ohne Gleichstellung mit den ehelichen Söhnen, zum Geschlecht des Vaters gerechnet werden. Der äußere Ausdruck der Geschlechtszugehörigkeit ist der Ahnenkultus, die pietätvolle Verehrung der verstorbenen Vorfahren, insbesondere des meist mythischen Ahnherrn der Familie, dessen Grabstätte gewissermaßen das Symbol der Familieneinheit ist.

Abb. 77 · ‚Thronzimmer' im Palast von Knosos: S. 68

Aus der Blutsverwandtschaft nun, die alle Angehörigen der Familie unauflöslich miteinander verkettet, leiten sich die Pflichten und Rechte der Familienglieder untereinander ab, die heilig und unverbrüchlich sind. Grundlage der Familienordnung ist die Integrität des Familienverbandes, der in all seinen Gliedern ganz und unversehrt bleiben muß. Darum ist allen Familiengliedern die strenge Verpflichtung auferlegt, für die Fortpflanzung des Geschlechtes durch Erzeugung von Nachkommen Sorge zu tragen. Rücksichten des Totendienstes, auch soziale Motive mögen dabei mitbestimmend wirksam gewesen sein, da die Gesamtheit des Staates an der Erhaltung der Familien ein lebendiges Interesse hat. In ihrer rohesten Form finden wir diese Rechtssatzung, die nur einen bürgerlichen Zweck der Ehe kennt, auch später noch in Sparta, wo überhaupt Rudimente ältester Rechtsanschauung verhältnismäßig zahlreich bewahrt worden sind. Wenn hier aus einer Ehe Kinder nicht hervorgegangen waren, somit der Zweck der Ehe sich nicht erfüllte, so war ihre Trennung nicht nur leicht, sondern sogar geboten. Oder die Sitte duldete eine Art Polyandrie der Frau, sei es, daß ein älterer Mann, der zur Kinderzeugung nicht mehr kräftig genug war, einem jüngeren und kräftigeren Freunde seine Stelle bei der Frau überließ, sei es, daß mehrere Brüder nur eine einzige Frau und gemeinsame Kinder hatten, wenn der Ertrag des Familiengutes nur die Existenz einer einzigen Familie gestattete.[65]) Weibliche

Urzeit voraussetzen müssen, sondern auch zur dauernden Seßhaftmachung, da die Gebirgskämme Griechenlands nicht leicht mit dem schwerfälligen Apparat des viehzüchtenden Nomaden überschritten werden konnten. Die natürliche Folge der dauernden Besiedelung aber war es, daß der Ackerbau als Beschäftigung des Volkes in den Vordergrund trat und zu seiner Lebensbedingung wurde. Zugleich drängten die neuen Lebensverhältnisse zur Ausbildung eines bäuerlichen Privatbesitzes hin, nachdem die Urzeit jedenfalls nur ein gemeinsames Eigentumsrecht des nomadisierenden Stammes an seinen Herden gekannt hatte.

Auch der Ackerbau mag in den neuen Landsitzen zunächst noch in Form einer Gemeinwirtschaft betrieben worden sein[64]), die sich aber bald dahin modifizierte, daß man dem einzelnen Gemeindegenossen ein bestimmtes Grundstück zur Bebauung zuwies, hinreichend, die Ernährung einer Familie und die Erfüllung der Gemeindepflichten zu gewährleisten. Die soziale Gleichstellung der einzelnen Stammesglieder kam dabei zum Ausdruck durch die Zulosung der Landesteile, die ursprünglich wohl an gewissen Terminen erneuert wurde, um dem Gemeindelande den Karakter des Gemeinbesitzes zu erhalten. Danach heißt in historischer Zeit noch das Familiengut, das in der Frühzeit vornehmlich im Landbesitz bestand, das ‚Los' (κλῆρος) der Familie. Und eine Nachwirkung jenes primitiven Zustandes der Volkswirtschaft hat sich in griechischen Staaten nicht nur in den Gesetzen über die Unveräußerlichkeit des Grundbesitzes erhalten, die auf der Unveräußerlichkeit des zur Nutznießung zugewiesenen Gemeindelandes beruht, sondern auch in der spartanischen Sitte, daß jedem neugeborenen Bürgerkinde nach seiner Anerkennung durch die Phylenältesten ein Landlos zugeteilt wurde. Durch dauernde Bewirtschaftung wird das Ackerlos zum festen Grundbesitz, und damit ist auch der Grund dauernder sozialer Ungleichheit gelegt, die schon in der indogermanischen Urzeit, jedoch nur in milden Formen bestanden hatte. Auch das Leben eines nomadisierenden Stammes regelt sich ja durch die freiwillige Unterordnung der Einzelglieder unter die Autorität eines Stammesältesten, eines durch persönliche Tüchtigkeit ausgezeichneten Häuptlings, dem kraft seines Ansehens der Anspruch auf einen besonderen, ausgewählten Teil des gemeinsamen Herdenbesitzes gebührt. Bei der Seßhaftmachung aber und dem Uebergange der Gemeinwirtschaft zur Eigenwirtschaft muß den Häuptern angesehener Familien infolge ihrer alten Vorrechte ein ausgewähltes, wohl auch größeres Stück des Gemeindelandes zugefallen sein, das ihnen unter den Volksgenossen ein unbedingtes und dauerndes Uebergewicht über die minder begüterten Grundbesitzer gab.[64a]) Die natürliche Entwicklung führt dann weiter zu einer schärferen Zuspitzung der sozialen Gegensätze unter den Folgen einer größeren oder geringeren Fruchtbarkeit des zugeteilten Landloses oder Tüchtigkeit der Bewirtschaftung, einer Vermehrung des Familiengutes durch Vererbung, Heirat, Vertrag, Verminderung infolge von Gemeindelasten und Heeresdienst, die vom Begüterten weniger drückend empfunden werden, als vom hart um seine Existenz ringenden kleinen Manne. Die Konsequenz dieser Entwicklung ist die Auffaugung des Kleinbesitzes durch den Großgrundbesitz und die wirtschaftliche Abhängigkeit des Kleinbauern vom Großgrundherren, der ein Gefolge von Hörigen und Dienstleuten um sich versammelt und damit zum wirklichen Herrn des Landes wird.

Der Zusammenschluß der seßhaft gewordenen Angehörigen eines Nomadenstammes unter einem königlichen, nicht mehr patriarchalischen Haupte wird mächtig gefördert durch die Rechtsverhältnisse der ältesten Zeit, die in den Bedingungen des sozialen Verkehrs an Sitte und Herkommen gebunden ist, jedoch ein für alle verbindliches Gesetz noch nicht kennt. Sitte und Herkommen — das sind die ererbten Satzungen, die θέμιστες, deren Verletzung von den Göttern gestraft wird, — haben Geltung nur innerhalb jenes engeren Verbandes, der seinen Angehörigen Sicherheit und Rechtsschutz gewährt. Dem Fremden gegenüber, der nicht zum Rechtsverbande gehört, gilt der Grundsatz: ‚Macht ist Recht'. Fremd und Feind sind deshalb für das Bewußtsein jener Zeit identische Begriffe, und jeder Fremde ist dem grausamen Kriegsrecht unterworfen, das den Feind zu töten

oder zum Sklaven zu machen befiehlt. Nur der Fremdling, der als Herold kommt unter dem Schutze des Zeus oder sich, hilfeflehend am Familienherde gekauert, dem besonderen Schutze der Gottheit unterstellt, ist unverletzlich, wenigstens soweit die Macht des Hausherrn reicht. Und das hieraus sich entwickelnde Schutz- und Gastfreundschaftsverhältnis bleibt bestehen und kann selbst Generationen überdauern.[64b])

* * *

Der mächtige Verband, der seinen Gliedern vollen Rechtsschutz angedeihen läßt, ist die Familie (οἶκος). Die Zugehörigkeit zur Familie gründet sich auf die Blutsverwandtschaft (ἀγχιστεία), die im attischen Recht sich vom Erblasser bis zu den Vetterskindern erstreckt (den ἀνεψιῶν παῖδες oder ἀνεψιαδοῖ, die aber untereinander nicht mehr blutsverwandt sind).[64c]) Durch die Vermehrung der Familiengenossen spaltet sich die Familie in mehrere Zweige, die jeder für sich eine eigene Familie bilden: und durch die Verwandtschaftsbeziehungen dieser Familien untereinander entsteht als ein weiteres soziales Gebilde das Geschlecht, γένος, das aber in seiner karakteristischen Besonderheit als Adelsverband erst zur Zeit der späteren Adelsherrschaft eine maßgebende Rolle zu spielen beginnt. Entscheidend für die Geschlechtszugehörigkeit ist die Abstammung von Vaterseite; primitives Mutterrecht, von dem in Griechenland nur sehr geringe und nicht einmal unzweideutige Spuren sich erhalten haben,[64d]) hat schon in homerischer Zeit so wenig Geltung, daß auch die Söhne von Nebenfrauen und Sklavinnen, freilich ohne Gleichstellung mit den ehelichen Söhnen, zum Geschlecht des Vaters gerechnet werden. Der äußere Ausdruck der Geschlechtszugehörigkeit ist der Ahnenkultus, die pietätvolle Verehrung der verstorbenen Vorfahren, insbesondere des meist mythischen Ahnherrn der Familie, dessen Grabstätte gewissermaßen das Symbol der Familieneinheit ist.

Abb. 77 · ‚Thronzimmer' im Palast von Knosos: S. 68

Aus der Blutsverwandtschaft nun, die alle Angehörigen der Familie unauflöslich miteinander verkettet, leiten sich die Pflichten und Rechte der Familienglieder untereinander ab, die heilig und unverbrüchlich sind. Grundlage der Familienordnung ist die Integrität des Familienverbandes, der in all seinen Gliedern ganz und unversehrt bleiben muß. Darum ist allen Familiengliedern die strenge Verpflichtung auferlegt, für die Fortpflanzung des Geschlechtes durch Erzeugung von Nachkommen Sorge zu tragen. Rücksichten des Totendienstes, auch soziale Motive mögen dabei mitbestimmend wirksam gewesen sein, da die Gesamtheit des Staates an der Erhaltung der Familien ein lebendiges Interesse hat. In ihrer rohesten Form finden wir diese Rechtssatzung, die nur einen bürgerlichen Zweck der Ehe kennt, auch später noch in Sparta, wo überhaupt Rudimente ältester Rechtsanschauung verhältnismäßig zahlreich bewahrt worden sind. Wenn hier aus einer Ehe Kinder nicht hervorgegangen waren, somit der Zweck der Ehe sich nicht erfüllte, so war ihre Trennung nicht nur leicht, sondern sogar geboten. Oder die Sitte duldete eine Art Polyandrie der Frau, sei es, daß ein älterer Mann, der zur Kinderzeugung nicht mehr kräftig genug war, einem jüngeren und kräftigeren Freunde seine Stelle bei der Frau überließ, sei es, daß mehrere Brüder nur eine einzige Frau und gemeinsame Kinder hatten, wenn der Ertrag des Familiengutes nur die Existenz einer einzigen Familie gestattete.[65]) Weibliche

Nachkommen werden nicht als vollgültige Fortsetzung des Geschlechtes betrachtet. Als Glieder der Blutsverwandtschaft kommen sie nur insofern in Betracht, als sie in Ermangelung männlicher Nachkommen — nach ihrem Erbbesitz heißen sie dann Erbtöchter — geeignet sind, ihrem Vater einen ihm möglichst nahe verwandten männlichen Sprossen zu schenken.

So bestimmt das attische Recht der Erbtochter den nächsten Seitenverwandten zum Gemahl, und auch später noch waltet dies Gesetz mit solcher Strenge, daß der präsumtive Erbtochtermann, der bereits verheiratet ist, seine rechtmäßige Gattin entlassen darf, um die Erbtochter zu ehelichen. Wenn Kinder überhaupt nicht vorhanden sind, so schafft man sich wenigstens in der Fiktion einen Sohn und Erben durch Adoption.

Die Verletzung des Familienverbandes durch Tötung eines seiner Angehörigen legt der Sippe des Erschlagenen die Pflicht der Blutrache auf. Das Blut des Gemordeten fordert das Blut des Mörders oder eines seiner Blutsverwandten zur Entsühnung; und da die Blutrache eine innere Angelegenheit der davon betroffenen Familien bildet, so wird dadurch ein Zustand der Blutfehde heraufbeschworen, der leicht weitere Kreise in Mitleidenschaft zieht und selbst den Bestand des Staates ernstlich gefährden kann. Rücksichten auf das Wohl der Gesamtheit haben darum schon in sehr früher Zeit dazu geführt, an die Stelle der Blutrache die Blutbuße treten zu lassen; doch bleibt die Annahme dieses Wergeldes von dem Belieben der Familienangehörigen abhängig, so noch in den von Drakon aufgezeichneten attischen Blutgesetzen.[65a]) In einer viel späteren Zeit, als der Staatsbegriff zu einer schärferen Ausgestaltung gelangt war, hat man es durchgesetzt, daß die Blutrache dem Familienverbande abgenommen und als Kriminalsache der staatlichen Justiz übertragen wurde.

Abb. 78 · Lebensgroßes Wandbild eines Vasenträgers aus Knosos: S. 76, 80

Die Pflichten der Familienglieder gegenüber dem Familienverbande werden aufgewogen durch den Rechtsschutz, den die Sippschaft mit dem Eintreten Aller für Einen zu gewähren imstande ist. Dazu kommt als wesentlichstes Recht der einzelnen Sippen ihr Anrecht auf das Familiengut, das an die Familie gebunden ist. Ein freies Verfügungsrecht über den Familienbesitz im Erbwege kennt die älteste Zeit nicht: als natürliche Rechtsnachfolger und Erben gelten zunächst nur die Söhne, die das Erbgut zu gleichen Teilen unter sich (nach Stämmen, nicht nach Köpfen) verteilen, während die Töchter mit einer geringen Mitgift abgefunden werden. In den gortynischen Gesetzen von Kreta (5. Jh.) allerdings, in denen überhaupt die Fürsorge für den weiblichen Teil der Familie auffällt, beträgt die Mitgift schon die Hälfte eines Sohnesteiles.

Eine Erbtochter gilt nicht als die Inhaberin, sondern nur als die jeweilige Trägerin des Familiengutes, dessen Nutznießung ihr und ihrem Gemahl nur solange zusteht, als die aus ihrer Ehe erwachsenden Söhne noch nicht mündig sind. Bei kinderloser Ehe ist im vorsolonischen Athen die Vererbung durch Testament, eine Art von Adoption, wie die Adoption selbst nur innerhalb des Kreises der Blutsverwandtschaft gestattet. Zur Erbfolge ab intestato aber sind

natürlich nur die Blutsverwandten (ἀγχιστεῖς) berufen, indem stets die männliche Linie vor der weiblichen, die Agnaten vor den Kognaten den Vorzug haben. Erst nach Erschöpfung der ἀγχιστεία geht der Erbanspruch an den weiteren Kreis der Geschlechts- oder Phylengenossen über.[66])

Die Familien sind die festen Elemente, aus denen bereits in der Urzeit ein größerer Staatsverband erwächst durch die Zusammenfassung verstreuter Bevölkerungsgruppen zu politischer Einheit, sei es unter dem Druck äußerer Feinde, sei es durch die Entwicklung einer alle anderen überragenden Familienmacht.[66a]) Im Staate organisieren sich, zunächst auf der gentilizischen Grundlage der Familien, größere Gemeinschaften, Brüderschaften (φρατρίαι) oder Genossenschaften (ἑταιρείαι), die in der Erweiterung und Verzweigung der Familien eine Reihe gleichberechtigter Familien zu einem engeren Verbande vereinigen. Die Bedeutung der Phratrien ist im Familienrechte begründet, indem zugleich der erweiterte Kreis einen ausgiebigeren Rechtsschutz zu gewähren vermag. Dementsprechend liegt bei den Phratrien, wie das Drakontische Blutgesetz lehrt, die Verpflichtung der Blutrache für den Fall, daß Blutsverwandte des Erschlagenen nicht vorhanden sind. Auch das Verhältnis der Phratrien zum Staatsverbande beruht auf dem Familienrechte, indem das Staatsbürgerrecht an die Zugehörigkeit zu einer Phratrie geknüpft ist, den Phratriengenossen aber die Entscheidung über die Aufnahme der ehelich geborenen Kinder und damit die Anerkennung ihres Bürgerrechtes zusteht. Bürger (πολῖται) im engeren Sinne gibt es freilich erst, als die Burg (πόλις) den staatsrechtlichen Begriff einer Vereinigung gleichberechtigter Volksgenossen eines Landschaftsgebietes mit städtischem Mittelpunkte gewinnt: die Staatsform der Adelsherrschaft. In der späteren demokratischen Entwicklung ist die staatsrechtliche Funktion der gentilizischen Phratrien vielfach an lokale Gebilde, in Athen an die Demen des Kleisthenes, übergegangen.

Abb. 79 · Wandbild aus Knosos (1/3): S. 76

Der Phratrie als Zusammenfassung von Brüderschaften ist durch die Fiktion einer Blutsverwandtschaft der Stamm (φυλή) übergeordnet, der zwar nicht in allen griechischen Staaten (z. B. nicht in Böotien) nachzuweisen ist[67]), im allgemeinen jedoch als das organische Bindeglied zwischen dem Einzelbürger und dem gesamten Staatsverbande angesehen werden muß. Denn während die Wirksamkeit der Phratrie im wesentlichen auf familienrechtlichem Gebiete liegt, greift die Phyle in die privaten Verhältnisse ihrer Angehörigen nicht ein, sondern regelt nur auf politischem und militärischem Gebiete die Beziehungen des Einzelnen zum Gesamtstaate. Die Abstimmung in den Volksversammlungen, das militärische Aufgebot, die Wahl der Gemeindebeamten ordnet sich nach den Phylen, die somit für das Leben im Staate das eigentliche Fundament sind.

* * *

Das Staatsleben selbst vollzieht sich in der ältesten Zeit auf der Grundlage vollständiger Gleichheit der Staatsangehörigen untereinander. Den Gesamtstaat repräsentiert die Versammlung der wehrfähigen Männer, die den Stammeshäuptling wählt und über die wichtigsten Angelegenheiten des Volkes entscheidet. Das Staatsoberhaupt ist mit der Führung im Kriege und der obersten Priesterwürde betraut. Ein ‚Rat der Alten' aber steht ihm ratend und helfend, auch wohl zurück-

Nachkommen werden nicht als vollgültige Fortsetzung des Geschlechtes betrachtet. Als Glieder der Blutsverwandtschaft kommen sie nur insofern in Betracht, als sie in Ermangelung männlicher Nachkommen — nach ihrem Erbbesitz heißen sie dann Erbtöchter — geeignet sind, ihrem Vater einen ihm möglichst nahe verwandten männlichen Sprossen zu schenken.

So bestimmt das attische Recht der Erbtochter den nächsten Seitenverwandten zum Gemahl, und auch später noch waltet dies Gesetz mit solcher Strenge, daß der präsumtive Erbtochtermann, der bereits verheiratet ist, seine rechtmäßige Gattin entlassen darf, um die Erbtochter zu ehelichen. Wenn Kinder überhaupt nicht vorhanden sind, so schafft man sich wenigstens in der Fiktion einen Sohn und Erben durch Adoption.

Die Verletzung des Familienverbandes durch Tötung eines seiner Angehörigen legt der Sippe des Erschlagenen die Pflicht der Blutrache auf. Das Blut des Gemordeten fordert das Blut des Mörders oder eines seiner Blutsverwandten zur Entsühnung; und da die Blutrache eine innere Angelegenheit der davon betroffenen Familien bildet, so wird dadurch ein Zustand der Blutfehde heraufbeschworen, der leicht weitere Kreise in Mitleidenschaft zieht und selbst den Bestand des Staates ernstlich gefährden kann. Rücksichten auf das Wohl der Gesamtheit haben darum schon in sehr früher Zeit dazu geführt, an die Stelle der Blutrache die Blutbuße treten zu lassen; doch bleibt die Annahme dieses Wergeldes von dem Belieben der Familienangehörigen abhängig, so noch in den von Drakon aufgezeichneten attischen Blutgesetzen.[65a]) In einer viel späteren Zeit, als der Staatsbegriff zu einer schärferen Ausgestaltung gelangt war, hat man es durchgesetzt, daß die Blutrache dem Familienverbande abgenommen und als Kriminalsache der staatlichen Justiz übertragen wurde.

Abb. 78 · Lebensgroßes Wandbild eines Vasenträgers aus Knosos: S. 76, 80

Die Pflichten der Familienglieder gegenüber dem Familienverbande werden aufgewogen durch den Rechtsschutz, den die Sippschaft mit dem Eintreten Aller für Einen zu gewähren imstande ist. Dazu kommt als wesentlichstes Recht der einzelnen Sippen ihr Anrecht auf das Familiengut, das an die Familie gebunden ist. Ein freies Verfügungsrecht über den Familienbesitz im Erbwege kennt die älteste Zeit nicht: als natürliche Rechtsnachfolger und Erben gelten zunächst nur die Söhne, die das Erbgut zu gleichen Teilen unter sich (nach Stämmen, nicht nach Köpfen) verteilen, während die Töchter mit einer geringen Mitgift abgefunden werden. In den gortynischen Gesetzen von Kreta (5. Jh.) allerdings, in denen überhaupt die Fürsorge für den weiblichen Teil der Familie auffällt, beträgt die Mitgift schon die Hälfte eines Sohnesteiles.

Eine Erbtochter gilt nicht als die Inhaberin, sondern nur als die jeweilige Trägerin des Familiengutes, dessen Nutznießung ihr und ihrem Gemahl nur solange zusteht, als die aus ihrer Ehe erwachsenden Söhne noch nicht mündig sind. Bei kinderloser Ehe ist im vorsolonischen Athen die Vererbung durch Testament, eine Art von Adoption, wie die Adoption selbst nur innerhalb des Kreises der Blutsverwandtschaft gestattet. Zur Erbfolge ab intestato aber sind

natürlich nur die Blutsverwandten (ἀγχιστεῖς) berufen, indem stets die männliche Linie vor der weiblichen, die Agnaten vor den Kognaten den Vorzug haben. Erst nach Erschöpfung der ἀγχιστεία geht der Erbanspruch an den weiteren Kreis der Geschlechts- oder Phylengenossen über.[66])

Die Familien sind die festen Elemente, aus denen bereits in der Urzeit ein größerer Staatsverband erwächst durch die Zusammenfassung verstreuter Bevölkerungsgruppen zu politischer Einheit, sei es unter dem Druck äußerer Feinde, sei es durch die Entwicklung einer alle anderen überragenden Familienmacht.[66a]) Im Staate organisieren sich, zunächst auf der gentilizischen Grundlage der Familien, größere Gemeinschaften, Brüderschaften (φρατρίαι) oder Genossenschaften (ἑταιρείαι), die in der Erweiterung und Verzweigung der Familien eine Reihe gleichberechtigter Familien zu einem engeren Verbande vereinigen. Die Bedeutung der Phratrien ist im Familienrechte begründet, indem zugleich der erweiterte Kreis einen ausgiebigeren Rechtsschutz zu gewähren vermag. Dementsprechend liegt bei den Phratrien, wie das Drakontische Blutgesetz lehrt, die Verpflichtung der Blutrache für den Fall, daß Blutsverwandte des Erschlagenen nicht vorhanden sind. Auch das Verhältnis der Phratrien zum Staatsverbande beruht auf dem Familienrechte, indem das Staatsbürgerrecht an die Zugehörigkeit zu einer Phratrie geknüpft ist, den Phratriengenossen aber die Entscheidung über die Aufnahme der ehelich geborenen Kinder und damit die Anerkennung ihres Bürgerrechtes zusteht. Bürger (πολῖται) im engeren Sinne gibt es freilich erst, als die Burg (πόλις) den staatsrechtlichen Begriff einer Vereinigung gleichberechtigter Volksgenossen eines Landschaftsgebietes mit städtischem Mittelpunkte gewinnt: die Staatsform der Adelsherrschaft. In der späteren demokratischen Entwicklung ist die staatsrechtliche Funktion der gentilizischen Phratrien vielfach an lokale Gebilde, in Athen an die Demen des Kleisthenes, übergegangen.

Abb. 79 · Wandbild aus Knosos (1/3): S. 76

Der Phratrie als Zusammenfassung von Brüderschaften ist durch die Fiktion einer Blutsverwandtschaft der Stamm (φυλή) übergeordnet, der zwar nicht in allen griechischen Staaten (z. B. nicht in Böotien) nachzuweisen ist[67]), im allgemeinen jedoch als das organische Bindeglied zwischen dem Einzelbürger und dem gesamten Staatsverbande angesehen werden muß. Denn während die Wirksamkeit der Phratrie im wesentlichen auf familienrechtlichem Gebiete liegt, greift die Phyle in die privaten Verhältnisse ihrer Angehörigen nicht ein, sondern regelt nur auf politischem und militärischem Gebiete die Beziehungen des Einzelnen zum Gesamtstaate. Die Abstimmung in den Volksversammlungen, das militärische Aufgebot, die Wahl der Gemeindebeamten ordnet sich nach den Phylen, die somit für das Leben im Staate das eigentliche Fundament sind.

* * *

Das Staatsleben selbst vollzieht sich in der ältesten Zeit auf der Grundlage vollständiger Gleichheit der Staatsangehörigen untereinander. Den Gesamtstaat repräsentiert die Versammlung der wehrfähigen Männer, die den Stammeshäuptling wählt und über die wichtigsten Angelegenheiten des Volkes entscheidet. Das Staatsoberhaupt ist mit der Führung im Kriege und der obersten Priesterwürde betraut. Ein ‚Rat der Alten' aber steht ihm ratend und helfend, auch wohl zurück-

haltend und korrigierend zur Seite, der spartanischen Gerusia vergleichbar, für deren Mitglieder auch später noch ein Mindestalter von 60 Jahren erforderlich war.[68]) Bereits zur mykenischen Zeit hat nun die Vorherrschaft einzelner reicher und vornehmer Familien zur Ausbildung der Königsgewalt geführt, zumal schon soziale Ungleichheit zum Anschluß des niederen Volkes, das einzelnen mächtigen Familien gegenüber recht- und schutzlos geworden war, an einen über allen stehenden Fürsten hindrängte. Begünstigt wurde

Abb. 80 · Schrifttafel aus Knosos (1/2): S. 72

diese Entwicklung durch die Entstehung eines besonderen Handwerkerstandes (Erzgießer, Steinarbeiter, Töpfer u. s. w.) und Kaufmannsstandes, die in dem Beginne städtischer Siedelung in Mykenä, Tirynsdes Stadt im Kopaïssee auch äußerlich zum Ausdruck kommt. Für die Existenz einer Königsmacht aber, der die breite Masse des Volkes untertan war, sind beweisend die gewaltigen Burganlagen und Kunstbauten der mykenischen Zeit, für deren Ausführung — wie bei den ägyptischen Pyramiden — ein ungeheures, dem Könige zu Frondiensten verpflichtetes Menschenmaterial zur Verfügung gewesen sein muß.

Mit dem Erstarken der Königsmacht sinkt die Heerversammlung der Vollfreien zu einer leeren Form herab, indem der König sie von den Beschlüssen, die er in Gemeinschaft mit seinen vertrauten Ratgebern gefaßt hat, nur noch in Kenntnis setzt. Zu diesen Ratgebern aber zählen in erster Linie wohl die Angehörigen reicher und mächtiger Familien, die eine bevorrechtigte Stellung im Anschlusse an die Königsgewalt behaupten: der Anfang eines Adelsregimentes. Dazu tritt als der festeste Schutz des Königtums eine Leibgarde ausgesuchter Krieger, die der König durch große Geschenke, durch Belehnung mit Grundbesitz und Hörigen an sich zu fesseln bestrebt ist.

Der Kriegerstand, der die kastenartig von der übrigen Bevölkerung sich abschließenden Dienstmannen des Königs umfaßt, trägt eine Wehr, die ihn allen inneren und äußeren Feinden gewachsen macht. Die Kriegsausrüstung der ältesten Zeit hatte in Keule und Bogen bestanden, die später noch als eine Antiquität unter den Attributen des Herakles erscheinen. In der prähistorischen, zweiten Stadt Troja sind deshalb keine Schwerter gefunden worden. Auch in der Ausrüstung der mykenischen Krieger spielt der Bogen noch eine Rolle, wie uns die Sage vom Bogenkampf des Odysseus und bildliche Darstellungen lehren; daneben ist die Schleuder in Gebrauch (vgl. Abb. 29). Die karakteristische Waffe des mykenischen Kriegers aber ist einmal die ‚weithin schattende' Lanze, zum andern das zum Schlagen und Stechen gleich geeignete, zweischneidige Schwert, und hierin ist seine Ueberlegenheit über Dolch und Streitaxt der Orientalen begründet. Die Verwendung von Lanze und Schwert, die jedoch nicht gleichzeitig geführt wurden, bedingte eine weitere Ausgestaltung der Schutzwaffen, da der Lederhelm der älteren Zeit nicht mehr genügte und der mannshohe Turmschild, der beim Bogenkampfe und zur Deckung gegen Speerschüsse vortreffliche Dienste tat (Abb. 29, 30, 31), den Kampf mit dem Schwerte nur behinderte. So trägt später der mykenische Krieger zumeist einen leichteren Rundschild (Abb. 13, 37, 47), Bronzehelm und

Beinschienen, ausnahmsweise wohl auch ein Panzerwams oder einen Plattenpanzer (Abb. 95?), die in der ionischen Periode zur ständigen Ausrüstung des Kriegers gehören, während der große mykenische Turmschild allmählich verschwindet (vgl. S. 119).[69]) Die jüngste Entwicklung der Kriegswaffen hat endlich auch ein typisches Kriegsgerät der mykenischen Zeit außer Dienst gesetzt, den aus dem Orient importierten Streitwagen, der in den homerischen Schlachtenschilderungen eine große Bedeutung hat und auch auf mykenischen Grabstelen und auf Gegenständen der Kleinkunst abgebildet ist (Abb. 17). Er bestand aus einem rückwärts offenen Wagenkorbe auf zwei Rädern, der von zwei oder vier an einer Deichsel angeschirrten Pferden gezogen wurde. Der Streitwagen wird später, zuerst wohl bei den ionischen Adelsheeren, durch die Reiterei abgelöst. Doch führt noch im 7. Jh. Eretria auf Euböa im Paradezuge neben 600 Reitern auch 60 Wagen (vgl. Strabo X p. 448), deren Verwendung damals also noch fortbestand, zum mindesten noch nicht lange abgekommen war. Ich veranschauliche das Aussehen des Streitwagens durch eine alte böotische Terrakotte, die aber schon nicht mehr der mykenischen Zeit angehört (Abb. 81).[70])

Abb. 81 · Vierspänniger Streitwagen aus Ton, 21 cm hoch

* * *

Für die politische Geschichte der mykenischen Zeit, die wir abschließend noch hier kurz behandeln müssen, sind wir auf einige ganz allgemeine Erkenntnisse beschränkt, die wir aus den Monumenten und mit vorsichtigster Kritik aus der Sagengeschichte ablesen dürfen. Doch ist die Geschichte der griechischen Vorzeit im Gedächtnis der Menschen nirgends rein bewahrt; und da uns vorläufig — solange nicht die schriftlichen Denkmäler jener Zeit zu reden beginnen — jedes Mittel historischer Kontrolle versagt ist, so müssen wir von vornherein darauf verzichten, aus der mannigfaltigen, oftmals sich widersprechenden, öfter noch durch spätere Sagenkritiker (vor allem Hellanikos) gewaltsam ineinander gerenkten Ueberlieferung der Volkssage eine wirkliche Geschichte der mykenischen Zeit Griechenlands herauszuschälen.

Mit Sicherheit wissen wir nur, daß die Zentren der mykenischen Kulturentwicklung, vor allem die Argolis, Attika, Böotien, Kreta, Troja, auch die Mittelpunkte politischer Machtansammlung gewesen sind. Die Argolis zumal ist damals der vornehmste Fürstensitz des griechischen Mutterlandes gewesen, und die Zahl, der Reichtum, die trotzige Macht der mykenischen Burgen in und an der argivischen Ebene führt die politische Bedeutung dieser Landschaft, die auch in der griechischen Sage eine beherrschende Stellung einnimmt, eindringlich vor Augen. Es entsteht aber die Frage, ob die Vielheit der mykenischen Burgen hier — Mykenä, Tirynsdes, Mideia, Asine usw. (S. 61) — auf mehrere, nebeneinander selbständige Fürstentümer zurückleitet, oder ob zur mykenischen Zeit die ganze Landschaft eine politische Einheit bildete unter der Oberherrschaft eines mächtigen Königs, der über die verschiedenen Burgen als Vasallensitze gebot. Für die erstere Annahme könnte man sich darauf berufen, daß Mykenä und Tirynsdes in geschichtlicher Zeit sich als selbständige Gemeinden neben Argos behauptet haben, daß auch die griechische Vulgärsage ein argivisches (Adrastos), ein mykenisches (Perseiden, Atriden: Eurystheus, Agamemnon) und selbst ein tirynthisches Reich (Amphitryon) unterscheidet. Aber in den einzelnen Sagenkreisen, die erst aus ihrem rationalistisch hergestellten Zusammenhange gelöst und für sich betrachtet werden müssen, ist die Argolis stets nur als eine politische Einheit gedacht, die in der thebanischen Sage von Argos aus, in der troischen Sage und der Heraklessage von Mykenä aus regiert wird: auch der Tydide Diomedes, der König von Argos, ist in der Gefolgschaft Agamemnons (vgl. Ed. Meyer S. 184). Hiernach ist die Annahme gegeben, daß eine argivische und eine mykenische Dynastie ein-

haltend und korrigierend zur Seite, der spartanischen Gerusia vergleichbar, für deren Mitglieder auch später noch ein Mindestalter von 60 Jahren erforderlich war.[68]) Bereits zur mykenischen Zeit hat nun die Vorherrschaft einzelner reicher und vornehmer Familien zur Ausbildung der Königsgewalt geführt, zumal schon soziale Ungleichheit zum Anschluß des niederen Volkes, das einzelnen mächtigen Familien gegenüber recht- und schutzlos geworden war, an einen über allen stehenden Fürsten hindrängte. Begünstigt wurde

Abb. 80 · Schrifttafel aus Knosos (1/2): S. 72

diese Entwicklung durch die Entstehung eines besonderen Handwerkerstandes (Erzgießer, Steinarbeiter, Töpfer u. s. w.) und Kaufmannsstandes, die in dem Beginne städtischer Siedelung in Mykenä, Tiryns, der Stadt im Kopaïssee auch äußerlich zum Ausdruck kommt. Für die Existenz einer Königsmacht aber, der die breite Masse des Volkes untertan war, sind beweisend die gewaltigen Burganlagen und Kunstbauten der mykenischen Zeit, für deren Ausführung — wie bei den ägyptischen Pyramiden — ein ungeheures, dem Könige zu Frondiensten verpflichtetes Menschenmaterial zur Verfügung gewesen sein muß.

Mit dem Erstarken der Königsmacht sinkt die Heerversammlung der Vollfreien zu einer leeren Form herab, indem der König sie von den Beschlüssen, die er in Gemeinschaft mit seinen vertrauten Ratgebern gefaßt hat, nur noch in Kenntnis setzt. Zu diesen Ratgebern aber zählen in erster Linie wohl die Angehörigen reicher und mächtiger Familien, die eine bevorrechtigte Stellung im Anschlusse an die Königsgewalt behaupten: der Anfang eines Adelsregimentes. Dazu tritt als der festeste Schutz des Königtums eine Leibgarde ausgesuchter Krieger, die der König durch große Geschenke, durch Belehnung mit Grundbesitz und Hörigen an sich zu fesseln bestrebt ist.

Der Kriegerstand, der die kastenartig von der übrigen Bevölkerung sich abschließenden Dienstmannen des Königs umfaßt, trägt eine Wehr, die ihn allen inneren und äußeren Feinden gewachsen macht. Die Kriegsausrüstung der ältesten Zeit hatte in Keule und Bogen bestanden, die später noch als eine Antiquität unter den Attributen des Heraklès erscheinen. In der prähistorischen, zweiten Stadt Troja sind deshalb keine Schwerter gefunden worden. Auch in der Ausrüstung der mykenischen Krieger spielt der Bogen noch eine Rolle, wie uns die Sage vom Bogenkampf des Odysseus und bildliche Darstellungen lehren; daneben ist die Schleuder in Gebrauch (vgl. Abb. 29). Die charakteristische Waffe des mykenischen Kriegers aber ist einmal die ‚weithin schattende' Lanze, zum andern das zum Schlagen und Stechen gleich geeignete, zweischneidige Schwert, und hierin ist seine Ueberlegenheit über Dolch und Streitaxt der Orientalen begründet. Die Verwendung von Lanze und Schwert, die jedoch nicht gleichzeitig geführt wurden, bedingte eine weitere Ausgestaltung der Schutzwaffen, da der Lederhelm der älteren Zeit nicht mehr genügte und der mannshohe Turmschild, der beim Bogenkampfe und zur Deckung gegen Speerschüsse vortreffliche Dienste tat (Abb. 29, 30, 31), den Kampf mit dem Schwerte nur behinderte. So trägt später der mykenische Krieger zumeist einen leichteren Rundschild (Abb. 13, 37, 47), Bronzehelm und

Beinschienen, ausnahmsweise wohl auch ein Panzerwams oder einen Plattenpanzer (Abb. 95?), die in der ionischen Periode zur ständigen Ausrüstung des Kriegers gehören, während der große mykenische Turmschild allmählich verschwindet (vgl. S. 119).[69]) Die jüngste Entwicklung der Kriegswaffen hat endlich auch ein typisches Kriegsgerät der mykenischen Zeit außer Dienst gesetzt, den aus dem Orient importierten Streitwagen, der in den homerischen Schlachtenschilderungen eine große Bedeutung hat und auch auf mykenischen Grabstelen und auf Gegenständen der Kleinkunst abgebildet ist (Abb. 17). Er bestand aus einem rückwärts offenen Wagenkorbe auf zwei Rädern, der von zwei oder vier an einer Deichsel angeschirrten Pferden gezogen wurde. Der Streitwagen wird später, zuerst wohl bei den ionischen Adelsheeren, durch die Reiterei abgelöst. Doch führt noch im 7. Jh. Eretria auf Euböa im Paradezuge neben 600 Reitern auch 60 Wagen (vgl. Strabo X p. 448), deren Verwendung damals also noch fortbestand, zum mindesten noch nicht lange abgekommen war. Ich veranschauliche das Aussehen des Streitwagens durch eine alte böotische Terrakotte, die aber schon nicht mehr der mykenischen Zeit angehört (Abb. 81).[70])

Abb. 81 · Vierspänniger Streitwagen aus Ton, 21 cm hoch

* * *

Für die politische Geschichte der mykenischen Zeit, die wir abschließend noch hier kurz behandeln müssen, sind wir auf einige ganz allgemeine Erkenntnisse beschränkt, die wir aus den Monumenten und mit vorsichtigster Kritik aus der Sagengeschichte ablesen dürfen. Doch ist die Geschichte der griechischen Vorzeit im Gedächtnis der Menschen nirgends rein bewahrt; und da uns vorläufig — solange nicht die schriftlichen Denkmäler jener Zeit zu reden beginnen — jedes Mittel historischer Kontrolle versagt ist, so müssen wir von vornherein darauf verzichten, aus der mannigfaltigen, oftmals sich widersprechenden, öfter noch durch spätere Sagenkritiker (vor allem Hellanikos) gewaltsam ineinander gerenkten Ueberlieferung der Volkssage eine wirkliche Geschichte der mykenischen Zeit Griechenlands herauszuschälen.

Mit Sicherheit wissen wir nur, daß die Zentren der mykenischen Kulturentwicklung, vor allem die Argolis, Attika, Böotien, Kreta, Troja, auch die Mittelpunkte politischer Machtansammlung gewesen sind. Die Argolis zumal ist damals der vornehmste Fürstensitz des griechischen Mutterlandes gewesen, und die Zahl, der Reichtum, die trotzige Macht der mykenischen Burgen in und an der argivischen Ebene führt die politische Bedeutung dieser Landschaft, die auch in der griechischen Sage eine beherrschende Stellung einnimmt, eindringlich vor Augen. Es entsteht aber die Frage, ob die Vielheit der mykenischen Burgen hier — Mykenä, Tiryns, Mideia, Asine usw. (S. 61) — auf mehrere, nebeneinander selbständige Fürstentümer zurückleitet, oder ob zur mykenischen Zeit die ganze Landschaft eine politische Einheit bildete unter der Oberherrschaft eines mächtigen Königs, der über die verschiedenen Burgen als Vasallensitze gebot. Für die erstere Annahme könnte man sich darauf berufen, daß Mykenä und Tiryns in geschichtlicher Zeit sich als selbständige Gemeinden neben Argos behauptet haben, daß auch die griechische Vulgärsage ein argivisches (Adrastos), ein mykenisches (Perseiden, Atriden: Eurystheus, Agamemnon) und selbst ein tirynthisches Reich (Amphitryon) unterscheidet. Aber in den einzelnen Sagenkreisen, die erst aus ihrem rationalistisch hergestellten Zusammenhange gelöst und für sich betrachtet werden müssen, ist die Argolis stets nur als eine politische Einheit gedacht, die in der thebanischen Sage von Argos aus, in der troischen Sage und der Heraklessage von Mykenä aus regiert wird: auch der Tydide Diomedes, der König von Argos, ist in der Gefolgschaft Agamemnons (vgl. Ed. Meyer S. 184). Hiernach ist die Annahme gegeben, daß eine argivische und eine mykenische Dynastie ein-

mal in der Herrschaft gewechselt haben; und dazu stimmen jetzt die archäologischen Fundtatsachen [71]), die uns eine Königsburg Argos nur für die ältere, prähistorische Zeit erkennen lassen, während in der jüngeren, ‚mykenischen' Zeit Mykenä dominiert. Jedenfalls ist eine Teilung des Landes unter mehrere, gleichzeitig nebeneinander regierende Fürstengeschlechter nach der Sage höchst unwahrscheinlich und zudem eine historische Unmöglichkeit, da der Reichtum Mykenäs, der offenbar einen entwickelten Seehandel zur Grundlage hatte, ohne eine unmittelbare Verbindung mit dem Meere unerklärlich und diese wieder ohne den Besitz von Tiryns undenkbar wäre. ☒ In Mykenä ferner, das die Paßübergänge nach dem Isthmus beherrscht, laufen eine Reihe (3) von uralten Kunststraßen zusammen, die etwa 3½ m breit über das Gebirge nach dem Isthmus hinführen und in ihrer Konstruktion, vor allem in der Anlage der Brücken und Wasserdurchlässe deutlich genug ihre Entstehung in mykenischer Zeit verraten (vgl. Steffen: Karten von Mykenai 1884 und Abb. 52). Auch mit Argos und Tiryns war Mykenä durch Straßen verbunden, und eine Feststraße, für den Verkehr des Königs mit der heiligen Stätte bestimmt, führte von hier zum Heiligtume der Hera, das als der kultliche Mittelpunkt des Landes, von den drei Hauptstätten etwa gleich weit entfernt, am Fuße des Euboiaberges lag. Die religiöse Konzentration im Kultus einer einzigen Schutzgöttin aber kann wiederum nur zustande gekommen sein, als die Landschaft unter der Vorherrschaft Einer Macht zu einer politischen Einheit gelangt war. ☒ Hierzu stimmt eine Angabe der Ilias (B 108), daß das Reich Agamemnons sich nicht bloß über ‚ganz Argos', sondern auch über viele Inseln erstreckt habe. Wir werden nach alledem auf eine Zugehörigkeit der Isthmusstaaten, vielleicht auch Lakoniens und anderer Teile des Peloponnes (als Vasallenstaaten) zum argivischen Reiche schließen dürfen. Dagegen kann ich die kühne Hypothese einer politischen Einigung ganz Griechenlands unter der Vormacht von Argos, die Ed. Meyer zu begründen versucht hat (S. 189, Forschungen II 513 f.), nicht billigen, weil ich sie mit der Existenz der mächtigen attischen und böotischen Königsburgen nicht zusammenzureimen vermag. Aus den Denkmälern dürfen wir mit Sicherheit noch erschließen, daß die Blüte des mykenischen Reiches einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten umfaßt hat (vgl. Anm. 35a, 36).

Auch von den mittelgriechischen Staaten ist Attika jedenfalls schon in der mykenischen Zeit zu einer politischen Konzentration vorgeschritten. Die sagengeschichtliche Tradition knüpft diese Einigung an die wahrscheinlich historische Tatsache eines *συνοικισμός* (Zusammensiedelung) an, der auf die mythistorische Persönlichkeit des Königs Theseus (eines Doppelgängers des Herakles?) zurückgeführt wird: zu seiner Erinnerung wurde hier später noch alljährlich im Sommer das Fest der *συνοίκια* gefeiert (Thukydides II 15).[72]) Demgegenüber sind freilich auch in Attika noch mancherlei Anzeichen erkennbar, die sich auf ein früheres politisches Sonderleben der einzelnen Gaue deuten lassen, wenn auch die Ueberlieferung von den 12 urgeschichtlichen Einzelstaaten (Philochoros bei Strabo IX p. 397), aus denen das geschichtliche Athen zusammengewachsen sein soll, schwerlich auf historischem Boden beruht. So hat die Tetrapolis der marathonischen Ebene aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich einen selbständigen Staat gebildet, da sie später noch in einem Kultverbande diese Selbständigkeit bewahrte. Dieselbe Erscheinung tritt uns mehrfach noch auf attischem Boden entgegen, wo autochthone Lokalkulte ohne unmittelbare Beziehung zur Hauptstadt existierten. ☒ Der Priesterstaat in Eleusis vor allem, dessen Gebiet wie die marathonische Ebene durch natürliche Grenzen von der attischen Zentralebene abgeschlossen war, hat nach dem Zeugnis des (homerischen) Hymnos auf die eleusinische Demeter, der sich Eleusis als selbständiges Gemeinwesen zu denken scheint, vielleicht im 7. Jh. noch die Oberhoheit Athens nicht anerkannt und später in dem Rechte eigener Münzprägung eine scheinbare Selbständigkeit aufrecht erhalten. Dementsprechend stehen sich in der attischen Lokalsage der mythische Vertreter Athens Erechtheus und der Ahnherr der eleusinischen Priester Eumolpos feindlich gegenüber [72a]); auch sonst weiß die Sage noch mancherlei zu erzählen von kriegerischen Verwicklungen zwischen athenischen Königen (vor allem Theseus) und den Repräsentanten einzelner Gaue, Pallas von Pallene, Kephalos von Thorikos, Dekelos von Dekeleia (näheres bei Busolt II [2] S. 66 f.) ☒ Wie weit diese politischen Kämpfe der mykenischen Zeit angehören, und ob nicht etwa ein damals erreichter einheitlicher Staatsverband unter den Folgen der dorischen Wanderung, wie in der Argolis, wieder zersprengt worden ist (durch Absplitterung von Eleusis), können wir heute nicht mehr erkennen. Immerhin legt die Existenz der einen großen Zentralburg Athen mit ihren gewaltigen kyklopischen Mauern, neben welcher bedeutendere Ueberreste mykenischer Festungsbauten in Attika nicht vorhanden sind, Zeugnis dafür ab, daß die landschaftliche Einigung von Attika in der mykenischen Zeit wurzelt. ☒ Höchst sonderbar aber ist es und mit der damals offenbar bedeutenden politischen Macht des attischen Staates, die sich jedenfalls auch über einen Teil der kykladischen Inseln erstreckte, schwer vereinbar, daß in der griechischen Gemeinsage Athen nur eine sehr bescheidene Rolle spielt. Auffällig ist das, auch wenn die Entstehung dieser Sage erst nach der dorischen Wanderung im kleinasiatischen Jonien erfolgt wäre, da die Jonier, die vornehmsten Träger der Heldensage und Heldendichtung in der späteren Zeit, von der Besiedelung der kleinasiatischen Küste gerade das eine im Gedächtnis behalten haben, daß der Strom der ionischen Auswanderung über Athen gegangen ist. Die Vernachlässigung ihrer anerkannten Mutterstadt durch die Jonier muß darum in politischen oder kulturellen Verhältnissen der griechischen Vorzeit gesucht werden, für deren Erkenntnis uns alle Mittel fehlen. Leere Vermutungen darüber hier zu äußern wäre zwecklos. ☒

Etwas deutlicher sehen wir für Böotien. Die früher hier vorhandene merkwürdige Inkongruenz der sagengeschichtlichen Ueberlieferung mit den archäologischen Fundtatsachen ist durch die neuen Ausgrabungen beseitigt worden, wodurch im Stadtgebiete von Theben, der späteren Hauptstadt der politisch geeinigten Landschaft, eine größere mykenische Siedelung nachgewiesen worden ist (vgl. Anm. 38b). In der Tat ist Theben der natürliche Mittelpunkt Südböotiens, in der griechischen Heldensage hochberühmt und aufs engste mit den Königssitzen der Argolis verbunden. Seine Gründungssage freilich, welche phönizische Kadmeer als Begründer der Binnenstadt Theben in Anspruch nimmt, kann ohne weiteres als eine ungeschichtliche Kombination abgewiesen werden; und damit fallen alle Folgerungen, die in der Sagengeschichte an den phönizischen Ursprung der Kadmeer geknüpft sind.[73]) Aber die beherrschende Stellung Thebens in der Heraklessage, in welcher die Stadt als Geburtsstätte des übergewaltigen Helden gilt, in der Oedipussage und in der Sage vom thebanischen Kriege, der vielleicht ein historisches Faktum zugrunde liegt, ist unbestreitbar und nur verständlich, wenn Theben auch in der mykenischen Welt bereits eine glänzende Position eingenommen hat. Immerhin liegen die uralten Hauptheiligtümer Böotiens, der Athena Itonia von Koroneia und des Poseidon von Onchestos, nicht in seinem Herrschaftsbereiche. ☒☒ Aber auch die Minyersage greift in die thebanische Urgeschichte ein: denn die

Abb. 82 · Palast von Knosos · Zimmer im Obergeschoß des Westbaues (E F 9) mit teilweise erhaltenem Fußboden, zur Linken eine Abortanlage

mal in der Herrschaft gewechselt haben; und dazu stimmen jetzt die archäologischen Fundtatsachen [71]), die uns eine Königsburg Argos nur für die ältere, prähistorische Zeit erkennen lassen, während in der jüngeren, ‚mykenischen' Zeit Mykenä dominiert. Jedenfalls ist eine Teilung des Landes unter mehrere, gleichzeitig nebeneinander regierende Fürstengeschlechter nach der Sage höchst unwahrscheinlich und zudem eine historische Unmöglichkeit, da der Reichtum Mykenäs, der offenbar einen entwickelten Seehandel zur Grundlage hatte, ohne eine unmittelbare Verbindung mit dem Meere unerklärlich und diese wieder ohne den Besitz von Tiryns undenkbar wäre. ∞ In Mykenä ferner, das die Paßübergänge nach dem Isthmus beherrscht, laufen eine Reihe (3) von uralten Kunststraßen zusammen, die etwa 3½ m breit über das Gebirge nach dem Isthmus hinführen und in ihrer Konstruktion, vor allem in der Anlage der Brücken und Wasserdurchlässe deutlich genug ihre Entstehung in mykenischer Zeit verraten (vgl. Steffen: Karten von Mykenai 1884 und Abb. 52). Auch mit Argos und Tiryns war Mykenä durch Straßen verbunden, und eine Feststraße, für den Verkehr des Königs mit der heiligen Stätte bestimmt, führte von hier zum Heiligtume der Hera, das als der kultliche Mittelpunkt des Landes, von den drei Hauptstätten etwa gleich weit entfernt, am Fuße des Euboiaberges lag. Die religiöse Konzentration im Kultus einer einzigen Schutzgöttin aber kann wiederum nur zustande gekommen sein, als die Landschaft unter der Vorherrschaft Einer Macht zu einer politischen Einheit gelangt war. ∞ Hierzu stimmt eine Angabe der Ilias (B 108), daß das Reich Agamemnons sich nicht bloß über ‚ganz Argos', sondern auch über viele Inseln erstreckt habe. Wir werden nach alledem auf eine Zugehörigkeit der Isthmusstaaten, vielleicht auch Lakoniens und anderer Teile des Peloponnes (als Vasallenstaaten) zum argivischen Reiche schließen dürfen. Dagegen kann ich die kühne Hypothese einer politischen Einigung ganz Griechenlands unter der Vormacht von Argos, die Ed. Meyer zu begründen versucht hat (S. 189, Forschungen II 513 f.), nicht billigen, weil ich sie mit der Existenz der mächtigen attischen und böotischen Königsburgen nicht zusammenzureimen vermag. Aus den Denkmälern dürfen wir mit Sicherheit noch erschließen, daß die Blüte des mykenischen Reiches einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten umfaßt hat (vgl. Anm. 35a, 36).

Auch von den mittelgriechischen Staaten ist Attika jedenfalls schon in der mykenischen Zeit zu einer politischen Konzentration vorgeschritten. Die sagengeschichtliche Tradition knüpft diese Einigung an die wahrscheinlich historische Tatsache eines *συνοικισμός* (Zusammensiedelung) an, der auf die mythistorische Persönlichkeit des Königs Theseus (eines Doppelgängers des Herakles?) zurückgeführt wird: zu seiner Erinnerung wurde hier später noch alljährlich im Sommer das Fest der *συνοίκια* gefeiert (Thukydides II 15).[72]) Demgegenüber sind freilich auch in Attika noch mancherlei Anzeichen erkennbar, die sich auf ein früheres politisches Sonderleben der einzelnen Gaue deuten lassen, wenn auch die Ueberlieferung von den 12 urgeschichtlichen Einzelstaaten (Philochoros bei Strabo IX p. 397), aus denen das geschichtliche Athen zusammengewachsen sein soll, schwerlich auf historischem Boden beruht. So hat die Tetrapolis der marathonischen Ebene aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich einen selbständigen Staat gebildet, da sie später noch in einem Kultverbande diese Selbständigkeit bewahrte. Dieselbe Erscheinung tritt uns mehrfach noch auf attischem Boden entgegen, wo autochthone Lokalkulte ohne unmittelbare Beziehung zur Hauptstadt existierten. ∞ Der Priesterstaat in Eleusis vor allem, dessen Gebiet wie die marathonische Ebene durch natürliche Grenzen von der attischen Zentralebene abgeschlossen war, hat nach dem Zeugnis des (homerischen) Hymnos auf die eleusinische Demeter, der sich Eleusis als selbständiges Gemeinwesen zu denken scheint, vielleicht im 7. Jh. noch die Oberhoheit Athens nicht anerkannt und später in dem Rechte eigener Münzprägung eine scheinbare Selbständigkeit aufrecht erhalten. Dementsprechend stehen sich in der attischen Lokalsage der mythische Vertreter Athens Erechtheus und der Ahnherr der eleusinischen Priester Eumolpos feindlich gegenüber [72a]); auch sonst weiß die Sage noch mancherlei zu erzählen von kriegerischen Verwicklungen zwischen athenischen Königen (vor allem Theseus) und den Repräsentanten einzelner Gaue, Pallas von Pallene, Kephalos von Thorikos, Dekelos von Dekeleia (näheres bei Busolt II² S. 66 f.) ∞ Wie weit diese politischen Kämpfe der mykenischen Zeit angehören, und ob nicht etwa ein damals erreichter einheitlicher Staatsverband unter den Folgen der dorischen Wanderung, wie in der Argolis, wieder zersprengt worden ist (durch Absplitterung von Eleusis), können wir heute nicht mehr erkennen. Immerhin legt die Existenz der einen großen Zentralburg Athen mit ihren gewaltigen kyklopischen Mauern, neben welcher bedeutendere Ueberreste mykenischer Festungsbauten in Attika nicht vorhanden sind, Zeugnis dafür ab, daß die landschaftliche Einigung von Attika in der mykenischen Zeit wurzelt. ∞ Höchst sonderbar aber ist es und mit der damals offenbar bedeutenden politischen Macht des attischen Staates, die sich jedenfalls auch über einen Teil der kykladischen Inseln erstreckte, schwer vereinbar, daß in der griechischen Gemeinsage Athen nur eine sehr bescheidene Rolle spielt. Auffällig ist das, auch wenn die Entstehung dieser Sage erst nach der dorischen Wanderung im kleinasiatischen Jonien erfolgt wäre, da die Jonier, die vornehmsten Träger der Heldensage und Heldendichtung in der späteren Zeit, von der Besiedelung der kleinasiatischen Küste gerade das eine im Gedächtnis behalten haben, daß der Strom der ionischen Auswanderung über Athen gegangen ist. Die Vernachlässigung ihrer anerkannten Mutterstadt durch die Jonier muß darum in politischen oder kulturellen Verhältnissen der griechischen Vorzeit gesucht werden, für deren Erkenntnis uns alle Mittel fehlen. Leere Vermutungen darüber hier zu äußern wäre zwecklos. ∞

Etwas deutlicher sehen wir für Böotien. Die früher hier vorhandene merkwürdige Inkongruenz der sagengeschichtlichen Ueberlieferung mit den archäologischen Fundtatsachen ist durch die neuen Ausgrabungen beseitigt worden, wodurch im Stadtgebiete von Theben, der späteren Hauptstadt der politisch geeinigten Landschaft, eine größere mykenische Siedelung nachgewiesen worden ist (vgl. Anm. 38b). In der Tat ist Theben der natürliche Mittelpunkt Südböotiens, in der griechischen Heldensage hochberühmt und aufs engste mit den Königssitzen der Argolis verbunden. Seine Gründungssage freilich, welche phönizische Kadmeer als Begründer der Binnenstadt Theben in Anspruch nimmt, kann ohne weiteres als eine ungeschichtliche Kombination abgewiesen werden; und damit fallen alle Folgerungen, die in der Sagengeschichte an den phönizischen Ursprung der Kadmeer geknüpft sind.[73]) Aber die beherrschende Stellung Thebens in der Heraklessage, in welcher die Stadt als Geburtsstätte des übergewaltigen Helden gilt, in der Oedipussage und in der Sage vom thebanischen Kriege, der vielleicht ein historisches Faktum zugrunde liegt, ist unbestreitbar und nur verständlich, wenn Theben auch in der mykenischen Welt bereits eine glänzende Position eingenommen hat. Immerhin liegen die uralten Hauptheiligtümer Böotiens, der Athena Itonia von Koroneia und des Poseidon von Onchestos, nicht in seinem Herrschaftsbereiche. ∞ ∞

Aber auch die Minyersage greift in die thebanische Urgeschichte ein: denn die

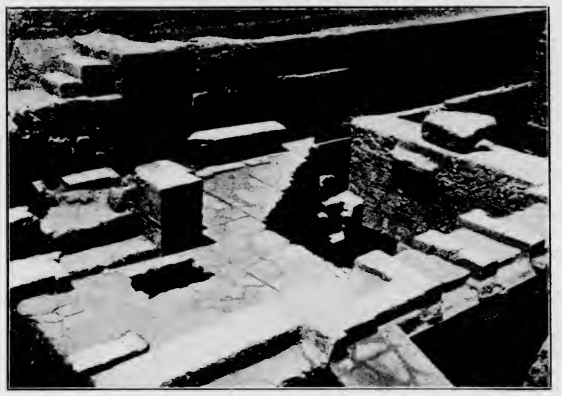


Abb. 82 · Palast von Knosos · Zimmer im Obergeschoß des Westbaues (E F 9) mit teilweise erhaltenem Fußboden, zur Linken eine Abortanlage

Minyer von Orchomenos sollen nach der Sage eine Zeitlang die Stadt Theben beherrscht und von ihr Tribut erhoben haben; und später sollen dann die Thebaner mit Heraklès' Hilfe die Minyer bezwungen und sich unterworfen haben. Auch in dieser Sage kann, gleichwie in dem Wechsel eines argivischen und eines mykenischen Dynastengeschlechtes, sehr wohl ein historischer Kern stecken, wenn auch mit unsern Mitteln nicht klarzustellen ist, wann die Ueberwältigung der Orchomenier durch die Thebaner stattgefunden hat. Jedenfalls ist die Sonderexistenz eines thebanischen und eines orchomenischen Fürstentums nebeneinander kaum wahrscheinlicher, als die gleichzeitige Selbständigkeit von Argos und Mykenä unter verschiedenen Herrschern, wenngleich zugestanden werden muß, daß die landschaftliche Einheit Böotiens keine so geschlossene ist, als die der argolischen Ebene. Orchomenos muß zum mindesten einmal über das ganze Gebiet des nördlichen Kopaïssees und damit auch über die Stadt im Kopaïssee geboten haben: denn ohne Beteiligung am Seeverkehr wäre, wie bei Mykenä, der sprichwörtliche Reichtum von Orchomenos nicht zu erklären, und ohne den Besitz von Gla-Paläokastro, dessen Herr die Paßübergänge nach dem Euripos in der Hand hatte, war Orchomenos vom Meere ebenso abgeschnitten, wie Mykenä ohne den Besitz von Tiryns. Die Stadt im Kopaïssee mag einmal selbständige politische Bedeutung gehabt haben: sie muß aber — wenn sie nicht von allem Anfang eine Gründung und Besitzung der Orchomenier gewesen ist — von Orchomenos aus bekämpft und bezwungen sein. In der Sagengeschichte hat sich von solchen Kämpfen auch nicht eine Spur erhalten. In der historischen Zeit ist der Minyername, wie der Name der zahlreichen anderen böotischen Stämme (vgl. S. 65) verschollen und Orchomenos selbst restlos in dem geeinigten Volkstume Böotiens aufgegangen, dessen äußeres Zeichen die Bildung eines gemeinböotischen Dialekts ist. Dieser ist ein Ergebnis der dorischen Wanderung, die Böotien wesentlich stärker beeinflußt hat als Attika und darum auch für die Entstehung einer schärferen Sprachgrenze zwischen den beiden Landschaften von entscheidender Wirkung gewesen sein muß. Aber den alten politischen Gegensatz zwischen Theben und Orchomenos hat selbst dieses alle staatlichen und sozialen Einrichtungen umstürzende Ereignis nicht zu verwischen vermocht, und noch bis tief in die geschichtliche Zeit hinein hat die Rivalität der alten Hauptstädte Böotiens immer wieder neue Verwicklungen heraufbeschworen. Die älteste Geschichte Thessaliens ist eng mit der äolischen Kolonisation Kleinasiens verknüpft, über die wir bei der Erörterung der troischen Sage zu sprechen haben (vgl. S. 115 f.).

Abb. 83 · Lebensgroßes, rotbemaltes Stuckrelief eines Ochsenkopfes: S. 77

Unter den Inseln ist es Kreta, das schon vor der mykenischen Zeit im ägäischen Meere, seiner kulturellen Bedeutung entsprechend, auch eine politische Führerrolle innegehabt haben muß. Die Insel muß ein im Innern geeinigtes Reich unter der Herrschaft eines Oberkönigs gewesen sein, da die verschiedenen Fürstensitze der Festungswehr durchaus ermangeln, miteinander also nicht rivalisiert haben können. Die Seeherrschaft aber, die das umliegende Meer und die Inseln weithin umfaßte, mußte der langgestreckten Insel schon als ein Geschenk ihrer maritimen Lage zufallen, da sie gleichsam den Schlüssel und die Barrikade des ägäischen Meeres bildet. So erzählt uns auch die griechische Sage von dem großen Seereiche des Minos, der in Knosos residierte und nach dem kritischen Berichte des Thukydides (I 4) als erster eine Seemacht besaß, die Kykladen beherrschte, die ungriechische Urbevölkerung der Karer von den Inseln vertrieb und das Meer von Seeräubern reinigte. Und weiter berichtet uns die Sage von einem Kriegszuge des Minos nach Attika und von einem Tribute edler Jünglinge und Jungfrauen, die das bezwungene Athen alle 7 Jahre (nach anderer Version jährlich) dem Minotauros liefern mußte, bis Theseus die Stadt davon befreite. Auch das benachbarte Megara wird als Ziel einer kriegerischen Expedition des Minos genannt, der von der Sage selbst mit Sizilien in Verbindung gebracht wird und hier seinen Tod gefunden haben soll. Die Beziehungen des Minos zu Megara nun sind offenbar aus dem Namen einer kleinen Insel an der megarischen Küste, Minoa,[74]) herausgesponnen, einer Ortsbezeichnung, die sich noch mehrfach auf Inseln des griechischen Meeres (Kreta, Amorgos, Siphnos, Paros) und sekundär in der megarisch-selinuntischen Kolonie Herakleia Minoa auf Sizilien wiederfindet. Aber die Möglichkeit ist jedenfalls nicht ausgeschlossen, daß sich in diesen Namen (vgl. die zahlreichen Alexandreia) eine alte historische Erinnerung an die Seeherrschaft von Kreta bewahrt hat, die ich mit Thukydides als eine bezeugte geschichtliche Tatsache betrachte. Auch die Persönlichkeit des Minos, die man heute zumeist als eine Erscheinungsform des kretischen Stiergottes Zeus Asterios (vgl. den Minotauros) ansieht, hat für mich die Möglichkeit historischer Realität gewonnen, wie ich auch einen Agamemnon und Menelaos als geschichtliche Könige von Mykenä und Lakedämon anerkenne (vgl. S. 113). Selbst sein sagenhafter Kriegszug gegen Athen mag ein Stück historischer Tradition in sich bergen, zumal der Bluttribut Athens den Gepflogenheiten einer primitiven Zivilisation durchaus entspricht.[75]) Vielleicht auch könnten sich in der Sage von Europa, der Tochter des sidonischen Königs Phoinix, die von Zeus in Stiergestalt nach Gortyn auf Kreta entführt sein soll, die engen Beziehungen wiederspiegeln, die den kretischen Kulturkreis mit dem Orient verbanden. Der modernen Forschung gilt Europa wegen der Verknüpfung mit der thebanischen Kadmossage als eine ursprünglich böotische Schöpfung, die, aus einem böotischen Lokalmythos hervorgewachsen, erst in der Sekundärentwicklung eines literarischen Prozesses mit Kreta und Phönizien in Beziehung gebracht worden wäre. Diese Annahme mag im ganzen genommen zutreffen; doch läßt uns heute die überragende kulturelle Bedeutung Kretas schon in der vormykenischen Zeit wohl auch ein primäres kretisches Element der Sage erkennen, das immerhin auf geschichtliche Erinnerung zurückgeführt werden könnte.

Abb. 84 · Elfenbeinfigur eines Springers aus Knosos (1/3): S. 77

Die weitere Ausbreitung der mykenischen Kultur führt uns nach Kleinasien hinüber, wo schon in der prähistorischen Zeit Troja ein Zentrum politischer Machtentfaltung gewesen war und in der mykenischen Zeit eine neue, großartige Burganlage entstanden ist. Die griechische Sage nun erzählt uns von dem gewaltigen Kriegszuge eines Griechenheeres unter Agamemnons Führung, das nach zehnjährigem Kampfe die Stadt des Priamos erobert und zerstört haben soll. Die poetische Ausgestaltung der Sage liegt uns in der Heldendichtung der Ilias vor, die wir im nächsten Abschnitt eingehender untersuchen müssen, um den historischen Kern der troischen Sage zu erfassen. Wir werden dabei auch den Anfängen der griechischen Kolonisation unsere Beachtung schenken, die jedenfalls zur mykenischen Zeit begonnen hat (S. 46 f.)

Minyer von Orchomenos sollen nach der Sage eine Zeitlang die Stadt Theben beherrscht und von ihr Tribut erhoben haben; und später sollen dann die Thebaner mit Herakles' Hilfe die Minyer bezwungen und sich unterworfen haben. Auch in dieser Sage kann, gleichwie in dem Wechsel eines argivischen und eines mykenischen Dynastengeschlechtes, sehr wohl ein historischer Kern stecken, wenn auch mit unsern Mitteln nicht klarzustellen ist, wann die Ueberwältigung der Orchomenier durch die Thebaner stattgefunden hat. Jedenfalls ist die Sondereristenz eines thebanischen und eines orchomenischen Fürstentums nebeneinander kaum wahrscheinlicher, als die gleichzeitige Selbständigkeit von Argos und Mykenä unter verschiedenen Herrschern, wenngleich zugestanden werden muß, daß die landschaftliche Einheit Böotiens keine so geschlossene ist, als die der argolischen Ebene. Orchomenos muß zum mindesten einmal über das ganze Gebiet des nördlichen Kopaïssees und damit auch über die Stadt im Kopaïssee geboten haben: denn ohne Beteiligung am Seeverkehr wäre, wie bei Mykenä, der sprichwörtliche Reichtum von Orchomenos nicht zu erklären, und ohne den Besitz von Gla-Paläokastro, dessen Herr die Paßübergänge nach dem Euripos in der Hand hatte, war Orchomenos vom Meere ebenso abgeschnitten, wie Mykenä ohne den Besitz von Tiryns. Die Stadt im Kopaïssee mag einmal selbständige politische Bedeutung gehabt haben: sie muß aber — wenn sie nicht von allem Anfang eine Gründung und Besitzung der Orchomenier gewesen ist — von Orchomenos aus bekämpft und bezwungen sein. In der Sagengeschichte hat sich von solchen Kämpfen auch nicht eine Spur erhalten. In der historischen Zeit ist der Minyername, wie der Name der zahlreichen anderen böotischen Stämme (vgl. S. 65) verschollen und Orchomenos selbst restlos in dem geeinigten Volkstume Böotiens aufgegangen, dessen äußeres Zeichen die Bildung eines gemeinböotischen Dialekts ist. Dieser ist ein Ergebnis der dorischen Wanderung, die Böotien wesentlich stärker beeinflußt hat als Attika und darum auch für die Entstehung einer schärferen Sprachgrenze zwischen den beiden Landschaften von entscheidender Wirkung gewesen sein muß. Aber den alten politischen Gegensatz zwischen Theben und Orchomenos hat selbst dieses alle staatlichen und sozialen Einrichtungen umstürzende Ereignis nicht zu verwischen vermocht, und noch bis tief in die geschichtliche Zeit hinein hat die Rivalität der alten Hauptstädte Böotiens immer wieder neue Verwicklungen heraufbeschworen. Die älteste Geschichte Thessaliens ist eng mit der äolischen Kolonisation Kleinasiens verknüpft, über die wir bei der Erörterung der troischen Sage zu sprechen haben (vgl. S. 115 f.).

Abb. 83 · Lebensgroßes, rotbemaltes Stuckrelief eines Ochsenkopfes: S. 77

Unter den Inseln ist es Kreta, das schon vor der mykenischen Zeit im ägäischen Meere, seiner kulturellen Bedeutung entsprechend, auch eine politische Führerrolle innegehabt haben muß. Die Insel muß ein im Innern geeinigtes Reich unter der Herrschaft eines Oberkönigs gewesen sein, da die verschiedenen Fürstensitze der Festungswehr durchaus ermangeln, miteinander also nicht rivalisiert haben können. Die Seeherrschaft aber, die das umliegende Meer und die Inseln weithin umfaßte, mußte der langgestreckten Insel schon als ein Geschenk ihrer maritimen Lage zufallen, da sie gleichsam den Schlüssel und die Barrikade des ägäischen Meeres bildet. So erzählt uns auch die griechische Sage von dem großen Seereiche des Minos, der in Knosos residierte und nach dem kritischen Berichte des Thukydides (I 4) als erster eine Seemacht besaß, die Kykladen beherrschte, die ungriechische Urbevölkerung der Karer von den Inseln vertrieb und das Meer von Seeräubern reinigte. Und weiter berichtet uns die Sage von einem Kriegszuge des Minos nach Attika und von einem Tribute edler Jünglinge und Jungfrauen, die das bezwungene Athen alle 7 Jahre (nach anderer Version jährlich) dem Minotauros liefern mußte, bis Theseus die Stadt davon befreite. Auch das benachbarte Megara wird als Ziel einer kriegerischen Expedition des Minos genannt, der von der Sage selbst mit Sizilien in Verbindung gebracht wird und hier seinen Tod gefunden haben soll. Die Beziehungen des Minos zu Megara nun sind offenbar aus dem Namen einer kleinen Insel an der megarischen Küste, Minoa,[74]) herausgesponnen, einer Ortsbezeichnung, die sich noch mehrfach auf Inseln des griechischen Meeres (Kreta, Amorgos, Siphnos, Paros) und sekundär in der megarisch-selinuntischen Kolonie Herakleia Minoa auf Sizilien wiederfindet. Aber die Möglichkeit ist jedenfalls nicht ausgeschlossen, daß sich in diesen Namen (vgl. die zahlreichen Alexandreia) eine alte historische Erinnerung an die Seeherrschaft von Kreta bewahrt hat, die ich mit Thukydides als eine bezeugte geschichtliche Tatsache betrachte. Auch die Persönlichkeit des Minos, die man heute zumeist als eine Erscheinungsform des kretischen Stiergottes Zeus Asterios (vgl. den Minotauros) ansieht, hat für mich die Möglichkeit historischer Realität gewonnen, wie ich auch einen Agamemnon und Menelaos als geschichtliche Könige von Mykenä und Lakedämon anerkenne (vgl. S. 113). Selbst sein sagenhafter Kriegszug gegen Athen mag ein Stück historischer Tradition in sich bergen, zumal der Bluttribut Athens den Gepflogenheiten einer primitiven Zivilisation durchaus entspricht.[75]) Vielleicht auch könnten sich in der Sage von Europa, der Tochter des sidonischen Königs Phoinix, die von Zeus in Stiergestalt nach Gortyn auf Kreta entführt sein soll, die engen Beziehungen wiederspiegeln, die den kretischen Kulturkreis mit dem Orient verbanden. Der modernen Forschung gilt Europa wegen der Verknüpfung mit der thebanischen Kadmossage als eine ursprünglich böotische Schöpfung, die, aus einem böotischen Lokalmythos hervorgewachsen, erst in der Sekundärentwicklung eines literarischen Prozesses mit Kreta und Phönizien in Beziehung gebracht worden wäre. Diese Annahme mag im ganzen genommen zutreffen; doch läßt uns heute die überragende kulturelle Bedeutung Kretas schon in der vormykenischen Zeit wohl auch ein primäres kretisches Element der Sage erkennen, das immerhin auf geschichtliche Erinnerung zurückgeführt werden könnte.

Abb. 84 · Elfenbeinfigur eines Springers aus Knosos (1/3): S. 77

Die weitere Ausbreitung der mykenischen Kultur führt uns nach Kleinasien hinüber, wo schon in der prähistorischen Zeit Troja ein Zentrum politischer Machtentfaltung gewesen war und in der mykenischen Zeit eine neue, großartige Burganlage entstanden ist. Die griechische Sage nun erzählt uns von dem gewaltigen Kriegszuge eines Griechenheeres unter Agamemnons Führung, das nach zehnjährigem Kampfe die Stadt des Priamos erobert und zerstört haben soll. Die poetische Ausgestaltung der Sage liegt uns in der Heldendichtung der Ilias vor, die wir im nächsten Abschnitt eingehender untersuchen müssen, um den historischen Kern der troischen Sage zu erfassen. Wir werden dabei auch den Anfängen der griechischen Kolonisation unsere Beachtung schenken, die jedenfalls zur mykenischen Zeit begonnen hat (S. 46 f.)

und durch den Einbruch der dorischen Nordweststämme in das griechische Mutterland mächtig gefördert worden ist, weil ein großer Teil der älteren Bevölkerung Griechenlands dadurch über die Inseln nach Kleinasien gedrängt wurde. Aber mit dem Zusammenbruch der mykenischen Staaten des Mutterlandes haben zugleich auch ihre engen Beziehungen zu den kleinasiatischen Kolonien aufgehört, wie wir am deutlichsten bei der altäolischen Bevölkerung Zyperns und Pamphyliens erkennen, die hier jedenfalls schon zur mykenischen Zeit heimisch geworden war. Denn die zyprischen Griechen, welche vom Mutterlande und vom dorisch gewordenen Kreta keine Anregung mehr erhielten, sind jetzt mehr und mehr dem Einflusse der phönizischen Kultur unterlegen, die vom nahen Festlande her auf die Kupferinsel eingewirkt und hier eine merkwürdige griechisch-phönizische Mischkultur erzeugt hat (vgl. S. 58). An der kleinasiatischen Westküste aber haben sich nach der dorischen Wanderung unter neuen Lebensbedingungen neue Staatsformen und neue Staaten gebildet, in denen sich im griechischen Mittelalter die zweite große Kulturblüte des griechischen Mutterlandes vorbereitet hat.

Dritter Abschnitt · Ilias und Odyssee

Mykenischer Heldengesang · Die Ilias

In der Einzeluntersuchung der homerischen Epen, zu der wir uns wenden, nachdem wir die allgemeinen Lebensbedingungen des epischen Volksgesanges und die Kulturzustände der griechischen Vorzeit dargelegt haben, nehmen wir die äußere Form der epischen Dichtung, ihren ionischen Dialekt, zum Ausgangspunkte. Die homerische Sprache ist kein einheitlicher Volksdialekt, der sich in irgend einem Teile Joniens lokalisieren ließe.[1]) Sie ist vielmehr, gleichwie die Sprache der ionischen Geschichtsschreibung Herodots (diese ein κ-Dialekt = κοῦ, ὅκως, im Gegensatze zum π-Dialekt des Epos = ποῦ, ὅπως), ein Kunstprodukt, hervorgewachsen aus einer lange andauernden Uebung des epischen Gesanges, der an keine festen Oertlichkeiten gebunden ist. Und mit dem Gesange wandert auch die epische Sprache, schleift sich ab und formt sich im Munde heimatloser Aöden, die das überkommene Sprachgut mit lokalen Eigentümlichkeiten und selbständigen Neubildungen durchsetzen.[1a]) Die besondere Eigentümlichkeit des homerischen Dialekts sind seine altäolischen Bestandteile, die man vergeblich ganz wegzuleugnen versucht hat, wie man auf der Gegenseite den in später Zeit eingedrungenen Attizismen im Altertum eine viel zu hohe Bedeutung beigelegt und daraufhin selbst Homer zu einem Attiker gemacht hat (so Aristarch).[1b]) Die Attizismen sind nur wie ein leichter Schleier, der über den Körper der epischen Sprache sich gelegt hat und beim ersten Zufassen sich lüftet. Die Aeolismen dagegen sitzen darin fest und können nur aus einer Dialektmischung erklärt werden, bei der ein älterer ‚äolischer' Dialekt in einer jüngeren Periode des epischen Gesanges mit Beibehaltung äolischer Elemente in einen ‚ionischen' Dialekt übergegangen ist.[1c]) Es fragt sich nur, ob wir diese Dialektmischung als eine natürliche Entwicklungsstufe der epischen Sprache betrachten wollen oder als das Ergebnis einer künstlichen, ionischen Umsetzung ursprünglich äolischer Gesänge, wobei die äolischen Formen aus Verszwang oder alteingewurzelter Gewohnheit beibehalten wären. Diese letztere Anschauung von einer mechanischen Umformung des homerischen Dialektes ist zuerst von August Fick[2]) vertreten worden, der den Umwandlungsprozeß um 500 v. Chr. durch den Homeriden Kynaithos von Chios sich vollenden läßt. Trotz vielfältigen Widerspruches hat Fick seine Ansicht bis heute aufrecht erhalten und ausgesprochenermaßen, nur mit einigen Modifikationen, bei Robert und Bechtel: ‚Studien zur Ilias' (1901) Gefolgschaft gefunden. Abgesehen indessen von der Unwahrscheinlichkeit einer rein äußerlichen Uebertragung der epischen Dichtung in einen fremden Dialekt, die in der Volksepik kein Analogon hat, leidet diese Annahme an innerer Haltlosigkeit. Die Zusammenfassung nämlich der Einzellieder zur Epopöe kann keinesfalls einmal äolisch gewesen sein, weil die ‚überflüssigen' Aeolismen aller ‚jüngeren' Teile und die auch in den ‚älteren' Partien festsitzenden Ionismen dem widerstreiten und die Rekonstruktion des äolischen Urbildes in weit höherem Grade möglich sein müßte, als sie Fick und Robert-Bechtel gelungen ist. Eine kurze äolische Ur-Ilias aber, wie sie Fick und Robert aus der Ueberlieferung des Epos herausschälen wollen, ist nichts als eine Fiktion: denn die ältere Stufe des epischen Volksgesanges kennt nur Einzellieder, die inhaltlich verbunden sind, äußerlich auseinanderfallen. Die zu einer Ur-Ilias und Ur-Odyssee zusammengestellten Verse in ihrer äolischen Rekonstruktion könnten demnach nur als Teile alter äolischer Einzellieder angenommen werden, die eine Zusammenordnung zu einem größeren Zusammenhang nicht zulassen, weil jene Einzellieder der dichterischen Einheit ermangelten. Dazu würden auch die Teile der Robert-Bechtelschen Ur-Ilias (im ganzen 2146 Verse) stimmen, in denen die fortlaufende Erzählung nicht weniger als 49 mal unterbrochen ist. Indessen auch die Umsetzung dieser zusammenhangslosen Partien in den äolischen Dialekt unterliegt den schwersten Bedenken, weil hierbei mit Konjekturen und Athetesen unbequemer Verse nur eine künstliche Lösung erzielt und die Inkonsequenz geradezu zum Prinzip erhoben wird.[3]) Ebenso unhaltbar, wie die Ficksche Hypothese, ist die Erklärung des äolisch-ionischen Mischdialektes aus einer Lokalisation des homerischen Epos im kleinasiatischen Grenzgebiete Joniens und der Aeolis, wo eine Mischung der Dialekte in der späteren Zeit allerdings aus natürlichen Ursachen sich herleitet. Denn das auf dieser Grenze gelegene ursprünglich äolische Smyrna ist im 8. Jh. (vor Ol. 23, vgl. Pausanias V 8. 7) von ionischen Kolonisten besetzt worden, und selbst das inmitten der äolischen Küste gelegene Phokäa ist in dieser Zeit ionisch geworden. Dieses Vordringen des ionischen Elementes nach Norden soll nun auch für die fortschreitende Ionisierung des epischen Gesanges entscheidend gewesen sein. So hat man im Altertum (schon Pindar, Stesimbrotos, Aristoteles, Ephoros u. a.) den Homer zumeist zu einem Smyrnäer gemacht. Andere (zuerst Simonides von Keos 556/468: Fragment 69 H.) haben sich — von den 7 Städten zu schweigen, die sich als Heimat Homers rühmten — für Chios ausgesprochen, und die meisten Neueren (zuletzt noch Christ[4] S. 57) sind dem gefolgt. Man stützt sich bei dieser Annahme vor allem darauf, daß in

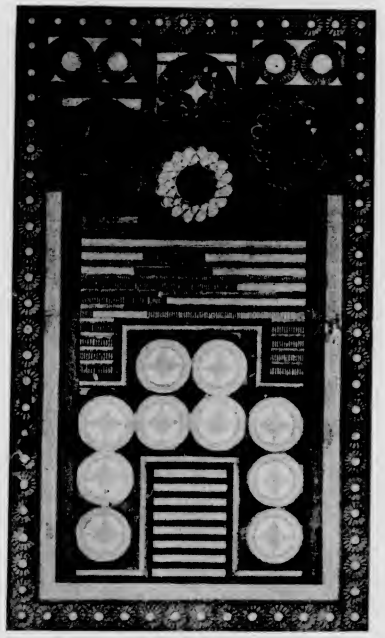


Abb. 85 · Spielbrett aus Knosos (1/10): S. 78

und durch den Einbruch der dorischen Nordweststämme in das griechische Mutterland mächtig gefördert worden ist, weil ein großer Teil der älteren Bevölkerung Griechenlands dadurch über die Inseln nach Kleinasien gedrängt wurde. Aber mit dem Zusammenbruch der mykenischen Staaten des Mutterlandes haben zugleich auch ihre engen Beziehungen zu den kleinasiatischen Kolonien aufgehört, wie wir am deutlichsten bei der altäolischen Bevölkerung Zyperns und Pamphyliens erkennen, die hier jedenfalls schon zur mykenischen Zeit heimisch geworden war. Denn die zyprischen Griechen, welche vom Mutterlande und vom dorisch gewordenen Kreta keine Anregung mehr erhielten, sind jetzt mehr und mehr dem Einflusse der phönizischen Kultur unterlegen, die vom nahen Festlande her auf die Kupferinsel eingewirkt und hier eine merkwürdige griechisch-phönizische Mischkultur erzeugt hat (vgl. S. 58). An der kleinasiatischen Westküste aber haben sich nach der dorischen Wanderung unter neuen Lebensbedingungen neue Staatsformen und neue Staaten gebildet, in denen sich im griechischen Mittelalter die zweite große Kulturblüte des griechischen Mutterlandes vorbereitet hat.

Dritter Abschnitt · Ilias und Odyssee

Mykenischer Heldengesang · Die Ilias

In der Einzeluntersuchung der homerischen Epen, zu der wir uns wenden, nachdem wir die allgemeinen Lebensbedingungen des epischen Volksgesanges und die Kulturzustände der griechischen Vorzeit dargelegt haben, nehmen wir die äußere Form der epischen Dichtung, ihren ionischen Dialekt, zum Ausgangspunkte. Die homerische Sprache ist kein einheitlicher Volksdialekt, der sich in irgend einem Teile Joniens lokalisieren ließe.[1]) Sie ist vielmehr, gleichwie die Sprache der ionischen Geschichtsschreibung Herodots (diese ein κ-Dialekt = κοδ, ὅκως, im Gegensatze zum π-Dialekt des Epos = ποῦ, ὅπως), ein Kunstprodukt, hervorgewachsen aus einer lange andauernden Uebung des epischen Gesanges, der an keine festen Oertlichkeiten gebunden ist. Und mit dem Gesange wandert auch die epische Sprache, schleift sich ab und formt sich im Munde heimatloser Aöden, die das überkommene Sprachgut mit lokalen Eigentümlichkeiten und selbständigen Neubildungen durchsetzen.[1a]) Die besondere Eigentümlichkeit des homerischen Dialekts sind seine altäolischen Bestandteile, die man vergeblich ganz wegzuleugnen versucht hat, wie man auf der Gegenseite den in später Zeit eingedrungenen Attizismen im Altertum eine viel zu hohe Bedeutung beigelegt und daraufhin selbst Homer zu einem Attiker gemacht hat (so Aristarch).[1b]) Die Attizismen sind nur wie ein leichter Schleier, der über den Körper der epischen Sprache sich gelegt hat und beim ersten Zufassen sich lüftet. Die Aeolismen dagegen sitzen darin fest und können nur aus einer Dialektmischung erklärt werden, bei der ein älterer ‚äolischer' Dialekt in einer jüngeren Periode des epischen Gesanges mit Beibehaltung äolischer Elemente in einen ‚ionischen' Dialekt übergegangen ist.[1c]) Es fragt sich nur, ob wir diese Dialektmischung als eine natürliche Entwicklungsstufe der epischen Sprache betrachten wollen oder als das Ergebnis einer künstlichen, ionischen Umsetzung ursprünglich äolischer Gesänge, wobei die äolischen Formen aus Verszwang oder alteingewurzelter Gewohnheit beibehalten wären. Diese letztere Anschauung von einer mechanischen Umformung des homerischen Dialektes ist zuerst von August Fick[2]) vertreten worden, der den Umwandlungsprozeß um 500 v. Chr. durch den Homeriden Kynaithos von Chios sich vollenden läßt. Trotz vielfältigen Widerspruches hat Fick seine Ansicht bis heute aufrecht erhalten und ausgesprochenermaßen, nur mit einigen Modifikationen, bei Robert und Bechtel: ‚Studien zur Ilias' (1901) Gefolgschaft gefunden. Abgesehen indessen von der Unwahrscheinlichkeit einer rein äußerlichen Uebertragung der epischen Dichtung in einen fremden Dialekt, die in der Volksepik kein Analogon hat, leidet diese Annahme an innerer Haltlosigkeit. Die Zusammenfassung nämlich der Einzellieder zur Epopöe kann keinesfalls einmal äolisch gewesen sein, weil die ‚überflüssigen' Aeolismen aller ‚jüngeren' Teile und die auch in den ‚älteren' Partien festsitzenden Ionismen dem widerstreiten und die Rekonstruktion des äolischen Urbildes in weit höherem Grade möglich sein müßte, als sie Fick und Robert-Bechtel gelungen ist. Eine kurze äolische Ur-Ilias aber, wie sie Fick und Robert aus der Ueberlieferung des Epos herausschälen wollen, ist nichts als eine Fiktion: denn die ältere Stufe des epischen Volksgesanges kennt nur Einzellieder, die inhaltlich verbunden sind, äußerlich auseinanderfallen. Die zu einer Ur-Ilias und Ur-Odyssee zusammengestellten Verse in ihrer äolischen Rekonstruktion könnten demnach nur als Teile alter äolischer Einzellieder angenommen werden, die eine Zusammenordnung zu einem größeren Zusammenhang nicht zulassen, weil jene Einzellieder der dichterischen Einheit ermangelten. Dazu würden auch die Teile der Robert-Bechtelschen Ur-Ilias (im ganzen 2146 Verse) stimmen, in denen die fortlaufende Erzählung nicht weniger als 49 mal unterbrochen ist. Indessen auch die Umsetzung dieser zusammenhanglosen Partien in den äolischen Dialekt unterliegt den schwersten Bedenken, weil hierbei mit Konjekturen und Athetesen unbequemer Verse nur eine künstliche Lösung erzielt und die Inkonsequenz geradezu zum Prinzip erhoben wird.[3]) Ebenso unhaltbar, wie die Ficksche Hypothese, ist die Erklärung des äolisch-ionischen Mischdialektes aus einer Lokalisation des homerischen Epos im kleinasiatischen Grenzgebiete Joniens und der Aeolis, wo eine Mischung der Dialekte in der späteren Zeit allerdings aus natürlichen Ursachen sich herleitet. Denn das auf dieser Grenze gelegene ursprünglich äolische Smyrna ist im 8. Jh. (vor Ol. 23, vgl. Pausanias V 8. 7) von ionischen Kolonisten besetzt worden, und selbst das inmitten der äolischen Küste gelegene Phokäa ist in dieser Zeit ionisch geworden. Dieses Vordringen des ionischen Elementes nach Norden soll nun auch für die fortschreitende Ionisierung des epischen Gesanges entscheidend gewesen sein. So hat man im Altertum (schon Pindar, Stesimbrotos, Aristoteles, Ephoros u. a.) den Homer zumeist zu einem Smyrnäer gemacht. Andere (zuerst Simonides von Keos 556/468: Fragment 69 H.) haben sich — von den 7 Städten zu schweigen, die sich als Heimat Homers rühmten — für Chios ausgesprochen, und die meisten Neueren (zuletzt noch Christ[4] S. 57) sind dem gefolgt. Man stützt sich bei dieser Annahme vor allem darauf, daß in

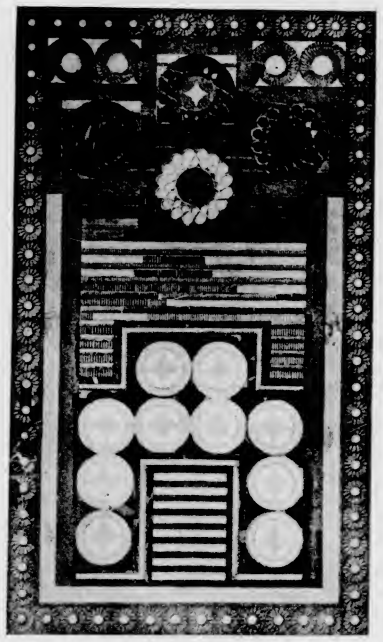


Abb. 85 · Spielbrett aus Knosos (1/10): S. 78

Chios später noch ein Sängergeschlecht der Homeriden blühte und daß der Dichter an zwei Stellen der Ilias Ψ 227 und Ω 13 die Sonne über dem Meere aufgehen läßt, was für das kleinasiatische Festland nicht recht passen will.[4]) Aber wenn es auch auf Chios äolische Ansiedelungen gegeben hat (z. B. Bolissos, wo Homer nach Ephoros verweilt sein soll), und wenn auch der chiische Dialekt mit Aeolismen, freilich nicht den homerischen, vermischt erscheint, so ist damit doch für den Ursprungsort der homerischen Gesänge nichts bewiesen. Denn ‚nichts wäre falscher, als in der homerischen Sprache eine Mischung des lebendigen volkstümlichen Sprachgutes zweier benachbarter Mundarten zu sehen'.[4a]) Wenn schon der ionische Dichter seinem Werke auch in der Sprache den Stempel aufgedrückt hat, so muß doch die eigentümliche Entwicklung der epischen Kunstsprache nach sicheren Zeichen in ein älteres Stadium zurückführen, in welchem der epische Volksgesang in Einzelliedern noch lebendig und noch nicht auf ein eng begrenztes Gebiet beschränkt war. Dieser älteren Periode müssen in der Hauptsache die vorionischen, d. h. ‚äolischen' Elemente der homerischen Dichtung angehören, die als Reste einer älteren Volkssprache aus den Dialektverhältnissen der vorionischen d. h. mykenischen Zeit Griechenlands erklärt werden müssen.

Die Sprache des mykenischen Griechenlands dürfte in der Tat, wie wir oben (S. 47 f.) eingehender dargelegt haben, eine lokal differenzierte äolisch-ionische Mundart gewesen sein, in welcher das ‚äolische' Element überwog. Auf diese ‚äolische' Ursprache, aus welcher der spätere, typisch-äolische Dialekt in einer langen Entwicklung abgeleitet ist, weisen in der Tat einzelne archaische Bestandteile des epischen Dialektes, verschollene Wörter wie *μέροπες*, Ausdrücke wie *Fάναξ, αἶσα, αὐτάρ, ἰδέ, κασίγνητος, πτόλις, ῥέζω* und andere, die für die klassische Literatur Griechenlands poetische Bildungen sind, in den äolischen Volksdialekten Arkadiens, Zyperns und Pamphyliens aber sich erhalten haben.[4b]) Die Umformung jener älteren ‚äolischen' Volkssprache zum späteren Jonismus hin hat sich zuerst auf dem Festlande, in Attika und der benachbarten Argolis, angebahnt, von wo die ionische Besiedelung der kleinasiatischen Küste ausgegangen ist. Mykenä und Athen sind somit die Orte, wo wir nach der Sprachentwicklung eine Form des griechischen Heldengesanges lokalisieren dürfen, in der bereits ein ‚gemischter' äolisch-ionischer Dialekt herrschte. Da wir nun den Ursprung der griechischen Götter- und Heldensage wie des epischen Gesanges in Thessalien zu suchen haben, wo später der typisch-äolische Dialekt beheimatet ist, so bieten sich uns als natürliche Uebergangsstationen eines thessalisch-äolischen zum kleinasiatisch-ionischen Gesange die mykenischen Herrensitze von Argos und Athen, die ihrer hohen kulturellen Bedeutung entsprechend unmöglich aus der Entwicklungsgeschichte des epischen Gesanges ausgeschaltet werden können. Die Sprachentwicklung stellt sich hiermit als eine durchaus natürliche dar, ohne den schroffen, geschichtlich unmotivierten Uebergang rein äolischer Sangesübung in einen ionischen Dialekt. Zugleich erklärt sich durch die Wanderung, die thessalische Heldenlieder nach dem Peloponnes und Attika und von hier zu den kleinasiatischen Joniern gemacht haben, auf das leichteste das Festwerden gewisser ‚äolischer' Wörter und Formen in den stereotypen Wendungen und Epitheta des Heldengesanges. Der epische Volksgesang hat ja, zumal im Stadium seiner Erstarrung, eine durchaus konservative Tendenz, die das überkommene Sprachgut bewahrt, selbst wenn es dem Sänger und seinen Hörern zum Teil unverständlich geworden ist (vgl. die Bylinen der Großrussen). So ist es natürlich, daß man in Kleinasien, wo sich die Bildung der neuen Volkssprache unter dem Zwange der großen Völkerbewegung in tumultuarischer Weise vollzog, noch eine ältere Form des Gesanges pflegte, als sich die Volkssprache bereits in wesentlichen Stücken geändert hatte. Mit dem Festwerden des ionischen Dialektes ist dann auch die epische Sprache einer allmählichen, bei einzelnen Sängern jedenfalls bewußten Umbildung unterlegen, die aber nicht als eine mechanische Dialektumformung betrachtet werden darf. Die Spuren der älteren Kunstübung sind dabei nicht völlig getilgt worden, ja man hat sie

wohl nicht einmal gänzlich beseitigen wollen, da die Archaismen konventionelle Elemente des Volksgesanges geworden waren. Vor allem ist der durchaus schwankende Gebrauch des W-Lautes (F), sein Schwund selbst in formelhaften Wendungen wie *θυμὸν ἑκάστῳ, μεγάλ' ἴαχε*, seine Wirkung aber in Positionslängung, Hiatus und Kontraktion wie *ἀπὸ ἕο, μέγα ἰάχων* ungezwungen nur als das Ergebnis einer Vermischung zweier Sprachstufen zu erklären, die gewisse Gewohnheiten einer älteren Sprachform mit voller Absichtlichkeit beibehält.[5])

Durch diese Erkenntnisse bestimmt sich auch unsere Stellungnahme im Kampfe um die textkritische Behandlung Homers, der neuerdings wieder mit besonderer Heftigkeit geführt worden ist. Unter der Annahme der Erweiterungstheorie nämlich kann selbst von einem bestimmten Ziele der Textkritik kaum die Rede sein, da jedes textkritische Problem sich in ein sprachgeschichtliches auflöst und die Konstitution eines kritisch gesicherten Textes, die einen festen Punkt der Entwicklung fixieren soll, mit der historischen Behandlung der Sprache im Flusse einer schichtweisen Erweiterung des Epos sich nicht verträgt. Wir hingegen betrachten Ilias und Odyssee im wesentlichen als die Werke eines persönlichen Dichters, und damit ist der Textkritik als letztes, festes Ziel vorgesetzt, den ursprünglichen Wortlaut der Epopöe wieder herzustellen. Allerdings erscheint auch dieses Ziel bei der Dialektmischung und Inkonsequenz der epischen Sprache in vollem Umfange kaum erreichbar, zumal der Dichter der Epopöe selbst durch größere oder geringere Abhängigkeit von älteren Vorbildern, durch größere oder geringere Einmischung archaischer Elemente in verschiedenen Teilen der Dichtung eine verschiedene Sprachform verwandt haben kann. Die Entscheidung wird noch dadurch erschwert, daß die Sprache der älteren Lieder vom künstlichen Mischdialekt des Epos nur graduell verschieden war und für die Festlegung der ‚homerischen' Sprache innerhalb dieses Entwicklungsprozesses ein bestimmter, innerer Entscheidungsgrund nicht vorhanden ist. Arthur Ludwich verwirft darum in der Textbehandlung Homers prinzipiell alle Kritik, die über die Arbeiten der Alexandriner (vgl. S. 6 f.) zurückgeht. In der Tat ist der Weg, den er durch die Ausschöpfung des handschriftlichen Materials für die Edition gewiesen hat — Odyssee 1889/91; Ilias 1902/07[5a]) —, in der Praxis vorläufig der einzig gangbare, weil die kritische Sicherung der Ueberlieferung die erste Aufgabe aller Textkritik ist. Aber die Wiederherstellung des aristarchischen Textes kann nicht das letzte Ziel der Homerkritik sein (vgl. Cauer[2] S. 74 f.). Vielmehr muß, wenn erst jene nächstliegende Aufgabe gelöst ist, der Versuch gemacht werden, auf der festen Grundlage der Ueberlieferung, die allein auf die Urform des Textes unmittelbar zurückleitet, aber mit Hilfe der sprachwissenschaftlichen Untersuchung die originale Sprachform des Epos wiederzugewinnen. Die bisher in dieser Richtung gemachten Versuche können dabei als schätzbare Vorarbeiten dienen, soweit sie nicht dem ausschließlichen Ziele der sprachwissenschaftlichen Forschung zustreben, über die Epopöe hinaus die Entwicklungsgeschichte der epischen Sprache schon im Stadium der älteren Einzellieder zu erkennen.

* * *

Zu dem gleichen Ergebnis wie die homerische Dialektforschung, der Annahme nämlich einer Wanderung des Heldengesanges von Thessalien über den Peloponnes nach Jonien, führt uns die sagengeschichtliche Untersuchung der homerischen Epen. Die Entwicklungsgeschichte der griechischen Heldensage müssen wir in die Kulturentwicklung der mykenischen Periode Griechenlands hineinstellen, wie das der divinatorische Scharfblick Ritschls (vgl. seine Biographie von O. Ribbeck I S. 129) schon zu Hermanns Zeit (1833/4) erkannt hatte: ‚Entstanden kurze Zeit nach dem trojanischen Kriege, in der Periode, als die Achäer den Peloponnes beherrschten, ging die homerische Heldensage mit den von den Doriern bedrängten Achäern oder Aeoliern in deren neues Vaterland nach Kleinasien hinüber. Dort erfand Homer (am wahrscheinlichsten in Smyrna), das Vorhandene zu seinem Zwecke benutzend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, hindurchgehenden Plan'.[6]) In unserer sagengeschichtlichen

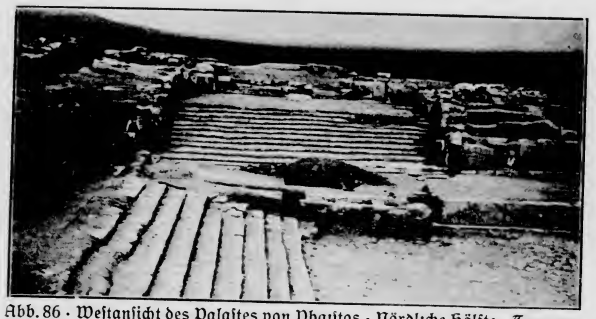


Abb. 86 · Westansicht des Palastes von Phaistos · Nördliche Hälfte · Treppenaufgang zum jüngeren Palaste: S. 70

Untersuchung aber haben wir zunächst Stellung zu nehmen zu der gegenwärtig wieder brennenden Streitfrage, ob wir in der Entstehung und Entwicklung des Göttermythos und der Heldensage den Mythos oder die Sage als das Primäre betrachten müssen.[7])

Der epische Gesang der Griechen ist ein Erbe der Vorzeit. Orientalische Kultur hat ihn nicht erzeugt, vielleicht kaum beeinflußt.[7a]) Schon in Thessalien, als die von Norden kommenden griechischen Stämme noch nicht über den Sperchelos vorgedrungen waren, sang man Götter- und Heldenlieder, von Achill, dem Sohne des Peleus und der Meergöttin Thetis, und von seinen Myrmidonen, von den Bergriesen der Lapithen und Kentauren, von den Argonauten, die von Iolkos auszogen, die Küsten des Ostmeeres, das goldene Vließ, zu gewinnen. Auf dem thessalischen Olympos wohnen die Götter, hier im Hause des Zeus singen die Musen.[8]) Diese Lokalisation der Mythen und Sagen beweist uns, ‚daß die griechische Götter- und Heroensage das erste und grundlegende Stadium ihrer Entwicklung in der (thessalischen) Aeolis durchlebt hat' (Ed. Meyer S. 197). Dem primitiven Stande der ältesten griechischen Kultur in Thessalien nun ist es durchaus angemessen, daß hier Göttermythos und Heldensage sich vermischen. Aber diese Vermischung, die sich im Volksgesange vollzieht, gehört nicht der primären Entwicklung von Mythos und Sage an. Alle ursprüngliche Volksepik, soweit wir sie im Volke lebendig finden, kennt nur die Heldensage, indem sie, durch geschichtliche Ereignisse angeregt, die Taten der jüngsten Vergangenheit besingt. Der Ursprung der Heldensage liegt also auf dem Boden des geschichtlichen Geschehens. Der Göttermythos dagegen erwächst auf einem anderen Felde, im Bereich des Unerklärlichen, Uebersinnlichen, als eine Verkörperung gewaltiger, den Menschengeist im Innersten aufregender Naturerscheinungen, als ein äußerer Ausdruck des in der Menschenbrust lebenden religiösen Gefühls, das die Ursachen allen Geschehens in überirdischer oder unterirdischer Welt sucht. Während aber die Taten der menschlichen Helden, die dem Volke als die Personifikation seiner Geschichte erscheinen, ihnen selbst zu eigen gehören, werden die Taten der Götter nur unter dem Bilde menschlicher Handlungen gedacht, die von einem Menschen vollbracht sein müssen, ehe sie, ins Riesenhafte vergrößert, auf eine göttliche Persönlichkeit übertragen werden können. So kann auch die Vorstellung von mythischen Kämpfen der Götter nur entstehen, wenn ein Idealbild menschlicher Kämpfe und Heldentaten bereits im Volke lebt. Durch den Reflex dieses Idealbildes indessen wird in der Volksseele gerade der Heldengesang ausgelöst, wenn anders das Volk überhaupt die Befähigung zu poetischem Schaffen, sei es im Gesang, sei es in Erzählung, in sich trägt. Darum muß die Heldensage als Stoff der Volksepik das Primäre sein, von dem die Entwicklung des Göttermythos Anregung und Befruchtung empfängt. Einen Beweis hierfür liefert die Tatsache, daß es wohl Heldensage ohne Einmischung von Göttermythos, nicht aber Göttermythos ohne Einmischung von Heldensage gibt.

Der Volksepik gegenüber steht die religiöse Dichtung, die in erster Linie ein Ausfluß des religiösen Gefühls im Menschen ist und seinem Verhältnisse zur Gottheit, an die er glaubt, Ausdruck verleiht. Der Inhalt der ältesten, religiösen Poesie, die sich als eine Art ursprünglicher Lyrik darstellt, muß hiernach von dem Inhalte der epischen Heldendichtung gänzlich verschieden sein. ‚Die epische Dichtung ist durchaus profan; sie will ihre Hörer ergötzen, nicht die Götter gnädig stimmen' (Ed. Meyer S. 395; vgl. Bergk I S. 423). Somit kann auch die religiöse Poesie im Stadium ihrer ersten Entwicklung der Entstehung der Volksepik voraufliegen; und in der Tat ist überall, soweit wir nachprüfen können, das Gebet in gebundener Rede das erste Erzeugnis dichterischen Schaffens. Die Schöpfung eines Göttermythos dagegen ist von der Heldensage, die im Heldenliede oder Heldenmärchen lebt, unzertrennlich. Denn da das Volk in seiner Kindheit den Göttermythos nach dem Bilde der Heldensage schafft, die Gestalten seiner Götter vermenschlicht und ihre Taten in die Sphäre menschlicher Handlungen versetzt, so werden von ihm ohne weiteres die Götter, die das Walten übersinnlicher Naturkräfte personifizieren, zu den Figuren der Heldensage in engere Beziehung gebracht. Sie treten in unmittelbaren Verkehr mit den menschlichen Helden, ihre Handlungen bestimmend, ihre Schicksale beschützend. So ist es auch natürlich, daß aus der Heldensage herausgesponnene Züge des Göttermythos in mannigfachen Brechungen auf die Heldensage zurückübertragen werden, daß karakteristische Eigenschaften und Handlungen ursprünglich göttlicher Wesenheiten damit in die Heldensage hinüberfließen und menschliche Helden dadurch ins Göttliche hinaufgezogen werden, daß umgekehrt auch göttliche Personen in der Sage zu menschlichen Heroen werden.[8a])

Für die weitere Entwicklung der Heldensage ist es gleichgültig, ob ein historischer Held durch Angleichung an ein göttliches Wesen in eine übermenschliche Sphäre emporgehoben oder ob eine ursprüngliche Gottheit aus dem Rahmen des Mythos in die Heroensage hineingestellt und zum Repräsentanten eines im Volke lebenden menschlichen Ideals gemacht wird. Denn mit dem Eintritt eines göttlichen, zu menschlicher Art herabgestiegenen Wesens in die Heldensage stellt sich der Gott mit dem menschlichen Helden auf die gleiche Stufe: die Sage schafft aus ihm einen neuen menschlichen Heldentypus, der die Spuren seines göttlichen Ursprungs mehr und mehr verliert. Beide Entwicklungen sind a priori möglich; und wir haben beim Fehlen historischer Ueberlieferung zumeist kein sicheres Mittel der Entscheidung, ob die einer sagenhaften Figur anhaftenden mythischen Züge durch Uebertragung aus dem Mythos auf sie übergegangen sind oder ob die Sagengestalt selbst in ihrem Ursprunge dem Mythos entstammt.[8b])

Im thessalischen Grundstock der griechischen Heldensage nun ist es vor allem

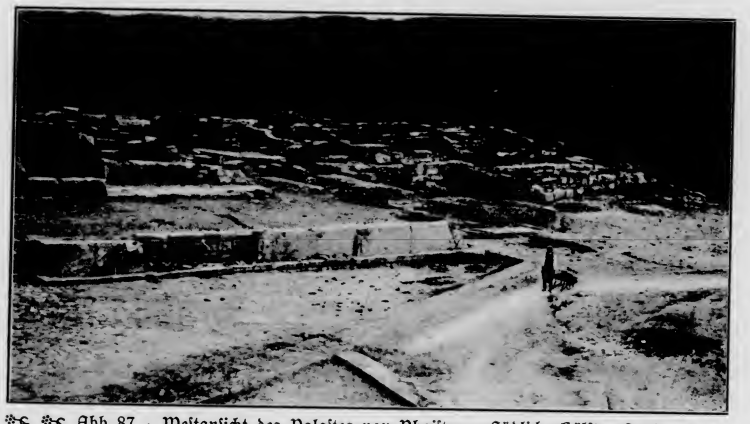


Abb. 87 · Westansicht des Palastes von Phaistos · Südliche Hälfte: S. 70

Abb. 86 · Westansicht des Palastes von Phaistos · Nördliche Hälfte · Treppenaufgang zum jüngeren Palaste: S. 70

Untersuchung aber haben wir zunächst Stellung zu nehmen zu der gegenwärtig wieder brennenden Streitfrage, ob wir in der Entstehung und Entwicklung des Göttermythos und der Heldensage den Mythos oder die Sage als das Primäre betrachten müssen.[7])

Der epische Gesang der Griechen ist ein Erbe der Vorzeit. Orientalische Kultur hat ihn nicht erzeugt, vielleicht kaum beeinflußt.[7a]) Schon in Thessalien, als die von Norden kommenden griechischen Stämme noch nicht über den Spercheios vorgedrungen waren, sang man Götter- und Heldenlieder, von Achill, dem Sohne des Peleus und der Meergöttin Thetis, und von seinen Myrmidonen, von den Bergriesen der Lapithen und Kentauren, von den Argonauten, die von Iolkos auszogen, die Küsten des Ostmeeres, das goldene Vließ, zu gewinnen. Auf dem thessalischen Olympos wohnen die Götter, hier im Hause des Zeus singen die Musen.[8]) Diese Lokalisation der Mythen und Sagen beweist uns, ‚daß die griechische Götter- und Heroensage das erste und grundlegende Stadium ihrer Entwicklung in der (thessalischen) Aeolis durchlebt hat' (Ed. Meyer S. 197). Dem primitiven Stande der ältesten griechischen Kultur in Thessalien nun ist es durchaus angemessen, daß hier Göttermythos und Heldensage sich vermischen. Aber diese Vermischung, die sich im Volksgesange vollzieht, gehört nicht der primären Entwicklung von Mythos und Sage an. Alle ursprüngliche Volksepik, soweit wir sie im Volke lebendig finden, kennt nur die Heldensage, indem sie, durch geschichtliche Ereignisse angeregt, die Taten der jüngsten Vergangenheit besingt. Der Ursprung der Heldensage liegt also auf dem Boden des geschichtlichen Geschehens. Der Göttermythos dagegen erwächst auf einem anderen Felde, im Bereich des Unerklärlichen, Uebersinnlichen, als eine Verkörperung gewaltiger, den Menschengeist im Innersten aufregender Naturerscheinungen, als ein äußerer Ausdruck des in der Menschenbrust lebenden religiösen Gefühls, das die Ursachen allen Geschehens in überirdischer oder unterirdischer Welt sucht. Während aber die Taten der menschlichen Helden, die dem Volke als die Personifikation seiner Geschichte erscheinen, ihnen selbst zu eigen gehören, werden die Taten der Götter nur unter dem Bilde menschlicher Handlungen gedacht, die von einem Menschen vollbracht sein müssen, ehe sie, ins Riesenhafte vergrößert, auf eine göttliche Persönlichkeit übertragen werden können. So kann auch die Vorstellung von mythischen Kämpfen der Götter nur entstehen, wenn ein Idealbild menschlicher Kämpfe und Heldentaten bereits im Volke lebt. Durch den Reflex dieses Idealbildes indessen wird in der Volksseele gerade der Heldengesang ausgelöst, wenn anders das Volk überhaupt die Befähigung zu poetischem Schaffen, sei es im Gesang, sei es in Erzählung, in sich trägt. Darum muß die Heldensage als Stoff der Volksepik das Primäre sein, von dem die Entwicklung des Göttermythos Anregung und Befruchtung empfängt. Einen Beweis hierfür liefert die Tatsache, daß es wohl Heldensage ohne Einmischung von Göttermythos, nicht aber Göttermythos ohne Einmischung von Heldensage gibt.

Der Volksepik gegenüber steht die religiöse Dichtung, die in erster Linie ein Ausfluß des religiösen Gefühls im Menschen ist und seinem Verhältnisse zur Gottheit, an die er glaubt, Ausdruck verleiht. Der Inhalt der ältesten, religiösen Poesie, die sich als eine Art ursprünglicher Lyrik darstellt, muß hiernach von dem Inhalte der epischen Heldendichtung gänzlich verschieden sein. ‚Die epische Dichtung ist durchaus profan; sie will ihre Hörer ergötzen, nicht die Götter gnädig stimmen' (Ed. Meyer S. 395; vgl. Bergk I S. 423). Somit kann auch die religiöse Poesie im Stadium ihrer ersten Entwicklung der Entstehung der Volksepik voraufliegen; und in der Tat ist überall, soweit wir nachprüfen können, das Gebet in gebundener Rede das erste Erzeugnis dichterischen Schaffens. Die Schöpfung eines Göttermythos dagegen ist von der Heldensage, die im Heldenliede oder Heldenmärchen lebt, unzertrennlich. Denn da das Volk in seiner Kindheit den Göttermythos nach dem Bilde der Heldensage schafft, die Gestalten seiner Götter vermenschlicht und ihre Taten in die Sphäre menschlicher Handlungen versetzt, so werden von ihm ohne weiteres die Götter, die das Walten übersinnlicher Naturkräfte personifizieren, zu den Figuren der Heldensage in engere Beziehung gebracht. Sie treten in unmittelbaren Verkehr mit den menschlichen Helden, ihre Handlungen bestimmend, ihre Schicksale beschützend. So ist es auch natürlich, daß aus der Heldensage herausgesponnene Züge des Göttermythos in mannigfachen Brechungen auf die Heldensage zurückübertragen werden, daß karakteristische Eigenschaften und Handlungen ursprünglich göttlicher Wesenheiten damit in die Heldensage hinüberfließen und menschliche Helden dadurch ins Göttliche hinaufgezogen werden, daß umgekehrt auch göttliche Personen in der Sage zu menschlichen Heroen werden.[8a])

Für die weitere Entwicklung der Heldensage ist es gleichgültig, ob ein historischer Held durch Angleichung an ein göttliches Wesen in eine übermenschliche Sphäre emporgehoben oder ob eine ursprüngliche Gottheit aus dem Rahmen des Mythos in die Heroensage hineingestellt und zum Repräsentanten eines im Volke lebenden menschlichen Ideals gemacht wird. Denn mit dem Eintritt eines göttlichen, zu menschlicher Art herabgestiegenen Wesens in die Heldensage stellt sich der Gott mit dem menschlichen Helden auf die gleiche Stufe: die Sage schafft aus ihm einen neuen menschlichen Heldentypus, der die Spuren seines göttlichen Ursprungs mehr und mehr verliert. Beide Entwicklungen sind a priori möglich; und wir haben beim Fehlen historischer Ueberlieferung zumeist kein sicheres Mittel der Entscheidung, ob die einer sagenhaften Figur anhaftenden mythischen Züge durch Uebertragung aus dem Mythos auf sie übergegangen sind oder ob die Sagengestalt selbst in ihrem Ursprunge dem Mythos entstammt.[8b])

Im thessalischen Grundstock der griechischen Heldensage nun ist es vor allem

Abb. 87 · Westansicht des Palastes von Phaistos · Südliche Hälfte: S. 70

die Persönlichkeit des Achilleus, die alle Züge einer Lichtgottheit an sich trägt. Nur hat die Dichtung die Unverwundbarkeit des Helden, die als ein typischer Zug der Sonnenhelden auch den germanischen Balder = (Sigurd) Sigfrid auszeichnet, in Vermenschlichung seiner Gestalt durch eine undurchdringliche goldene Rüstung ersetzt, die ihm der Feuergott auf die Bitte der Mutter Thetis geschmiedet hat.[8c]) In der

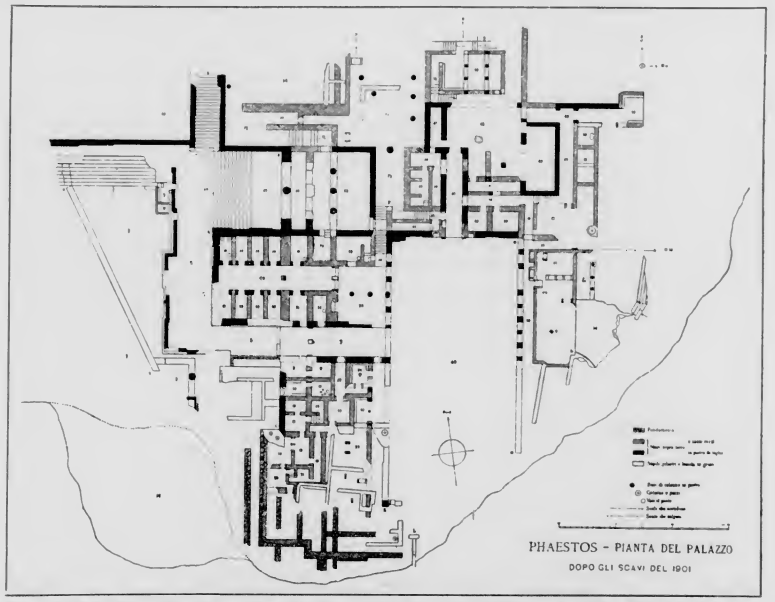


Abb. 88 · Plan der Ausgrabungen von Phaistos: S. 69 f.

germanischen Nibelungensage, in der die übrigen Hauptpersönlichkeiten mit ihren geschichtlichen Trägern identifiziert werden können, ist die Herübernahme der mythischen Figur des Balder>Sigfrid in den Kreis der geschichtlichen Helden eine anerkannte Tatsache, die noch durch die Verschmelzung der geschichtlichen Burgunden mit dem mythischen Nachtgeschlechte der Nibelungen eine besondere Beleuchtung erfährt. In den Eddaliedern, die in engerer Beziehung zum Göttermythos stehen (vgl. besonders die Odinlieder), erscheint Sigurd noch nicht völlig vermenschlicht; im Nibelungenliede ist Sigfrid ganz zum menschlichen Helden geworden. Doch hat sich die Umbildung des Sigfridmythos zur Heroensage jedenfalls schon am Ursprungsorte der Sage, in Rheinfranken, vollzogen. So widerspreche ich in der Analogie auch nicht der mythischen Erklärung des Achilleustypus, vielleicht auch der Helenasage und anderer epischer Gestalten und Erzählungen.[8d]) Doch kann daneben die Annahme einer Heroisierung oder Vergöttlichung geschichtlicher Helden nicht ohne weiteres abgewiesen werden. Sicher ist die Tatsache, daß fast alle Haupthelden des griechischen Epos in den verschiedensten Teilen Griechenlands ihren Kult haben (Achilleus in Thessalien und Lakonien; Agamemnon, Menelaos, Helena, Odysseus in Sparta; Odysseus auch in Arkadien, Epirus und Aetolien; Penelope in Arkadien u. s. w.) noch kein Beweis dafür, daß die mächtigsten Heroen des Epos allesamt ‚ursprünglich Götter waren' oder ‚sich aus Beinamen der Götter entwickelt haben' (Ed. Meyer S. 429, vgl. Anm. 8a).

Abb. 89 · Palast von Phaistos · Nordseite des Binnenhofes mit Eingang zur Frauenwohnung (Gynaikonitis): S. 70

Diese Anschauung verkennt das Wesen der im Volke lebenden Heldensage, die im allgemeinen gerade an den historischen Persönlichkeiten festhält, ihr Lebensbild aber mit einem von der geschichtlichen Wirklichkeit verschiedenen Inhalte erfüllt. Die Uebertragung eines ursprünglich geschichtlichen Namens aber aus der Heldensage auf einen lokalen Kult wird für gewisse Fälle selbst von Ed. Meyer angenommen. Wir haben auch Beispiele aus historischer Zeit, daß man Oikisten (Stadtgründern) später, sogar auf Befehl des delphischen Orakels, heroische Ehren mit Opfergaben und jährlichen Festen geweiht hat. Von hier bis zur göttlichen Verehrung des Helden ist in den Zeiten des Polydämonismus nur ein kleiner Schritt, zumal wenn jene Heroen ursprünglich mächtige Könige waren, die der Ahnenkultus bereits aus der Zahl der gewöhnlichen Menschen herausgehoben hatte.[9]) Hiernach bin ich geneigt, in Agamemnon, Menelaos, Nestor, Aias, Diomedes, vielleicht auch in anderen Hauptfiguren des Epos reale historische Persönlichkeiten zu erblicken, wie im Gundicarius > Gunnar > Gunther, Gibica > Gjuki > (Dankrât), Attila > Atli > Etzel, Theodorich > Thidrek > Dietrich der Nibelungensage, im Hruotlandus des Rolandsliedes, im Lazar und dem Königssohne Marko der Serben und im Vladimir dem Heiligen der Großrussen.[10]) Hektor dagegen mag, wenigstens als Heldentypus der troischen Sage (vgl. Anm. 20), als ein poetisches Gegenbild der Achilleusfigur betrachtet werden, wie auch sonst noch manche Gestalten (Patroklos, Telemachos u. a.) Erzeugnisse der rein dichterischen Phantasie sein dürften.[11]) Im übrigen unterlasse ich es, diese Untersuchung hier weiterzuführen: denn ‚mit der Zurückführung der Heldensage auf Naturmythen kommen wir auf ein Gebiet, auf dem es verhältnismäßig leicht ist, eine geistreiche Ansicht aufzustellen, aber sehr schwer, sie zu beweisen' (Cauer[2] S. 325).

* * *

Eine nähere Bestimmung gewinnt die Entwicklung und Wanderung der Heldensage durch die Lokalisierung griechischer Heroen im Götterkultus. Denn mag die Verehrung dieser Heroen aus dem Ahnenkultus in einen religiösen Gottesdienst hinübergeführt oder auch eine Gottheit zur Bedeutung eines Heros degradiert worden sein: auf jeden Fall handelt es sich hier um lokale Gestaltungen, die nicht dem Kreise der großen Götter (als Zeus Agamemnon etwa) angehört und eine über den Ort ihrer Verehrung hinausreichende Bedeutung gehabt haben. In den Heldengesang aber können auch göttliche Wesenheiten, die an der Stätte ihres Kultus heimisch waren, im allgemeinen nur Eingang gefunden haben zu einer Zeit, als sie als Heldentypen im engsten Interessenkreise der epischen Sänger standen, d. h. als in der Gegend ihrer Kultlokale der epische Gesang seine besondere Pflege fand.[12])

Für die alte Agamemnonsage, deren gewalttätiger Karakter uns in die griechische Frühzeit hinaufführt, ist es natürliche Voraussetzung, daß sie nicht in Thessalien, Theben, Athen oder Smyrna, sondern an den großen Fürstenhöfen des Peloponnes, in Mykenä und Sparta, ihre Ausbildung erfahren habe, zumal Agamemnon und Menelaos als Götter in Sparta lokalisiert sind. Nach der Sage allerdings hat Menelaos in Sparta (nach δ 562 in ‚Argos', vgl. S. 49, 102, 116) geherrscht. Aber wenn wir Mykenä als die Kapitale eines größeren pelo-

die Persönlichkeit des Achilleus, die alle Züge einer Lichtgottheit an sich trägt. Nur hat die Dichtung die Unverwundbarkeit des Helden, die als ein typischer Zug der Sonnenhelden auch den germanischen Balder = (Sigurd) Sigfrid auszeichnet, in Vermenschlichung seiner Gestalt durch eine undurchdringliche goldene Rüstung ersetzt, die ihm der Feuergott auf die Bitte der Mutter Thetis geschmiedet hat.[8c]) In der

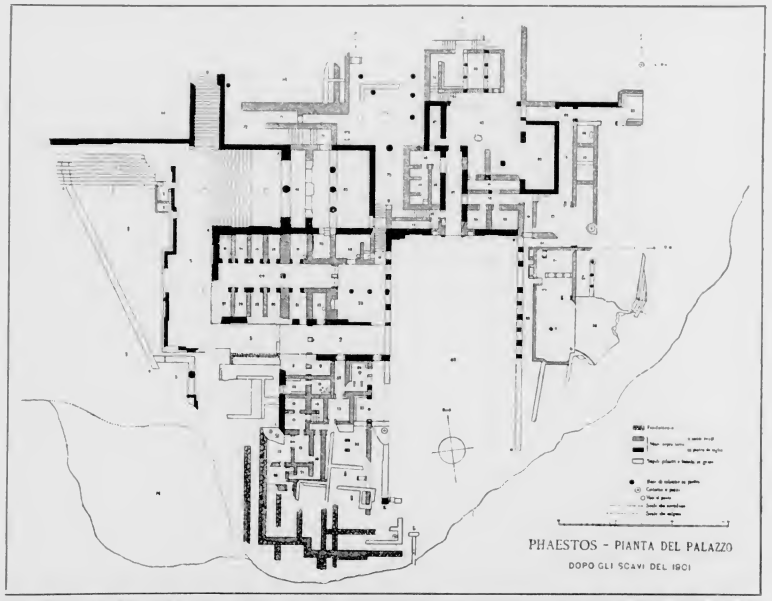


Abb. 88 · Plan der Ausgrabungen von Phaistos: S. 69 f.

germanischen Nibelungensage, in der die übrigen Hauptpersönlichkeiten mit ihren geschichtlichen Trägern identifiziert werden können, ist die Herübernahme der mythischen Figur des Balder>Sigfrid in den Kreis der geschichtlichen Helden eine anerkannte Tatsache, die noch durch die Verschmelzung der geschichtlichen Burgunden mit dem mythischen Nachtgeschlechte der Nibelungen eine besondere Beleuchtung erfährt. In den Eddaliedern, die in engerer Beziehung zum Göttermythos stehen (vgl. besonders die Odinlieder), erscheint Sigurd noch nicht völlig vermenschlicht; im Nibelungenliede ist Sigfrid ganz zum menschlichen Helden geworden. Doch hat sich die Umbildung des Sigfridmythos zur Heroensage jedenfalls schon am Ursprungsorte der Sage, in Rheinfranken, vollzogen. So widerspreche ich in der Analogie auch nicht der mythischen Erklärung des Achilleustypus, vielleicht auch der Helenasage und anderer epischer Gestalten und Erzählungen.[8d]) Doch kann daneben die Annahme einer Heroisierung oder Vergöttlichung geschichtlicher Helden nicht ohne weiteres abgewiesen werden. Sicher ist die Tatsache, daß fast alle Haupthelden des griechischen Epos in den verschiedensten Teilen Griechenlands ihren Kult haben (Achilleus in Thessalien und Lakonien; Agamemnon, Menelaos, Helena, Odysseus in Sparta; Odysseus auch in Arkadien, Epirus und Aetolien; Penelope in Arkadien u. s. w.) noch kein Beweis dafür, daß die mächtigsten Heroen des Epos allesamt ‚ursprünglich Götter waren' oder ‚sich aus Beinamen der Götter entwickelt haben' (Ed. Meyer S. 429, vgl. Anm. 8a).

Abb. 89 · Palast von Phaistos · Nordseite des Binnenhofes mit Eingang zur Frauenwohnung (Gynaikonitis): S. 70

Diese Anschauung verkennt das Wesen der im Volke lebenden Heldensage, die im allgemeinen gerade an den historischen Persönlichkeiten festhält, ihr Lebensbild aber mit einem von der geschichtlichen Wirklichkeit verschiedenen Inhalte erfüllt. Die Uebertragung eines ursprünglich geschichtlichen Namens aber aus der Heldensage auf einen lokalen Kult wird für gewisse Fälle selbst von Ed. Meyer angenommen. Wir haben auch Beispiele aus historischer Zeit, daß man Oikisten (Stadtgründern) später, sogar auf Befehl des delphischen Orakels, heroische Ehren mit Opfergaben und jährlichen Festen geweiht hat. Von hier bis zur göttlichen Verehrung des Helden ist in den Zeiten des Polydämonismus nur ein kleiner Schritt, zumal wenn jene Heroen ursprünglich mächtige Könige waren, die der Ahnenkultus bereits aus der Zahl der gewöhnlichen Menschen herausgehoben hatte.[9]) Hiernach bin ich geneigt, in Agamemnon, Menelaos, Nestor, Aias, Diomedes, vielleicht auch in anderen Hauptfiguren des Epos reale historische Persönlichkeiten zu erblicken, wie im Gundicarius > Gunnar > Gunther, Gibica > Gjuki > (Dankrât), Attila > Atli > Etzel, Theodorich > Thidrek > Dietrich der Nibelungensage, im Hruotlandus des Rolandsliedes, im Lazar und dem Königssohne Marko der Serben und im Vladimir dem Heiligen der Großrussen.[10]) Hektor dagegen mag, wenigstens als Heldentypus der troischen Sage (vgl. Anm. 20), als ein poetisches Gegenbild der Achilleusfigur betrachtet werden, wie auch sonst noch manche Gestalten (Patroklos, Telemachos u. a.) Erzeugnisse der rein dichterischen Phantasie sein dürften.[11]) Im übrigen unterlasse ich es, diese Untersuchung hier weiterzuführen: denn ‚mit der Zurückführung der Heldensage auf Naturmythen kommen wir auf ein Gebiet, auf dem es verhältnismäßig leicht ist, eine geistreiche Ansicht aufzustellen, aber sehr schwer, sie zu beweisen' (Cauer[2] S. 325).

* * *

Eine nähere Bestimmung gewinnt die Entwicklung und Wanderung der Heldensage durch die Lokalisierung griechischer Heroen im Götterkultus. Denn mag die Verehrung dieser Heroen aus dem Ahnenkultus in einen religiösen Gottesdienst hinübergeführt oder auch eine Gottheit zur Bedeutung eines Heros degradiert worden sein: auf jeden Fall handelt es sich hier um lokale Gestaltungen, die nicht dem Kreise der großen Götter (als Zeus Agamemnon etwa) angehört und eine über den Ort ihrer Verehrung hinausreichende Bedeutung gehabt haben. In den Heldengesang aber können auch göttliche Wesenheiten, die an der Stätte ihres Kultus heimisch waren, im allgemeinen nur Eingang gefunden haben zu einer Zeit, als sie als Heldentypen im engsten Interessenkreise der epischen Sänger standen, d. h. als in der Gegend ihrer Kultlokale der epische Gesang seine besondere Pflege fand.[12])

Für die alte Agamemnonsage, deren gewalttätiger Karakter uns in die griechische Frühzeit hinaufführt, ist es natürliche Voraussetzung, daß sie nicht in Thessalien, Theben, Athen oder Smyrna, sondern an den großen Fürstenhöfen des Peloponnes, in Mykenä und Sparta, ihre Ausbildung erfahren habe, zumal Agamemnon und Menelaos als Götter in Sparta lokalisiert sind. Nach der Sage allerdings hat Menelaos in Sparta (nach δ 562 in ‚Argos', vgl. S. 49, 102, 116) geherrscht. Aber wenn wir Mykenä als die Kapitale eines größeren pelo-

ponnesischen Reiches betrachten, zu dem auch das Fürstentum des Menelaos gehörte, so ist die Verbindung zwischen den königlichen Brüdern von Mykenä und Sparta in der troischen Sage sowie die Verehrung des obersten Königs in der Stadt seines Bruders (und Vasallen) hinreichend erklärt. Die

Abb. 90 · Palast von Phaistos · Halle vor dem Pfeilerkorridor mit Blick auf die Nordseite des Binnenhofes: S. 70

Oedipussage, deren grausige Wildheit sich mit der Agamemnonsage und der alten, düsteren Nibelungensage in Parallele stellt, muß als eine ursprünglich böotische Schöpfung gelten. Mancherlei Fäden aber laufen in ihr zum Fürstensitze von Argos hinüber, vor allem durch ihre Verknüpfung mit der sagenhaften Ueberlieferung vom Zuge der Sieben gegen Theben, der von Adrastos, dem Könige von Argos, geführt wurde. Adrastos freilich wurde als Heros vornehmlich in Sikyon verehrt, und auch in Megara (und Athen) bestand sein Totenkultus, während ein solcher für Argos selbst nur mit Vorbehalt aus Pausanias II 23. 2 erschlossen werden kann. Aber sollte nicht in dieser Tatsache verbunden mit der Kriegssage wieder eine alte politische Suprematie von Argos zum Ausdruck kommen, wie in der Verehrung Agamemnons zu Sparta? [13])

Auch in der troischen Sage nimmt das argivische Reich Agamemnons, seiner kulturgeschichtlichen und politischen Bedeutung zur mykenischen Zeit entsprechend, eine hervorragende Stellung ein. Denn in die Argolis führt uns die Verschmelzung des thessalischen Achilleusmythos mit der peloponnesischen Agamemnonsage und der besonderen Form des peloponnesischen Helenamythos, dessen Hauptperson nach Pausanias III 15. 3 in Sparta göttliche Verehrung genoß [14]); ferner die Einmischung der u. a. in Sparta und Arkadien heimischen Gestalt des Odysseus und anderer peloponnesischer Helden (Aeneas, Anchises, Kapys u. a.; vgl. Ed. Meyer S. 104 f.); endlich die hervorragende Rolle, die der argivischen Landesgottheit Hera in der Förderung der griechischen Sache zugeteilt wird. Da nun Heldensage und Heldengesang voneinander untrennbar sind, so ergibt sich hieraus mit Wahrscheinlichkeit die Folgerung, daß die troische Sage zur mykenischen Blütezeit des Heldengesanges in der Argolis gestaltet und in Einzelliedern bereits im wesentlichen so gesungen worden ist, wie sie uns in der jüngeren durchkomponierten Form der Ilias vorliegt. Die Umbildung jener Einzellieder zur Epopöe mag man sich etwa an der Entwicklung der Eddalieder zum Nibelungenepos verdeutlichen. [15])

Durch diese Zurückführung der troischen Sage in die mykenische Zeit gewinnt die Realität der homerischen Lokalschilderung, die nach den Ausgrabungen Schliemanns und Dörpfelds wenigstens für die topographischen Haupttatsachen der Ilias nicht mehr bestritten werden kann, für das Homerproblem besondere Bedeutung. Denn jetzt erkennen wir darin entweder bloß den Nachklang alter historischer Heldenlieder, welche den Schauplatz der Ereignisse in anschaulicher Weise zu schildern pflegen, wie die älteren serbischen Markolieder; welche selbst bei tiefgreifender Umgestaltung noch die lokalen Erinnerungen bewahren, wie die großrussischen Bylinen. Oder aber wir entscheiden uns dafür, daß auch der Dichter des Gesamtepos die fruchtbare Skamanderebene, das quellenreiche Waldgebirge des Ida, die nach Troja hinüberschauende Hochwarte Samothrake (N 10/12) mit eigenen Augen gesehen hat (vgl. Abb. 3), wie er auch die Schilderung der Stadt Troja mit den breiten Straßen (B 141), den einzelnen Wohnhäusern und den geglätteten Hausmauern (Z 244), die Bestimmung ihrer Lage auf einem hohen, rings umlaufbaren Hügel

durchaus der Wirklichkeit entsprechend gibt (vgl. Abb. 8).[16])

Mit dem Problem der Autopsie ist eng verknüpft die Frage nach der historischen Wirklichkeit der Ereignisse, die den Hintergrund der griechischen Heldendichtung bilden, vor allem nach der Geschichtlichkeit des troischen Kriegszuges unter Agamemnons Führung, die Ed. Meyer und andere [16a]) auch neuerdings noch behauptet haben. Dabei dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß die Verbindung der troischen Sage mit dem vornehmsten Fürstenhofe des Peloponnes zur mykenischen Zeit noch keineswegs einen Beweis für die geschichtliche Glaubwürdigkeit jener Heerfahrt gibt. Wir erinnern uns hier an den sagenhaften Zug der Burgunden [16b]) mit 1060 Mannen und 9000 Knechten ins ferne Hunnenland, der ebensowenig den geschichtlichen Tatsachen entspricht, obwohl er im Mittelpunkte der Nibelungendichtung steht: er ist eine poetische Erfindung, geschaffen zur Verbindung der Siqfrid- und der Burgundensage mit der gotischen Atlisage. Der Annahme, daß der

Abb. 91 · Pfeilerkorridor im Palast von Phaistos: S. 70, 84

troische Kriegszug auf geschichtlichem Grunde beruhe, stellen sich gewichtige Bedenken gegenüber. Vor allem ist hier die Ausfahrt des Heeres von dem kleinen böotischen Hafen Aulis zu beachten, der wie es scheint den Seeverkehr Böotiens zur mykenischen Zeit vermittelte. Denn diese paßt nicht zur Führerschaft des Königs von Mykenä, selbst dann nicht, wenn man Ed. Meyers unbeweisbare und unwahrscheinliche Behauptung akzeptiert, das argivische Reich habe damals seine Macht weit über den Peloponnes hinaus und selbst über Teile Mittelgriechenlands ausgedehnt (vgl. S. 102). Zudem ist die Veranlassung garnicht abzusehen, die zu einer solchen Kraftentfaltung des gesamten mykenischen Griechentums an der Nordwestecke Kleinasiens hätte führen sollen: denn die politische und kommerzielle Bedeutung Trojas kann damals nur eine lokale gewesen sein, da die Beherrschung des Hellesponts für den nach dem südöstlichen Orient gravitierenden mykenischen Kulturkreis nicht von Wichtigkeit war. [16c])

In einem andern Lichte erscheint uns das Problem, wenn wir den sagenhaften Heereszug der *Παναχαιοί* loslösen von den Kämpfen um Troja und in der troischen Landschaft, die sich um die mythische Figur des Achilleus gruppieren und in der Sagengeschichte eine durchaus selbständige Stellung einnehmen. Denn hier ist Achilleus der Repräsentant der äolischen Kolonisation Kleinasiens [17]), die sich deutlich genug widerspiegelt in den Erzählungen vom Raube der Briseïs, des Mädchens von Brisa d. i. Bresa auf Lesbos (I 129 f.), von der Bezwingung des Kyknos auf Tenedos (vgl. Λ 625), von der Verwundung und nachherigen Heilung des Telephos von Teuthranien. Des weiteren gehören in diesen Zusammenhang die Kämpfe Achills um Lyrnessos, Pedasos, Thebe, Chryse, die uns an die Südseite der troischen Halbinsel führen (Y 93, A 366, 431, 100, vgl. Ed. Meyer S. 237).

Die historischen Erinnerungen, die sich in diesen sagenhaften Ueberlieferungen bewahrt haben, können nicht auf die Kämpfe der Aeoler um den Besitz der Troas bezogen werden, die sich im 7./6. Jh. v. Chr. abgespielt haben: denn in dieser Zeit, als die Aeoler am Hellespont und am Ida zuerst festen Fuß faßten, war das homerische Epos bereits abgeschlossen. Aber andererseits folgt daraus auch nicht, wie

ponnesischen Reiches betrachten, zu dem auch das Fürstentum des Menelaos gehörte, so ist die Verbindung zwischen den königlichen Brüdern von Mykenä und Sparta in der troischen Sage sowie die Verehrung des obersten Königs in der Stadt seines Bruders (und Vasallen) hinreichend erklärt. Die

Abb. 90 · Palast von Phaistos · Halle vor dem Pfeilerkorridor mit Blick auf die Nordseite des Binnenhofes: S. 70

Oedipussage, deren grausige Wildheit sich mit der Agamemnonsage und der alten, düsteren Nibelungensage in Parallele stellt, muß als eine ursprünglich böotische Schöpfung gelten. Mancherlei Fäden aber laufen in ihr zum Fürstensitze von Argos hinüber, vor allem durch ihre Verknüpfung mit der sagenhaften Ueberlieferung vom Zuge der Sieben gegen Theben, der von Adrastos, dem Könige von Argos, geführt wurde. Adrastos freilich wurde als Heros vornehmlich in Sikyon verehrt, und auch in Megara (und Athen) bestand sein Totenkultus, während ein solcher für Argos selbst nur mit Vorbehalt aus Pausanias II 23. 2 erschlossen werden kann. Aber sollte nicht in dieser Tatsache verbunden mit der Kriegssage wieder eine alte politische Suprematie von Argos zum Ausdruck kommen, wie in der Verehrung Agamemnons zu Sparta? [13])

Auch in der troischen Sage nimmt das argivische Reich Agamemnons, seiner kulturgeschichtlichen und politischen Bedeutung zur mykenischen Zeit entsprechend, eine hervorragende Stellung ein. Denn in die Argolis führt uns die Verschmelzung des thessalischen Achilleusmythos mit der peloponnesischen Agamemnonsage und der besonderen Form des peloponnesischen Helenamythos, dessen Hauptperson nach Pausanias III 15. 3 in Sparta göttliche Verehrung genoß [14]); ferner die Einmischung der u. a. in Sparta und Arkadien heimischen Gestalt des Odysseus und anderer peloponnesischer Helden (Aeneas, Anchises, Kapys u. a.; vgl. Ed. Meyer S. 104 f.); endlich die hervorragende Rolle, die der argivischen Landesgottheit Hera in der Förderung der griechischen Sache zugeteilt wird. Da nun Heldensage und Heldengesang voneinander untrennbar sind, so ergibt sich hieraus mit Wahrscheinlichkeit die Folgerung, daß die troische Sage zur mykenischen Blütezeit des Heldengesanges in der Argolis gestaltet und in Einzelliedern bereits im wesentlichen so gesungen worden ist, wie sie uns in der jüngeren durchkomponierten Form der Ilias vorliegt. Die Umbildung jener Einzellieder zur Epopöe mag man sich etwa an der Entwicklung der Eddalieder zum Nibelungenepos verdeutlichen. [15])

Durch diese Zurückführung der troischen Sage in die mykenische Zeit gewinnt die Realität der homerischen Lokalschilderung, die nach den Ausgrabungen Schliemanns und Dörpfelds wenigstens für die topographischen Haupttatsachen der Ilias nicht mehr bestritten werden kann, für das Homerproblem besondere Bedeutung. Denn jetzt erkennen wir darin entweder bloß den Nachklang alter historischer Heldenlieder, welche den Schauplatz der Ereignisse in anschaulicher Weise zu schildern pflegen, wie die älteren serbischen Markolieder; welche selbst bei tiefgreifender Umgestaltung noch die lokalen Erinnerungen bewahren, wie die großrussischen Bylinen. Oder aber wir entscheiden uns dafür, daß auch der Dichter des Gesamtepos die fruchtbare Skamanderebene, das quellenreiche Waldgebirge des Ida, die nach Troja hinüberschauende Hochwarte Samothrake (N 10/12) mit eigenen Augen gesehen hat (vgl. Abb. 3), wie er auch die Schilderung der Stadt Troja mit den breiten Straßen (B 141), den einzelnen Wohnhäusern und den geglätteten Hausmauern (Z 244), die Bestimmung ihrer Lage auf einem hohen, rings umlaufbaren Hügel

durchaus der Wirklichkeit entsprechend gibt (vgl. Abb. 8).[16])

Mit dem Problem der Autopsie ist eng verknüpft die Frage nach der historischen Wirklichkeit der Ereignisse, die den Hintergrund der griechischen Heldendichtung bilden, vor allem nach der Geschichtlichkeit des troischen Kriegszuges unter Agamemnons Führung, die Ed. Meyer und andere [16a]) auch neuerdings noch behauptet haben. Dabei dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß die Verbindung der troischen Sage mit dem vornehmsten Fürstenhofe des Peloponnes zur mykenischen Zeit noch keineswegs einen Beweis für die geschichtliche Glaubwürdigkeit jener Heerfahrt gibt. Wir erinnern uns hier an den sagenhaften Zug der Burgunden [16b]) mit 1060 Mannen und 9000 Knechten ins ferne Hunnenland, der ebensowenig den geschichtlichen Tatsachen entspricht, obwohl er im Mittelpunkte der Nibelungendichtung steht: er ist eine poetische Erfindung, geschaffen zur Verbindung der Siafrid- und der Burgundensage mit der gotischen Atlisage. Der Annahme, daß der

Abb. 91 · Pfeilerkorridor im Palast von Phaistos: S. 70, 84

troische Kriegszug auf geschichtlichem Grunde beruhe, stellen sich gewichtige Bedenken gegenüber. Vor allem ist hier die Ausfahrt des Heeres von dem kleinen böotischen Hafen Aulis zu beachten, der wie es scheint den Seeverkehr Böotiens zur mykenischen Zeit vermittelte. Denn diese paßt nicht zur Führerschaft des Königs von Mykenä, selbst dann nicht, wenn man Ed. Meyers unbeweisbare und unwahrscheinliche Behauptung akzeptiert, das argivische Reich habe damals seine Macht weit über den Peloponnes hinaus und selbst über Teile Mittelgriechenlands ausgedehnt (vgl. S. 102). Zudem ist die Veranlassung garnicht abzusehen, die zu einer solchen Kraftentfaltung des gesamten mykenischen Griechentums an der Nordwestecke Kleinasiens hätte führen sollen: denn die politische und kommerzielle Bedeutung Trojas kann damals nur eine lokale gewesen sein, da die Beherrschung des Hellesponts für den nach dem südöstlichen Orient gravitierenden mykenischen Kulturkreis nicht von Wichtigkeit war. [16c])

In einem andern Lichte erscheint uns das Problem, wenn wir den sagenhaften Heereszug der *Ἀχαιοί* loslösen von den Kämpfen um Troja und in der troischen Landschaft, die sich um die mythische Figur des Achilleus gruppieren und in der Sagengeschichte eine durchaus selbständige Stellung einnehmen. Denn hier ist Achilleus der Repräsentant der äolischen Kolonisation Kleinasiens [17]), die sich deutlich genug widerspiegelt in den Erzählungen vom Raube der Briseïs, des Mädchens von Brisa d. i. Bresa auf Lesbos (I 129 f.), von der Bezwingung des Kyknos auf Tenedos (vgl. *Λ* 625), von der Verwundung und nachherigen Heilung des Telephos von Teuthranien. Des weiteren gehören in diesen Zusammenhang die Kämpfe Achills um Lyrnessos, Pedasos, Thebe, Chryse, die uns an die Südseite der troischen Halbinsel führen (Y 93, A 366, 431, 100, vgl. Ed. Meyer S. 237). Die historischen Erinnerungen, die sich in diesen sagenhaften Ueberlieferungen bewahrt haben, können nicht auf die Kämpfe der Aeoler um den Besitz der Troas bezogen werden, die sich im 7./6. Jh. v. Chr. abgespielt haben: denn in dieser Zeit, als die Aeoler am Hellespont und am Ida zuerst festen Fuß faßten, war das homerische Epos bereits abgeschlossen. Aber andererseits folgt daraus auch nicht, wie

Cauer[2] S. 207 betont [17a]), daß in früheren Jahrhunderten Kämpfe um den Besitz dieser Landschaft überhaupt nicht stattgefunden haben und daß in der Sage deshalb nur von fingierten Kämpfen die Rede sein könne. Im Gegenteil liegt die Annahme außerordentlich nahe, daß die Besiedelung von Lesbos und der gegenüberliegenden kleinasiatischen Küste durch thessalische Aeoler, die jedenfalls schon zur mykenischen Zeit versucht ist (vgl. S. 46 f.), zu einem harten und vielleicht auch vergeblichen Kriege mit den nichtgriechischen Machthabern von Troja geführt hat. Wenn wir die gewaltigen Festungswerke auf dem Burghügel von Hissarlik betrachten, so verstehen wir es, daß der Ausgang jener Kämpfe für die griechischen Ansiedler nicht unbedingt glücklich sein mußte. Erst in viel späterer Zeit ist die Kolonisation der Lesbos gegenüberliegenden Troas zu einem erfolgreichen Ende gelangt: noch im 5. Jh. haben nach Herodot V 122, VII 43 im Skamandergebiete bei Gergis nichtgriechische Teukrer gesessen. Die Möglichkeit liegt sogar vor, daß die ersten Kolonisationskämpfe ‚äolischer' Griechen in Kleinasien schon vor Beginn der mykenischen Zeit stattgefunden haben und daß hierbei die zweite, prähistorische Siedelung auf Hissarlik in Flammen aufgegangen ist. Denn die erste Einwanderung ‚äolischer' (achäischer) Griechen in ihre späteren Wohnsitze, die Jahrhunderte in Anspruch genommen haben dürfte, reicht in ihren Anfängen jedenfalls noch in das 3. Jahrtausend zurück; und in dieselbe Zeit des 3./2. Jahrtausends wird mit Wahrscheinlichkeit die mehrmalige Vernichtung jener prähistorischen Stadt gesetzt (vgl. Kretzschmer S. 181 f. mit S. 53 oben). [17b])

Diese Zurückführung der troischen Sage auf Kolonisationskämpfe äolischer Thessaler, die auf die mythische Figur des Achilleus übertragen worden sind, hat man nun dahin übertrieben, daß man, um vermeintliche Schwierigkeiten der Worterklärung bei Homer zu heben (vgl. *Ἄργος ἱππόβοτον, πολύπυρον; καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος* in der Odyssee), selbst das peloponnesische Argos mit einem thessalischen (pelasgischen B 681) Argos identifiziert hat, das im Mittelpunkte der ursprünglichen thessalischen Sagenentwicklung gestanden haben soll. [18]) Unter dem Glanze der mykenischen Herrschaft sei dieses Argos dann in den Peloponnes versetzt worden; und demgemäß sollen auch Agamemnon, Menelaos, Nestor u. a., wie Achilleus, ursprünglich thessalische Fürsten gewesen sein, die in einer sekundären Sagenentwicklung zu den peloponnesischen Städten Mykenä, Sparta, Pylos in Beziehung gebracht wären. [19]) Ja Erich Bethe, der indessen an der peloponnesischen Heimat des Agamemnon und Menelaos festhält, hat in Verfolgung dieser Idee selbst die Kämpfe um Lesbos, Tenedos u. s. w., die den historischen Kern der troischen Sage ausmachen, ins griechische Mutterland zurückverlegt, den Hektor mit Dümmler [20]) in Böotien beheimatet und (mit Angleichung des Dardanossohnes Erichthonios, des Vaters des Tros, an den attischen Urkönig Erechtheus) die Trojaner zu — Attikern gemacht, weil bei diesen *Τροία* als alter Name des Demos Κυπετε festsitzt (nach Stephan. Byz.). [20a])

Diese an die Willkürlichkeiten antiker Sagenforschung mahnenden Kombinationen, für die ein positiver Beweis überhaupt nicht erbracht werden kann, widersprechen in erster Linie der Natur des entwickelten Heldengesanges, der aus alten historischen Liedern lokale historische Erinnerungen bewahrt. Träfen die Vermutungen von Cauer, Bethe u. a. das Richtige, so müßte sich der Heldengesang in einer weitgehenden Umbildung der Sage längst zum Heldenmärchen verflüchtigt haben, welches anders aussieht, als die homerische Trojasage.

Wir resumieren unsere bisherigen Ausführungen dahin, daß thessalische ‚Aeoler', jedenfalls schon vor der Wanderung der äolischen Stämme in den Peloponnes, in epischen Einzelliedern von Kolonisationskämpfen gegen die ‚Barbaren' an der kleinasiatischen Küste gesungen haben. Als Träger und Repräsentant dieser Kampfesidee wurde die mythische Gestalt des Achilleus in den Kreis der heroischen Sage hereingezogen. Der mit historischem Inhalte erfüllte Achilleusmythos ist dann von den griechischen Stämmen, die weiter nach Süden in den Peloponnes vordrangen, in die neue Heimat mitgenommen worden. Hier im Peloponnes ist der

Achilleusmythos nun mit dem Helenamythos verbunden worden, der, ursprünglich wohl mit der Sage vom Raube der Helena durch Theseus identisch, im Peloponnes eine besondere Ausgestaltung erfahren und die Ausbildung der Trojasage bestimmend beeinflußt hat. Denn das Motiv von der Rückeroberung der Helena ‚verlangte die Rückkehr der siegreichen Helden in die Heimat, und darum mußte aus den Kämpfen wandernder Völker ein wohlorganisierter Rachefeldzug von festen Sitzen aus werden' (Dümmler). So hat der Helenamythos in der Sage vom troischen Kriege einen historischen Ausdruck gefunden, indem man in der lokalen Fixierung des Mythos eine ursprünglich nicht gegebene Verbindung Trojas mit dem argivischen Reiche (Menelaos von Sparta) herstellte. Die Ausgleichung der beiden ins Geschichtliche herübergezogenen Mythenkreise ist dadurch erreicht worden, daß man, mit Zurückdrängung des Achilleus zu Gunsten heimischer, peloponnesischer Helden, geschichtliche Persönlichkeiten zu Trägern der Sage machte. Dabei wurde vor allem der entscheidende Kampf um Troja an die Person des peloponnesischen Oberkönigs Agamemnon angeknüpft, den man an der Spitze eines gewaltigen Griechenheeres nach Troja gelangen ließ, um die von Paris entführte Helena zurückzuerobern. [21])

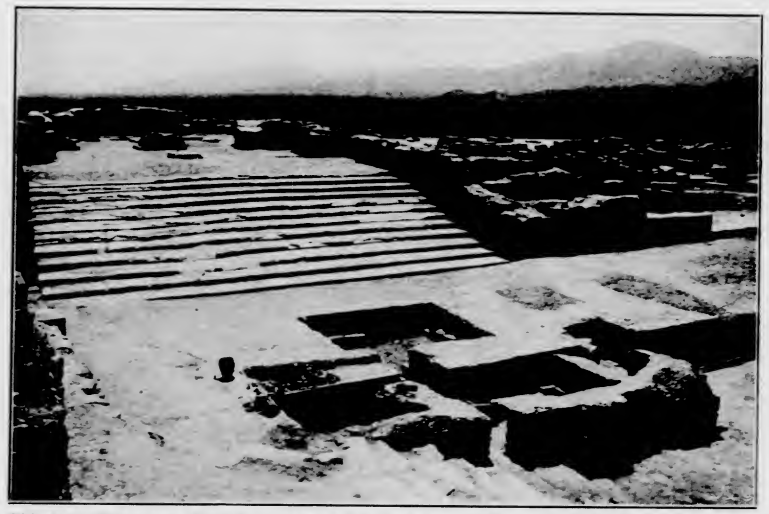


Abb. 92 · Palast von Phaistos · Kultbau des älteren Palastes vor dem Treppenaufgang zum jüngeren Palaste: S. 70

Die Weiterbildung der Sage [22]) und ihre Zusammenfassung im Epos gehört der ionischen Periode des griechischen Heldengesanges an, deren Bedeutung in der Entwicklung der Volksepik ich hier im einzelnen nicht verfolgen kann. Als das wichtigste Ergebnis dieser Entwicklung betone ich hier nur die Umbildung der älteren grandiosen, aber auch vielfach gewalttätigen und selbst rohen Sagenform im Sinne einer humaneren, milderen Lebensanschauung, die das Grausige abschwächt und in das Bild harter Not und strenger Sitte die Züge einer heiteren Lebensfreude einmischt. ‚Die kriegerische Leidenschaft tritt zurück; neben der ungestümen Kraft des reckenhaften Helden erobert sich geistige Einsicht und Lebenserfahrung ihren Platz' (Ed. Meyer S. 401). Und die von Schlachtruf und dem Geströhn der Sterbenden widerhallende Kriegssymphonie der Ilias klingt versöhnend aus in der aner-

Cauer[2] S. 207 betont [17a]), daß in früheren Jahrhunderten Kämpfe um den Besitz dieser Landschaft überhaupt nicht stattgefunden haben und daß in der Sage deshalb nur von fingierten Kämpfen die Rede sein könne. Im Gegenteil liegt die Annahme außerordentlich nahe, daß die Besiedelung von Lesbos und der gegenüberliegenden kleinasiatischen Küste durch thessalische Aeoler, die jedenfalls schon zur mykenischen Zeit versucht ist (vgl. S. 46 f.), zu einem harten und vielleicht auch vergeblichen Kriege mit den nichtgriechischen Machthabern von Troja geführt hat. Wenn wir die gewaltigen Festungswerke auf dem Burghügel von Hissarlik betrachten, so verstehen wir es, daß der Ausgang jener Kämpfe für die griechischen Ansiedler nicht unbedingt glücklich sein mußte. Erst in viel späterer Zeit ist die Kolonisation der Lesbos gegenüberliegenden Troas zu einem erfolgreichen Ende gelangt: noch im 5. Jh. haben nach Herodot V 122, VII 43 im Skamandergebiete bei Gergis nichtgriechische Teukrer gesessen. Die Möglichkeit liegt sogar vor, daß die ersten Kolonisationskämpfe ‚äolischer' Griechen in Kleinasien schon vor Beginn der mykenischen Zeit stattgefunden haben und daß hierbei die zweite, prähistorische Siedelung auf Hissarlik in Flammen aufgegangen ist. Denn die erste Einwanderung ‚äolischer' (achäischer) Griechen in ihre späteren Wohnsitze, die Jahrhunderte in Anspruch genommen haben dürfte, reicht in ihren Anfängen jedenfalls noch in das 3. Jahrtausend zurück; und in dieselbe Zeit des 3./2. Jahrtausends wird mit Wahrscheinlichkeit die mehrmalige Vernichtung jener prähistorischen Stadt gesetzt (vgl. Kretzschmer S. 181 f. mit S. 53 oben). [17b])

Diese Zurückführung der troischen Sage auf Kolonisationskämpfe äolischer Thessaler, die auf die mythische Figur des Achilleus übertragen worden sind, hat man nun dahin übertrieben, daß man, um vermeintliche Schwierigkeiten der Worterklärung bei Homer zu heben (vgl. *Ἄργος ἱππόβοτον, πολύπυρον; καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος* in der Odyssee), selbst das peloponnesische Argos mit einem thessalischen (pelasgischen B 681) Argos identifiziert hat, das im Mittelpunkte der ursprünglichen thessalischen Sagenentwicklung gestanden haben soll. [18]) Unter dem Glanze der mykenischen Herrschaft sei dieses Argos dann in den Peloponnes versetzt worden; und demgemäß sollen auch Agamemnon, Menelaos, Nestor u. a., wie Achilleus, ursprünglich thessalische Fürsten gewesen sein, die in einer sekundären Sagenentwicklung zu den peloponnesischen Städten Mykenä, Sparta, Pylos in Beziehung gebracht wären.[19]) Ja Erich Bethe, der indessen an der peloponnesischen Heimat des Agamemnon und Menelaos festhält, hat in Verfolgung dieser Idee selbst die Kämpfe um Lesbos, Tenedos u. s. w., die den historischen Kern der troischen Sage ausmachen, ins griechische Mutterland zurückverlegt, den Hektor mit Dümmler[20]) in Böotien beheimatet und (mit Angleichung des Dardanossohnes Erichthonios, des Vaters des Tros, an den attischen Urkönig Erechtheus) die Trojaner zu — Attikern gemacht, weil bei diesen *Τροία* als alter Name des Demos Κηφισιὰ festsitzt (nach Stephan. Byz.).[20a])

Diese an die Willkürlichkeiten antiker Sagenforschung mahnenden Kombinationen, für die ein positiver Beweis überhaupt nicht erbracht werden kann, widersprechen in erster Linie der Natur des entwickelten Heldengesanges, der aus alten historischen Liedern lokale historische Erinnerungen bewahrt. Träfen die Vermutungen von Cauer, Bethe u. a. das Richtige, so müßte sich der Heldengesang in einer weitgehenden Umbildung der Sage längst zum Heldenmärchen verflüchtigt haben, welches anders aussieht, als die homerische Trojasage.

Wir resumieren unsere bisherigen Ausführungen dahin, daß thessalische ‚Aeoler', jedenfalls schon vor der Wanderung der äolischen Stämme in den Peloponnes, in epischen Einzelliedern von Kolonisationskämpfen gegen die ‚Barbaren' an der kleinasiatischen Küste gesungen haben. Als Träger und Repräsentant dieser Kampfesidee wurde die mythische Gestalt des Achilleus in den Kreis der heroischen Sage hereingezogen. Der mit historischem Inhalte erfüllte Achilleusmythos ist dann von den griechischen Stämmen, die weiter nach Süden in den Peloponnes vordrangen, in die neue Heimat mitgenommen worden. Hier im Peloponnes ist der

Achilleusmythos nun mit dem Helenamythos verbunden worden, der, ursprünglich wohl mit der Sage vom Raube der Helena durch Theseus identisch, im Peloponnes eine besondere Ausgestaltung erfahren und die Ausbildung der Trojasage bestimmend beeinflußt hat. Denn das Motiv von der Rückeroberung der Helena ‚verlangte die Rückkehr der siegreichen Helden in die Heimat, und darum mußte aus den Kämpfen wandernder Völker ein wohlorganisierter Rachefeldzug von festen Sitzen aus werden' (Dümmler). So hat der Helenamythos in der Sage vom troischen Kriege einen historischen Ausdruck gefunden, indem man in der lokalen Fixierung des Mythos eine ursprünglich nicht gegebene Verbindung Trojas mit dem argivischen Reiche (Menelaos von Sparta) herstellte. Die Ausgleichung der beiden ins Geschichtliche herübergezogenen Mythenkreise ist dadurch erreicht worden, daß man, mit Zurückdrängung des Achilleus zu Gunsten heimischer, peloponnesischer Helden, geschichtliche Persönlichkeiten zu Trägern der Sage machte. Dabei wurde vor allem der entscheidende Kampf um Troja an die Person des peloponnesischen Oberkönigs Agamemnon angeknüpft, den man an der Spitze eines gewaltigen Griechenheeres nach Troja gelangen ließ, um die von Paris entführte Helena zurückzuerobern.[21])

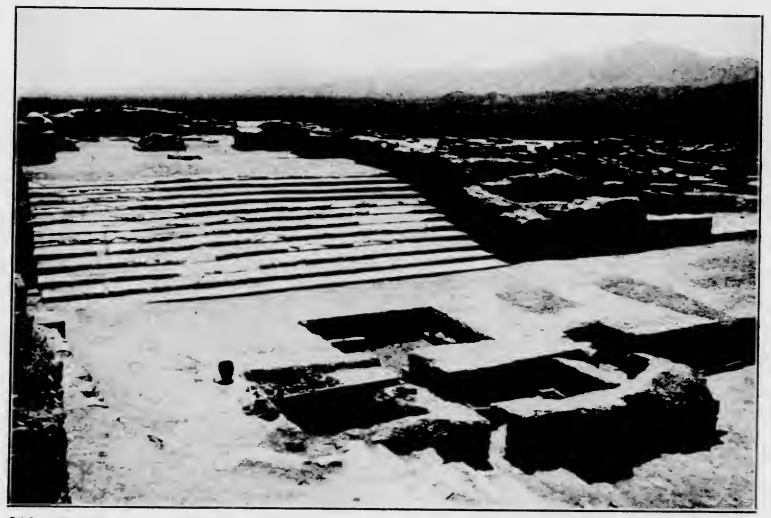


Abb. 92 · Palast von Phaistos · Kultbau des älteren Palastes vor dem Treppenaufgang zum jüngeren Palaste: S. 70

Die Weiterbildung der Sage[22]) und ihre Zusammenfassung im Epos gehört der ionischen Periode des griechischen Heldengesanges an, deren Bedeutung in der Entwicklung der Volksepik ich hier im einzelnen nicht verfolgen kann. Als das wichtigste Ergebnis dieser Entwicklung betone ich hier nur die Umbildung der älteren grandiosen, aber auch vielfach gewalttätigen und selbst rohen Sagenform im Sinne einer humaneren, milderen Lebensanschauung, die das Grausige abschwächt und in das Bild harter Not und strenger Sitte die Züge einer heiteren Lebensfreude einmischt. ‚Die kriegerische Leidenschaft tritt zurück; neben der ungestümen Kraft des reckenhaften Helden erobert sich geistige Einsicht und Lebenserfahrung ihren Platz' (Ed. Meyer S. 401). Und die von Schlachtruf und dem Gestöhn der Sterbenden widerhallende Kriegssymphonie der Ilias klingt versöhnend aus in der aner-

Abb. 93 · Bank und Bad im Palast von Phaistos

kanntermaßen jungen Komposition der Leichenspiele und der Lösung von Hektors Leiche, die eine organische Fortsetzung und den notwendigen Abschluß der Haupthandlung schafft und zu den wertvollsten Schöpfungen des Dichters der Epopöe gehört.[23]) Der Verfall der alten Heldensage aber wird durch nichts deutlicher karakterisiert, als durch das Eindringen einzelner rein märchenhafter Züge, z. B. der Entrückung von Sarpedons Leichnam nach Lykien (*Π*), der wunderbaren Rettung des Aeneas (*E*), vor allem der Geschichte vom hölzernen Pferde, das bei der Eroberung Trojas die entscheidende Rolle spielt.[24]) Für den Dichter der Ilias steht die Erzählung von der Zerstörung Trojas außerhalb des poetischen Ideenkreises; stofflich aber hängt sie aufs engste mit der troischen Sage zusammen und darf in ihrem Kern jedenfalls aus ihr nicht ausgelöst werden. Die märchenhafte Gestaltung aber, die sie in der jüngeren *Ἰλίου πέρσις* gewonnen hat, werden wir als ein echtes Erzeugnis ionischer Dichterphantasie ansehen müssen. (Vgl. Cauer² S. 208/9.)

So hat uns auch die sagengeschichtliche Untersuchung der homerischen Ilias gleichwie die Betrachtung der homerischen Sprache dahin geführt, in der Entwicklungsgeschichte der griechischen Volkssage die drei Perioden einer thessalischen, peloponnesischen und kleinasiatisch-ionischen Sage voneinander zu scheiden und dementsprechend die Wanderung des epischen Gesanges auf den Weg von Thessalien über den Peloponnes (und Attika) nach Ionien festzulegen. Den Schlußstein des Beweises aber gibt uns die Tatsache, daß diese Wanderung der griechischen Volkssage und Volksepik mit dem Zuge der griechischen Stämme und der Entwicklung der griechischen Kultur völlig übereinkommt. Und die schlagendsten Parallelen bietet uns die Wanderung des serbischen Heldengesanges, der die deutlichen Spuren eines ungar-serbischen Durchgangsstadiums bewahrt hat; der großrussischen Bylinen, die, in Südrußland um Kiev und Novgorod entstanden, heute am Onegasee und in Sibirien gesungen werden; des Rolandsliedes, das die Taten fränkischer Helden mit germanischen Namen, germanische Sitten und Kulturzustände schildert[25]); der germanischen Sagenwelt, in der das Branden der Nordsee uns aus dem oberdeutschen Gudrunepos und aus der Hildesage der jüngeren Snorra-Edda entgegenklingt, in der die im 5. Jh. in Rheinfranken vollzogene Verbindung des Sigfridmythos mit der historischen Burgundensage schon vor dem 8./9. Jh. sowohl zu den Sachsen und von ihnen in den skandinavischen Norden (Edda), als auch in den Südosten nach Bayern und Oesterreich gewandert ist (Nibelungenlied).[26])

* * *

Bei dieser Entwicklung des Volksgesanges nun war es eine naheliegende Annahme, daß die epische Dichtung der Griechen auch in der Zusammenfassung der Epopöe noch die Spuren ihres Werdeganges bewahrt habe und daß sich die Zeichen der Kulturstufen in den verschiedenen Entwicklungsphasen des Gesanges im einzelnen noch nachweisen lassen müßten. Der Versuch indessen, diese Entwicklungsstufen in Schichtungen und Erweiterungen des Epos aufzudecken (besonders durch Robert), hat nach unseren früheren prinzipiellen Erörterungen mit einem Fiasko enden müssen. Bezeichnend hierfür ist besonders die Verwertung der von Reichel (s. S. 100) festgestellten Tatsache, daß es in der Ilias zwei Arten von Bewaffnung gibt, die eine mit einem großen, über der Schulter getragenen, den Körper deckenden Turmschilde, die andere mit einem kleinen, an einem Schultergehenk getragenen oder an einem Handgriff gehaltenen Rundschilde und Panzerwams oder Plattenpanzer.[27]) Aber wenn Reichel und nach ihm Robert die Ausrüstung mit dem Turmschilde ausschließlich der älteren mykenischen Periode, die mit dem Rundschilde ausschließlich der jüngeren ionischen Periode zuweisen und nach dem Vorkommen der verschiedenen Bewaffnungen ältere und jüngere Teile des Epos unterscheiden, so widerspricht dem schon die offenkundige Tatsache, daß typische Figuren wie der Telamonier Aias überall gleichmäßig in typischer Bewaffnung erscheinen. Eine gefährliche Klippe ist die *Διομήδους ἀριστεία* (E), wo nach Robert[27a]) einer durchweg ‚mykenischen' Bewaffnung zahlreiche festsitzende Ionismen gegenüberstehen. Der Schluß aber, den Robert daraus gezogen hat, daß dieser Gesang niemals ‚äolisch' gewesen, sondern ‚von vornherein in einer aus äolischen und ionischen Elementen gemischten Kunstsprache und ohne jede Rücksicht auf die sprachlichen Gesetze des ältesten epischen Stiles verfaßt ist, ohne Zweifel von einem Jonier', gilt für die ganze Ilias, die ‚auch in ihrem Grundstocke kein so altertümliches Gedicht ist, wie man früher angenommen hat' (Cauer, Grundfragen² S. 272). Und nicht nur die Schlußfolgerung, sondern auch die Prämisse ist falsch, da mehrfach auf Fundstücken der jüngeren mykenischen Zeit der ‚ionische' Rundschild abgebildet ist (vgl. Abb. 13, 37, 47). Desgleichen sind in den spätmykenischen Fundschichten der diktäischen Zeusgrotte auf Kreta kleine Votivschilde in Rundform gefunden worden (Annual B S A VI S. 109); und auch die ‚Schardana'-Söldner in ägyptischen Diensten führen in ihrer ‚mykenischen' Bewaffnung den Rundschild.[27b])

Wir haben, ‚wie die Tatsachen liegen, nicht nur gar kein Recht, homerische und mykenische Kultur zusammenzuwerfen, sondern im Gegenteil die Pflicht, sie sorgfältigst zu scheiden'. Dieser Behauptung Furtwänglers[28]) stimme ich rückhaltlos zu, soweit sie sich gegen die Hypothese richtet, daß homerische und mykenische Kultur auch nur in einzelnen Teilen des Epos sich decken. Die ‚homerische Kultur' ist vielmehr ein Gemisch von archaisch-konventionellen und modernsten Zügen, von typischen Ueberresten einer älteren Kultur, aus der auch die archaischen Sprachformeln des epischen Dialektes bewahrt worden sind, und unmittelbarer Anschauung des Lebens der Gegenwart, des ionischen Adelsstaates mit seiner höfischen Sitte und aristokratischen Gesellschaftsordnung.[28a]) Diese Mischbildung aber ist im einzelnen so schwer zu beurteilen, weil sich vielfach ein bewußtes Archaisieren des Dichters der Epopöe gar nicht verkennen läßt, obwohl es mehrfach bestritten worden ist. Hierher gehört vor allem das absichtliche Ignorieren des Schriftgebrauches, von der einzigen Stelle Z 168 f. abgesehen[29]), obwohl zur Abfassungszeit des Epos die phönizische Buchstabenschrift sicher schon von den ionischen Griechen rezipiert worden war (vgl. S. 11, 37). Dies Ignorieren ist um so auffälliger, als die mykenische Zeit bereits, wie wir heute wissen, nicht mehr schriftlos gewesen ist. Entsprechend dem mykenischen Gebrauche aber weiß das Epos nichts von einer Reiterei (in der epischen Handlung nur *K* 499 f., 513 f. und in zwei Gleichnissen *O* 679, *ε* 371): die homerischen Helden steigen nicht zu Pferde; *ἱππῆες* sind vielmehr die Wagenkämpfer, obwohl der Adelsstaat des Mittelalters ohne die adelige Ritterschaft gar nicht zu denken ist.[29a]) Trompetensignale im Kampfe sind dem Dichter zwar bekannt (Gleichnis *Σ* 219, Metapher *Φ* 388), werden in der Kampfhandlung aber nicht gebraucht.[29b]) Die fast ausschließliche Verwendung von Erzwaffen hält mit Bewußtsein das Bild einer Bronzezeit fest, während gelegentlich erwähnte eiserne Waffen auf die Zeit des Dichters deuten.[30]) Die Helden bei Homer kochen auch nicht, sondern braten nur; sie essen Fische nur in der äußersten Not (*δ* 368, *μ* 329 f.),

Abb. 94 · Saal mit Bänken (Triglyphendekoration) im Palast von Phaistos: S. 70

Abb. 93 · Bank und Bad im Palast von Phaistos

kanntermaßen jungen Komposition der Leichenspiele und der Lösung von Hektors Leiche, die eine organische Fortsetzung und den notwendigen Abschluß der Haupthandlung schafft und zu den wertvollsten Schöpfungen des Dichters der Epopöe gehört.[23]) Der Verfall der alten Heldensage aber wird durch nichts deutlicher karakterisiert, als durch das Eindringen einzelner rein märchenhafter Züge, z. B. der Entrückung von Sarpedons Leichnam nach Lykien (*Π*), der wunderbaren Rettung des Aeneas (*E*), vor allem der Geschichte vom hölzernen Pferde, das bei der Eroberung Trojas die entscheidende Rolle spielt.[24]) Für den Dichter der Ilias steht die Erzählung von der Zerstörung Trojas außerhalb des poetischen Ideenkreises; stofflich aber hängt sie aufs engste mit der troischen Sage zusammen und darf in ihrem Kern jedenfalls aus ihr nicht ausgelöst werden. Die märchenhafte Gestaltung aber, die sie in der jüngeren *Ἰλίου πέρσις* gewonnen hat, werden wir als ein echtes Erzeugnis ionischer Dichterphantasie ansehen müssen. (Vgl. Cauer[2] S. 208/9.)

So hat uns auch die sagengeschichtliche Untersuchung der homerischen Ilias gleichwie die Betrachtung der homerischen Sprache dahin geführt, in der Entwicklungsgeschichte der griechischen Volkssage die drei Perioden einer thessalischen, peloponnesischen und kleinasiatisch-ionischen Sage voneinander zu scheiden und dementsprechend die Wanderung des epischen Gesanges auf den Weg von Thessalien über den Peloponnes (und Attika) nach Jonien festzulegen. Den Schlußstein des Beweises aber gibt uns die Tatsache, daß diese Wanderung der griechischen Volkssage und Volksepik mit dem Zuge der griechischen Stämme und der Entwicklung der griechischen Kultur völlig übereinkommt. Und die schlagendsten Parallelen bietet uns die Wanderung des serbischen Heldengesanges, der die deutlichen Spuren eines ungar-serbischen Durchgangsstadiums bewahrt hat; der großrussischen Bylinen, die, in Südrußland um Kiew und Novgorod entstanden, heute am Onegasee und in Sibirien gesungen werden; des Rolandsliedes, das die Taten fränkischer Helden mit germanischen Namen, germanische Sitten und Kulturzustände schildert[25]); der germanischen Sagenwelt, in der das Branden der Nordsee uns aus dem oberdeutschen Gudrunepos und aus der Hildesage der jüngeren Snorra-Edda entgegenklingt, in der die im 5. Jh. in Rheinfranken vollzogene Verbindung des Sigfridmythos mit der historischen Burgundensage schon vor dem 8./9. Jh. sowohl zu den Sachsen und von ihnen in den skandinavischen Norden (Edda), als auch in den Südosten nach Bayern und Oesterreich gewandert ist (Nibelungenlied).[26])

* * *

Bei dieser Entwicklung des Volksgesanges nun war es eine naheliegende Annahme, daß die epische Dichtung der Griechen auch in der Zusammenfassung der Epopöe noch die Spuren ihres Werdeganges bewahrt habe und daß sich die Zeichen der Kulturstufen in den verschiedenen Entwicklungsphasen des Gesanges im einzelnen noch nachweisen lassen müßten. Der Versuch indessen, diese Entwicklungsstufen in Schichtungen und Erweiterungen des Epos aufzudecken (besonders durch Robert), hat nach unseren früheren prinzipiellen Erörterungen mit einem Fiasko enden müssen. Bezeichnend hierfür ist besonders die Verwertung der von Reichel (s. S. 100) festgestellten Tatsache, daß es in der Ilias zwei Arten von Bewaffnung gibt, die eine mit einem großen, über der Schulter getragenen, den Körper deckenden Turmschilde, die andere mit einem kleinen, an einem Schultergehenk getragenen oder an einem Handgriff gehaltenen Rundschilde und Panzerwams oder Plattenpanzer.[27]) Aber wenn Reichel und nach ihm Robert die Ausrüstung mit dem Turmschilde ausschließlich der älteren mykenischen Periode, die mit dem Rundschilde ausschließlich der jüngeren ionischen Periode zuweisen und nach dem Vorkommen der verschiedenen Bewaffnungen ältere und jüngere Teile des Epos unterscheiden, so widerspricht dem schon die offenkundige Tatsache, daß typische Figuren wie der Telamonier Aias überall gleichmäßig in typischer Bewaffnung erscheinen. Eine gefährliche Klippe ist die *Διομήδους ἀριστεία* (E), wo nach Robert[27a]) einer durchweg ‚mykenischen' Bewaffnung zahlreiche festsitzende Jonismen gegenüberstehen. Der Schluß aber, den Robert daraus gezogen hat, daß dieser Gesang niemals ‚äolisch' gewesen, sondern ‚von vornherein in einer aus äolischen und ionischen Elementen gemischten Kunstsprache und ohne jede Rücksicht auf die sprachlichen Gesetze des ältesten epischen Stiles verfaßt ist, ohne Zweifel von einem Jonier', gilt für die ganze Ilias, die ‚auch in ihrem Grundstocke kein so altertümliches Gedicht ist, wie man früher angenommen hat' (Cauer, Grundfragen[2] S. 272). Und nicht nur die Schlußfolgerung, sondern auch die Prämisse ist falsch, da mehrfach auf Fundstücken der jüngeren mykenischen Zeit der ‚ionische' Rundschild abgebildet ist (vgl. Abb. 13, 37, 47). Desgleichen sind in den spätmykenischen Fundschichten der diktäischen Zeusgrotte auf Kreta kleine Votivschilde in Rundform gefunden worden (Annual B S A VI S. 109); und auch die ‚Schardana'-Söldner in ägyptischen Diensten führen in ihrer ‚mykenischen' Bewaffnung den Rundschild.[27b])

Wir haben, ‚wie die Tatsachen liegen, nicht nur gar kein Recht, homerische und mykenische Kultur zusammenzuwerfen, sondern im Gegenteil die Pflicht, sie sorgfältigst zu scheiden'. Dieser Behauptung Furtwänglers[28]) stimme ich rückhaltlos zu, soweit sie sich gegen die Hypothese richtet, daß homerische und mykenische Kultur auch nur in einzelnen Teilen des Epos sich decken. Die ‚homerische Kultur' ist vielmehr ein Gemisch von archaisch-konventionellen und modernsten Zügen, von typischen Ueberresten einer älteren Kultur, aus der auch die archaischen Sprachformeln des epischen Dialektes bewahrt worden sind, und unmittelbarer Anschauung des Lebens der Gegenwart, des ionischen Adelsstaates mit seiner höfischen Sitte und aristokratischen Gesellschaftsordnung.[28a]) Diese Mischbildung aber ist im einzelnen so schwer zu beurteilen, weil sich vielfach ein bewußtes Archaisieren des Dichters der Epopöe gar nicht verkennen läßt, obwohl es mehrfach bestritten worden ist. Hierher gehört vor allem das absichtliche Ignorieren des Schriftgebrauches, von der einzigen Stelle Z 168 f. abgesehen[29]), obwohl zur Abfassungszeit des Epos die phönizische Buchstabenschrift sicher schon von den ionischen Griechen rezipiert worden war (vgl. S. 11, 37). Dies Ignorieren ist um so auffälliger, als die mykenische Zeit bereits, wie wir heute wissen, nicht mehr schriftlos gewesen ist. Entsprechend dem mykenischen Gebrauche aber weiß das Epos nichts von einer Reiterei (in der epischen Handlung nur *K* 499 f., 513 f. und in zwei Gleichnissen *O* 679, *ε* 371): die homerischen Helden steigen nicht zu Pferde; *ἱππῆες* sind vielmehr die Wagenkämpfer, obwohl der Adelsstaat des Mittelalters ohne die adelige Ritterschaft gar nicht zu denken ist.[29a]) Trompetensignale im Kampfe sind dem Dichter zwar bekannt (Gleichnis *Σ* 219, Metapher *Φ* 388), werden in der Kampfhandlung aber nicht gebraucht.[29b]) Die fast ausschließliche Verwendung von Erzwaffen hält mit Bewußtsein das Bild einer Bronzezeit fest, während gelegentlich erwähnte eiserne Waffen auf die Zeit des Dichters deuten.[30]) Die Helden bei Homer kochen auch nicht, sondern braten nur; sie essen Fische nur in der äußersten Not (*δ* 368, *μ* 329 f.),

Abb. 94 · Saal mit Bänken (Triglyphendekoration) im Palast von Phaistos: S. 70

wie auch die Mykenäer sie verschmähten (vgl. Tsountas-Manatt S. 69 und 334).[30a]) In den politischen Verhältnissen aber erscheint Argos mit strenger Konsequenz als die Kapitale von ganz Griechenland (vgl. das Kiev der großrussischen Bylinen): das Aufblühen anderer Festlandsstädte, wie Korinth, Megara, Chalkis, Eretria, das jedenfalls schon dem 9./8. Jh. angehört, die Eroberung des Peloponnes durch die

Abb. 95 · Skulpierter Vasendeckel aus Hagia Triada bei Phaistos (ungef. 1/2): S. 77, Anm. 69

Dorier, Thessaliens durch die Thessaler, ja selbst die Besiedelung der ionischen Heimat werden, einige Nachlässigkeiten oder jüngere Zusätze nicht gerechnet, vom Dichter mit voller Absichtlichkeit übersehen.[30b]) Ich halte darum auch den Versuch Tauers, Grundfragen[2] S. 257—305, durch eine Scheidung der Kulturschichten in den homerischen Epen zu einer Scheidung des älteren und jüngeren Bestandes der Dichtung vorzudringen, im ganzen genommen für unmethodisch und undurchführbar, weil es in vielen Fällen unmöglich ist, festzustellen, wo der Dichter unbewußt konventionelle Züge des Volksgesanges übernimmt und wo er sich mit Bewußtsein in eine ältere Kulturperiode zurückversetzt. Tauer hat sich zwar mit großer Entschiedenheit gegen die Annahme bewußten Archaisierens ausgesprochen, indem nach seiner Erklärung (S. 261 f.) ein unbewußtes Festhalten an dem konventionellen epischen Stile mit einem ebenso unbewußten Eindringen moderner Begriffe die sonderbare Zwitterbildung der ‚homerischen Kultur' erzeugt hat. Aber eine unbewußte Vermischung der Kulturstufen kann nur eine naive sein, wie in der finnischen und großrussischen Volksepik, die in den Aeußerlichkeiten das Bild modernen Lebens widerspiegelt. So bleibt von Tauer gerade die besondere Eigentümlichkeit der homerischen Schilderungen unerklärt, daß sie in einem nur äußerlichen Kompromiß vergangener und moderner Kultur gewisse karakteristische Züge der jüngeren Kulturstufe von sich fernhalten, während sie in den allgemeinen Grundlagen des religiösen, sozialen, politischen Lebens und auch in mancherlei Einzelheiten dieser jüngeren, ionischen Kultur entsprechen. Von Aeußerlichkeiten sei hier insbesondere noch die homerische Sitte der Totenverbrennung erwähnt, die das Epos allein anerkennt, während zur mykenischen Zeit nur die Beerdigung, im späteren Griechenland Beerdigung und Verbrennung der Leichen nebeneinander geübt wurden (vgl. S. 87).[31]) Der Grund des bewußten Archaisierens bei Homer ist darin gegeben, daß der Dichter, den Daten der Sage entsprechend, die Handlung seines Epos in eine heroische Frühzeit hineinversetzt (*E* 304, *M* 383, 449, *Y* 287), deren gewaltige Recken zur schwächlichen Gegenwart in einen greifbaren Gegensatz gebracht werden. Von jener Frühzeit aber sucht sich der Dichter eine poetische Vorstellung zurecht zu machen, indem er, nach konventionellen Zügen der epischen Ueberlieferung und nach subjektiven Erwägungen über das ihn umgebende Leben hinausgreifend, ein Bild einer einfacheren, roheren, aber auch in gewissem Sinne großartigeren Kultur konstruiert, das die Menschen jener Zeit auf eine höhere Stufe zu heben bestimmt ist. Dabei hat der Dichter teils nach richtiger Erkenntnis älteren Kulturstandes mit Absicht archaisiert, teils durch falsche geschichtliche Anschauungen zu falschen Verallgemeinerungen (Totenverbrennung!) sich verleiten lassen, teils aus mangelnder Erkenntnis unbewußt das Bild der eigenen Zeit in eine Urzeit übertragen und so, wirklich altes und vermeintlich altes und junges Kulturgut zusammenmischend, ein Gemälde einer ‚epischen Kultur' geschaffen, das in keiner Zeit reale Wirklichkeit gehabt hat. Das ‚historische Erklärungsprinzip' Tauers aber, das die ‚Kulturstufen' für eine Inhaltsanalyse der Epopöe fruchtbar machen wollte, hat völlig Schiffbruch gelitten.[31a])

Mykenischer Märchengesang · Die Odyssee

Dem Heldengesange der mykenischen Zeit steht eine Märchenepik zur Seite, die uns von den Irrfahrten eines Helden in fernen Meeren erzählt und von seiner Rückkehr ins Heimatland, wo er, unerkannt und im Bettlerkleide, die Gattin von argen Freiern bedrängt findet, die Freier erschlägt und mit der Gattin sich wieder vereinigt: die Odyssee. Ihr märchenhafter Karakter offenbart sich vor allem darin, daß die Odysseussage ohne historischen Hintergrund völlig zeitlos für sich steht: die Verknüpfung mit der troischen Sage ist rein äußerlich, erst unter dem übermächtigen Einflusse der Heldensage geschaffen, wie auch die Heldengestalt des Odysseus im troischen Sagenkreise zu dem Märchenhelden der Odyssee nur ganz äußerliche Beziehungen hat. Dieser zunächst zeitlosen Art der Sage entspricht es, daß die zwanzig Jahre der Abwesenheit des Helden an der Schönheit seiner Gattin Penelope machtlos vorübergegangen sind, wie auch der Held nach der Rückkehr in voller Jugendfrische wieder vor ihr steht. Die Verwandlung des Helden und die Verjüngung Penelopes (σ 187 f.) durch das Eingreifen der Athena sind späte, rationalistische Umdeutungen einer älteren, im einzelnen unkontrollierbaren Sagenform, die an dem Anachronismus keinen Anstoß genommen hatte. Das Volksmärchen kümmert sich ebensowenig um geographische Rücksichten, wie uns vor allem ein Vergleich mit dem finnischen Kalewala verdeutlichen kann. Auch die tatarische Epik bietet hierfür passende Analogien, während wir in den großrussischen Bylinen vornehmlich und den bulgarischen Markoliedern die Umbildung alter Heldensage zum Märchengesange verfolgen können.

wie auch die Mykenäer sie verschmähten (vgl. Tsountas-Manatt S. 69 und 334).[30a]) In den politischen Verhältnissen aber erscheint Argos mit strenger Konsequenz als die Kapitale von ganz Griechenland (vgl. das Kiev der großrussischen Bylinen): das Aufblühen anderer Festlandsstädte, wie Korinth, Megara, Chalkis, Eretria, das jedenfalls schon dem 9./8. Jh. angehört, die Eroberung des Peloponnes durch die

Abb. 95 · Skulpierter Vasendeckel aus Hagia Triada bei Phaistos (ungef. 1/2): S. 77, Anm. 69

Dorier, Thessaliens durch die Thessaler, ja selbst die Besiedelung der ionischen Heimat werden, einige Nachlässigkeiten oder jüngere Zusätze nicht gerechnet, vom Dichter mit voller Absichtlichkeit übersehen.[30b]) Ich halte darum auch den Versuch Tauers, Grundfragen[2] S. 257—305, durch eine Scheidung der Kulturschichten in den homerischen Epen zu einer Scheidung des älteren und jüngeren Bestandes der Dichtung vorzudringen, im ganzen genommen für unmethodisch und undurchführbar, weil es in vielen Fällen unmöglich ist, festzustellen, wo der Dichter unbewußt konventionelle Züge des Volksgesanges übernimmt und wo er sich mit Bewußtsein in eine ältere Kulturperiode zurückversetzt. Tauer hat sich zwar mit großer Entschiedenheit gegen die Annahme bewußten Archaisierens ausgesprochen, indem nach seiner Erklärung (S. 261 f.) ein unbewußtes Festhalten an dem konventionellen epischen Stile mit einem ebenso unbewußten Eindringen moderner Begriffe die sonderbare Zwitterbildung der ‚homerischen Kultur' erzeugt hat. Aber eine unbewußte Vermischung der Kulturstufen kann nur eine naive sein, wie in der finnischen und großrussischen Volksepik, die in den Aeußerlichkeiten das Bild modernen Lebens widerspiegelt. So bleibt von Tauer gerade die besondere Eigentümlichkeit der homerischen Schilderungen unerklärt, daß sie in einem nur äußerlichen Kompromiß vergangener und moderner Kultur gewisse karakteristische Züge der jüngeren Kulturstufe von sich fernhalten, während sie in den allgemeinen Grundlagen des religiösen, sozialen, politischen Lebens und auch in mancherlei Einzelheiten dieser jüngeren, ionischen Kultur entsprechen. Von Aeußerlichkeiten sei hier insbesondere noch die homerische Sitte der Totenverbrennung erwähnt, die das Epos allein anerkennt, während zur mykenischen Zeit nur die Beerdigung, im späteren Griechenland Beerdigung und Verbrennung der Leichen nebeneinander geübt wurden (vgl. S. 87).[31]) Der Grund des bewußten Archaisierens bei Homer ist darin gegeben, daß der Dichter, den Daten der Sage entsprechend, die Handlung seines Epos in eine heroische Frühzeit hineinversetzt (*E* 304, *M* 383, 449, *Y* 287), deren gewaltige Recken zur schwächlichen Gegenwart in einen greifbaren Gegensatz gebracht werden. Von jener Frühzeit aber sucht sich der Dichter eine poetische Vorstellung zurecht zu machen, indem er, nach konventionellen Zügen der epischen Ueberlieferung und nach subjektiven Erwägungen über das ihn umgebende Leben hinausgreifend, ein Bild einer einfacheren, roheren, aber auch in gewissem Sinne großartigeren Kultur konstruiert, das die Menschen jener Zeit auf eine höhere Stufe zu heben bestimmt ist. Dabei hat der Dichter teils nach richtiger Erkenntnis älteren Kulturstandes mit Absicht archaisiert, teils durch falsche geschichtliche Anschauungen zu falschen Verallgemeinerungen (Totenverbrennung!) sich verleiten lassen, teils aus mangelnder Erkenntnis unbewußt das Bild der eigenen Zeit in eine Urzeit übertragen und so, wirklich altes und vermeintlich altes und junges Kulturgut zusammenmischend, ein Gemälde einer ‚epischen Kultur' geschaffen, das in keiner Zeit reale Wirklichkeit gehabt hat. Das ‚historische Erklärungsprinzip' Tauers aber, das die ‚Kulturstufen' für eine Inhaltsanalyse der Epopöe fruchtbar machen wollte, hat völlig Schiffbruch gelitten.[31a])

Mykenischer Märchengesang · Die Odyssee

Dem Heldengesange der mykenischen Zeit steht eine Märchenepik zur Seite, die uns von den Irrfahrten eines Helden in fernen Meeren erzählt und von seiner Rückkehr ins Heimatland, wo er, unerkannt und im Bettlerkleide, die Gattin von argen Freiern bedrängt findet, die Freier erschlägt und mit der Gattin sich wieder vereinigt: die Odyssee. Ihr märchenhafter Karakter offenbart sich vor allem darin, daß die Odysseussage ohne historischen Hintergrund völlig zeitlos für sich steht: die Verknüpfung mit der troischen Sage ist rein äußerlich, erst unter dem übermächtigen Einflusse der Heldensage geschaffen, wie auch die Heldengestalt des Odysseus im troischen Sagenkreise zu dem Märchenhelden der Odyssee nur ganz äußerliche Beziehungen hat. Dieser zunächst zeitlosen Art der Sage entspricht es, daß die zwanzig Jahre der Abwesenheit des Helden an der Schönheit seiner Gattin Penelope machtlos vorübergegangen sind, wie auch der Held nach der Rückkehr in voller Jugendfrische wieder vor ihr steht. Die Verwandlung des Helden und die Verjüngung Penelopes (σ 187 f.) durch das Eingreifen der Athena sind späte, rationalistische Umdeutungen einer älteren, im einzelnen unkontrollierbaren Sagenform, die an dem Anachronismus keinen Anstoß genommen hatte. Das Volksmärchen kümmert sich ebensowenig um geographische Rücksichten, wie uns vor allem ein Vergleich mit dem finnischen Kalewala verdeutlichen kann. Auch die tatarische Epik bietet hierfür passende Analogien, während wir in den großrussischen Bylinen vornehmlich und den bulgarischen Markoliedern die Umbildung alter Heldensage zum Märchengesange verfolgen können.

Das Heldenlied ist hier das Primäre. Aber mit der Umwandlung der historischen Heldengestalten zu typischen Persönlichkeiten, mit dem Schwinden der Erinnerung an ihre Taten und der Einmischung fremdartiger Züge verblaßt auch der heldenhafte Karakter der Sage, und in der Weiterentwicklung verflüchtigen sich die Gestalten der Helden zu Märchenfiguren ohne Fleisch und Blut. Die märchenhafte Odysseussage aber muß, gleichwie die heroische Trojasage, in ihrem Kerne auf die mykenische Zeit zurückführen; und zwar müssen wir uns das Odysseusepos gleichwie den Heldengesang der Ilias aus älteren Einzelgesängen entsprossen denken, die ihre Wurzeln in der

Abb. 96 · Stilisierte Wandmalerei aus Hagia Triada bei Phaistos (sehr verkleinert): S. 77

mykenischen Zeit haben. Das beweisen uns vor allem die kulturellen Schilderungen von Ilias und Odyssee, deren wesentliche Uebereinstimmung bei der gänzlichen Verschiedenheit der Sagenstoffe nur gezwungen durch die Einwirkung altepischer Tradition auf ein aus prosaischem Rohstoff neugestaltetes Märchen erklärt werden könnte. Von Einzelheiten dieser gleichförmigen ‚homerischen Kultur' erwähne ich hier die in beiden Epen gleiche Bewaffnung der Helden. Die Uebereinstimmung erstreckt sich auch auf geographische Dinge, da in beiden das geographische Bild des Peloponnes nur die älteren vordorischen Städte (Mykenä, Argos, Sparta, Ephyra, Pylos, Pherä) kennt. Nach der Anschauung beider Epen werden die Meere noch von Sidon beherrscht, nicht schon von Tyros (Sôr), das Sidon jedenfalls vor dem 10. Jh. v. Chr. überflügelt hat (δ 84, 618 = ο 118, ν 285, Ζ 290/1, Ψ 743). Hauptstadt Aegyptens aber ist noch das ältere Theben (XVIII./XX. Dynastie, der mykenischen Periode Griechenlands gleichzeitig: vgl. δ 126, l 381).[31b])

Auf dieser Anschauung beruht auch Dörpfelds vielbesprochene Leukas-Ithaka-Hypothese, welche die Uebereinstimmung der geographischen Schilderungen in der Odyssee mit den Zuständen einer früheren Zeit behauptet. Dörpfeld ist damit in die Fußstapfen von Partsch getreten, der gegen Herchers Skeptizismus zuerst wieder die Ortskenntnis Homers mit Entschiedenheit verfochten hatte.[32]) Nach Dörpfeld soll die Schilderung des Inselreiches des Odysseus mit Ithaka, Dulichion, Same und Zakynthos, die der geographischen Lage der später so benannten Inseln widerspreche, aus einer Namensvertauschung dieser Inseln Ithaka > später Leukas, Dulichion > später Kephallenia, Same > später Ithaka, Zakynthos = Zakynthos sich erklären, einer Namensübertragung, die durch eine Wanderung der von den Doriern vertriebenen älteren Bevölkerung der Inseln veranlaßt wäre. Die epische Schilderung des ithakesischen Reiches repräsentiere danach den politischen Bestand und die Namengebung der mykenischen Epoche; die Anschauung einer jüngeren Zeit dagegen komme in der genauen Beschreibung des Schiffskatalogs (B 631 f.) zum Ausdruck, wonach die von Odysseus geführten ‚hochherzigen Kephallenen' (vgl. ω 355, 378, 429, ν 210, Δ 330) die Inseln Ithaka und Neritos (d. i. nach ι 22, ν 351 der Berg Ithakas), Krokyleia und Aigilips, Zakynthos und Samos bewohnten, während Dulichion zum Reiche des Meges, des Herrn der Echinaden, gehörte. In der Tat, wenn man das heutige Ithaka und Zakynthos mit den alten Namen belegt, Kephallenia mit dem homerischen Dulichion oder Same zusammenbringt[32a]), so fehlt die 4. Insel, die nach der Zahl der Freier schwerlich unter den winzigen echinadischen Inseln gesucht werden dürfte. So schien auch mir früher die Einbeziehung von Leukas in das mykenische Reich des Odysseus unter der Annahme einer späteren Namensverwechselung eine hohe Wahrscheinlichkeit zu beanspruchen. Denn nach der

ausführlichen Schilderung jenes Reiches ι 21 f. könnte man die Insel (Ithaka), die ‚niedrig als äußerste im Meere liegt gen Abend', auf Leukas deuten, dessen Kennzeichen für den von Norden (von den Phäaken) heransegelnden Küstenfahrer eine bewaldete Bergkuppe d. i. nach Dörpfeld das Neriton sein soll[33]): die schroffen, im Sonnenlichte weiß schimmernden Felsklippen (davon der spätere Name) an der Westküste, wo eine Landung ausgeschlossen ist, seien noch unsichtbar. Hierzu stimme φ 347, wo die Inseln πρὸς Ἠλίδος ἱπποβότοιο (‚die nach dem Peloponnes hin liegen') zusammen mit Ithaka (= Leukas) das Reich des Odysseus bilden; ferner ν 187 mit ξ 100 und ν 210, wo eine Verbindung der Insel mit dem Festlande durch eine Fähre bezeugt sei, die für das heutige, 35 Kilometer vom Festlande entfernte Ithaka unglaublich wäre; vor allem ξ 335 f., wo das Schiff der nordischen Thesproter, das nach Dulichion (= Kephallenia) fahren soll, seinen Weg über Ithaka nimmt: denn für das ‚weizenreiche' Dulichion, das nach π 247 nicht weniger als 52 Freier stellte (aus Same 24, aus Zakynthos 20), sei doch die Identifikation mit der größten Insel jener Gruppe gesichert. Die ‚famose' Insel Asteris mit dem Doppelhafen endlich (δ 864) soll nach Dörpfelds Anschauung das heutige Arkudi sein, das dominierend im Sunde zwischen Leukas und Ithaka-Kephallenia liegt.[34]) Heute kann ich die Leukas-Ithaka-Hypothese nur als eine Verirrung betrachten, die Dörpfeld vergeblich durch Ausgrabungen auf Leukas zu stützen gesucht hat: nicht viel mehr als ein paar mykenische Scherben, Ueberreste einer Wasserleitung und Grundmauern eines größeren Gebäudes sind dabei gefunden worden, in denen man beweislos den Odysseuspalast hat wiedererkennen wollen, obwohl nach dem märchenhaften Karakter der Odysseussage nicht einmal die reale Existenz jenes Palastes wahrscheinlich ist. Wenn aber Dörpfeld nachzuweisen suchte, daß die homerische Ortsschilderung nur für Leukas zutreffe, so steht dem das Urteil der gewiegtesten Kenner der ionischen Inseln gegenüber, wonach die Angaben des Epos auf Ithaka durchweg ihre Bestätigung finden, während für Leukas sich die schwerwiegendsten Differenzen ergeben.[35]) Dabei wird die Stadt des Odysseus im Nordwesten von Ithaka an der halbrunden Polisbucht angenommen, d. i. im äußersten Nordwesten seines Reiches, wodurch die homerische Schilderung der Insellage in Ordnung kommt; das Inselchen Asteris aber wird passend mit dem niedrigen Felseneilande Daskálio (97×32 m)

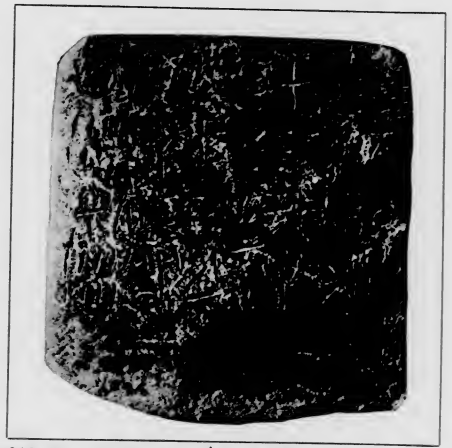


Abb. 97 · Schrifttafel aus Hagia Triada bei Phaistos (wenig verkleinert): S. 72

im Sunde zwischen Ithaka und Kephallenia gleichgesetzt.[36]) Allerdings hat man den festen Beweis erbringen können, daß Leukas im frühesten Altertum eine Insel gewesen ist. Doch hat man nicht bewiesen, daß nicht schon zur Zeit Homers die Insel sich in eine Halbinsel gewandelt hatte, wofür sie seit dem Beginne unserer literarischen Ueberlieferung gegolten hat. Für die Identität Ithakas aber ist die Frage bedeutungslos, weil auch eine Halbinsel, die den Eindruck einer Insel machte, im Sprachgebrauche Homers als eine Insel hätte bezeichnet werden können. Viel wichtiger ist die Feststellung, daß noch seit der römischen Zeit das Meer um Leukas durch Bodensenkung etwa 3—4 m

Das Heldenlied ist hier das Primäre. Aber mit der Umwandlung der historischen Heldengestalten zu typischen Persönlichkeiten, mit dem Schwinden der Erinnerung an ihre Taten und der Einmischung fremdartiger Züge verblaßt auch der heldenhafte Karakter der Sage, und in der Weiterentwicklung verflüchtigen sich die Gestalten der Helden zu Märchenfiguren ohne Fleisch und Blut. Die märchenhafte Odysseussage aber muß, gleichwie die heroische Trojasage, in ihrem Kerne auf die mykenische Zeit zurückführen; und zwar müssen wir uns das Odysseusepos gleichwie den Heldengesang der Ilias aus älteren Einzelgesängen entsprossen denken, die ihre Wurzeln in der

Abb. 96 · Stilisierte Wandmalerei aus Hagia Triada bei Phaistos (sehr verkleinert): S. 77

mykenischen Zeit haben. Das beweisen uns vor allem die kulturellen Schilderungen von Ilias und Odyssee, deren wesentliche Uebereinstimmung bei der gänzlichen Verschiedenheit der Sagenstoffe nur gezwungen durch die Einwirkung altepischer Tradition auf ein aus prosaischem Rohstoff neugestaltetes Märchen erklärt werden könnte. Von Einzelheiten dieser gleichförmigen ‚homerischen Kultur' erwähne ich hier die in beiden Epen gleiche Bewaffnung der Helden. Die Uebereinstimmung erstreckt sich auch auf geographische Dinge, da in beiden das geographische Bild des Peloponnes nur die älteren vordorischen Städte (Mykenä, Argos, Sparta, Ephyra, Pylos, Pherä) kennt. Nach der Anschauung beider Epen werden die Meere noch von Sidon beherrscht, nicht schon von Tyros (Sôr), das Sidon jedenfalls vor dem 10. Jh. v. Chr. überflügelt hat (δ 84, 618 = ο 118, ν 285, Ζ 290/1, Ψ 743). Hauptstadt Aegyptens aber ist noch das ältere Theben (XVIII./XX. Dynastie, der mykenischen Periode Griechenlands gleichzeitig: vgl. δ 126, l 381).[31b])

Auf dieser Anschauung beruht auch Dörpfelds vielbesprochene Leukas-Ithaka-Hypothese, welche die Uebereinstimmung der geographischen Schilderungen in der Odyssee mit den Zuständen einer früheren Zeit behauptet. Dörpfeld ist damit in die Fußstapfen von Partsch getreten, der gegen Herchers Skeptizismus zuerst wieder die Ortskenntnis Homers mit Entschiedenheit verfochten hatte.[32]) Nach Dörpfeld soll die Schilderung des Inselreiches des Odysseus mit Ithaka, Dulichion, Same und Zakynthos, die der geographischen Lage der später so benannten Inseln widerspreche, aus einer Namensvertauschung dieser Inseln Ithaka > später Leukas, Dulichion > später Kephallenia, Same > später Ithaka, Zakynthos = Zakynthos sich erklären, einer Namensübertragung, die durch eine Wanderung der von den Doriern vertriebenen älteren Bevölkerung der Inseln veranlaßt wäre. Die epische Schilderung des ithakesischen Reiches repräsentiere danach den politischen Bestand und die Namengebung der mykenischen Epoche; die Anschauung einer jüngeren Zeit dagegen komme in der genauen Beschreibung des Schiffskatalogs (B 631 f.) zum Ausdruck, wonach die von Odysseus geführten ‚hochherzigen Kephallenen' (vgl. ω 355, 378, 429, ν 210, Δ 330) die Inseln Ithaka und Neritos (d. i. nach ι 22, ν 351 der Berg Ithakas), Krokyleia und Aigilips, Zakynthos und Samos bewohnten, während Dulichion zum Reiche des Meges, des Herrn der Echinaden, gehörte. In der Tat, wenn man das heutige Ithaka und Zakynthos mit den alten Namen belegt, Kephallenia mit dem homerischen Dulichion oder Same zusammenbringt[32a]), so fehlt die 4. Insel, die nach der Zahl der Freier schwerlich unter den winzigen echinadischen Inseln gesucht werden dürfte. So schien auch mir früher die Einbeziehung von Leukas in das mykenische Reich des Odysseus unter der Annahme einer späteren Namensverwechselung eine hohe Wahrscheinlichkeit zu beanspruchen. Denn nach der

ausführlichen Schilderung jenes Reiches ι 21 f. könnte man die Insel (Ithaka), die ‚niedrig als äußerste im Meere liegt gen Abend', auf Leukas deuten, dessen Kennzeichen für den von Norden (von den Phäaken) heransegelnden Küstenfahrer eine bewaldete Bergkuppe d. i. nach Dörpfeld das Neriton sein soll[33]): die schroffen, im Sonnenlichte weiß schimmernden Felsklippen (davon der spätere Name) an der Westküste, wo eine Landung ausgeschlossen ist, seien noch unsichtbar. Hierzu stimme φ 347, wo die Inseln πρὸς Ἠλίδος ἱπποβότοιο (‚die nach dem Peloponnes hin liegen') zusammen mit Ithaka (= Leukas) das Reich des Odysseus bilden; ferner ν 187 mit ξ 100 und ν 210, wo eine Verbindung der Insel mit dem Festlande durch eine Fähre bezeugt sei, die für das heutige, 35 Kilometer vom Festlande entfernte Ithaka unglaublich wäre; vor allem ξ 335 f., wo das Schiff der nordischen Thesproter, das nach Dulichion (= Kephallenia) fahren soll, seinen Weg über Ithaka nimmt: denn für das ‚weizenreiche' Dulichion, das nach π 247 nicht weniger als 52 Freier stellte (aus Same 24, aus Zakynthos 20), sei doch die Identifikation mit der größten Insel jener Gruppe gesichert. Die ‚famose' Insel Asteris mit dem Doppelhafen endlich (δ 864) soll nach Dörpfelds Anschauung das heutige Arkudi sein, das dominierend im Sunde zwischen Leukas und Ithaka-Kephallenia liegt.[34])

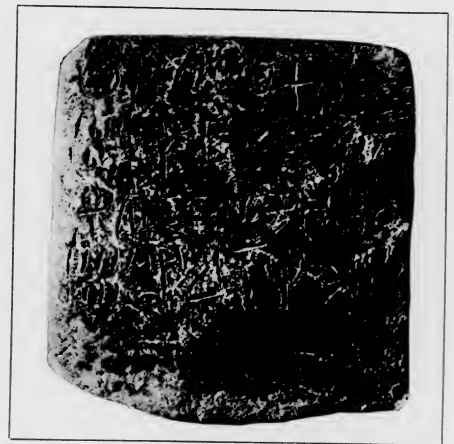


Abb. 97 · Schrifttafel aus Hagia Triada bei Phaistos (wenig verkleinert): S. 72

Heute kann ich die Leukas-Ithaka-Hypothese nur als eine Verirrung betrachten, die Dörpfeld vergeblich durch Ausgrabungen auf Leukas zu stützen gesucht hat: nicht viel mehr als ein paar mykenische Scherben, Ueberreste einer Wasserleitung und Grundmauern eines größeren Gebäudes sind dabei gefunden worden, in denen man beweislos den Odysseuspalast hat wiedererkennen wollen, obwohl nach dem märchenhaften Karakter der Odysseussage nicht einmal die reale Existenz jenes Palastes wahrscheinlich ist. Wenn aber Dörpfeld nachzuweisen suchte, daß die homerische Ortsschilderung nur für Leukas zutreffe, so steht dem das Urteil der gewiegtesten Kenner der ionischen Inseln gegenüber, wonach die Angaben des Epos auf Ithaka durchweg ihre Bestätigung finden, während für Leukas sich die schwerwiegendsten Differenzen ergeben.[35]) Dabei wird die Stadt des Odysseus im Nordwesten von Ithaka an der halbrunden Polisbucht angenommen, d. i. im äußersten Nordwesten seines Reiches, wodurch die homerische Schilderung der Insellage in Ordnung kommt; das Inselchen Asteris aber wird passend mit dem niedrigen Felseneilande Daskálio (97×32 m) im Sunde zwischen Ithaka und Kephallenia gleichgesetzt.[36]) Allerdings hat man den festen Beweis erbringen können, daß Leukas im frühesten Altertum eine Insel gewesen ist. Doch hat man nicht bewiesen, daß nicht schon zur Zeit Homers die Insel sich in eine Halbinsel gewandelt hatte, wofür sie seit dem Beginne unserer literarischen Ueberlieferung gegolten hat. Für die Identität Ithakas aber ist die Frage bedeutungslos, weil auch eine Halbinsel, die den Eindruck einer Insel machte, im Sprachgebrauche Homers als eine Insel hätte bezeichnet werden können. Viel wichtiger ist die Feststellung, daß noch seit der römischen Zeit das Meer um Leukas durch Bodensenkung etwa 3—4 m

gestiegen ist, wodurch auch die Felswarte Daskalio für die Zwecke der Freier geeigneter erscheint.[36a]) Es mag dahingestellt bleiben, wo man das homerische Dulichion und Same, die ‚Fähre' nach Ithaka und den *δῆμος Κεφαλλήνων* ansetzen will[36b]) und wie man gewisse Einzelheiten der Landschaftsschilderung mit der Wirklichkeit in Einklang bringen will. Sicher hatte der Dichter, wie Rothe[36c]) öfters betont hat, das Recht, auch eine genau ihm bekannte Oertlichkeit nach den Bedürfnissen der Handlung zu gestalten und selbst gewisse Züge darin (Asteris?) zu erfinden. Im allgemeinen nämlich schildert Homer als Dichter typische Landschaftsbilder, wie sie nach der Gesamtnatur des griechischen Landes vor seiner Seele stehen. Um so weniger werden wir in einer Märchendichtung peinliche Uebereinstimmung der Ortsschilderung mit der Wirklichkeit erwarten dürfen, zumal der ionische Dichter der Odyssee die Schilderung von Ithaka und seiner Umgebung vielleicht nur nach Andeutungen älterer Lieder konstruiert hat.[36d])

* * *

Widerspruchsvoll, wie die Schilderung des ithakesischen Reiches, ist auch die geographische Bestimmung der Irrfahrten des Odysseus, deren Etappen von den Gelehrten des Altertums zumeist im Westen gesucht worden sind.[36e]) In der Tat weist die Erzählung des Odysseus von den Lotophagen, den Kyklopen, der Kalypsoinsel unzweifelhaft in die westlichen Gebiete. Denn Odysseus, der das Vorgebirge Maleia umschiffen will, wird durch den Nordwind von Kythera fernab getrieben (ι 80 f.); für die Rückfahrt von der Kalypsoinsel zu den Phäaken erhält er die Weisung, stets ostwärts zu segeln (ε 276 f.); von dem schwimmenden Eilande des Aiolos wird er mit dem Hauche des Westwindes zur Heimat gebracht (κ 25). Auch die Insel der Kirke liegt nach κ 507 (im Widerspruch mit μ 3 f.) ganz sicher im Südwestmeere. Denn Odysseus soll durch den Nordostwind (Boreas) von hier an die Grenzen des Ozeans bis zu den Hainen der Persephoneia geführt werden, wo der Eingang in des Hades moderdumpfiges Haus ist: wenn der Irrfahrer in den nordöstlichen Regionen sich befände, so müßte er durch den Boreas nach Griechenland zurückgetragen werden.[37]) Auch als man auf der Heimfahrt von der Kirkeinsel auf Thrinakia angelegt hat, wird die Weiterreise einen ganzen Monat durch den herrschenden Ost- und Südwind aufgehalten (μ 326): man erwartet also zu günstiger Fahrt den Westwind, da der Nordwind nach κ 507 ausgeschlossen ist. Endlich ist hier auf die Kenntnis Sikaniens (ω 307) und der Sikeler (υ 383, ω 211, 366, 389), die Erwähnung der unteritalischen Städte Temese (α 184) und Alybas (= Metapont: ω 304) zu verweisen, wenn auch v. Wilamowitz-Moellendorff diese Dinge einer jungen Schlußredaktion der Odyssee zugeteilt hat.

Zu den Wohnungen und Tanzplätzen der am frühen Morgen geborenen Eos hingegen führt uns die Schilderung der Kirkeinsel *Aiaiē* in μ 3 f. Gestützt hierauf hat v. Wilamowitz-Moellendorff (S. 163 f.) mit dem Pergamener Krates die Irrfahrten des Odysseus in ihrer ursprünglichen Gestalt im griechischen Nordosten lokalisiert, indem er die Kalypsoepisode als eine jüngere Verdoppelung der Kirkeepisode betrachtet.[38]) Auch hat die Odyssee bereits von den an der Nordküste des Pontus wohnenden Kimmeriern Kunde, die ‚am Ende des Okeanos hausend von Nacht und Nebel bedeckt niemals den Strahl der leuchtenden Sonne schauen' (λ 14 f., vgl. die Polarnächte).[38a]) Dementsprechend gilt diese Irrfahrt des Odysseus einigen neueren Homerforschern als der sagenhafte Ausdruck der ionischen Handels- und Kolonisationszüge, die vom 8. Jh. an vornehmlich das Ostmeer bis zu den Ufern des Pontus in den Bereich des griechischen Einflusses einbezogen haben. Wenn auch die historischen Ueberlieferungen über den Beginn dieser Fahrten höchst unsicher sind, so kannte doch schon die Aithiopis die Insel Leuke, die im Norden des Schwarzen Meeres der Donaumündung gegenüber liegt: ein Beweis, daß die milesischen Ansiedelungen in diesen Gebieten keinesfalls über die Mitte des 7. Jhs. hinabgerückt werden dürfen (Ed. Meyer S. 452).

Der evidente Widerspruch zwischen diesen geographischen Angaben nun ist durch die Annahme eines bloßen Mißverständnisses (Christ[6] S. 40) nicht zu überbrücken. Wir müssen uns deshalb entscheiden, ob wir, einer kritischen Analyse

folgend, die Ostfahrt des Odysseus als das primäre Element der Sage betrachten wollen, dem die Westfahrten in einer sekundären Entwicklung erst angegliedert worden wären, nachdem die Küsten des Westmeeres durch die chalkidisch-korinthische Kolonisation Ende des 8. Jhs. v. Chr. in den Gesichtskreis der Hellenen getreten waren: so v. Wilamowitz-Moellendorff, dem der älteste Nostos wie die Telemachie als ein kleinasiatisches Gedicht, die vorliegende Bearbeitung der Odyssee als ein Erzeugnis des Kulturkreises von Korinth oder allenfalls von Euböa erscheint. Oder

Abb. 98 · Eingangsrampe zum Palast von Hagia Triada bei Phaistos: S. 71

ob wir, von der Westfahrt ausgehend, die Einbeziehung des östlichen Meeres einer jüngeren Sagengestalt zuschreiben wollen, die unter dem Einflusse der Kolonisation des Schwarzen Meeres im kleinasiatischen Jonien entstanden wäre: dann wäre der Kern der Wandersage bereits in älterer Zeit im Kulturkreise des festländischen Griechenlands geschaffen worden und die Sage von hier nach Kleinasien gewandert, wo sie im Geiste der ionischen Griechen umgestaltet und somit später erst zu einem Abbilde des ionischen Lebens geworden wäre.[39]) Die Entscheidung wird — abgesehen von allgemeinen Erwägungen über den Ursprung der griechischen Sage im Mutterlande — im Sinne der letzteren Annahme schon dadurch gegeben, daß die Gestalten der Odysseussage sowohl, wie der Agamemnonsage im Peloponnes festsitzen.[40]) Die heroisierte Gestalt des Odysseus ist in Sparta (Plutarch: Aetia Graeca 48) und in Arkadien heimisch. U. a. soll nach Pausanias VIII 14. 4 Odysseus hier in Pheneos ein Heiligtum der Artemis Heurippa gegründet und ein Erzbild des Poseidon (Hippios) geweiht haben, der im Peloponnes kultlich mehrfach mit Artemis verbunden erscheint. Dieser Beziehung zu Poseidon an einem Orte des Binnenlandes entspricht die Weisung an Odysseus λ 121 f., dem Poseidon dort einen Kult zu gründen, wo die Menschen das Meer nicht kennen und das schöngeglättete Ruder für eine Schaufel halten: eine alte ätiologische Legende. Nach Arkadien gehört ebenfalls die Figur der Penelope, die nach Herodot II 145 im Glauben der Griechen von Hermes Mutter des Pan und nach Pausanias VIII 12. 3 bei Mantinea begraben war. Penelopes Vater Ikarios begegnen wir in Lakonien und Messenien (vgl. Seeck S. 267 f., Ed. Meyer S. 104 und oben S. 114). Wie sollten nun heroische Gestalten, die im Peloponnes beheimatet sind, bei den kleinasiatischen Joniern zu Trägern einer Märchensage geworden sein, wenn

gestiegen ist, wodurch auch die Felswarte Daskalio für die Zwecke der Freier geeigneter erscheint.[36a]) Es mag dahingestellt bleiben, wo man das homerische Dulichion und Same, die ‚Fähre' nach Ithaka und den δῆμος Κεφαλλήνων ansetzen will[36b]) und wie man gewisse Einzelheiten der Landschaftsschilderung mit der Wirklichkeit in Einklang bringen will. Sicher hatte der Dichter, wie Rothe[36c]) öfters betont hat, das Recht, auch eine genau ihm bekannte Oertlichkeit nach den Bedürfnissen der Handlung zu gestalten und selbst gewisse Züge darin (Asteris?) zu erfinden. Im allgemeinen nämlich schildert Homer als Dichter typische Landschaftsbilder, wie sie nach der Gesamtnatur des griechischen Landes vor seiner Seele stehen. Um so weniger werden wir in einer Märchendichtung peinliche Uebereinstimmung der Ortsschilderung mit der Wirklichkeit erwarten dürfen, zumal der ionische Dichter der Odyssee die Schilderung von Ithaka und seiner Umgebung vielleicht nur nach Andeutungen älterer Lieder konstruiert hat.[36d])

* * *

Widerspruchsvoll, wie die Schilderung des ithakesischen Reiches, ist auch die geographische Bestimmung der Irrfahrten des Odysseus, deren Etappen von den Gelehrten des Altertums zumeist im Westen gesucht worden sind.[36e]) In der Tat weist die Erzählung des Odysseus von den Lotophagen, den Kyklopen, der Kalypsoinsel unzweifelhaft in die westlichen Gebiete. Denn Odysseus, der das Vorgebirge Maleia umschiffen will, wird durch den Nordwind von Kythera fernab getrieben (ι 80 f.); für die Rückfahrt von der Kalypsoinsel zu den Phäaken erhält er die Weisung, stets ostwärts zu segeln (ε 276 f.); von dem schwimmenden Eilande des Aiolos wird er mit dem Hauche des Westwindes zur Heimat gebracht (κ 25). Auch die Insel der Kirke liegt nach κ 507 (im Widerspruch mit μ 3 f.) ganz sicher im Südwestmeere. Denn Odysseus soll durch den Nordostwind (Boreas) von hier an die Grenzen des Ozeans bis zu den Hainen der Persephoneia geführt werden, wo der Eingang in des Hades moderdumpfiges Haus ist: wenn der Irrfahrer in den nordöstlichen Regionen sich befände, so müßte er durch den Boreas nach Griechenland zurückgetragen werden.[37]) Auch als man auf der Heimfahrt von der Kirkeinsel auf Thrinakia angelegt hat, wird die Weiterreise einen ganzen Monat durch den herrschenden Ost- und Südwind aufgehalten (μ 326): man erwartet also zu günstiger Fahrt den Westwind, da der Nordwind nach κ 507 ausgeschlossen ist. Endlich ist hier auf die Kenntnis Sikaniens (ω 307) und der Sikeler (υ 383, ω 211, 366, 389), die Erwähnung der unteritalischen Städte Temese (α 184) und Alybas (= Metapont: ω 304) zu verweisen, wenn auch v. Wilamowitz-Moellendorff diese Dinge einer jungen Schlußredaktion der Odyssee zugeteilt hat. Zu den Wohnungen und Tanzplätzen der am frühen Morgen geborenen Eos hingegen führt uns die Schilderung der Kirkeinsel Αἰαίη in μ 3 f. Gestützt hierauf hat v. Wilamowitz-Moellendorff (S. 163 f.) mit dem Pergamener Krates die Irrfahrten des Odysseus in ihrer ursprünglichen Gestalt im griechischen Nordosten lokalisiert, indem er die Kalypsoepisode als eine jüngere Verdoppelung der Kirkeepisode betrachtet.[38]) Auch hat die Odyssee bereits von den an der Nordküste des Pontus wohnenden Kimmeriern Kunde, die ‚am Ende des Okeanos hausend von Nacht und Nebel bedeckt niemals den Strahl der leuchtenden Sonne schauen' (λ 14 f., vgl. die Polarnächte).[38a]) Dementsprechend gilt diese Irrfahrt des Odysseus einigen neueren Homerforschern als der sagenhafte Ausdruck der ionischen Handels- und Kolonisationszüge, die vom 8. Jh. an vornehmlich das Ostmeer bis zu den Ufern des Pontus in den Bereich des griechischen Einflusses einbezogen haben. Wenn auch die historischen Ueberlieferungen über den Beginn dieser Fahrten höchst unsicher sind, so kannte doch schon die Aithiopis die Insel Leuke, die im Norden des Schwarzen Meeres der Donaumündung gegenüber liegt: ein Beweis, daß die milesischen Ansiedelungen in diesen Gebieten keinesfalls über die Mitte des 7. Jhs. hinabgerückt werden dürfen (Ed. Meyer S. 452). Der evidente Widerspruch zwischen diesen geographischen Angaben nun ist durch die Annahme eines bloßen Mißverständnisses (Christ[4] S. 40) nicht zu überbrücken. Wir müssen uns deshalb entscheiden, ob wir, einer kritischen Analyse

folgend, die Ostfahrt des Odysseus als das primäre Element der Sage betrachten wollen, dem die Westfahrten in einer sekundären Entwicklung erst angegliedert worden wären, nachdem die Küsten des Westmeeres durch die chalkidisch-korinthische Kolonisation Ende des 8. Jhs. v. Chr. in den Gesichtskreis der Hellenen getreten waren: so v. Wilamowitz-Moellendorff, dem der älteste Nostos wie die Telemachie als ein kleinasiatisches Gedicht, die vorliegende Bearbeitung der Odyssee als ein Erzeugnis des Kulturkreises von Korinth oder allenfalls von Euböa erscheint. Oder

Abb. 98 · Eingangsrampe zum Palast von Hagia Triada bei Phaistos: S. 71

ob wir, von der Westfahrt ausgehend, die Einbeziehung des östlichen Meeres einer jüngeren Sagengestalt zuschreiben wollen, die unter dem Einflusse der Kolonisation des Schwarzen Meeres im kleinasiatischen Jonien entstanden wäre: dann wäre der Kern der Wandersage bereits in älterer Zeit im Kulturkreise des festländischen Griechenlands geschaffen worden und die Sage von hier nach Kleinasien gewandert, wo sie im Geiste der ionischen Griechen umgestaltet und somit später erst zu einem Abbilde des ionischen Lebens geworden wäre.[39]) Die Entscheidung wird — abgesehen von allgemeinen Erwägungen über den Ursprung der griechischen Sage im Mutterlande — im Sinne der letzteren Annahme schon dadurch gegeben, daß die Gestalten der Odysseussage sowohl, wie der Agamemnonsage im Peloponnes festsitzen.[40]) Die heroisierte Gestalt des Odysseus ist in Sparta (Plutarch: Aetia Graeca 48) und in Arkadien heimisch. U. a. soll nach Pausanias VIII 14. 4 Odysseus hier in Pheneos ein Heiligtum der Artemis Heurippa gegründet und ein Erzbild des Poseidon (Hippios) geweiht haben, der im Peloponnes kultlich mehrfach mit Artemis verbunden erscheint. Dieser Beziehung zu Poseidon an einem Orte des Binnenlandes entspricht die Weisung an Odysseus λ 121 f., dem Poseidon dort einen Kult zu gründen, wo die Menschen das Meer nicht kennen und das schöngeglättete Ruder für eine Schaufel halten: eine alte ätiologische Legende. Nach Arkadien gehört ebenfalls die Figur der Penelope, die nach Herodot II 145 im Glauben der Griechen von Hermes Mutter des Pan und nach Pausanias VIII 12. 3 bei Mantinea begraben war. Penelopes Vater Ikarios begegnen wir in Lakonien und Messenien (vgl. Seeck S. 267 f., Ed. Meyer S. 104 und oben S. 114). Wie sollten nun heroische Gestalten, die im Peloponnes beheimatet sind, bei den kleinasiatischen Joniern zu Trägern einer Märchensage geworden sein, wenn

sie nicht schon zur vorionischen Zeit eine bedeutsame Rolle im griechischen Märchen gespielt hätten? Wie sollten andererseits jene Gestalten als Heroen in alte binnenländische Kulte des Peloponnes übertragen worden sein, wenn sie ursprünglich einem jungen ionischen Märchengesange entstammten? Die Odysseussage muß darum mit ihrer Wurzel in die vorionische, mykenische Zeit des griechischen Mutterlandes zurückreichen. Sie muß auch als Märchensage bereits zu den Joniern gekommen sein, die überhaupt den Grundstock der Helden- und Märchensage vom Mutterlande übernommen, nicht aus eigener Phantasie geschaffen haben. Denn die troische Heldensage weist in ihrer ionischen Gestalt nur eine verhältnismäßig geringe Einmischung märchenhafter Züge auf, so daß die Tendenz zu märchenhafter Entwicklung alter Sage bei den Joniern nur in beschränktem Maße heraustritt (vgl. S. 118). Mit dem Ursprunge der Odysseussage im Kulturkreise des griechischen Mutterlandes aber ist notwendigerweise die Annahme gegeben, daß die westlichen Irrfahrten des Odysseus den alten Kern des Märchens ausmachen. Wirklich weist der ganze Westen des mittelländischen Meeres die bestimmtesten Anzeichen kultureller Beeinflussung durch die mykenische Zivilisation auf, während der ferne Nordosten erst nach der dorischen Wanderung der ionischen Kultur erschlossen wurde. Die mykenischen Gräber auf Kephallenia, die kuppelartigen Gräber von Matrensa bei Syrakus, bei Florenz und selbst bei Lissabon (Palmella), die Nuraghen auf Sardinien und die Talayots auf den Balearen und zahlreiche Einzelfunde reden darüber eine deutliche Sprache (vgl. Ed. Meyer S. 166, Ridgeway S. 66 f.).[40a]) Da wir aber die Phönizier als Vermittler der mykenischen Kultur nicht anerkennen, so ist hierdurch festgestellt, daß sich die Schiffahrten mykenischer Kaufleute in das Westmeer, vielleicht sogar bis zur pyrenäischen Halbinsel, erstreckt haben, wenn es auch zu einer Kolonisation der westlichen Küsten damals noch nicht gekommen ist. Hiernach werden wir nicht mehr zögern, in jenen abenteuerlichen Westfahrten die befruchtende Anregung zu erkennen, aus der die reiche Phantasie mykenischer Griechen oder vielleicht schon minoischer Kreter das Schiffermärchen der Odysseussage konstruiert hat.

Der Ursprung einer Märchensage, der sich der historischen Kontrolle entzieht, läßt sich nur in ganz unsicheren Vermutungen erraten. Bei der Odysseussage im besonderen wird das Problem kompliziert durch die Verwandtschaft der germanischen Orendelsage. Es mag sein, daß die griechische und die germanische Sagengestaltung auf ein märchenhaftes oder mythisches indogermanisches Urbild zurückgeht; es mag auch sein, daß die Gleichartigkeit religiöser Veranlagung bei allen Völkern der Erde hier die gleiche Richtung mythischen Denkens und damit Uebereinstimmung der Sagen bedingt hat (vgl. Kretschmer S. 86). Aber der mythische Gehalt der Sage ist auch nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit zu bestimmen.[41]) Darum begnüge ich mich damit, zu konstatieren, daß Odysseus im Kultus und in der Sage zur göttlichen Persönlichkeit des Meerbeherrschers Poseidon nahe Beziehungen hat. Um so weniger ist es zu verwundern, daß gerade diese Figur, die vielleicht an Poseidon nur äußerlich angeglichen ist, zum Träger eines Schiffermärchens geworden ist, das um so bestimmter auf die mykenische Zeit zurückgeführt werden darf, als Poseidon zu den vordorischen Hauptgöttern Griechenlands gehört hat (vgl. S. 92).

* * *

Aber wo wohnte das Schiffervolk, das zuerst eine Odyssee in Märchenliedern gesungen hat? Die arkadischen Berge waren seine Heimat nicht, obwohl Odysseus und Penelope als heroische Gestalten später noch hier zu Hause waren; denn eine Schiffersage entsteht nicht im Binnenlande, sondern nur im Wettgesange mit den brandenden Wellen. Jene Gestalten können also nur in einer sekundären Entwicklung nach Arkadien übertragen worden sein von den Küstenlandschaften der Argolis, Lakoniens oder Messeniens aus, von wo die alte ‚äolische' Bevölkerung durch die Dorier, zu einem Teile jedenfalls, in das rauhe arkadische Hochgebirge hineingetrieben wurde (S. 45). Aber vielleicht an der Meeresküste des Peloponnes? Eine allgemeine Erwägung spricht dagegen, daß wir den Ursprung der Odysseussage überhaupt in peloponnesischen Schiffermärchen suchen, obwohl nach

dem Zeugnis der arkadischen Kulte jene Märchenlieder sicher auch im Peloponnes gesungen worden sind. Denn die Lage des peloponnesischen Kulturzentrums der mykenischen Periode, des argivischen Reiches mit dem nach Südosten sich öffnenden argivischen Meerbusen, weist nach dem Orient hin, von wo die orientalisch-kretischen Einflüsse die Kultur des Mutterlandes befruchtet haben. So besteht auch nur eine geringe Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Handelsfahrten der mykenischen Zeit ins Westmeer von der Argolis ausgegangen sind: nur so lange, als mangels besserer Erkenntnis Mykenä für das Herz der mykenischen Kultur gelten konnte, durfte man auch die Spuren jener Kultur an den Gestaden des Westmeeres mit Handelsreisen argivischer Kaufleute in unmittelbare Beziehung bringen.

Heute haben sich unsere Blicke auf Kreta gerichtet, das wir als den Brennpunkt, als die Heimstätte der minoisch-mykenischen Kultur erkannt haben. Hier wohnte ein Schiffervolk, dem das umliegende Meer und die Inseln weithin untertan waren. Und bei der überragenden kulturellen Bedeutung Kretas, bei seiner maritimen und politischen Machtstellung ist es ein sicherer Schluß, daß kretische Handelsfahrer wohl schon zur frühmykenischen Zeit, als die Phönizier am Seeverkehr überhaupt noch nicht beteiligt waren, die nordwestlichen und westlichen Meere durchkreuzt haben. Von Kreta führt der von der Natur vorgezeichnete Seeweg über Kythera an die Südspitze des Peloponnes und von hier an die östliche sowohl, wie an die westliche Küste Griechenlands und weiterhin nach Italien und darüber hinaus. Somit werden wir auch die an den Küsten des Westmeeres bemerkbaren Einflüsse des mykenischen Kulturkreises in erster Linie auf Kreta zurückleiten dürfen (vgl. S. 55 mit Anm. 17b/c). In Kreta war demnach für die Entstehung von Schiffermärchen durch abenteuerliche Seefahrten die wesentlichste Vorbedingung geschaffen.

Aber in Kreta war auch der geeignete Boden, auf dem sich überhaupt eine märchenhafte Volkssage entwickeln konnte. Wir haben ja gesehen, daß die Blüte einer Märchenepik am ehesten wohl aus einem friedlichen, durch gewaltsame kriegerische Ereignisse nicht gestörten Leben sich ergibt, welches alte Heldenideale im Bewußtsein des dichtenden und singenden Volkes auslöscht. Das griechische Mutterland aber mit seinen kyklopischen Felsenburgen, trutzig wie der Karakter der griechischen Heldensage, erscheint als eine wenig passende Pflegstätte beschaulicher Märchenpoesie. Hier an den Sitzen kriegerischer Herrschergeschlechter war die Stätte der blutigen Heldensage, und die Paläste der Fürsten hallten wieder von Schlachtengesängen und Ruhmesliedern. Ganz anders Kreta, wo die bisher aufgedeckten reichen Fürstenhöfe durchaus der Festungswehr, der Sicherung durch Mauer und Türme entbehrten. Knosos und Phaistos waren offene Städte, schutzlos deshalb, weil sie den Angriff eines äußeren Feindes nicht zu befürchten hatten. Und das erklärt sich leicht aus der insularen Lage des kretischen Reiches, die sich mit der beherrschenden Seemachtstellung Englands vergleichen läßt. Die Flotte war seine Schutzwehr (vgl. S. 104); die Insel selbst war ein friedliches Eiland, nicht durchbraust von Waffenlärm und Kriegsruf, die den Inhalt des Heldengesanges bilden. Dafür erzählte man sich hier von den Schrecknissen und Gefahren der fernen Meere, von den barbarischen Bewohnern seiner Küsten und ihren wilden Gebräuchen, von den Lotophagen und Kyklopen, von bösen Zauberinnen und der schwimmenden Insel des Windgottes.

Karakteristisch für die Art der kretischen Volkssage ist das völlige Fehlen echter, alter Heldensage. König Minos ist der typische Repräsentant der ältesten kretischen Kultur[42]), der Begründer der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, der weise Gesetzgeber und Lehrer, der noch in der Unterwelt mit Aiakos und Rhadamanthys des Richteramtes waltet. Aber er ist kein Typus der Heldensage; in seinem Bilde, selbst in der (attischen?) Ueberlieferung des Kriegszuges gegen Athen, fehlen alle persönlichen, heldenhaften Züge. Wir erkennen das um so deutlicher, wenn wir mit der kretischen Minossage die heroischen Lokalsagen der wichtigsten Landschaften des griechischen Mutterlandes vergleichen, die thessalische Achilleussage, die thebanische Oedipussage, die argivische Agamemnonsage, die spartanische Helenasage, die böo-

tische Heraklessage und die damit korrespondierende athenische Theseussage. In ihnen allen lebt ein starkes persönliches Element, heroische Taten verkörpern sich in der Person ihrer Helden. Deshalb hat auch die epische Dichtung, zunächst im Einzelgesange, sich ihrer bemächtigt und später in den ‚kyklischen' Epen den Sagenstoff zum Epos verdichtet, einer Oedipodie, mehreren Heraklesepen, einer Theseïs u. a. Aber ein kretisches Minosepos ist uns nicht bekannt und kann auch nach der Art der Minossage gar nicht existiert haben, weil dieser der Lebensnerv der epischen Dichtung, das dramatische Element, gänzlich abgeht.

Abb. 99 · Bemalte Vasen aus Hagia Triada bei Phaistos: S. 80

Diesem Versagen des Heldengesanges auf Kreta entspricht auf der Gegenseite die nicht minder bedeutsame offensichtliche Ignorierung Kretas in der Heldensage des Mutterlandes, die mit der kulturellen Blüte der Insel sonderbar kontrastiert. Einzig und allein die Heldenfiguren des Idomeneus und seines Begleiters und Wagenlenkers Meriones (*κοίρανος, ὅς ὁ ἐκ Λύκτου ἐυκτιμένης ἔπετ' αὐτῷ* Π 611), die bezeichnenderweise auf Seiten der Griechen kämpfen, stellen eine lose Verbindung mit dem Heldenkreise des Mutterlandes her. Mit Idomeneus kämpfen Kreter im griechischen Heere (Γ 230, Δ 251, Ψ 482); aber Kreta selbst ist dem Dichter unbekannt. Nur einmal wird seiner gedacht, als in der Genealogie des Deukalionsohnes Idomeneus auch seines Großvaters Minos, des Zeussohnes, Erwähnung geschieht (*N* 450/3, vgl. Rothe S. 262 f.). Nicht in Betracht kommt hier die junge Interpolation Ξ 322 f., wo in der Aufzählung der Geliebten des Zeus auch die Tochter des Phoinix (Europa), die Mutter des Minos und Rhadamanthys, genannt wird; ebensowenig die Notiz des späten Schiffskatalogs *B* 645 f., wo im Anschluß an die Gestalt des Idomeneus vom ‚hundertstädtigen' Kreta die Rede ist und sieben dieser Städte mit Namen aufgeführt werden. Deutlich genug aber dokumentiert sich die Einführung des Idomeneus und seiner Kreter in die troische Sage als eine rein äußerliche, sekundäre, so daß sie von Kick gar einer zweiten, kretischen Erweiterungsschicht seiner Ur-Ilias zugewiesen werden konnte.[43] Nach Wilamowitz-Moellendorff S. 269 Anm. 2 hingegen sind jene Helden erst in Kleinasien in das Epos gelangt und zwar durch die Bewohner von Milyas, Milet und Kolophon, wo sich nach Herodot I 173, VII 171 und Pausanias VII 2. 5, 3. 1 eingeborene Kreter, die von Minos oder von den Doriern vertrieben worden waren, angesiedelt haben sollen. Die Episoden, in denen jene kretischen Helden auftreten, werden danach von v. Wilamowitz-Moellendorff als der jüngeren, ionischen Entwicklungsstufe des Epos angehörig betrachtet. Nachdem wir indessen heute die große Bedeutung Kretas zur mykenischen Zeit kennen gelernt haben, liegt auch die Annahme nicht fern, daß bereits argivische Sänger einen Repräsentanten des vordorischen Griechentums in Kreta (S. 55) in den Kreis der griechischen Helden vor Troja hineingestellt haben, zumal da nahe gastfreundliche Beziehungen zwischen Menelaos von Sparta und Idomeneus durch Γ 232 bezeugt werden. Wenn trotzdem Kreta selbst in der Ilias ganz außerhalb des geographischen Horizontes der Dichtung bleibt, so werden

wir den tieferen Grund dieser Vernachlässigung darin suchen, daß Kreta der heimischen Heldensage und damit eines wurzelechten Heldengesanges ermangelte.

Und nun betrachten wir die Märchendichtung der Odyssee, in deren Komposition — ganz im Gegensatze zur Ilias — die fernab von Ithaka gelegene Insel Kreta eine bedeutsame Rolle spielt! Denn Kreta gilt hier als die fingierte Heimat des Odysseus in den Erzählungen (*ἀπόλογοι*), mit denen der Held nach seiner Heimkehr zuerst die Göttin Athene (*ν* 256 f.), danach den göttlichen Sauhirten Eumaios (ξ 199 f., vgl. *π* 62 f. und *ϱ* 522 f.), endlich seine Gattin Penelope (*τ* 172 f.) über seine Herkunft zu täuschen sucht. In der Rede an Athene gibt sich Odysseus als einen angesehenen Kreterfürsten aus, der dem Idomeneus vor Troja nicht dienen wollte (*ἀλλ' ἄλλων ἦρχον ἑταίρων*); der dann den Sohn des Idomeneus, den Läufer Orsilochos, aus Rache erschlägt, weil dieser ihn um die troische Beute zu betrügen suchte; der nun in phönizischem Schiffe die Heimat fliehend, durch widrigen Wind von Pylos und dem epeischen Elis abgetrieben und nach Ithaka verschlagen worden ist. Eumaios gegenüber erscheint Odysseus als der Sohn eines reichen Kreters, des Hylakiden Kastor (Gastfreundes des Odysseus nach *ϱ* 522), von einem gekauften Kebsweibe, der nach dem Tode des Vaters von seinen ehelichen Brüdern um den größten Teil des Erbes geprellt wird und dennoch durch seinen Mut und seine Tatkraft ein Weib aus begütertem Geschlechte, Reichtum und Ansehen im Volke gewinnt; der vom Volke gedrängt als Schiffsführer mit Idomeneus nach Troja fährt, nach der Heimkehr sogleich wieder auf neue Abenteuer auszieht, nach Aegypten, Phönizien und Libyen; der auf seiner letzten Fahrt Schiffbruch erleidet und von den Wellen an die Küste des thesprotischen Landes getragen wird, von wo er durch König Pheidon nach Dulichion gesandt, unterwegs aber von den Schiffern am Gestade von Ithaka ausgesetzt worden ist. Mit diesem Teile, der Heimkehr von Thesprotien mit einem nach Dulichion segelnden Schiffe, stimmt die Erzählung bei Penelope überein, in der sich Odysseus aber als Bruder des Idomeneus, Sohn des Deukalion und Enkel des Minos einführt. Seinen Namen nennt er Aithon. Den Odysseus hat er gesehen, als dieser auf der Hinfahrt nach Troja vom Sturme über Maleia hinaus nach Kreta verschlagen wurde. Aber von einer Fahrt nach Troja sagt er nichts, auch nichts von dem Anlasse, der ihn mit dem langrudrigen Schiffe von Kreta fortgetrieben habe. Nach ξ 379 f. brachte auch ein ätolischer Mann lügenhafte Nachrichten über Odysseus von Kreta. Wie sehr Kreta mit der Handlung der Odyssee verwachsen ist, zeigt uns endlich noch Zenodot, der von *γ* 313 ausgehend (vgl. Schol.

Abb. 100 · Steinvasen aus Hagia Triada bei Phaistos (sehr verkleinert): S. 77

3. St.) in den Stationen von Telemachs Reise Kreta anstatt Sparta eingesetzt hatte, ‚weil Nestor aus diesen Reden Telemachs, ohne daß es direkt gesagt wird, herausgehört habe, daß dieser seine Erkundigungsfahrt weiter ausdehnen wolle'.

Natürlich behaupte ich nun nicht, daß die Lügenerzählungen des Odysseus, die den troischen Sagenkreis nicht verlassen (Rothe, Odyssee S. 117), in der uns vorliegenden Form aus älterer Poesie entnommen seien; in ihrer eigentümlichen künstlerischen Ausgestaltung gehören sie sicher dem Dichter der Odyssee (Rothe a. a. O. S. 210, vgl. I Anm. 44 a). Aber das Motiv, das darin erklingt, erachte ich für alt und die besondere Rolle, die Kreta darin spielt, durch ältere Odysseuslieder bedingt, weil hier, trotz des engen Ineinandergreifens von Ilias und Odyssee, die letztere selbständig aus einem eigenen Boden zu erwachsen scheint.

tische Heraklessage und die damit korrespondierende athenische Theseussage. In ihnen allen lebt ein starkes persönliches Element, heroische Taten verkörpern sich in der Person ihrer Helden. Deshalb hat auch die epische Dichtung, zunächst im Einzelgesange, sich ihrer bemächtigt und später in den ‚kyklischen' Epen den Sagenstoff zum Epos verdichtet, einer Oedipodie, mehreren Heraklesepen, einer Theseïs u. a. Aber ein kretisches Minosepos ist uns nicht bekannt und kann auch nach der Art der Minossage gar nicht existiert haben, weil dieser der Lebensnerv der epischen Dichtung, das dramatische Element, gänzlich abgeht.

Abb. 99 · Bemalte Vasen aus Hagia Triada bei Phaistos: S. 80

Diesem Versagen des Heldengesanges auf Kreta entspricht auf der Gegenseite die nicht minder bedeutsame offensichtliche Ignorierung Kretas in der Heldensage des Mutterlandes, die mit der kulturellen Blüte der Insel sonderbar kontrastiert. Einzig und allein die Heldenfiguren des Idomeneus und seines Begleiters und Wagenlenkers Meriones (*κοίρανος, ὅς ὁ ἐκ Λύκτου ἐυκτιμένης ἕπετ' αὐτῷ* Π 611), die bezeichnenderweise auf Seiten der Griechen kämpfen, stellen eine lose Verbindung mit dem Heldenkreise des Mutterlandes her. Mit Idomeneus kämpfen Kreter im griechischen Heere (Γ 230, Δ 251, Ψ 482); aber Kreta selbst ist dem Dichter unbekannt. Nur einmal wird seiner gedacht, als in der Genealogie des Deukalionsohnes Idomeneus auch seines Großvaters Minos, des Zeussohnes, Erwähnung geschieht (*N* 450/3, vgl. Rothe S. 262 f.). Nicht in Betracht kommt hier die junge Interpolation Ξ 322 f., wo in der Aufzählung der Geliebten des Zeus auch die Tochter des Phoinix (Europa), die Mutter des Minos und Rhadamanthys, genannt wird; ebensowenig die Notiz des späten Schiffskatalogs *B* 645 f., wo im Anschluß an die Gestalt des Idomeneus vom ‚hundertstädtigen' Kreta die Rede ist und sieben dieser Städte mit Namen aufgeführt werden. Deutlich genug aber dokumentiert sich die Einführung des Idomeneus und seiner Kreter in die troische Sage als eine rein äußerliche, sekundäre, so daß sie von Sick gar einer zweiten, kretischen Erweiterungsschicht seiner Ur-Ilias zugewiesen werden konnte.[43] Nach Wilamowitz-Moellendorff S. 269 Anm. 2 hingegen sind jene Helden erst in Kleinasien in das Epos gelangt und zwar durch die Bewohner von Milyas, Milet und Kolophon, wo sich nach Herodot I 173, VII 171 und Pausanias VII 2.5, 3. 1 eingeborene Kreter, die von Minos oder von den Doriern vertrieben worden waren, angesiedelt haben sollen. Die Episoden, in denen jene kretischen Helden auftreten, werden danach von v. Wilamowitz-Moellendorff als der jüngeren, ionischen Entwicklungsstufe des Epos angehörig betrachtet. Nachdem wir indessen heute die große Bedeutung Kretas zur mykenischen Zeit kennen gelernt haben, liegt auch die Annahme nicht fern, daß bereits argivische Sänger einen Repräsentanten des vordorischen Griechentums in Kreta (S. 55) in den Kreis der griechischen Helden vor Troja hineingestellt haben, zumal da nahe gastfreundliche Beziehungen zwischen Menelaos von Sparta und Idomeneus durch Γ 232 bezeugt werden. Wenn trotzdem Kreta selbst in der Ilias ganz außerhalb des geographischen Horizontes der Dichtung bleibt, so werden wir den tieferen Grund dieser Vernachlässigung darin suchen, daß Kreta der heimischen Heldensage und damit eines wurzelechten Heldengesanges ermangelte.

Und nun betrachten wir die Märchendichtung der Odyssee, in deren Komposition — ganz im Gegensatze zur Ilias — die fernab von Ithaka gelegene Insel Kreta eine bedeutsame Rolle spielt! Denn Kreta gilt hier als die fingierte Heimat des Odysseus in den Erzählungen (*ἀπόλογοι*), mit denen der Held nach seiner Heimkehr zuerst die Göttin Athene (*ν* 256 f.), danach den göttlichen Sauhirten Eumaios (*ξ* 199 f., vgl. *π* 62 f. und *ϱ* 522 f.), endlich seine Gattin Penelope (*τ* 172 f.) über seine Herkunft zu täuschen sucht. In der Rede an Athene gibt sich Odysseus als einen angesehenen Kreterfürsten aus, der dem Idomeneus vor Troja nicht dienen wollte (*ἀλλ' ἄλλων ἦρχον ἑταίρων*); der dann den Sohn des Idomeneus, den Läufer Orsilochos, aus Rache erschlägt, weil dieser ihn um die troische Beute zu betrügen suchte; der nun in phönizischem Schiffe die Heimat fliehend, durch widrigen Wind von Pylos und dem epeischen Elis abgetrieben und nach Ithaka verschlagen worden ist. Eumaios gegenüber erscheint Odysseus als der Sohn eines reichen Kreters, des Hylakiden Kastor (Gastfreundes des Odysseus nach *ϱ* 522), von einem gekauften Kebsweibe, der nach dem Tode des Vaters von seinen ehelichen Brüdern um den größten Teil des Erbes geprellt wird und dennoch durch seinen Mut und seine Tatkraft ein Weib aus begütertem Geschlechte, Reichtum und Ansehen im Volke gewinnt; der vom Volke gedrängt als Schiffsführer mit Idomeneus nach Troja fährt, nach der Heimkehr sogleich wieder auf neue Abenteuer auszieht, nach Aegypten, Phönizien und Libyen; der auf seiner letzten Fahrt Schiffbruch erleidet und von den Wellen an die Küste des thesprotischen Landes getragen wird, von wo er durch König Pheidon nach Dulichion gesandt, unterwegs aber von den Schiffern am Gestade von Ithaka ausgesetzt worden ist. Mit diesem Teile, der Heimkehr von Thesprotien mit einem nach Dulichion segelnden Schiffe, stimmt die Erzählung bei Penelope überein, in der sich Odysseus aber als Bruder des Idomeneus, Sohn des Deukalion und Enkel des Minos einführt. Seinen Namen nennt er Aithon. Den Odysseus hat er gesehen, als dieser auf der Hinfahrt nach Troja vom Sturme über Maleia hinaus nach Kreta verschlagen wurde. Aber von einer Fahrt nach Troja sagt er nichts, auch nichts von dem Anlasse, der ihn mit dem langrudrigen Schiffe von Kreta fortgetrieben habe. Nach *ξ* 379 f. brachte auch ein ätolischer Mann lügenhafte Nachrichten über Odysseus von Kreta. Wie sehr Kreta mit der Handlung der Odyssee verwachsen ist, zeigt uns endlich noch Zenodot, der von *γ* 313 ausgehend (vgl. Schol.

Abb. 100 · Steinvasen aus Hagia Triada bei Phaistos (sehr verkleinert): S. 77

3. St.) in den Stationen von Telemachs Reise Kreta anstatt Sparta eingesetzt hatte, ‚weil Nestor aus diesen Reden Telemachs, ohne daß es direkt gesagt wird, herausgehört habe, daß dieser seine Erkundigungsfahrt weiter ausdehnen wolle'.

Natürlich behaupte ich nun nicht, daß die Lügenerzählungen des Odysseus, die den troischen Sagenkreis nicht verlassen (Rothe, Odyssee S. 117), in der uns vorliegenden Form aus älterer Poesie entnommen seien; in ihrer eigentümlichen künstlerischen Ausgestaltung gehören sie sicher dem Dichter der Odyssee (Rothe a. a. O. S. 210, vgl. I Anm. 44a). Aber das Motiv, das darin erklingt, erachte ich für alt und die besondere Rolle, die Kreta darin spielt, durch ältere Odysseuslieder bedingt, weil hier, trotz des engen Ineinandergreifens von Ilias und Odyssee, die letztere selbständig aus einem eigenen Boden zu erwachsen scheint.

Dieser bedeutungsvollen Rolle in der Komposition des Epos entspricht es, daß Kreta selbst dem Dichter außerordentlich gut bekannt ist. Vor allem in der Zwiesprache des Odysseus und der Penelope (τ 172 f.) gibt er uns eine packende Schilderung des Landes: ‚Kreta ist ein Land im dunkelwogenden Meere, | Fruchtbar und anmutsvoll und ringsumflossen. Es wohnen | Dort unzählige Menschen, und ihrer Städte sind neunzig: | Völker von mancherlei Stamm und mancherlei Sprachen. Es wohnen | Dort Achäer, Kydonen und eingeborene Kreter, | Dorier, welche sich dreifach verteilet, und edle Pelasger. | Ihrer Könige Stadt ist Knosos, wo Minos geherrscht hat.' Wenige Verse weiter (188/9) Phaistos | Stürmt; und der kleine Fels hemmt große, brandende Fluten.' An der erstgenannten Stelle zwar scheint die Erwähnung der *Δωριέες τριχάϊκες* auf eine jüngere ionische Periode des epischen Gesanges hinzuweisen, als die Dorier bereits festen Fuß auf der Insel gefaßt hatten. Vordorische Dorier können ja unmöglich auf Kreta existiert haben, wenngleich spätere konstruierende Genealogen selbst hierfür die genealogische Erklärung erbracht haben (vgl. Busolt I² S. 328). Indessen dürfte man nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit sich veranlaßt sehen, die drei Verse über das Sprachengewirr auf Kreta (175/7) als eine späte Zutat auszuscheiden.[43a])

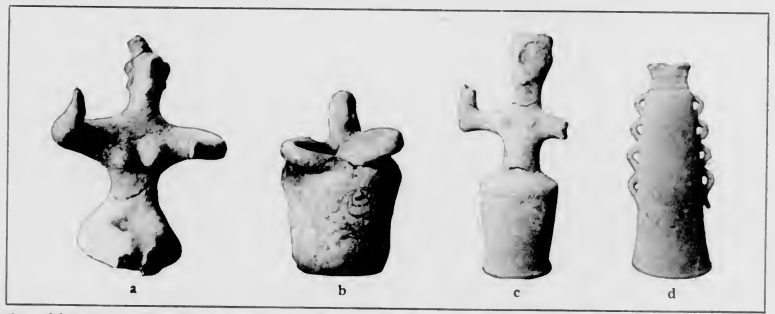


Abb. 101 · Ton-Idole aus Hagia Triada (a b) und aus Prinia auf Kreta (c d) [43b])

wird der gefährliche Strand der Amnisosbucht mit der Grotte der Eileithyia (bei Knosos) erwähnt, wo die Gewalt des Nordsturmes (200) kaum zu ertragen ist: durchaus den Windverhältnissen an der Nordküste der Insel entsprechend. Und als besonderes Kennzeichen der Insel erscheint der schneebedeckte Gipfel des Ida (338). Beschäftigung aber der kretischen Männer und ihre Freude ist die Seefahrt (ξ 224 f.). Dazu kommt ergänzend die anschauliche Beschreibung der kretischen Südküste in der Telemachie γ 291 f.: ‚Plötzlich zerstreut' er die Schiffe; die meisten verschlug er gen Kreta, | Wo der Kydonen Volk des Jardanos Ufer umwohnet. | An der Gortynischen Grenz', im dunkelwogenden Meere, | Türmt sich ein glatter Fels den drängenden Fluten entgegen, | Die der gewaltige Süd an das linke Gebirge vor die Worte *τῆσι* (sic!) *δ' ἐνὶ Κνωσός* (178) glatt an die Erwähnung der *ἐννήκοντα πόληες* (174) an. Die beanstandeten Verse aber rücken damit in eine Beleuchtung, die ihre historischen Schwierigkeiten aufs schärfste hervortreten läßt. Nicht nur, daß die Dorier, die später unumstrittenen Herren der Insel, hier als ein mit vielen andern gleichberechtigter, darum wenig bedeutender Volksstamm erscheinen.[44]) Neben den geschichtlichen Doriern treten hier als Volksstamm auch noch die urgeschichtlichen Achäer auf, die im Epos durchweg in universeller Bedeutung als die Gesamtheit der Hellenen gelten. Ja selbst die Pelasger fehlen nicht, die ich der Ueberlieferung gemäß als eine vorhellenische Urbevölkerung der nordgriechischen Gebiete betrachte.[45]) Und daneben gibt es noch eine besondere kretische Urbevölkerung der *Ἐτεόκρητες* (vgl. Busolt I² S. 327 Anm. 3) und einen Einzelstamm der Kydonen, den auch die Telemachie γ 292 für Kreta bezeugt.[46]) Ich kann mich nicht dazu verstehen, in diesem Gemisch prähistorischer und historischer Einzel- und Sammelnamen, welche hier getrennt nebeneinander wohnende Volksstämme bezeichnen sollen, eine Schilderung wirklicher historischer Verhältnisse zu erblicken. Ich sehe darin vielmehr ein spät konstruiertes Pasticcio alter und junger ethnographischer Begriffe, wie auch die Angaben des Schiffskatalogs (B 631 f.) über das Herrschaftsgebiet des Odysseus eine geographische Kontamination darzustellen scheinen. Und nicht anders betrachte ich die Bemerkung desselben Schiffskatalogs (B 681 f.) über die Mannen des Achilleus: ‚Nun auch sie, die umher das pelasgische Argos bewohnten: | Die sich in Alos gebaut und Alope, auch die in Trachin, | Auch die Phthia bewohnt, und Hellas blühend von Jungfraun; | Myrmidonen genannt, Hellenen zugleich und Achäer. | Diesen in fünfzig Schiffen gebot obwaltend Achilleus'. Denn abgesehen von den Schwierigkeiten, die das ‚pelasgische' Argos in Thessalien macht, ist hier die Nebeneinanderstellung von *Ἑλλάς* und *Φθίη* (vgl. I 478 f.), von *Μυρμιδόνες*, *Ἕλληνες* und *Ἀχαιοί* äußerst bedenklich (vgl. S. 49 f. mit Ed. Meyer S. 197 Anm.).

Abb. 102 · Felsnekropole von Phaistos mit spätmykenischen Terrakottasarkophagen: II Anm. 37a

Schauen wir zurück: Wir erkannten als Grundlage der Odysseusepopöe eine Schiffersage, die nicht erst nach der dorischen Wanderung im kleinasiatischen Ionien sich geformt haben kann, sondern schon zur mykenischen Zeit im Kulturkreise des griechischen Mutterlandes entstanden sein muß. Die Irrfahrten des Odysseus im Westmeere aber, die wir als den ursprünglichen Nostos bezeichnen durften, führten uns in ihrem Ursprunge von den Küsten des Peloponnes fort auf jene Insel, die unter dem Einflusse babylonischer und ägyptischer Zivilisation die ‚mykenische' Kultur geschaffen und zur höchsten Blüte entwickelt hat. Kreta war der Mittelpunkt eines gewaltigen Seereiches, dessen Bedeutung sich in der Minossage spiegelt, der geeignete Boden für die Ausbildung einer Schiffersage. Die friedlichen Zustände aber, welche — gemäß dem Fehlen der Befestigungsanlagen bei den Fürstensitzen — im Innern des Reiches geherrscht haben müssen, lassen Kreta zugleich als die Heimat echter Märchenepik erscheinen, die auf den kyklopischen Burgen der kriegerischen Festlandsfürsten nicht gedeihen konnte. Dementsprechend ist die echte Heldensage, die im Mutterlande heimisch war, auf Kreta unbekannt. Und diese Annahme findet ihre Bestätigung dadurch, daß Kreta selbst im Heldenepos der Ilias außerhalb des Interessenkreises des Dichters liegt, die kretischen Helden nur als eine unorganische Zutat in der Reihe der handelnden Personen erscheinen. In der Märchenerzählung der Odyssee dagegen spielt die Insel nicht bloß eine hervorragende Rolle, sondern ist hier auch in ihrer landschaftlichen Eigenart außerordentlich gut bekannt. Somit liegt der Schluß nahe, die Anfänge des Odysseusepos in kretischen Märchenliedern zu suchen, Kreta selbst als die Heimat der

Dieser bedeutungsvollen Rolle in der Komposition des Epos entspricht es, daß Kreta selbst dem Dichter außerordentlich gut bekannt ist. Vor allem in der Zwiesprache des Odysseus und der Penelope (τ 172 f.) gibt er uns eine packende Schilderung des Landes: ‚Kreta ist ein Land im dunkelwogenden Meere, | Fruchtbar und anmutsvoll und ringsumflossen. Es wohnen | Dort unzählige Menschen, und ihrer Städte sind neunzig: | Völker von mancherlei Stamm und mancherlei Sprachen. Es wohnen | Dort Achäer, Kydonen und eingeborene Kreter, | Dorier, welche sich dreifach verteilet, und edle Pelasger. | Ihrer Könige Stadt ist Knosos, wo Minos geherrscht hat.‘ Wenige Verse weiter (188/9) Phaistos | Stürmt; und der kleine Fels hemmt große, brandende Fluten.‘ An der erstgenannten Stelle zwar scheint die Erwähnung der *Δωριέες τριχάϊκες* auf eine jüngere ionische Periode des epischen Gesanges hinzuweisen, als die Dorier bereits festen Fuß auf der Insel gefaßt hatten. Vordorische Dorier können ja unmöglich auf Kreta existiert haben, wenngleich spätere konstruierende Genealogen selbst hierfür die genealogische Erklärung erbracht haben (vgl. Busolt I² S. 328). Indessen dürfte man nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit sich veranlaßt sehen, die drei Verse über das Sprachengewirr auf Kreta (175/7) als eine späte Zutat auszuscheiden.[43a]) In der Tat schließen sich nun

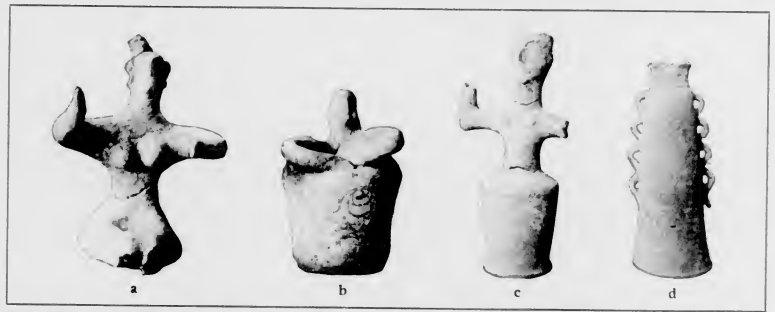


Abb. 101 · Ton-Idole aus Hagia Triada (a b) und aus Prinia auf Kreta (c d) [43b])

wird der gefährliche Strand der Amnisosbucht mit der Grotte der Eileithyia (bei Knosos) erwähnt, wo die Gewalt des Nordsturmes (200) kaum zu ertragen ist: durchaus den Windverhältnissen an der Nordküste der Insel entsprechend. Und als besonderes Kennzeichen der Insel erscheint der schneebedeckte Gipfel des Ida (338). Beschäftigung aber der kretischen Männer und ihre Freude ist die Seefahrt (ξ 224 f.). Dazu kommt ergänzend die anschauliche Beschreibung der kretischen Südküste in der Telemachie γ 291 f.: ‚Plötzlich zerstreut‘ er die Schiffe; die meisten verschlug er gen Kreta, | Wo der Kydonen Volk des Jardanos Ufer umwohnet. | An der Gortynischen Grenz’, im dunkelwogenden Meere, | Türmt sich ein glatter Fels den drängenden Fluten entgegen, | Die der gewaltige Süd an das linke Gebirge vor die Worte *τῇσι* (sic!) *δ’ἐνὶ Κνωσός* (178) glatt an die Erwähnung der *ἐννήκοντα πόληες* (174) an. Die beanstandeten Verse aber rücken damit in eine Beleuchtung, die ihre historischen Schwierigkeiten aufs schärfste hervortreten läßt. Nicht nur, daß die Dorier, die später unumstrittenen Herren der Insel, hier als ein mit vielen andern gleichberechtigter, darum wenig bedeutender Volksstamm erscheinen.[44]) Neben den geschichtlichen Doriern treten hier als Volksstamm auch noch die urgeschichtlichen Achäer auf, die im Epos durchweg in universeller Bedeutung als die Gesamtheit der Hellenen gelten. Ja selbst die Pelasger fehlen nicht, die ich der Ueberlieferung gemäß als eine vorhellenische Urbevölkerung der nordgriechischen Gebiete betrachte.[45]) Und daneben gibt es noch eine besondere kretische Urbevölkerung der *Ἐτεόκρητες* (vgl. Busolt I² S. 327 Anm. 3) und einen Einzelstamm der Kydonen, den auch die Telemachie γ 292 für Kreta bezeugt.[46]) Ich kann mich nicht dazu verstehen, in diesem Gemisch prähistorischer und historischer Einzel- und Sammelnamen, welche hier getrennt nebeneinander wohnende Volksstämme bezeichnen sollen, eine Schilderung wirklicher historischer Verhältnisse zu erblicken. Ich sehe darin vielmehr ein spät konstruiertes Pasticcio alter und junger ethnographischer Begriffe, wie auch die Angaben des Schiffskatalogs (B 631 f.) über das Herrschaftsgebiet des Odysseus eine geographische Kontamination darzustellen scheinen. Und nicht anders betrachte ich die Bemerkung desselben Schiffskatalogs (B 681 f.) über die Mannen des Achilleus: ‚Nun auch sie, die umher das pelasgische Argos bewohnten: | Die sich in Alos gebaut und Alope, auch die in Trachin, | Auch die Phthia bewohnt, und Hellas blühend von Jungfraun; | Myrmidonen genannt, Hellenen zugleich und Achäer. | Diesen in fünfzig Schiffen gebot obwaltend Achilleus‘. Denn abgesehen von den Schwierigkeiten, die das ‚pelasgische‘ Argos in Thessalien macht, ist hier die Nebeneinanderstellung von *Ἑλλάς* und *Φθίη* (vgl. I 478 f.), von *Μυρμιδόνες*, *Ἕλληνες* und *Ἀχαιοί* äußerst bedenklich (vgl. S. 49 f. mit Ed. Meyer S. 197 Anm.).

Abb. 102 · Felsnekropole von Phaistos mit spätmykenischen Terrakottasarkophagen: II Anm. 37a

Schauen wir zurück: Wir erkannten als Grundlage der Odysseusepopöe eine Schiffersage, die nicht erst nach der dorischen Wanderung im kleinasiatischen Ionien sich geformt haben kann, sondern schon zur mykenischen Zeit im Kulturkreise des griechischen Mutterlandes entstanden sein muß. Die Irrfahrten des Odysseus im Westmeere aber, die wir als den ursprünglichen Nostos bezeichnen durften, führten uns in ihrem Ursprunge von den Küsten des Peloponnes fort auf jene Insel, die unter dem Einflusse babylonischer und ägyptischer Zivilisation die ‚mykenische‘ Kultur geschaffen und zur höchsten Blüte entwickelt hat. Kreta war der Mittelpunkt eines gewaltigen Seereiches, dessen Bedeutung sich in der Minossage spiegelt, der geeignete Boden für die Ausbildung einer Schiffersage. Die friedlichen Zustände aber, welche — gemäß dem Fehlen der Befestigungsanlagen bei den Fürstensitzen — im Innern des Reiches geherrscht haben müssen, lassen Kreta zugleich als die Heimat echter Märchenepik erscheinen, die auf den kyklopischen Burgen der kriegerischen Festlandsfürsten nicht gedeihen konnte. Dementsprechend ist die echte Heldensage, die im Mutterlande heimisch war, auf Kreta unbekannt. Und diese Annahme findet ihre Bestätigung dadurch, daß Kreta selbst im Heldenepos der Ilias außerhalb des Interessenkreises des Dichters liegt, die kretischen Helden nur als eine unorganische Zutat in der Reihe der handelnden Personen erscheinen. In der Märchenerzählung der Odyssee dagegen spielt die Insel nicht bloß eine hervorragende Rolle, sondern ist hier auch in ihrer landschaftlichen Eigenart außerordentlich gut bekannt. Somit liegt der Schluß nahe, die Anfänge des Odysseusepos in kretischen Märchenliedern zu suchen, Kreta selbst als die Heimat der

griechischen Märchenepik zu erklären. Die Lokalisierung der Odysseussage auf Ithaka dagegen hat mit dem Orte des Märchengesanges nichts zu tun. Aber auch das peloponnesische Entwicklungsstadium des epischen Gesanges (S. 116 f.) kann für die Ausbildung der Odysseussage Bedeutung gewonnen haben, indem vielleicht hier erst, aber unter kretischem Einflusse (S. 128 f.), ein peloponnesischer Heros zum Helden des Märchens geworden (Anm. 8b) und letzteres auf der entfernten Insel Ithaka lokalisiert worden ist. Für argivische Sänger lag ja Ithaka noch nicht ganz außerhalb des Gesichtskreises (S. 126), andererseits aber fern genug, um ein Märchenland, eine Grenze zwischen Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit, hier annehmen zu lassen.

Als Epopöen freilich sind Ilias sowohl wie Odyssee aus ionischer Sangesübung hervorgewachsen, die den Stoff der Heldensage mit der ionischen Wanderung aus dem Peloponnes empfangen hat. Auf dem gleichen Wege kann auch das kretische Schiffermärchen nach Kleinasien gewandert sein; oder aber kretische Auswanderer, die an der Besiedelung Joniens beteiligt gewesen sein sollen (vgl. S. 128), [46a]) haben es von Kreta direkt nach Kleinasien gebracht. Leitete doch gerade die spätere Metropole Milet ihren Ursprung vom kretischen Miletos (B 647) her (Belege bei Busolt I² S. 305 Anm. 2). Die Herübernahme des Odysseusmärchens nach Jonien aber ist um so leichter zu erklären, als die ganze Art der Schiffersage dem geschäftigen, phantastischen Geiste des ionischen Stammes zusagte. Die Gestalt des Odysseus mußte ihm als ein Idealbild des verschlagenen, aber edelgesinnten ionischen Mannes, die Figur des Nestor, an den sich die ionischen Herrscherhäuser genealogisch anknüpften, als der Typus des lebenserfahrenen, beredten und weisen ionischen Herrschers erscheinen (Ed. Meyer S. 401). Jetzt vermischten sich auch die Märchen von den Irrfahrten des Odysseus nach Westen mit den Schiffersagen, die ionische Seefahrer aus dem fernen Osten heimbrachten, und so hat sich über den kretisch-peloponnesischen Kern der Sage eine jüngere ionische Schicht gelegt. Die jüngeren Elemente des Märchens haben sich jedoch nur unvollkommen mit den älteren verschmolzen, und darum ist auch heute noch in einzelnen Zügen die verschiedene Struktur der älteren Sagenform und ihrer jüngeren, ionischen Erweiterung zu erkennen.

* * *

Wir haben damit in die Geschichte der griechischen Epik einen neuen, wichtigen Faktor eingeführt, die lokale Differenzierung der Heldensage vom Volksmärchen, die freilich nur für die Anfänge des epischen Gesanges in Einzelliedern Geltung hat. Wie weit alte Elemente dieser Sagengestaltung noch im jüngeren Epos bewahrt worden sind (vgl. S. 129/30), kann im einzelnen mit den Mitteln der Kritik allein nicht mehr festgestellt werden. Sicher ist, daß Ilias und Odyssee auch andere bedeutsame Unterschiede aufweisen. Denn in der Feinheit der künstlerischen Komposition stellt die Odyssee ein weitaus reiferes, einheitlicheres Werk dar. Die Behandlung der Götter ist, dem ‚bürgerlichen' Stoffe der Odyssee entsprechend, hier eine andere, scheinbar würdigere, als in der ‚ritterlichen' Ilias, in welcher die komischen Äquivalente zur heroischen Kampfeshandlung bei weitem zahlreicher sind.[47]) Im epischen Stil ist auffällig die Zahl der mehr oder weniger durchgeführten Gleichnisse, die in der Ilias rund 200, in der Odyssee nur etwa 45 beträgt, neben 27 bezw. 13 kurzen Vergleichen; in der Odyssee überwiegen dafür die beschreibenden, zumal landschaftlichen Schilderungen.[48]) Die Verstechnik der Odyssee soll vor allem charakterisiert sein durch viel häufigere Vernachlässigung der Positionswirkung, entsprechend etwa der Verstechnik bei Hesiod und in den homerischen Hymnen.[49]) Auch in sprachlichen Einzelheiten der Wortwahl sowohl wie des Satzbaues hat man nicht nur zwischen den beiden Epen, sondern selbst zwischen einzelnen Teilen derselben Epen auffällige Unterschiede erkennen wollen.[50]) Bei genauerem Zusehen allerdings haben sich manche von den angenommenen Verschiedenheiten entweder verflüchtigt oder in künstlerischen Absichten des Dichters eine ausreichende Erklärung gefunden. Beispielshalber hat sich die Behauptung, daß im Sprachgebrauche der Odyssee gegenüber dem der Ilias die abstrakten Substantive weitaus überwiegen, woraus

wiederum die vergleichsweise späte Erstehungszeit der Odyssee sich ergeben soll,[51]) als eine jener sträflichen Nachlässigkeiten erwiesen, die in der Homerkritik seit Wolf und Lachmann so verhängnisvolle Verwirrung angerichtet haben. So tritt uns andererseits um so greifbarer die auch schon früher nicht verkannte Gleichmäßigkeit der beiden Epen entgegen, die inhaltlich in bewundernswerter Weise zu einem Gesamtbilde der troischen Sage sich ergänzen, formell aber nicht nur im Aufbau der Handlung denselben poetischen Gesetzen folgen, sondern auch in der epischen Technik und in der sprachlichen Form die merkwürdigsten Berührungen miteinander haben.[52]) Demgegenüber sind die tatsächlichen Unterschiede nicht einmal derartig, daß sie uns nötigten, einen zeitlichen Abstand von ½ bis 1 Jahrh. zwischen Ilias und Odyssee anzunehmen. Es genügt vielmehr vollauf, zumal in Anbetracht der in der Odyssee vorgeschrittenen dichterischen Kunst, die Ilias als das kraftvolle, stürmische, ältere, die Odyssee als das abgeklärte, psychologisch vertiefte, jüngere Werk desselben Dichters zu erklären, wie es im Altertum schon von dem geistvollen Verfasser der Schrift ‚Vom erhabenen Stil' c. IX 12 geschehen ist.[53])

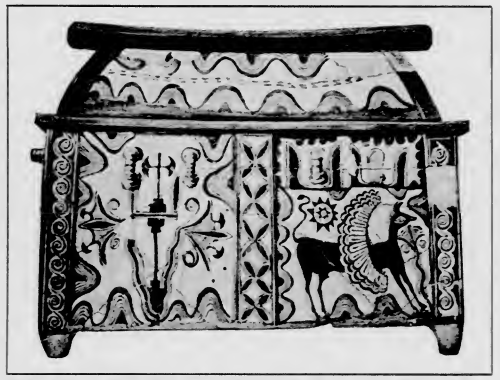


Abb. 103 · Bemalter Terrakottasarkophag aus Palaiokastro auf Kreta (1/18) : S. 84

Immerhin bleibt auch nach diesen Feststellungen die Frage noch unbeantwortet, inwieweit verschiedenartiges ‚Quellenmaterial' im einzelnen auf die Gestaltung der homerischen Epen differenzierend eingewirkt hat. Denkbar wäre es ja, daß der mit künstlerischem Bewußtsein schaffende Dichter das Märchengedicht vom Heldengedicht in bestimmten Zügen abgehoben hätte, indem er gewisse, zumal kulturelle Unterschiede älterer Helden- und Märchenlieder mit bewußter Absicht in seinen Epen festhielt (S. 129).[54]) Auch gewisse Einzelheiten scheinen in der Tat hierfür zu sprechen. Als auffälligste Erscheinung vermerke ich hier, daß das Gemeinwesen der friedliebenden, nach Gesetz und Recht lebenden Phäaken als ein poetisch verklärtes Abbild des friedlichen, gesetzmäßigen Lebens im Reiche des Minos, des Begründers der staatlichen Ordnung, sich darstellt, wie die Odyssee ξ 201 f. es schildert: ‚Wahrlich, der lebt noch nicht, und niemals wird er geboren, | Welcher käm' in das Land der phäakischen Männer, mit Feindschaft | Unsre Ruhe zu stören; denn sehr geliebt von den Göttern | Wohnen wir abgesondert im wogenrauschenden Meere'.[55]) Das Meer lieben die Phäaken nicht minder, wie die seefahrenden Bewohner Kretas (ξ 270 f., η 34), und Poseidon, der Herr des Meeres, der älteste und mächtigste Gott (ν 142), ist der Schützer ihres Landes, dessen Heiligtum auf dem Marktplatz der Stadt sich erhebt (ξ 266). Verraten aber hat sich der Dichter in η 321 f., wo vergleichshalber auf das weitentfernte Euböa hingewiesen wird und auf einen Besuch, den Rhadamanthys dort dem Erdsohne Tityos abgestattet habe. Denn dieser Vergleich ist schlecht gewählt vom Standpunkte der im Nordwestmeere lebenden Phäaken, da Euböa, das die rudergeübten phäakischen Jünglinge mit ihren schnellen Schiffen in einem Tage erreichen, für den Küstenfahrer in der gleichen Fahrtrichtung wie Ithaka liegt, nur weit darüber hinaus (τηλοτάτω). Dahingegen erscheint der Vergleich für eine Insel des südlichen Meeres (d. h. für Kreta)

griechiſchen Märchenepik zu erklären. Die Lokaliſierung der Odyſſeusſage auf Ithaka dagegen hat mit dem Orte des Märchengeſanges nichts zu tun. Aber auch das peloponneſiſche Entwicklungsſtadium des epiſchen Geſanges (S. 116 f.) kann für die Ausbildung der Odyſſeusſage Bedeutung gewonnen haben, indem vielleicht hier erſt, aber unter kretiſchem Einfluſſe (S. 128 f.), ein peloponneſiſcher Heros zum Helden des Märchens geworden (Anm. 8b) und letzteres auf der entfernten Inſel Ithaka lokaliſiert worden iſt. Für argiviſche Sänger lag ja Ithaka noch nicht ganz außerhalb des Geſichtskreiſes (S. 126), andererſeits aber fern genug, um ein Märchenland, eine Grenze zwiſchen Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit, hier annehmen zu laſſen.

Als Epopöen freilich ſind Ilias ſowohl wie Odyſſee aus ioniſcher Sangesübung hervorgewachſen, die den Stoff der Heldenſage mit der ioniſchen Wanderung aus dem Peloponnes empfangen hat. Auf dem gleichen Wege kann auch das kretiſche Schiffermärchen nach Kleinaſien gewandert ſein; oder aber kretiſche Auswanderer, die an der Beſiedelung Joniens beteiligt geweſen ſein ſollen (vgl. S. 128), [46a]) haben es von Kreta direkt nach Kleinaſien gebracht. Leitete doch gerade die ſpätere Metropole Milet ihren Urſprung vom kretiſchen Miletos (B 647) her (Belege bei Buſolt I² S. 305 Anm. 2). Die Herübernahme des Odyſſeusmärchens nach Jonien aber iſt um ſo leichter zu erklären, als die ganze Art der Schiffersſage dem geſchäftigen, phantaſtiſchen Geiſte des ioniſchen Stammes zuſagte. Die Geſtalt des Odyſſeus mußte ihm als ein Idealbild des verſchlagenen, aber edelgeſinnten ioniſchen Mannes, die Figur des Neſtor, an den ſich die ioniſchen Herrſcherhäuſer genealogiſch anknüpften, als der Typus des lebenserfahrenen, beredten und weiſen ioniſchen Herrſchers erſcheinen (Ed. Meyer S. 401). Jetzt vermiſchten ſich auch die Märchen von den Irrfahrten des Odyſſeus nach Weſten mit den Schiffersſagen, die ioniſche Seefahrer aus dem fernen Oſten heimbrachten, und ſo hat ſich über den kretiſch-peloponneſiſchen Kern der Sage eine jüngere ioniſche Schicht gelegt. Die jüngeren Elemente des Märchens haben ſich jedoch nur unvollkommen mit den älteren verſchmolzen, und darum iſt auch heute noch in einzelnen Zügen die verſchiedene Struktur der älteren Sagenform und ihrer jüngeren, ioniſchen Erweiterung zu erkennen.

* * *

Wir haben damit in die Geſchichte der griechiſchen Epik einen neuen, wichtigen Faktor eingeführt, die lokale Differenzierung der Heldenſage vom Volksmärchen, die freilich nur für die Anfänge des epiſchen Geſanges in Einzelliedern Geltung hat. Wie weit alte Elemente dieſer Sagengeſtaltung noch im jüngeren Epos bewahrt worden ſind (vgl. S. 129/30), kann im einzelnen mit den Mitteln der Kritik allein nicht mehr feſtgeſtellt werden. Sicher iſt, daß Ilias und Odyſſee auch andere bedeutſame Unterſchiede aufweiſen. Denn in der Feinheit der künſtleriſchen Kompoſition ſtellt die Odyſſee ein weitaus reiferes, einheitlicheres Werk dar. Die Behandlung der Götter iſt, dem ‚bürgerlichen' Stoffe der Odyſſee entſprechend, hier eine andere, ſcheinbar würdigere, als in der ‚ritterlichen' Ilias, in welcher die komiſchen Äquivalente zur heroiſchen Kampfeshandlung bei weitem zahlreicher ſind. [47]) Im epiſchen Stil iſt auffällig die Zahl der mehr oder weniger durchgeführten Gleichniſſe, die in der Ilias rund 200, in der Odyſſee nur etwa 45 beträgt, neben 27 bezw. 13 kurzen Vergleichen; in der Odyſſee überwiegen dafür die beſchreibenden, zumal landſchaftlichen Schilderungen. [48]) Die Verstechnik der Odyſſee ſoll vor allem charakteriſiert ſein durch viel häufigere Vernachläſſigung der Poſitionswirkung, entſprechend etwa der Verstechnik bei Heſiod und in den homeriſchen Hymnen. [49]) Auch in ſprachlichen Einzelheiten der Wortwahl ſowohl wie des Satzbaues hat man nicht nur zwiſchen den beiden Epen, ſondern ſelbſt zwiſchen einzelnen Teilen derſelben Epen auffällige Unterſchiede erkennen wollen. [50])

Bei genauerem Zuſehen allerdings haben ſich manche von den angenommenen Verſchiedenheiten entweder verflüchtigt oder in künſtleriſchen Abſichten des Dichters eine ausreichende Erklärung gefunden. Beiſpielshalber hat ſich die Behauptung, daß im Sprachgebrauche der Odyſſee gegenüber dem der Ilias die abſtrakten Subſtantive weitaus überwiegen, woraus wiederum die vergleichsweiſe ſpäte Erſtehungszeit der Odyſſee ſich ergeben ſoll, [51]) als eine jener ſträflichen Nachläſſigkeiten erwieſen, die in der Homerkritik ſeit Wolf und Lachmann ſo verhängnisvolle Verwirrung angerichtet haben. So tritt uns andererſeits um ſo greifbarer die auch ſchon früher nicht verkannte Gleichmäßigkeit der beiden Epen entgegen, die inhaltlich in bewundernswerter Weiſe zu einem Geſamtbilde der troiſchen Sage ſich ergänzen, formell aber nicht nur im Aufbau der Handlung denſelben poetiſchen Geſetzen folgen, ſondern auch in der epiſchen Technik und in der ſprachlichen Form die merkwürdigſten Berührungen miteinander haben. [52]) Demgegenüber ſind die tatſächlichen Unterſchiede nicht einmal derartig, daß ſie uns nötigten, einen zeitlichen Abſtand von ½ bis 1 Jahrh. zwiſchen Ilias und Odyſſee anzunehmen. Es genügt vielmehr vollauf, zumal in Anbetracht der in der Odyſſee vorgeſchrittenen dichteriſchen Kunſt, die Ilias als das kraftvolle, ſtürmiſche, ältere, die Odyſſee als das abgeklärte, pſychologiſch vertiefte, jüngere Werk desſelben Dichters zu erklären, wie es im Altertum ſchon von dem geiſtvollen Verfaſſer der Schrift ‚Vom erhabenen Stil' c. IX 12 geſchehen iſt. [53])

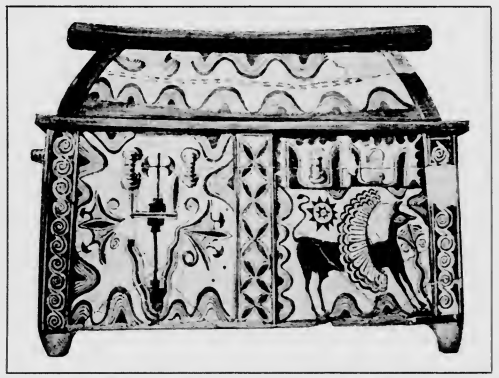


Abb. 103 · Bemalter Terrakottaſarkophag aus Palaiokaſtro auf Kreta (1/18) : S. 84

Immerhin bleibt auch nach dieſen Feſtſtellungen die Frage noch unbeantwortet, inwieweit verſchiedenartiges ‚Quellenmaterial' im einzelnen auf die Geſtaltung der homeriſchen Epen differenzierend eingewirkt hat. Denkbar wäre es ja, daß der mit künſtleriſchem Bewußtſein ſchaffende Dichter das Märchengedicht vom Heldengedicht in beſtimmten Zügen abgehoben hätte, indem er gewiſſe, zumal kulturelle Unterſchiede älterer Helden- und Märchenlieder mit bewußter Abſicht in ſeinen Epen feſthielt (S. 129). [54]) Auch gewiſſe Einzelheiten ſcheinen in der Tat hierfür zu ſprechen. Als auffälligſte Erſcheinung vermerke ich hier, daß das Gemeinweſen der friedliebenden, nach Geſetz und Recht lebenden Phäaken als ein poetiſch verklärtes Abbild des friedlichen, geſetzmäßigen Lebens im Reiche des Minos, des Begründers der ſtaatlichen Ordnung, ſich darſtellt, wie die Odyſſee ξ 201 f. es ſchildert: ‚Wahrlich, der lebt noch nicht, und niemals wird er geboren, | Welcher käm' in das Land der phäakiſchen Männer, mit Feindſchaft | Unſre Ruhe zu ſtören; denn ſehr geliebt von den Göttern | Wohnen wir abgeſondert im wogenrauſchenden Meere'. [55]) Das Meer lieben die Phäaken nicht minder, wie die ſeefahrenden Bewohner Kretas (ξ 270 f., η 34), und Poſeidon, der Herr des Meeres, der älteſte und mächtigſte Gott (ν 142), iſt der Schützer ihres Landes, deſſen Heiligtum auf dem Marktplatz der Stadt ſich erhebt (ξ 266). Verraten aber hat ſich der Dichter in η 321 f., wo vergleichshalber auf das weitentfernte Euböa hingewieſen wird und auf einen Beſuch, den Rhadamanthys dort dem Erdſohne Tityos abgeſtattet habe. Denn dieſer Vergleich iſt ſchlecht gewählt vom Standpunkte der im Nordweſtmeere lebenden Phäaken, da Euböa, das die rudergeübten phäakiſchen Jünglinge mit ihren ſchnellen Schiffen in einem Tage erreichen, für den Küſtenfahrer in der gleichen Fahrtrichtung wie Ithaka liegt, nur weit darüber hinaus (τηλοτάτω). Dahingegen erſcheint der Vergleich für eine Inſel des ſüdlichen Meeres (d. h. für Kreta)

durchaus angemessen. Des weiteren ist Rhadamanthys, den die phäakischen Jünglinge im schnellen Schiffe nach Euböa führten, ein spezifisch kretischer Heros, ein Zwillingsbruder des Minos, von Europa dem Zeus geboren (Ξ 322). Der kretische Heros also ist auf der Phäakeninsel heimisch, mit anderen Worten: die Phäakeninsel ist Kreta, mit dichterischer Phantasie an das ‚Ende der Welt' (ζ 205), in das Nordwestmeer versetzt.[56])

Im allgemeinen muß eine Erweiterung des geographischen Horizontes in der Odyssee hervorgehoben werden. Die Ilias hat über die Troas und die vorgelagerten Inseln im Norden, über Kreta und Rhodos im Süden hinaus nur dunkle Kunde von den Nomaden jenseits der thrakischen Berge (Ν 5), von den Aethiopen und Pygmäen (Α 423, Ψ 206; Γ 6), von Phönizien (Phönizier nur einmal Ψ 744, dagegen mehrmals die kunstreichen ‚sidonischen' Arbeiten) und von Aegypten (das hunderttorige Theben nur einmal I 381 nebenbei genannt). Die Kykladen, selbst Chios und Samos, werden nicht erwähnt. Auf der Gegenseite sind in der Odyssee nicht nur die Küsten von Jonien, Chios mit dem benachbarten Vorgebirge des windigen Mimas (γ 170 f.), Delos mit dem Altar des Apollon (ζ 162), Euböa mit der Stadt Geraistos (γ 174, η 321) dem Dichter wohl bekannt, sondern auch Kreta und die Länder und Inseln des südlichen Mittelmeeres treten hier als vertraute geographische Begriffe in das Gesichtsfeld der Dichtung. Phönizische Händler (‚arge Betrüger und Erzschinder' ξ 288) sind gewöhnliche Besucher des Landes, und Reisen nach Aegypten scheinen etwas Alltägliches zu sein: man vergleiche die Schilderung der Insel Pharos vor dem Aigyptosstrome δ 354 f., die Bemerkungen über die Arzneikunst der Aegypter δ 231 f., den Namen des ithakesischen Helden Aigyptios β 15. Auch die Kenntnis Aethiopiens ist erweitert, indem östliche und westliche Aethiopen geschieden werden (α 23/4). Mehrfach wird sogar Libyen erwähnt (δ 85, ξ 295), dazu an der ersteren Stelle noch die unbekannten *Ἐρεμβοί*. Des ferneren bringt uns die Odyssee bereits eine erste schwache Kunde von den Inseln und Küsten des Nordwest- und Westmeeres, vom ithakesischen Reiche des Odysseus, von den Thesprotern in Epirus und dem dodonäischen Orakel, von den Sikelern und ihrer Insel Sikania u. s. w. (vgl. S. 124 und Jebb S. 57 f.). Wer möchte nun in Abrede stellen, daß diese Kenntnis der südlichen und westlichen Meere gerade kretischen Schiffermärchen d. i. älteren Odysseusliedern vortrefflich zu Gesichte stände, wenn auch manche Einzelangaben hier persönlichen Kenntnissen des Odysseedichters entstammen mögen?[57])

Dem Ursprunge des Odysseusmärchens auf Kreta entspricht es ferner, daß die Flora in der Odyssee einen ausgesprochen südlichen Karakter trägt. Während die Ilias nur die alteinheimischen Laub- und Nadelhölzer, darunter den wilden Oelbaum und den wilden Feigenbaum kennt, erwähnt die Odyssee bereits den veredelten Feigenbaum und eine wenn auch noch schüchterne Olivenkultur in den Gärten des Alkinoos (η 116) und Laërtes (ω 249), die vom südlichen Vorderasien importiert worden ist. Hier hören wir zuerst von den für die südliche Zone typischen Lorbeerbäumen an der Höhle des Polyphem (ι 183), von Zypressen im Haine der Kalypso (ε 64; Zypressenholz auch, phönizischer Sitte entsprechend, als Türpfosten im Hause des Odysseus ϱ 340), von einer heiligen Palme auf Delos (ζ 163). Selbst der Lotosbaum, dessen Beeren die Bewohner der Syrte noch heute als Speise und Viehfutter gebrauchen, kommt in der Schilderung der nach ihm benannten Lotophagen (ι 93) vor, und an einer andern Stelle die im Niltal und in Syrien kultivierte Byblospflanze, da wenigstens ein Schiffstau aus Byblosfasern (*βύβλινον ὅπλον*) im Hause des Odysseus vorhanden war (φ 391).[58])

Zu diesen Unterschieden von Ilias und Odyssee treten andere hinzu, die vielleicht auf die größere Höhe der mykenischen Kultur auf Kreta, auf den größeren Reichtum und Glanz seiner Fürstenhöfe zurückgeführt werden können. In erster Linie stehen hier die Verschiedenheiten des Palastbaues, die sich schon in der Hausanlage und der Verteilung der Räume zeigen. Denn das Haus des Odysseus, wie das des Alkinoos erhebt sich nicht auf ragendem Felsen (Tiryns, Mykenä, Athen, Gla-Paläokastro u. s. w.), sondern dem knosischen Herrscherhause entsprechend mitten

in der Stadt. Und vor dem Wohnungskomplex liegt, ähnlich wie in Knosos und Phaistos, der von Mauern umgebene große Vorhof (π 165, ϱ 266). Die Raumverteilung dagegen entspricht auffällig dem tirynthischen Palaste mit dem Megaron als Wohn- und Gesellschaftsraum, dem für sich selbständigen Frauenmegaron, Schlafgemach (*θάλαμος*), Oberstock, Bad und zahlreichen Kammern.[59]) Was die innere Ausstattung der Paläste betrifft, so nennt zwar auch die Ilias das Haus des Poseidon ‚golden' (Ν 22), das des Hephaistos ‚ehern' (Σ 371); doch verbindet sich damit nur ein allgemeiner Begriff des Reichtums, keine bestimmte Vorstellung ‚goldenen' oder ‚ehernen' Schmuckes, wie auch das Haus keines Sterblichen hier in ähnlicher Weise ausgezeichnet wird. Die Odyssee hingegen gibt uns in der Schilderung des Alkinoospalastes bei den Phäaken (η 83 f.) das typische Bild einer prunkvollen orientalischen Herrscherwohnung, das auf griechischem Boden im Minospalaste zu Knosos seine nächste Parallele hat. Die ehernen (d. h. metallplattierten) Wände, geschmückt mit einem Gesimse von bläulichem Kyanos (Glasfluß: II Anm. 35a); die goldenen (d. h. goldbeschlagenen) Türen, die silbernen Pfosten auf eherner Schwelle, der silberne Türsturz und der goldene Türring (vgl. α 441); die kunstvoll gebildeten goldenen und silbernen Hunde als Wächter, die goldenen Jünglingsfiguren als Fackelträger, die teppichbedeckten Sessel an den Wänden: all das erweckt in uns die Vorstellung einer schier märchenhaften Pracht, die jedenfalls den viel kleineren Verhältnissen der mykenischen Fürstensitze auf dem Festlande weniger entspricht.[60]) Auch der Palast des Menelaos in Sparta steht in der Vorstellung des Dichters in gleichem Glanze: das Blinken seiner (Metall-) Ausschmückung wird dem Strahle der Sonne und des Mondes verglichen (δ 45/6 = η 84/5), und sein Reichtum an Erz, Gold, Silber, Bernstein, Elfenbein erscheint dem Telemach würdig eines Hauses des olympischen Zeus (δ 72 f.).[61])

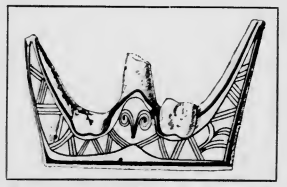


Abb. 104 · Kulthörner in bemalter Terrakotta aus der Idäischen Grotte auf Kreta : S. 84

Auch in den religiösen, ethischen und politischen Anschauungen erscheint der Kulturstand der Odyssee gegenüber der Ilias etwas gehoben, indem z. B. in der Zeichnung der Götterwelt die Odyssee durchweg die parodierende Tendenz der Ilias verschmäht.[62]) Von Äußerlichkeiten ist hier schon den Alten aufgefallen, daß in der Ilias Iris, in der Odyssee Hermes das Amt des Götterboten versieht. Die Odyssee bietet auch einige neue ethische Termini, wie *ὅσιος, θεουδής, εὐεργεσίη*, während sonst das ethische Sondergut in den beiden Epen etwa gleich stark vertreten ist.[63]) In der Odyssee soll das Recht der Schutzflehenden, von dem in der Ilias wenig zu spüren sei, unbedingt anerkannt sein. Auch soll die Odyssee bereits, dem patriarchalischen Staate der Ilias gegenüber, eine ausgebildete Gerichtsorganisation zeigen.[64]) Damit vergleiche man endlich die auffällige Tatsache, daß wir in der Ilias noch das Stadium des improvisatorischen Volksgesanges lebendig finden (S. 35), während wir in der Odyssee schon einen Stand berufsmäßiger Sänger, wie Demodokos, Phemios, den *ἀοιδὸς ἀνήρ* am Hofe des Agamemnon γ 267 und des Menelaos δ 17, antreffen (vgl. I Anm. 42d).

Es wäre jedoch unberechtigt, für solche und ähnliche Unterschiede, die z. T. nicht einmal unbestritten sind, ausschließlich eine historische Erklärung suchen zu wollen, die aus uns unbekannten Vorlagen oder Vorbildern des Dichters oder aus einer schichtweisen Entstehung der homerischen Epen auch den Gegensatz von Ilias und Odyssee zu begreifen strebt. Denn über allen Inkongruenzen steht das souveräne Recht des Dichters, auch einen gegebenen Stoff nach poetischen Inspirationen zu formen und auch in den Einzelzügen nach den jeweiligen Bedürfnissen der epischen Handlung zu gestalten. Die Eigenart des Dichters also in einer eindringenden ästhetischen Würdigung seiner Schöpfungen zu erkennen, ist und bleibt die vornehmste Aufgabe der Homerforschung.

* * *

Der poetische Karakter der Odyssee mit ihren phantastischen, farbenreichen Schilderungen, vor allem das ewig junge Lied von der Gattentreue und der endlichen Wiedervereinigung nach langer Trennung bedingt es, daß das Odysseusepos dem modernen Empfinden näher steht, als das blutige Kampfspiel der Ilias, das leidenschaftdurchglühte Lied vom Zorne Achills. Zwar die Gewalt der dramatischen Entwicklung, die wilde Ursprünglichkeit der handelnden Personen, das Pathos ihrer mordschwangeren Reden in der Ilias nehmen unsern Sinn unmittelbar gefangen; und darum hat auch im Altertum die Ilias stets den ersten Platz eingenommen.[65]) Aber es ist, als wenn wir ein großes, prächtiges Schlachtengemälde betrachten, das einen Kampf fremder Völker miteinander darstellt: wir bewundern die unnachahmliche Technik des Künstlers, wir fühlen rein menschlich mit ihm die Leiden und die Leidenschaft der sterbenden, flüchtenden, ringenden, triumphierenden Krieger. Unser Innerstes jedoch bleibt kalt, wenn nicht in ihm eine besondere Saite mitklingt mit dem Jubel der Sieger, mit der Schmach der Besiegten. So empfinden wir den Kampf einer christlichen Macht mit den Scharen der Ungläubigen als das Ringen der Zivilisation mit Fanatismus und Barbarei. Wir empfinden ihn mit tieferer, patriotischer Begeisterung, wenn ein Charlemagne ihn führt und ein Roland in letzter Not in sein Horn Olifant stößt, um die Hilfe wider die Sarazenen herbeizurufen. Aber der Streit um ein schönes Weib will uns nicht bedeutend genug bedünken, daß zwei Völker darum in zehnjährigem Ringen sich zerfleischen. So kommt es, daß die grandiose Kampfesepopöe der Ilias unser Innerstes unberührt läßt, wenige rein menschliche Szenen ausgenommen, wie Hektors Abschied von Andromache, die Klage des Achilleus um den gefallenen Freund, die Lösung von Hektors Leiche durch den greisen Vater.

In der Odyssee finden wir uns selbst. Ihre kunstvollere, einheitlichere Komposition offenbart uns das Walten eines überlegenen Dichtergeistes, der auch die feine psychologische Motivierung mit weit höherer Kunst handhabt, als der von starken, aber im ganzen einfacheren Empfindungen beherrschte Dichter der Ilias.[66]) Aber nicht der größere dichterische Wert der Odyssee ist es, der sie unserm modernen Empfinden näher bringt. Das ist vielmehr eine Wirkung des mit erstaunlicher Meisterschaft erfaßten, in einem allgemein menschlichen Bilde geschilderten, wirklichen Lebens. Die Dichtung schreitet nicht einher auf dem tragischen Kothurn eines übermenschlichen Heldentums. Ihre Menschen fühlen, denken und handeln, wie der moderne Mensch in ähnlicher Lage fühlen,

Abb. 105 · Mykenische Vase aus Aegypten: S. 54

denken und handeln würde. Die mädchenhaft zarte, vom Hauche echtester Poesie umflossene Gestalt der Nausikaa; die edle, in voller Frauenwürde unnahbare Hoheit Penelopes; die besorgte, redliche Schaffnerin, die runzliche Alte Eurykleia; der biedere, treue Hausverwalter, der ‚göttliche' Sauhirt Eumaios; der unverschämte, hündische Bettler Iros; die rosenwangige, leichtfertige Magd Melantho; der übermütige, stutzerhafte, frech prahlende Freier Antinoos; der jugendlich frische, erst halb gereifte und doch schon in edler Männlichkeit sich bewährende Telemachos; vor allem aber der heldenhafte, löwenstarke (ξ130 f), männlich schöne, zartfühlende, kluggesinnte, königliche Dulder Odysseus: sie alle repräsentieren uns Typen eines freien Menschentums, in denen sich unser eigenstes Wesen in mancherlei Brechungen widerspiegelt. Die bunte Mannigfaltigkeit von Nebenfiguren und allerhand Nebendingen aber — ich erinnere nur an den von Ungeziefer zerfressenen, auf dem Miste verendenden Hund Argos, der schweifwedelnd seinen Herrn wiedererkennt — bekundet einen solchen Reichtum der Erfindung, eine solche Treffsicherheit der Lebensbeobachtung, daß auch die modernsten Bewunderer des Milieus das ursprüngliche Dichtergenie in der Odyssee anerkennen müßten, wenn sie überhaupt klassische Dichtung für wert hielten, gelesen zu werden.

Die Odyssee ist eine subjektive Dichtung, ihr Schöpfer ein individueller Geist, der ‚Welt und Leben' sieht, wie sie wirklich sind. Vor seiner Phantasie stehen die bunten Bilder halborientalischen Reichtums, die Wunder und Fabelwesen einer fernen Märchenwelt. Aber in Griechenland, auch in Kreta, sah es noch zur Zeit des Dichters außerhalb der dünn gesäten Herrensitze arm und dürftig aus. Ueber das Land verstreut lagen Dörfer und Bauerngehöfte, wie sie der Dichter mit traulichem, ins Einzelne sich verlierenden Realismus schildert. Auch das Haus des Odysseus ist nicht reich, der bescheidene Sitz eines ländlichen Kleinfürsten. Aber gerade jene Einfachheit der ländlichen Verhältnisse umfängt uns mit dem ganzen Zauber naturalistischer, poetisch verklärter Lebenswahrheit. Der Dichter schildert als echter Naturalist die ihn umgebende Außenwelt nicht bloß in der Absicht, seiner Erzählung eine bestimmte künstlerische Färbung zu geben, sondern die Darstellung des Milieus ist ihm häufig genug Selbstzweck, wenngleich sie niemals aufdringlich wird und störend den Gang der Handlung unterbricht. Wie kräftiger Erdgeruch, wie ein Hauch der Heimat weht es uns aus dem zweiten Teile der Dichtung entgegen, der auf griechischem Boden, auf Ithaka spielt. Hier ist in Wahrheit Homer zum ersten Wirklichkeitsdichter geworden. Und so hoch wir den poetischen Wert der Dichtung in der dramatisch verschlungenen Komposition, in der psychologisch feinen Karakterschilderung anschlagen mögen: den höchsten Ruhmestitel verleiht dem Odysseusepos seine Art als erstes, echtestes und ursprünglichstes Werk bewußter Heimatkunst.

Von den Abbildungen, die nicht nach Photographien hergestellt sind, wurden entnommen aus

Annual of the British School at Athens VI S. 52 (83) · T. 2 (80) · VII S. 19 (72) · S. 29 (71) · S. 57 (79) · S. 79 (85) · VIII S. 29 (75) · S. 31 (76) · S. 79 (82) · S. 99 (74) · S. 171 (44) · T. 1 (68) · T. 2 und 3 (84) · T. 18 (105)

Ausonia III 1908 T. 13 (58)

Bernoulli, Griechische Ikonographie T. 2 (2)

Curtius, Stadtgeschichte von Athen f. 12 (57) · T. 5 (55)

Dörpfeld, Troja und Ilion: Beilage 35 und 33 (5) · Beilage 68 (3) · f. 470 (8) · T. 3 (4)

Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 1888 T. 8 (56) · 1891 T. 2 (29) · 1896 T. 1 (37) · T. 3 (81)

Furtwängler-Löschcke, Mykenische Vasen no. 9 · 14 · 28 B · 49 · 55 · 71 · 87 · 146 · 149 · 175 (66) · T. 42 (13)

Furtwängler-Urlichs, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur, Handausgabe T. 48 (1)

Journal of Hellenic Studies 1901 S. 104 (14) · S. 136 (104) · S. 177 (15) · S. 193 (70)

Monumenti Antichi XII T. 2 (88) · T. 6 (91) · T. 7 (94) · XIII T. 1 und 3 (95) · T. 4 (97) · T. 9 (96) · XIX T. 1 (59)

Perrot-Chipiez, Histoire de l'art VI f. 43 (7) · f. 82 (45) · f. 90 (11) · f. 129 (52) · f. 159 (60) · f. 190 (61) · f. 220 (63) · f. 284 (49) · f. 350 (51) · f. 373 (18) · f. 436 (105) · T. 3 (33) · T. 6 (35) · T. 11 (16) · T. 13 (42) · T. 15 (54a) · T. 16 (53) · T. 18 (31)

Reichel, Homerische Waffen f. 11 (30)

Reichel, Vorhellenische Götterkulte f. 4 (26) · f. 32 (20)

Schliemann, Mykenae f. 140 (17) · f. 240 · 243 · 242 · 246 (22) · f. 281 (21) · f. 327 (27) · f. 383 · 500 (23) · T. F (25)

Schliemann, Tiryns: Beilage S. 357 (38), T. 13 (46) · T. 14 (47) · T. 24 (41) · T. 25 (40)

Tsuntas, *Μυκῆναι* T. 4 (28) · T. 6 (32) · T. 10 (54 b) · T. 11 (50)

Tsountas-Manatt, The Mycenaean age T. 4 (12) · T. 10 (24) · T. 15 (62) · f. 159 (64)

Die Woche 1901 S. 1240 (78)

Der poetische Karakter der Odyssee mit ihren phantastischen, farbenreichen Schilderungen, vor allem das ewig junge Lied von der Gattentreue und der endlichen Wiedervereinigung nach langer Trennung bedingt es, daß das Odysseusepos dem modernen Empfinden näher steht, als das blutige Kampfspiel der Ilias, das leidenschaftdurchglühte Lied vom Zorne Achills. Zwar die Gewalt der dramatischen Entwicklung, die wilde Ursprünglichkeit der handelnden Personen, das Pathos ihrer mordschwangeren Reden in der Ilias nehmen unsern Sinn unmittelbar gefangen; und darum hat auch im Altertum die Ilias stets den ersten Platz eingenommen. [65]) Aber es ist, als wenn wir ein großes, prächtiges Schlachtengemälde betrachten, das einen Kampf fremder Völker miteinander darstellt: wir bewundern die unnachahmliche Technik des Künstlers, wir fühlen rein menschlich mit ihm die Leiden und die Leidenschaft der sterbenden, flüchtenden, ringenden, triumphierenden Krieger. Unser Innerstes jedoch bleibt kalt, wenn nicht in ihm eine besondere Saite mitklingt mit dem Jubel der Sieger, mit der Schmach der Besiegten. So empfinden wir den Kampf einer christlichen Macht mit den Scharen der Ungläubigen als das Ringen der Zivilisation mit Fanatismus und Barbarei. Wir empfinden ihn mit tieferer, patriotischer Begeisterung, wenn ein Charlemagne ihn führt und ein Roland in letzter Not in sein Horn Olifant stößt, um die Hilfe wider die Sarazenen herbeizurufen. Aber der Streit um ein schönes Weib will uns nicht bedeutend genug bedünken, daß zwei Völker darum in zehnjährigem Ringen sich zerfleischen. So kommt es, daß die grandiose Kampfesepopöe der Ilias unser Innerstes unberührt läßt, wenige rein menschliche Szenen ausgenommen, wie Hektors Abschied von Andromache, die Klage des Achilleus um den gefallenen Freund, die Lösung von Hektors Leiche durch den greisen Vater.

In der Odyssee finden wir uns selbst. Ihre kunstvollere, einheitlichere Komposition offenbart uns das Walten eines überlegenen Dichtergeistes, der auch die feine psychologische Motivierung mit weit höherer Kunst handhabt, als der von starken, aber im ganzen einfacheren Empfindungen beherrschte Dichter der Ilias. [66]) Aber nicht der größere dichterische Wert der Odyssee ist es, der sie unserm modernen Empfinden näher bringt. Das ist vielmehr eine Wirkung des mit erstaunlicher Meisterschaft erfaßten, in einem allgemein menschlichen Bilde geschilderten, wirklichen Lebens. Die Dichtung schreitet nicht einher auf dem tragischen Kothurn eines übermenschlichen Heldentums. Ihre Menschen fühlen, denken und handeln, wie der moderne Mensch in ähnlicher Lage fühlen,

Abb. 105 · Mykenische Vase aus Aegypten: S. 54

denken und handeln würde. Die mädchenhaft zarte, vom Hauche echtester Poesie umflossene Gestalt der Nausikaa; die edle, in voller Frauenwürde unnahbare Hoheit Penelopes; die besorgte, redliche Schaffnerin, die runzliche Alte Eurykleia; der biedere, treue Hausverwalter, der ‚göttliche' Sauhirt Eumaios; der unverschämte, hündische Bettler Iros; die rosenwangige, leichtfertige Magd Melantho; der übermütige, stutzerhafte, frech prahlende Freier Antinoos; der jugendlich frische, erst halb gereifte und doch schon in edler Männlichkeit sich bewährende Telemachos; vor allem aber der heldenhafte, löwenstarke (ζ130 f), männlich schöne, zartfühlende, kluggesinnte, königliche Dulder Odysseus: sie alle repräsentieren uns Typen eines freien Menschentums, in denen sich unser eigenstes Wesen in mancherlei Brechungen widerspiegelt. Die bunte Mannigfaltigkeit von Nebenfiguren und allerhand Nebendingen aber — ich erinnere nur an den von Ungeziefer zerfressenen, auf dem Miste verendenden Hund Argos, der schweifwedelnd seinen Herrn wiedererkennt — bekundet einen

solchen Reichtum der Erfindung, eine solche Treffsicherheit der Lebensbeobachtung, daß auch die modernsten Bewunderer des Milieus das ursprüngliche Dichtergenie in der Odyssee anerkennen müßten, wenn sie überhaupt klassische Dichtung für wert hielten, gelesen zu werden.

Die Odyssee ist eine subjektive Dichtung, ihr Schöpfer ein individueller Geist, der ‚Welt und Leben' sieht, wie sie wirklich sind. Vor seiner Phantasie stehen die bunten Bilder halborientalischen Reichtums, die Wunder und Fabelwesen einer fernen Märchenwelt. Aber in Griechenland, auch in Kreta, sah es noch zur Zeit des Dichters außerhalb der dünn gesäten Herrensitze arm und dürftig aus. Ueber das Land verstreut lagen Dörfer und Bauerngehöfte, wie sie der Dichter mit traulichem, ins Einzelne sich verlierenden Realismus schildert. Auch das Haus des Odysseus ist nicht reich, der bescheidene Sitz eines ländlichen Kleinfürsten. Aber gerade jene Einfachheit der ländlichen Verhältnisse umfängt uns mit dem ganzen Zauber naturalistischer, poetisch verklärter Lebenswahrheit. Der Dichter schildert als echter Naturalist die ihn umgebende Außenwelt nicht bloß in der Absicht, seiner Erzählung eine bestimmte künstlerische Färbung zu geben, sondern die Darstellung des Milieus ist ihm häufig genug Selbstzweck, wenngleich sie niemals aufdringlich wird und störend den Gang der Handlung unterbricht. Wie kräftiger Erdgeruch, wie ein Hauch der Heimat weht es uns aus dem zweiten Teile der Dichtung entgegen, der auf griechischem Boden, auf Ithaka spielt. Hier ist in Wahrheit Homer zum ersten Wirklichkeitsdichter geworden. Und so hoch wir den poetischen Wert der Dichtung in der dramatisch verschlungenen Komposition, in der psychologisch feinen Karakterschilderung anschlagen mögen: den höchsten Ruhmestitel verleiht dem Odysseusepos seine Art als erstes, echtestes und ursprünglichstes Werk bewußter Heimatkunst.

Von den Abbildungen, die nicht nach Photographien hergestellt sind, wurden entnommen aus

Annual of the British School at Athens VI S. 52 (83) · T. 2 (80) · VII S. 19 (72) · S. 29 (71) · S. 57 (79) · S. 79 (85) · VIII S. 29 (75) · S. 31 (76) · S. 79 (82) · S. 99 (74) · S. 171 (44) · T. 1 (68) · T. 2 und 3 (84) · T. 18 (105)
Ausonia III 1908 T. 13 (58)
Bernoulli, Griechische Ikonographie T. 2 (2)
Curtius, Stadtgeschichte von Athen f. 12 (57) · T. 5 (55)
Dörpfeld, Troja und Ilion: Beilage 35 und 33 (5) · Beilage 68 (3) · f. 470 (8) · T. 3 (4)
Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 1888 T. 8 (36) · 1891 T. 2 (29) · 1896 T. 1 (37) · T. 3 (81)
Furtwängler-Löschcke, Mykenische Vasen no. 9 · 14 · 28 B · 49 · 55 · 71 · 87 · 146 · 149 · 175 (66) · T. 42 (13)
Furtwängler-Urlichs, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur, Handausgabe T. 48 (1)
Journal of Hellenic Studies 1901 S. 104 (14) · S. 136 (104) · S. 177 (15) · S. 193 (70)
Monumenti Antichi XII T. 2 (88) · T. 6 (91) · T. 7 (94) · XIII T. 1 und 3 (95) · T. 4 (97) · T. 9 (96) · XIX T. 1 (59)
Perrot-Chipiez, Histoire de l'art VI f. 43 (7) · f. 82 (45) · f. 90 (11) · f. 129 (52) · f. 159 (60) · f. 190 (61) · f. 220 (63) · f. 284 (49) · f. 350 (51) · f. 373 (18) · f. 436 (105) · T. 3 (33) · T. 6 (35) · T. 11 (16) · T. 13 (42) · T. 15 (54a) · T. 16 (53) · T. 18 (31)
Reichel, Homerische Waffen f. 11 (30)
Reichel, Vorhellenische Götterkulte f. 4 (26) · f. 32 (20)
Schliemann, Mykenae f. 140 (17) · f. 240 · 243 · 242 · 246 (22) · f. 281 (21) · f. 327 (27) · f. 383 · 500 (23) · T. F (25)
Schliemann, Tiryns: Beilage S. 357 (38), T. 13 (46) · T. 14 (47) · T. 24 (41) · T. 25 (40)
Tsuntas, Μυκῆναι T. 4 (28) · T. 6 (32) · T. 10 (54 b) · T. 11 (50)
Tsountas-Manatt, The Mycenaean age T. 4 (12) · T. 10 (24) · T. 15 (62) · f. 159 (64)
Die Woche 1901 S. 1240 (78)

Anmerkungen zum ersten Abschnitt

[1]) Vgl. Jul. Fr. Lauer, Geschichte der homerischen Poesie, 1851 S. 5 f.; weniger systematisch L. Adam, Homer der Erzieher der Griechen, 1897; Körtge, Homer als Erzieher, Progr. 1906.

[1a]) Näheres darüber in dem ausgezeichneten Buche von G. Finsler, Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe. Italien, Frankreich, England, Deutschland. 1912 S. 466 f.; dazu E. Maaß, Goethe und die Antike, 1912 und M. Gröger, Festschrift des Gymn. zu Hirschberg, 1912 S. 150—75.

[1b]) Zur ästhetischen Würdigung Homers vgl. neuerdings (dazu Anm. 20a) besonders A. Bougot, Étude sur l'Iliade d'Homère. Invention, composition, exécution, 1888; Herman Grimm, Homer. Ilias, 1890/95 (2. Aufl. 1907); Victor Terret, Homère. Étude historique et critique, 1899; F. Blaß, Die Interpolationen in der Odyssee, 1904 (nur die Einleitung); J. Sitzler, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Odyssee (1902), 2. Aufl. 1906; Oskar Jäger, Homer und Horaz im Gymnasialunterricht, 1905; H. Draheim, Die Odyssee als Kunstwerk, 1910; Carl Rothe, Die Ilias als Dichtung, 1910 und Die Odyssee als Dichtung und ihr Verhältnis zur Ilias, 1914; E. Belzner, Homerische Probleme, 1911/12; E. Drerup, Das fünfte Buch der Ilias. Grundlagen einer homerischen Poetik, 1913; Ad. Roemer, Homerische Aufsätze, 1914.

[1c]) So genannt von der Hauptfigur, dem Tölpel Margites, der ‚vielerlei Dinge verstand, doch schlecht verstand er sie alle.'

[1d]) Vgl. Pindar Nem. II 1 f. (Hymnen), Isth. III 55 f. (Aithiopis) und bei Aelian V. H. IX 15 (Kyprien); Thukydides III 104 (Hymnos auf Apollon); Ps.-Demosth. LX 29 (Kyprien und kleine Ilias, vgl. Aischines I 128). Den Margites haben auch Kratinos und Aristoteles für homerisch gehalten. Näheres bei R. Volkmann, Ueber Homer als Dichter des epischen Cyklus, Progr. 1884.

[2]) Vgl. die Scholien und Eustathios zur Stelle. Für Metrodor vgl. W. Nestle, Philologus 1907 S. 503—10 (ausgehend von der Gleichsetzung Apollon = die Galle); für die rationalistische Erklärung F. Wipprecht, Zur Entwicklung der rationalistischen Mythendeutung bei den Griechen, Progr. 1902 und 1908.

[2a]) Die Einteilung erfolgte auf der Grundlage einer Zahlensystematik (nach den 24 Buchstaben des Alphabets), wie man z. B. das Geschichtswerk des Herodot nach den 9 Musen einteilte und jedes Buch dementsprechend benannte. Vor dem 4. Jh. v. Chr. (Ephoros) ist eine ‚Bücher'-Einteilung durch die Verfasser selbst überhaupt nicht üblich gewesen. Für die ursprüngliche Einteilung der homerischen Rhapsodien hat also jene Bucheinteilung keine Bedeutung; näheres in meinem ‚Fünften Buch der Ilias' S. 45 f. und 421 f. (vgl. Anm. 21).

[3]) Phototypie der Handschrift (mit Vorrede von D. Comparetti) Leiden 1901. Ihre Zeichen sind zuerst bekannt gemacht von Villoison 1788.

[4]) Entgegen der Meinung von Art. Ludwich (Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen, 1898) ist durch neuere Funde festgestellt worden (P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik², 1909 S. 34—53), daß bis in die Mitte des 2. Jhs. v. Chr. ein durch Rhapsodenwillkür sehr verdorbener Homertext mit zahlreichen Zusatzversen herrschte, von dem uns Aischines I § 149 (= Il. Ψ 77 f.) ein charakteristisches Beispiel gibt. Dazu vgl. G. A. Gerhard, Ptolemäische Homerfragmente [aus der Heidelberger Papyrussammlung], 1911. Die jüngeren Papyri dagegen bieten durchweg schon unseren gereinigten Text, wenn auch in Einzellesarten die kritischen Operationen der Alexandriner, vor allem des Aristarch, seltener durchgedrungen sind. Vgl. auch E. Hefermehl, Philologus 1907 S. 192 f.; U. v. Wilamowitz-Moellendorff und G. Plaumann, Iliaspapyrus P. Morgan (Buch XI—XVI fast vollständig; 3./4. Jh. n. Chr.), Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1912 S. 1198 bis 1219. Aristarch freilich darf nicht für alle, oft törichten Unechtheitserklärungen, die in den Scholien auf seinen Namen geschrieben sind, in Anspruch genommen werden, vgl. Ad. Roemer, Aristarchs Athetesen in der Homerkritik, 1912 (der allerdings in der ‚Rettung' Aristarchs zu weit geht). Andererseits ist es eine Selbsttäuschung von G. Finsler, Homer I² 1914 S. 343 f., wenn er schon den Zenodot wegen der Athetese der Sarpedonszenen in *Π* 666 f., der Schildbeschreibung in *Σ* 483 f. usw. als ‚Begründer der auflösenden und zersetzenden Homerkritik' erklärt: denn Interpolationen solcher Art können die Einheit eines Werkes nicht beeinträchtigen. Für die ästhetischen Anschauungen der Alexandriner vgl. die von mir im ‚Fünften Buche der Ilias' S. 35 Anm. 2 aufgezählten Arbeiten von Roemer, Bachmann, Griesinger, Lehnert, Lotz, C. Schmid, dazu neuestens H. Dachs, Die *Λύσις ἐκ προσώπου*, Diss. 1913. Das Hauptverdienst Aristarchs ist die Eroberung des Grundsatzes *Ὅμηρον ἐξ Ὁμήρου σαφηνίζειν* (vgl. Roemer, Philologus 1911 S. 161—214).

[5]) Vgl. A. Balsamo, Rivista di filologia e d'istruzione classica, 1903 S. 193 f.; J. Heck, De Cratetis Mallotae studiis criticis, quae ad Iliadem spectant, Diss. 1905; — — quae ad Odysseam spectant, Progr. 1914; H. Schrader, Hermes 1908 S. 58—66; C. Reinhardt, De Graecorum theologia capita duo, Diss. 1910.

[6]) Vgl. J. Stern, Homerstudien der Stoiker, Progr. 1893; C. Schmid, Homerische Studien I, Progr. 1905. Nach Krates und den Stoikern war Homer ein ‚Universalgenie' (C. Schmid), dem Strabon auch die vollen geographischen Kenntnisse seiner Zeit beilegte. Vgl. III Anm. 36e.

[7]) So O. Immisch in Festschrift für Th. Gomperz, 1902 S. 237—74. Allerdings ist die durch Welcker begründete, aber schon von Otfried Müller bekämpfte Ansicht, daß Proklos zuverlässige Exzerpte aus jenen Epen biete, neuerdings durch den Fund neuer Stücke des sog. Apollodor ins Wanken gekommen und vergeblich wieder aufgenommen durch T. W. Allen, The classical quarterly 1908 S. 64—88. Danach ist heute sicher, daß Proklos jene Epen selbst nicht mehr gelesen hat, daß vielmehr schon die Vorlage des Proklos den Inhalt der Epen, deren Handlung mehrfach ineinander übergriff, in eine chronologische Ordnung gebracht hatte ohne Rücksicht auf die Begrenzung der Sage in jenen alten Gedichten, daß also die Angaben des Proklos weder als ein vollständiges noch als ein zuverlässiges Bild jener Epen betrachtet werden können. So gegen die Hyperkritik von E. Bethe (Hermes 1891 S. 593 f.; Thebanische Heldenlieder, 1891 S. 33 f.) richtig R. Wagner, N. Jahrbücher f. Philologie 1892 S. 241—56 und E. Romagnoli, Studi italiani di filologia classica IX 1901 S. 35—123. Zur Tabula Iliaca vgl. neuestens U. Mancuso, Memorie della R. Accad. dei Lincei XIV 1911.

[7a]) Vgl. Anm. 1d. Von dem Epen des thebanischen Kreises zählten *Θηβαΐς* und *Ἐπίγονοι* je 7000, die *Οἰδιπόδεια* 6000 Verse; ähnlich eine *Λαναΐς* mit 6500 Versen. Im trojanischen Kreise war die Zahl der Bücher bei den *Κύπρια* 11 (des Homer oder des Stasinos oder des Hegesias), bei *Ἰλιάς* 24 (15693 Verse), *Αἰθιοπίς* 5 (des Arktinos: nach Eusebios Ol. 1, nach Suidas Ol. 9 = erste Hälfte des 8. Jhs.), *Ἰλιὰς μικρά* 4 (des Lesches: nach Eusebios um Ol. 30 = Mitte des 7. Jhs.), *Ἰλίου πέρσις* 2 (des Arktinos: mit Aithiopis zusammen 9500 Verse nach dem Marmor Borgianum), *Νόστοι* 5 (des Hagias), *Ὀδύσσεια* 24 (12110 Verse), *Τηλεγόνεια* 2 (des Eugammon: nach Eusebios um Ol. 53 = 560 v. Chr.). Die überlieferten chronologischen Zeitmarken sind ohne Gewähr. Im allgemeinen dürfte die Zeit um und nach Hesiod (ca. 700 v. Chr.) als Entstehungszeit der kyklischen Epen angenommen werden; ihre innere Verschiedenheit von der homerischen Dichtung weist bei ihnen auf eine jüngere Entwicklung der Dichtkunst hin (vgl. S. 37).

[8]) Vgl. G. Wiemer, Ilias und Odyssee als Quelle der Biographen Homers, Progr. 1905 und 1908; über die Zusammenhänge der überlieferten Vitae vgl. T. W. Allen, Journal of Hellenic Studies 1912 S. 250—60, 1913 S. 19—26. Nach E. Maaß, N. Jahrbücher f. d. klass. Altert. 1911 S. 539—50 soll in der antiken Tradition wenigstens soviel historisch sein, daß Homer in Smyrna geboren sei und zwar beim Stadtfeste der Mesesien (dem smyrnäischen Flusse Meles gefeiert), wonach er den Namen *Μελησιγενής* (Vita I S. 2 Westerm.) erhalten habe; ‚Homeros' = ‚Geisel' aber sei sein Beiname gewesen, der den ursprünglichen Namen später verdrängt habe. — Das alexandrinische Idealporträt ist erwachsen aus der Vorstellung von einem blinden Sänger (aus Chios), die der Schluß des Hymnos auf den delischen Apollon (oder der blinde Sänger Demodokos in der Odyssee: Wiemer) nahe gelegt hatte. Vgl. H. Magnus, Die antiken Büsten des Homer. Eine augenärztlich-ästhetische Studie, 1896. Phantastisch ist der Versuch von A. Zweiniger, jenes realistische Idealporträt (in Neapel, vgl. Abb. 1, 2) auf eine Totenmaske Homers zurückzuführen (Der lebendige Homer, 1909).

[9]) Vgl. z. B. *Σ* 382 mit *Θ* 267, *Λ* 692 mit *λ* 286, *Β* 649 mit *τ* 174; wir kennen diese Argumente nur aus der Polemik Aristarchs (in den Scholien). Näheres bei E. Geppert, Ueber den Ursprung der homerischen Gesänge, I 1840 S. 1—62; neuere Literatur bei C. Rothe, Odyssee 1914 S. 200¹. Vgl. auch oben S. 136 f.

[10]) Vgl. Seneca, de brevitate vitae c. 13.

[11]) Vgl. A. Roemer, Abhandl. d. bayer. Akad. 1902 S. 435 f.; W. Bachmann, Die ästhetischen Anschauungen Aristarchs, Diss. 1902 S. 22 f. (= Progr. S. 18 f.); dazu nach einem Papyrus des Julius Africanus (Pap. Oxyrh. III 412) A. Ludwich, Berliner philol. Wochenschr. 1903 S. 1467 f.

[12]) Auch die Ueberlieferung über einen rhapsodischen Agon *ἐξ ὑποβολῆς* an den Panathenäen in Athen (seit Solon oder dem Peisistratiden Hipparchos) setzt die Existenz eines textus receptus voraus.

[13]) Vgl. noch Pausanias VII 26. 6, Aelian XIII 14, das sogen. Scholion Plautinum mit Tzetzes u. a. (F. Ritschl, Die alexandr. Bibliotheken, 1838). Seit U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Homerische Untersuchungen, 1884 S. 240 betrachtet man hiernach die ‚Peisistratosfabel' zumeist als eine unglaubwürdige gelehrte Konstruktion, so zuletzt noch T. W. Allen, The classical quarterly 1913 S. 33—51; doch ist P. Cauer, Grundfragen² 1909 S. 125—45 wiederum energisch für die Geschichtlichkeit der Grundtatsache eingetreten. Von einer erstmaligen Aufzeichnung der homerischen Epen durch Peisistratos, wie man nach F. A. Wolf annahm, kann freilich nicht die Rede sein, da diese Epen schon zur Solonzeit auch in Sikyon Gegenstand eines rhapsodischen Agons waren (Herodot V 67). Aber der attische textus receptus hat die weitere Geschichte des Homertextes bestimmt, ohne daß man mit Finsler, Homer I² S. 70 zu behaupten braucht, in Jonien sei im 6. Jh. das Interesse am Epos völlig erstorben gewesen. Vgl. oben S. 37 und E. Bethe, Homer I 1914 S. 53: ‚Dieser attische Homertext des 6. Jhs. ist das einzige Objekt aller Homerforschung. Er ist und muß für uns Homer schlechthin sein, denn es gibt keinen andern als diesen einen'.

[13a]) Vgl. Schol. *T* zu *K* 1 mit Eustathios. Dazu A. Shewan, The lay of Dolon, 1911; J. van Leeuwen, Mnemosyne 1912 S. 63—75.

[13b]) Vgl. neuestens G. Finsler, Homer in der Neuzeit (Anm. 1a) und die gute Uebersicht bis auf die neueste Zeit bei G. Finsler, Homer I² 1914 S. 350—443; für die letzten Phasen auch mein ‚Fünftes Buch der Ilias' 1913 S. 7 bis 40. Unvollständige Bibliographien zu Homer bei V. Terret, Homère, 1899 S. 546—621 (für die Jahre 1795—1898) und von A. J. Reinach bei A. van Gennep, La question d'Homère, 1909 S. 63—86.

[14]) Wiederentdeckt ist Homer um die Mitte des 14. Jh. durch Petrarca, dessen Verständnis des Griechischen allerdings noch sehr gering war; das 15. Jh. war die Zeit der lateinischen Uebersetzungen; zum ersten Male griechisch gedruckt wurde Homer 1504 in Venedig. Die Vorbildlichkeit Homers, den man schon im An-

schlusse an die Ars poetica des Horaz neben Virgil gestellt hatte, wurde fürs erste jedem Zweifel entrückt, nachdem die Poetik des Aristoteles wiedergefunden und 1508 zuerst gedruckt worden war. Damit beginnt das Zeitalter des Klassizismus, des poetischen Schaffens nach festen Regeln. Den Widersachern dieses Regelzwanges in Italien (Cinthio 1554, Giord. Bruno 1585) folgte in Frankreich die vornehmlich gegen Boileau gerichtete Querelle des anciens et des modernes, eröffnet von Perrault durch einen scharfen Angriff auf Homer als Dichter (1687). Der Fluch der Rohheit, ja Lächerlichkeit, der jetzt auf Homer gelegt wurde, erklärt es, daß auch die krittelnde Kritik der Sophisten wieder erneuert wurde; der erste war hier der Abbé d'Aubignac († 1676) in seinen Conjectures académiques ou Dissertation sur l'Iliade (1664, gedruckt 1715), dem die wilde Homerzerstörung eines Abbé Terrasson (1715) folgte. Demgegenüber hatte in England, wo Shakespeare von dem Geiste Homers noch nicht berührt wurde, schon Dryden (1674) verkündigt, das Urgesetz der großen Dichter sei ihre Kenntnis der Natur gewesen, die Größe ihrer Werke sei in der Nachahmung der Natur begründet; wonach Addison 1710/14 die in ‚wilder Schönheit' erwachsenen Werke der Natur (Homer) den nach abstrahierten Regeln geschaffenen Werken der Kunst (Virgil) gegenüberstellte. Auf ihren Schultern stehen Blackwell und Wood, von denen ersterer (Enquiry into the life and writings of Homer, 1735) nach der ‚Milieutheorie' Wottons (1694) den ‚Naturdichter' Homer erfand, der in improvisierten Vorträgen frei vom Regelzwange die ihn umgebende Natur und das Leben seiner Zeit besungen habe. Letzterer (Essay on the original genius of Homer, 1769; deutsch von Michaelis 1773) versuchte erstmals aus persönlicher Kenntnis der Landesnatur von Griechenland und Kleinasien Homer als ‚Originalgenie' in seiner Nachahmung der Natur (seiner kleinasiatischen Heimat!) und in seiner zeitlichen Bedingtheit historisch zu begreifen: Homer sollte die trojanischen Geschichten nach dem Berichte überlebender Augenzeugen geschildert haben. Von d'Aubignac, Blackwell, Wood und Hamann (ca. 1760) angeregt hat endlich Herder (1778/79) die Idee einer uralten, nach Stoff und Form volkstümlichen Dichtung geschaffen und das Schlagwort vom improvisierenden ‚Volksdichter' Homer geprägt. (Nach Finsler a. a. O.)

[15]) Der Unterschätzung Virgils als Dichter ist neuerdings R. Heinze mit Erfolg entgegengetreten in seinem Buche ‚Virgils epische Technik' (1903, 2. Aufl. 1908), das durch die Erörterung bewußten Kunstschaffens auch für die Würdigung Homers wertvoll ist.

[16]) Geschichte der Entdeckung bei van Leeuwen, Enchirid. dictionis epicae, 1892 S. 131f.

[17]) Vgl. R. Volkmann, Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena, 1874 S. 8; dazu W. Peters, Zur Geschichte der Wolfschen Prolegomena zu Homer, Progr. 1890.

[17a]) Oder gar die wunderliche, Bérards Phönikomanie (vgl. II Anm. 22) übertrumpfende These von Phil. Champault, Phéniciens et Grecs en Italie d'après l'Odyssée, 1906: als Nationaldichtung einer phäakisch-phönizischen Kolonie auf Scheria-Ischia (vgl. III Anm. 56), zugleich als getreue Schilderung ihres sozialen Organismus, sei der Nostos des Odysseus nach einer wissenschaftlich-geographischen Entdeckungsreise Homers um 850 v. Chr. im Hause des Odysseus oder eines seiner Nachkommen auf Ithaka gedichtet worden! — Zu den Travestien von Schreiner (Troja-Jericho, Ithaka-Palästina, Scheria-Tyrus, Odysseus-Josua, Alkinoos-Salomon, Nausikaa-Sulamith u. s. w.) vgl. die Persiflage von L. Hevesi, Sonne Homers, 1905 S. 203—14. Vgl. auch die Phantasie von Th. Zell, Polyphem ein Gorilla, 1901.

[17b]) Ueber den Abbé d'Aubignac, dessen Buch (vgl. Anm. 14) heute nur in dem einzigen Exemplare der Pariser Nationalbibliothek erhalten ist, vgl. G. Finsler, N. Jahrb. f. d. klass. Altert. 1905 S. 495—509. Nach d'Aubignac (und Zoëga 1788) sollte Ὅμηρος (vgl. die antike Etymologie ὁ μὴ ὁρῶν) den ‚Blinden' bezeichnen, weil blinde Sänger lange Zeit Träger der epischen Poesie gewesen seien; Sammler der homerischen Gesänge, d. i. einzelner nur mündlich überlieferter Stücke ohne Gesamtplan, sei Lykurg gewesen. F. W. Wolf kannte das Buch seines Vorgängers, verschwieg aber diese Kenntnis. — Vicos Anschauungen sind erst in der zweiten Bearbeitung seiner Principi von 1730 voll entwickelt: für ihn, der in der ersten Bearbeitung 1725 noch an der Persönlichkeit Homers festgehalten hatte, ist 1730 unter der Einwirkung d'Aubignacs (nicht mit Namen genannt, weil sein Buch ohne Verfassernamen erschienen war) Homer mit dem Begriff der epischen Poesie zusammengefallen. Ueber Vico als Vorgänger Wolfs vgl. Ben. Croce, La filosofia di G. B. Vico, Bari 1911 c. 16, vgl. auch Critica, Rivista di letteratura, storia e filosofia, (Bari) VI 1908 S. 460 f. Doch kannte Wolf, als er die Prolegomena schrieb, Vico noch nicht; dagegen steht Zoëga 1788 unter dem unmittelbaren Einflusse von d'Aubignac und Vico.

[17c]) Die Anschauung Wolfs von der mündlichen Ueberlieferung ‚Homers' in Rhapsodenschulen stammt aus den Fabeleien von Macpherson (Anm. 29a) über alte Bardenschulen. Den Gebrauch der Schrift durch Homer hatten vor Wolf schon d'Aubignac und vor allem Wood, Herder und B. Merian bestritten. Die innere Haltlosigkeit der Wolfschen Hypothese wurde schon in einer Kritik des Italieners M. Cesarotti scharf betont, die Haltlosigkeit der äußeren Beweise durch G. W. Nitzsch, De historia Homeri, 1830/37 dargetan. Während danach heute das Urteil über Wolf fast vernichtend lautet (vgl. Finsler, Homer I³ S. 356), ist die Schätzung der Arbeit Heynes, des von Wolf mißachteten Lehrers, heute wesentlich gestiegen, da Heyne 1802 in Deutschland die erste eindringende Analyse des Ilias gab.

[18]) So schon Fr. Schlegel (1796) und neuerdings noch Hennings (Anm. 20); vgl. besonders G. Curtius, De nomine Homeri, 1855. Für Welcker (1835) dagegen wurde ‚Homeros' als Kunstname (= ‚Zusammenfüger') zum Beinamen eines persönlichen Dichters, wie neuestens wieder für E. Maaß (Anm. 8).

[19]) Geschichte der griech. Literatur, 4. Aufl. 1905 = Christ⁴ (in der Gesamttendenz wenig verändert von dem Bearbeiter der 5. und 6. Aufl. W. Schmid 1908 und 1912). Uebersichten im Sinne der Erweiterungstheorie: L. Friedländer, Die homerische Kritik von Wolf bis Grote, 1853; H. Bonitz, Ueber den Ursprung der homerischen Gedichte, 1860 (5. Aufl. von R. Neubauer 1881); R. C. Jebb, Homer. Eine Einführung in die Ilias und Odyssee. (1. Aufl. 1886). Nach der 3. Aufl. übersetzt von Emma Schlesinger, 1893; Ed. Meyer, Geschichte des Altertums II 1893 S. 385—415 (apodiktische Synthese); N. Wecklein, Studien zur Ilias, 1905 (der mit Umkehrung des Hermannschen Standpunktes aus seiner Ur-Ilias *B*—*Θ* und *Λ*—*O* den Achilleus eliminiert und dem Nachdichter einer jüngeren Achilleis zuweist: S. 55 f.); H. Browne, Handbook of Homeric study, 1905; G. Murray, The rise of the Greek epic, (1907), 2. Aufl. 1911; P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik, (1895), 2. Aufl. 1909; M. Valeton, Mnemosyne 1912 S. 1 ff.; E. Bethe, Homer. Dichtung und Sage. I Ilias, 1914 (erschien während der Druckkorrektur). — Eine letzte Phase dieser Betrachtungsweise (Quellentheorie) sieht von der Annahme eines Urkernes ab, um eine Verarbeitung von älteren Einzelliedern an ihre Stelle zu setzen, wobei aber die dichterische Selbständigkeit des Verarbeiters d. i. Homers verschieden eingeschätzt wird: am niedrigsten von D. Mülder, Die Ilias und ihre Quellen, 1910, der die Existenz älterer troischer Lieder leugnet und demgemäß dem ‚Dichter' zwar die Erfindung des Kerngedankens zuschreibt, in allem Einzelnen der Ilias jedoch einen Abklatsch älterer Erfindungen durch Anlehnung und Umbildung poetischer Motive aus anderen Sagenkreisen erkennen will (vgl. Anm. 42d, III Anm. 20a). Auf einer mittleren Linie dagegen hält sich G. Finsler (vgl. bes. ‚Homer' I² 1914), der mit Hilfe der Lachmannschen Methode in der Ilias in weitem Umfange ältere Einzellieder nachzuweisen sucht, für die Odyssee dagegen in der Erweiterungstheorie stecken bleibt.

[20]) Dabei ist der Gesichtspunkt einer Kompilation mehrerer kleinerer, verschiedenartig orientierter Epen (Nostos, Freiermord, Telemachie, jüngerer Nostos) in den Vordergrund getreten, am künstlichsten bei O. Seeck, Die Quellen der Odyssee, 1887, der Odysseen a) des Bogenkampfes, b) des Speerkampfes, c) der Telemachie, d) der Verwandlung unterscheiden will; die späteren Bearbeiter aber sollen in der Benutzung ihrer ‚Quellen' ‚nach Art einer modernen Evangelienharmonie' ganz mechanisch verfahren sein, indem sie ‚nicht als Dichter, sondern als kombinierende Historiker' ihre Aufgabe als eine rein gelehrte betrachteten. Zusammenfassung bei Ph. Hennings, Homers Odyssee. Ein kritischer Kommentar, 1903.

[20a]) Eine freiere Würdigung des Dichters Homer war ihr damit versagt. Die Anfänge einer homerischen Poetik, die notwendig auf einer einheitlichen Auffassung der Gedichte beruhen muß, liegen vor u. a. bei Otfried Müller, Griech. Lit.-Gesch. I 1841 S. 81 f. (= I³ 1875 S. 77 f.); G. W. Nitzsch, Die Sagenpoesie der Griechen, 1852 und Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen, 1862; A. Kiene, Die Komposition der Ilias des Homer, 1864; dazu vor allem die in Anm. 1b genannten Bücher.

[20b]) Die schärfste Kritik Lachmanns in dieser Hinsicht bietet A. Heusler, Lied und Epos in germanischer Sagendichtung, 1905 (vgl. oben S. 39 mit Anm. 50, 50a).

[21]) Vgl. C. Rothe, Die Bedeutung der Wiederholungen für die homerische Frage, 1890; Die Bedeutung der Widersprüche usw., 1894; Die Ilias als Dichtung, 1910 S. 22—72. Im allgemeinen G. Fraccaroli, L'irrazionale nella letteratura, 1903 c. 9 (dazu eine kritische Auseinandersetzung in der Rivista di filologia 1904/05 mit G. de Sanctis, vgl. des letzteren Per la scienza dell'antichità, 1909); E. Stemplinger, Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte VII 1907 S. 194—203; Cauer² S. 363 f. Für eine Einzelheit s. Th. Zielinski, Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse im antiken Epos, 1901 mit Käte Friedemann, Die Rolle des Erzählers in der Epik, 1910 S. 102 f. Weitere Spezialliteratur zur homerischen Poetik verzeichnet mein ‚Fünftes Buch der Ilias' S. 34 f. Ich habe in diesem Buche vor allem das Gesetz der symmetrischen, zumeist dreiteiligen Komposition Homers verfolgt und daraus die ursprüngliche rhapsodische Teilung von Ilias (18 Rhapsodien) und Odyssee (15 Rhapsodien) erschlossen; hier auch eine vertiefte psychologische Auffassung der sogen. ‚Augenblicksmotivierungen', die nicht selten, scheinbar ohne Rücksicht auf die allgemeine Lage und auf den Karakter der handelnden Person, den äußeren Anstoß zur Fortentwicklung der Handlung geben.

[22]) Vgl. hauptsächlich E. Buchholz, Die homerischen Realien, 3 Bde., 1871/85; neuestens G. Finsler, Homer I² S. 73—303 mit einigem kritischem Einschlag aus der Quellentheorie und aus der modernen Archäologie. Der erste, der die Spuren der mykenischen Kultur bei Homer nachzuweisen versuchte, war Wolfgang Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert, (1884), 2. Aufl. 1887, der freilich seine Beispiele noch ‚ein wenig überall' (Poulsen [Anm. 46a] S. 169) herholte. Im Sinne einer auflösenden Analyse der Epen sind diese Erkenntnisse zuerst konsequent von K. Robert, Studien zur Ilias, 1901 verwertet worden, dessen Grundlagen aber heute völlig zusammengebrochen sind (vgl. oben zu S. 107 u. 118 f.). Die homerische Kultur als eine reale und einheitliche achäische (nicht-ionische) Kultur der submykenischen Zeit (Ende des 2. Jahrtaus.) suchte zu erweisen Andrew Lang, Homer and his age, 1906 mit einer Weiterbildung in The world of Homer, 1910 (nachdem er in Homer and the epic, 1895 bereits eine antikritische Analyse der Epen in unitarischem Sinne gegeben hatte); ähnlich Th. D. Seymour, Life in Homeric age, 1907 und Dig. Inama,

Omero nell'età micenea, (1907), 2. Aufl. 1913. Scheidung von Sprach- und Kulturschichten, gemäß einer kommunistischen Grundauffassung der homerischen Epen als einer Gemeinschaftsdichtung vieler aufeinander folgender Sänger, bei P. Cauer, Grundfragen[3] 1909 S. 257—329. Richtiger ist der Standpunkt von E. Belzner, Homerische Probleme, I 1911, der die von Homer geschilderten Kulturzustände in erster Linie an den Absichten des Dichters mißt.

[22]) Die Existenz eines Sagenstoffes vor dem Epos leugnete geradezu Bened. Niese, Die Entwickelung der Homerischen Poesie, 1882, bes. S. 46, der Stoff und Form der Epen als freie Erfindung ihrer Dichter und Nachdichter betrachtete, indem die Erweiterungen der Ur-Epen nur aus poetischen Motiven der älteren Vorlagen, die Epen außerhalb von Ilias und Odyssee nur aus poetisch bedingten Andeutungen dieser Epen herausgesponnen sein sollen. Eine gewisse Verwandtschaft hiermit zeigt die Anschauung von D. Mülder (vgl. Anm. 19). — Der Gegensatz von ‚höfisch' (Homer) und ‚bäuerisch' (Hesiod) ist besonders durch v. Wilamowitz (Kultur der Gegenwart I 8,[3] 1912 S. 11, danach Finsler, Homer I[2] S. 305) betont worden. Aber Ritterdichtung und volkstümliche Poesie können hier nicht generell getrennt werden, wie schon die Odyssee beweist (vgl. mein ‚Fünftes Buch der Ilias' S. 66 f.); auch die Volksdichtung der Serben ist bereits aristokratisch (vgl. Archiv f. slav. Philologie XV S. 223 f. mit XIV S. 571). Im allgemeinen vgl. H. M. Chadwick, The heroic age, 1912.

[23a]) A. Emperius, Rhein. Mus. 1842 S. 447, C. G. Cobet, Miscellanea critica, 1876 S. 403.

[24]) Vgl. S. 119. Die Wurzeln der epischen Dichtung bei den Griechen reichen sicher bis in jene Frühzeit hellenischer Kultur hinab; die ‚Erklärung des Dichters aus sich selbst' darf also erst einsetzen, wenn vor dem Philologen der Historiker und der Literarhistoriker das Wort genommen haben. Unsere Erörterung der literarischen Probleme aber muß sich auf die prinzipiellen Fragen beschränken, während für die ästhetische Würdigung des Dichters, die man etwa seit der Wende des Jahrhunderts energischer in Angriff genommen hat, auf die in Anm. 1c genannte Literatur verwiesen sei.

[25]) Dafür vgl. die ausgezeichneten Jahresberichte zur höheren Homerkritik von C. Rothe in den Jahresberichten des Berliner philologischen Vereins (seit 1887; zuletzt 1912: auch separat ‚Der augenblickliche Stand der homerischen Frage', 90 S.). Homer-Berichte in Bursians Jahresberichten von P. Cauer 1902 S. 1—131 (für 1888—1902) und D. Mülder 1912 S. 170—325 (für 1902—11: sehr subjektiv). Zu den ‚Realien' A. Gemoll in Bursians Jahresberichten CXVII 1903 S. 1—46 (1896—1902).

[26]) ‚Aus Altertum und Gegenwart', (1895 S. 56—104), 2. Aufl. 1911 S. 77—138. Dazu die vortreffliche Zusammenfassung von John Meier, Werden und Leben des Volksepos (Rektoratsrede, Basel), 1909, der auch die primitive Prosadichtung der Australier und Buschmänner und die z. T. noch improvisatorische Epik der malaiischen Atjehs in holländisch Indien (nach Snouck Hurgronje, The Achehnese II) herangezogen hat. Gegen Steinthal vgl. noch K. Krohn, Zeitschrift f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, 1888 S. 59—68.

[27]) Dieses gegen die Perfidie W. Krolls, N. Jahrb. f. d. klass. Alt. 1912 S. 164 Anm. 2.

[27a]) Wenn v. Wilamowitz-Moellendorf für Homer nur die Analogien des romanischen, speziell des altfranzösischen Epos (Chansons de geste) gelten lassen will (Kultur der Gegenwart I 8 S. 5; 3. Aufl. S. 8), so hatte hier schon A. Heusler, Lied und Epos, 1905 S. 52 ausreichend geantwortet; mehr darüber bei A. van Gennep, La question d'Homère, 1909. Man vergesse nicht, daß die Analogien der Volksepik uns nicht nur lehren, was es auf diesem Gebiete alles gegeben hat, sondern vor allem auch, was es hier *nicht* gegeben hat und *nicht geben kann*.

[27b]) Die kürzeste Fassung (Hohenems-München = A) zählt 2316 vierzeilige Reimstrophen mit 9264 Versen, die mittlere (St. Gallen = B) 2379, die längste (Hohenems-Laßberg = C) 2439 Strophen: Differenzen also von 252+240 = 492 Versen (vgl. Anm. 45a). Gegenüber der kräftigeren und rauheren Fassung von A und B zeigt C Glättung der Form; nach Braune scheint auch nicht selten die ältere Ausdrucksweise von B in A durch eine jüngere ersetzt zu sein.

[28]) Vgl. A. Baumgartner, Geschichte der Weltliteraturen, II 3./4. Aufl. 1902 S. 25 f.

[28a]) Das Bild vom Helden Roland und dem Verräter Ganelon, der jenem und seinem Frankenheere im Pyrenäentale von Ronzesval den Tod bringt durch den verräterischen Heidenkönig Marsile von Saragossa, reicht in seiner Entstehung ins 11. Jh., in einzelnen Teilen oder Motiven bis ins 9. Jh. zurück. Von den 8 Handschriften ist die älteste und relativ ursprünglichste die Oxforder aus dem Ende des 12. Jhs. mit 4002 zehnsilbigen trochäischen Versen mit Cäsur nach der 2. Hebung, die durch Gleichklang der letzten hochbetonten Vokale (Assonanzen) zu 293 strophenartigen Einheiten von 5—40 Zeilen (Tiraden, Laisses) zusammengehalten werden. Schon die Hs. von Venedig, die nach D. 3846 eine umfangreiche Interpolation enthält und den Schluß abweichend erzählt, zeigt die formelle Umbildung zu Reimversen (vgl. Anm. 28c, 38, 41c). Die Reimgedichte der übrigen 6 jüngeren Hss. spinnen die Erzählung weiter. Ueber die Paralleltiraden, die keineswegs aus Liedern verschiedenen Ursprungs entstammen müssen, sondern im epischen Stile des einen Dichters begründet sein können, vgl. Ad. Tobler, Zeitschrift f. Völkerpsychologie und Sprachwissensch. IV 1866 S. 164 f.

[28b]) In dem Kampfe Rolands sind wohl Ereignisse von 778 und 824 zusammengefallen, während der Verrat des Ganelon vermutlich erst ein Geschehnis des Jahres 859 wiederspiegelt. Abenteuer und Eroberung werden zum Glaubenskampf, die baskischen Gegner wandeln sich zu Sarazenen: nach John Meier a. a. O. S. 8. In ähnlicher Weise hat die epische Tradition der Atjehs über ihren Freiheitskampf

im Anfang des 17. Jhs. die einstigen portugiesischen Gegner mit den holländischen von heute gleichgesetzt und kriegerische Ereignisse zusammengezogen (John Meier, Anm. 15/16). Vgl. unten Anm. 34a und III Anm. 16a.

[28c]) Für die Geschichte des Digenis, dessen Persönlichkeit historisch nicht mit Sicherheit identifiziert werden kann, vgl. K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur, 2. Aufl. 1897 S. 827 f.; dazu *N. Γ. Πολίτης, Περὶ τοῦ ἐθνικοῦ ἔπους τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων*, Rektoratsrede, Athen 1906; *Π. Καρολίδης, Ἐπιστημονικὴ ἐπετηρίς* der Universität Athen II 1905/6 S. 188—246. Die epische Form ist der sogenannte politische Vers. Die volkstümlichste, in der Wortwahl mehrfach selbst vulgäre Version mit nur 1867 Versen, aber mit großen Lücken und starker, durch den Redaktor verursachter Unordnung ist erhalten in einer Hs. des Escurial aus dem 16. Jh. (darüber Krumbacher, Sitzungsber. d. bayer. Akad. 1904 S. 309—55; vollständige Ausgabe mit Einleitung von D. C. Hesseling, *Λαογραφία* III 1911 S. 537—604). Ihr steht am nächsten der durch allerlei Beschreibungen und erbauliche Betrachtungen sehr erweiterte Text in einer Hs. des 16. Jhs. von Andros (4778 D.; vgl. P. E. Pavolini, Atene e Roma 1911 S. 319—32); einen Schritt weiter die Version von Trapezunt (3182 Verse). Die früher überschätzend ins 14. Jh. gesetzte Hs. von Grottaferrata (3749 D.) ist nach Krumbacher eine ‚gelehrte Ueberarbeitung', die aber auch in einigen Auslassungen mit der Madrider Version übereinstimmt. Die Hs. von Oxford enthält die chiotische Nachdichtung des Petritzis, vollendet 1673, in deren 3094 Versen schon der Reim zur Anwendung gelangt ist (vgl. das Rolandslied). Zwei Prosaversionen eines Akritasromans sind noch nicht veröffentlicht (Politis a. a. O. S. 5). Krumbacher gegenüber, der (a. a. O.) das Original des Digenis als eine volksmäßige Dichtung betrachtete, hat Hesseling S. 546 f. die Anschauung vertreten, die uns verlorene Urform (12. bis 13. Jh.) sei in einer gelehrten Sprache geschrieben gewesen, die vom popularisierenden Redaktor des Escurialensis nicht überall verstanden wäre; die Materialien (nicht die Form) dieses ‚gelehrten' Epos aber lieferten volkstümliche Akritaslieder, die z. T. auch von den späteren Redaktoren des Epos noch benutzt worden seien. Die Sammlung der heute noch von Zypern bis nach Kappadokien und Trapezunt im Volksmunde gesungenen Akritaslieder hat Politis in Angriff genommen, der im Jahre 1906 bereits (a. a. O. S. 24) gegen 1350 Nummern, davon freilich gegen 600 in ihrer Zugehörigkeit nicht ganz zweifellos, gesammelt hatte; vgl. auch Pantelidis, *Λαογραφία* II 1910 S. 60 f. Für die Parallele mit Homer vgl. D. C. Hesseling, Uit Byzantium en Hellas (Homerus en de Byzantijnsche volkspoëzie), 1911.

[28d]) Der Beowulf in 3183 Versen, nur in Einer Hs. (um das Jahr 1000) erhalten, ist wahrscheinlich bald nach 700 verfaßt. Sein Inhalt, Beowulfs Kämpfe 1) mit dem menschenfressenden Unhold Grendel und seiner riesenhaften Mutter, 2) mit dem schätzeverwahrenden Drachen (D. 2200 f.), ist in der Hauptsache mythisch-märchenhaft, aber eingekleidet in die geschichtlich-geographischen Verhältnisse des frühen 6. Jhs. So z. B. ist außer den Namen des Dänenkönigs Hrothgar usw. auch der mehrfach erwähnte Raubzug des Gautenkönigs Hygelac an den Niederrhein um 512—520 beglaubigt. Vgl. die Zusammenstellungen von G. M. Clarke, Sidelights on Teutonic history during the migration period, 1911. Kritische Auflösung des Epos nach Art der Homeranalyse u. a. neuestens von R. C. Boer, Die altenglische Heldendichtung, I 1912. Dagegen vertritt mit Recht die Einheitlichkeit der Dichtung u. a. Al. Brandl in H. Pauls Grundriß der german. Philol. II 1[2] S. 1005/9. Für die Technik des Epos ist die nachholende Erzählungsweise (vgl. Odyssee, Aeneis) bezeichnend.

[28e]) Auf französischem Boden steht ihm — nach Gaston Paris — zur Seite das sogen. Haager Fragment aus dem 10. oder vielleicht 11. Jh., das in lateinischer Prosa die Belagerung einer fränkischen Stadt (Narbonne?) durch die Sarazenen und ihre Vertreibung durch Karl den Großen schildert: ein sicheres Zeugnis älterer Volksepik. Inhaltlich steht dies Fragment in enger Beziehung mit der geste de Guillaume (von Aquitanien) und dadurch mit der geste du roi (Karlszyklus).

[28f]) Nach A. Heusler, Germanistische Abhandlungen für H. Paul, 1902 S. 1—98; doch ist auch die Annahme einer originalen Prosaüberlieferung im Norden (vgl. Anm. 42) nicht ohne weiteres abzuweisen. Auch bei den Kelten, zumal in der irischen Heldensage, liegt die ältere Form in Prosaerzählungen des 9. Jhs. vor; strophische Balladen mit 20 bis 50 siebensilbigen Vierzeilern entstanden hier erst vom 10. Jh. an unter der Einwirkung der Vikinger: H. Zimmer, Kultur der Gegenwart I 11, 1909 S. 61 f.

[29]) Edda-‚Poetik' (oder ‚Buch von Oddi'?) ist von dem Titel eines prosaischen Lehrbuches für isländische Skalden des Snorri Sturluson (1178—1241) übertragen auf eine ältere ‚poetische' Edda d. i. auf jene Sammlung von 29 Liedern aus der Götter- und Heldensage, die 1643 durch den Bischof Brynjolf auf Island wiedergefunden wurde (jetzt in Kopenhagen als codex regius). Die älteren Eddalieder sind in Norwegen oder Island entstanden; in den jüngeren, grönländischen Atlamál (vom Ende der Burgundenfürsten) beobachten wir, ebenso wie im serbischen Volksliede, die Anschwellung einer älteren knapp-gedrungenen Darstellung zu einem reicheren Stil. — Vgl. auch F. M. Stawell, Homer and the Iliad, 1909 c. XVI S. 213—32: Homer and the Icelandic sagas.

[29a]) Die von James Macpherson nach Form und Inhalt gefälschten Gesänge Ossians (erschienen 1760/65) kommen für uns natürlich nicht in Betracht, obwohl in ihnen Persönlichkeiten und Motive alter gälischer Volkspoesie stecken. Ueber die Abhängigkeit Macphersons von zeitgenössischer Kunsttheorie und die dadurch bedingte Einwirkung auf die Homerfrage vgl. G. Finsler, Homer in der Neuzeit S. 362 f.

[30]) Lönnrot (1802—84), der aus ärmlichsten Verhältnissen hervorgewachsen war, lehrte von 1853 an als Professor an der Universität Helsingfors, vgl. Finnisch-ugrische Forschungen II 1902 S. 1—7. Im Jahre nach dem Erscheinen der zweiten Kalewalaredaktion wurde eine russische Verordnung erlassen, die alle Literatur in finnischer Sprache mit Ausnahme der religiösen und ökonomischen verbot. — Schwedische Uebersetzung der ersten Fassung des Kalewala von M. A. Castrén 1841, französische von Léouzon Le Duc 1845. Die deutsche Uebersetzung der zweiten Bearbeitung von Anton Schiefner (Helsingfors 1852) ist mit Anmerkungen und einem Nachwort neu herausgegeben von Martin Buber, München 1914; Uebersetzung von H. Paul, 1885/86.

[30a]) Ueber die Versuche vor Lönnrot und seine Materialien vgl. besonders K. Krohn, Kalevalan runojen historia (= Geschichte der Kalewala-Runen), 4 Bde., 1903/06; F. Ohrt, Kalevala, Kopenhagen 1908 (dänisch); über die finnischen Zauberlieder Kaarle Krohn, Finnisch-ugrische Forschungen I 1901 S. 52—72, 147—81, II S. 206—219.

[30b]) Kalewala = Land des Kalewa, eines mythischen Urriesen, bei Lönnrot des Urvaters seiner Helden, dessen Name vieldeutig ist; gewisse Wahrscheinlichkeit hat die Ableitung von dem esthnischen Kalew = ‚Schmied' bei Setälä, Kullerwo-Hamlet, Helsingfors 1911 S. 85—101. Vgl. auch die altgermanische Sage von Wieland dem Schmied. — Neuerdings entscheiden sich die finnischen Forscher für die Geschlechtsform ‚das Kalewala' (G. Schmidt in Finnisch-ugr. Forsch. II, Anzeiger S. 48—51).

[31]) Ueber die Bedeutung des Sampo, die den Sängern selbst nicht recht bekannt ist, vgl. Comparetti S. 229 f.: ‚In den Runen bezeichnet er einen Gegenstand, dessen Natur und Form — ein bunter Deckel, ein kostbarer Kasten oder eine Truhe, auch eine Mühle [welche Mehl, Salz und Geld mahlt: 10, 414 f.,] oder ein Nachen — nur undeutlich, dessen Kraft und Wirksamkeit aber sehr bestimmt ausgedrückt sind: wer ihn besitzt, ist glücklich und reich'. Das Geheimnis liegt im Worte selbst, das anfänglich nicht sowohl den Gegenstand, sondern die ihm zugeschriebene Wirksamkeit bezeichnete. Weiteres bei M. Buber S. 447 f.; zur Etymologie E. N. Setälä, Finnisch-ugrische Forschungen II S. 141—64 (‚sampo' = ‚sammas' ursprünglich vielleicht = schatzbewahrender fliegender Drache). In der germanischen Sage war der ‚Gral', bevor er ins Christliche gewendet wurde, etwas ähnlich Unbestimmtes.

[32]) Vgl. den Orpheus der Griechen, Ribhus der Veda. Der Held, Zauberer und Sänger Wäinämöinen galt in der ersten Ausgabe des Kalewala als Weltschöpfer, wie auch ältere Zauberrunen ihn als göttlich betrachten (= Odin nach Castrén, ein Wassergott nach K. Krohn). Den Namen seiner Mutter Ilmatar, der vom Winde geschwängerten Tochter der Luft und Schöpferin der Welt, kennt die erste Ausgabe noch nicht; er ist dem Namen der Jungfrau Maria in einem christlichen Zauberliede entnommen (K. Krohn, Finnisch-ugrische Forschungen IV 1904 S. 17).

[32a]) Den Schluß bildet Wäinämöinens Abschied, nachdem die Jungfrau Marjatta von einer zauberischen Beere ein Knäblein empfangen und geboren hat, das W.'s Richterspruch zerbricht und zum Könige aller Mächte getauft wird; d. i. der Sieg des Christentums, wie Lönnrot schon 1833 dies (in Esthland entstandene) Einzellied erklärt hat. Seine Stellung am Ende des Epos ist von Lönnrot bestimmt, um nach der Weltschöpfung im Anfang einen künstlerisch abgewogenen Schluß zu bilden. Vgl. K. Krohn, Finnisch-ugrische Forschungen IV S. 118—34 und über andere christliche Motive VII.

[32b]) Ein Beispiel: Nach 31, 65 f. wird Kullerwos Vater Kalerwo (Kalewa) von seinem Bruder Antamo getötet und sein Geschlecht ausgerottet, die Mutter allein, die den Kullerwo noch im Schoße trägt, in die Knechtschaft geführt, wodurch im folgenden das Motiv der Blutrache bedingt ist. Nach 34, 125 f. sind die Eltern und ihr Geschlecht noch am Leben; Kullerwo, von Antamo als Knecht an Ilmarinen verkauft und diesem entlaufen, wird von ihnen aufgenommen, wodurch im folgenden das Motiv der Blutschande gegeben ist.

[32c]) Lemminkäinen scheint ursprünglich als Heldentypus (aus nordischer Quelle) gestaltet zu sein, hat sich im Volksliede dann aber in einen Zauberer verwandelt. Doch liegt der Ursprung des finnischen Gesangs z. T. sicher auch auf mythischem Boden, obwohl Comparetti das bestritten hat, weil die primitive Mythologie der Finnen nur vage umschriebene Gottheiten kenne. Dagegen mit überzeugenden Gründen K. Krohn, Kalevalan runojen historia, II Ilmarinen. Helsingfors 1903 (Inhaltsübersicht von Gauthiot, Revue de l'histoire des religions 1905 S. 63—74). So ist Wäinämöinen sicher ein alter Gott (Anm. 32); ebenso der Schmied Ilmarinen, der schon von Bischof Agricola in seiner finnischen Uebersetzung des Neuen Testaments 1548 als Luft- und Wettergott bezeugt ist (von ilma = Luft). Andererseits steckt in den Lemminkäinen-Liedern wie in der Sage von Balders Tod eine christliche Legende, das Christusbild (vgl. K. Krohn in Finnisch-ugrische Forschungen V S. 83—138 mit Frazer, The golden bough[2], VII 1913). Allerdings ist die Art des finnischen Mythos eine durchaus magische: die magische Handlung des Zauberers, dessen Werkzeug nur die Götter sind, setzt ihre Kräfte in Bewegung. Was aber im Epos von ihnen erzählt wird, läßt sie nicht als Götter, sondern als zaubermächtige Menschen erscheinen (M. Buber S. 477). Neben der epischen Rune, die im Munde der Sänger sich wandelt, steht seit Alters die als heilige Ueberlieferung streng gehütete Zauberrune; aber diese ist nicht, wie Comparetti annahm, die Wurzel des epischen Liedes, sondern parallel mit ihr entstanden (Anm. 30a). Erst Lönnrot hat die Zauberrune mit der epischen Rune verschmolzen und damit den finnischen Volksgesang vollendet.

[32d]) Lönnrots Sammelgebiet war hauptsächlich Russisch-Karelien, wo eine Zyklenbildung bereits angebahnt war. Die Varianten aus Finnisch-Karelien zeigen eine andere Art, sind kürzer und weniger zusammenhängend. Der Wanderzug dieser Lieder, der vielleicht von Esthland ausgegangen ist, läßt sich in isolierten sprachlichen Wendungen noch verfolgen, vgl. K. Krohn, Finnisch-ugrische Forschungen IV S. 112—18. Die Zahl der finnisch-esthnischen Liedervarianten beträgt schon an die 100 000, wobei die Stabilität gewisser Liedformen in gewissen Gegenden in die Augen fällt, vgl. K. Krohn, Finnisch-ugr. Forschungen I, Anzeiger S. 187.

[33]) Vgl. S. 35. Karakteristische Abbildung in der ‚Woche' 1903 S. 436. Die Kantele wird natürlich von einem Dritten gespielt. Bei solchen Improvisationen aber werden nicht eigentlich neue Stoffe gedichtet, sondern nur ältere umgedichtet nach K. Krohn (Anm. 26) S. 64.

[33a]) So z. B. gehören von den 510 Versen der 10. Rune (Ilmarinen, von Wäinämöinen seinem Versprechen gemäß ins Nordland gezaubert, schmiedet dort den Sampo, verlangt aber vergeblich des Nordlands Jungfrau als Lohn) nur 130 zur ursprünglichen Form; die übrigen sind aus anderen Liedern hierher gebracht. Indessen dieses Rohmaterial, das wir noch besitzen, nur durch die Mittel der Kompositionskritik auszuscheiden, erweist sich trotz der ganz äußerlichen Mache des Epos als völlig unmöglich, womit allein schon die Methode der analytischen Homerforschung vernichtet ist (John Meier S. 22).

[33b]) Immerhin bleibt zu beachten, daß der feste, wenn auch trügerische Glaube an ein ursprüngliches, einheitliches Volksepos im Sinne der Romantiker notwendig war, um die schöpferische Kraft Lönnrots zu befruchten, der ‚nicht die geringste praktische poetische Begabung hatte': K. Krohn (Anm. 26) S. 68. Demgemäß wollte er nicht philologisch einen ursprünglichen Text wiederherstellen, sondern eine Einheit bilden, ‚die das alte Epos gleichsam als Kristallisationskern, von dem vielfältigen Lied der Jahrhunderte umschlossen, in sich trüge' (M. Buber S. 475). Trotz seiner gelehrten Tendenzen also war Lönnrot doch noch ‚in Wirklichkeit der letzte Volkssänger, wie er sich selbst bezeichnete' (K. Krohn a. a. O. S. 189).

[33c]) Der Umfang des Kalewipoeg beträgt 19047 dimetrische Verse. Deutsche Uebersetzung von F. Löwe, hgg. von W. Reiman, Reval 1900; über die Komposition vgl. U. Karttunen, Die Zusammensetzung des Kalewipoeg (finnisch), Helsingfors 1905. ‚Die Anzahl der Lieder und Varianten, welche Kreutzwald vorlagen, wird etwa auf 2000 geschätzt ... Die Ansicht aber, daß vor Jahrhunderten die ganze Kalewi-Sage in gebundener Rede existiert haben müsse, läßt sich nicht rechtfertigen': G. Suits, Die Kultur der Gegenwart I 9 (Die osteuropäischen Literaturen), 1908 S. 344.

[34]) Auf die Kontroverse, welchen Anteil die Kroaten hierbei zu beanspruchen haben, gehe ich nicht ein. Kroatischer Ursprung der ‚serbokroatischen' Volksepik, vornehmlich von Pavić (1877) vertreten, ist durch Jagić, Novaković u. a. widerlegt worden.

[34a]) Gelegentlich spielen auch Bestandteile des altheidnischen Mythos in die Dichtung hinein, indem die Hauptheiligen des Liedes aus alten Heidengöttern entwickelt erscheinen, so z. B. der ‚Donnerer' Elias, der auch wie Charon die Seelen ins Jenseits hinüberführt: Talvj I[2] S. 301. Ueber die Verdrängung historischer durch mythische Elemente vgl. auch A. Soerensen, Archiv f. slav. Philol. XV 1893 S. 13 f. Frühzeitig sind die Personen der Brüder Jakšić (gest. 1486 und 1489) mit der Gestalt des ein Jahrhundert älteren Marko Kraljević zusammengeflossen (Soerensen a. a. O. S. 205 f., 216 f.), die auch Züge des Vuk Despota (gest. 1485) und des um fast drei Jahrhunderte späteren Ivo von Zengg in sich aufgenommen hat. Ueberdies sind die Kämpfe aller serbischen Helden fast immer auf dem Kosovofelde lokalisiert (Archiv f. slav. Phil. IV S. 213, XIV S. 570 f., XV S. 18 f., 29, 225 f.). Ueber ähnliche Erscheinungen im finnischen Liede vgl. K. Krohn (Anm. 26) S. 61 f. Vgl. auch Anm. 28b, 42g.

[34b]) Vuk Stephanowitsch Karadschitsch, 1787—1864, war von Jugend auf lahm und konnte nur mit Hilfe eines hölzernen Fußes gehen. Von der 2. Ausgabe seiner Volkslieder erschienen Bd. 1/3 wegen Zensurschwierigkeiten in Leipzig 1823/24, Bd. 4 wieder in Wien 1833. Sein Nachlaß, der für das Studium der serbischen Volksdichtung von höchster Wichtigkeit ist, wurde neuerdings (bis 1902) auf Kosten des serbischen Staates in 9 Bänden veröffentlicht. Ueber Talvj vgl. M. Curčin, Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur, Leipzig 1905 mit den Bemerkungen von Murko, Archiv f. slav. Philol. 1906 S. 351/85; über Siegfried Kapper, ebenda 1909 S. 100 ff.

[35]) v. Pirch, ein preußischer Offizier, erzählt aus den dreißiger Jahren, daß der ihn bewirtende Knjäs einen seiner Dienstleute herbeirief, um dem Gaste vorzusingen, als aber der Dienstmann nicht recht sang, selber die Gusle nahm und das begonnene Lied aufs schönste vortrug (Talvj I[2] S. XXV). Mehr als 100 Lieder kannten Vuks Sänger Teschan (Talvj I[2] S. XXII) und der besonders gerühmte Jovan von Gacko in Cetinje (Nović bei Jagić, Archiv f. slav. Phil. IV S. 236). Uebertrieben aber erscheint die Angabe von Fr. S. Krauß (Slavische Volksforschungen, 1908 S. 183 f.), daß einzelne Sänger 30—40—100 000 Verse verschiedener Lieder auswendig gewußt hätten, vgl. Anm. 41a, 44.

[36]) Zur Umbildung der Heldensage vgl. vor allem Asmus Soerensen von 1892 an im Archiv für slavische Philologie XIV—XVII, XIX; über die Markolieder im besonderen XV S. 225 f. und in zusammenhängender Erzählung Jagić V 1881 S. 438—55. Spuren eines ungar.-serbischen Durchgangsstadiums der ursprünglich innerserbischen Heldenlieder bei Soerensen XV 1893 S. 244 f. — Ueber die allmähliche Entwicklung der Karaktere im finnischen Volksliede vgl. K. Krohn (Anm. 26) S. 65.

[37]) Vgl. besonders Jagić, Archiv f. slav. Phil. IV 1880 S. 192—242 und über den ‚Unterschied in der Darstellung zwischen Natur- und Kunstepos' im allgemeinen Fr. Miklosich,

Die Darstellung im slavischen Volksepos, Denkschriften der Wiener Akad. 1890 III. Bezeichnend für die älteren serbischen und die heutigen montenegrinischen Lieder ist ein knapper, gedrungener Stil, für die jüngeren serbischen Lieder ein breiterer und reicherer, ‚epischer' Stil: Archiv f. slav. Phil. XIX S. 93, 127, 130; XVI S. 67 f., 107; XVII S. 206, 211, 217 (nach John Meier, Anm. 91).

[38]) Vgl. Soerensen a. a. O. XVI 1894 S. 68 f. Ueber die geistigen Strömungen im serbischen Schrifttum während des 18. Jhs. handelt J. Skerlić, Serbische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, 1909 (serbisch: dazu Archiv f. slav. Philol. 1911 S. 236 f.). Formell ist beachtenswert, daß bei den jüngeren Liedern freie strophenartige Gebilde von etwa 5—10 Versen (jeweils mit Cäsur nach der 4. Silbe des reimlosen trochäischen Zehnsilbers) erscheinen, die nur durch Vor- und Nachspiel auf der Gusle zusammengefaßt werden. Vgl. Anm. 28a.

[39]) Archiv f. slav. Phil. III 1879 S. 413/62.

[40]) Ebenda XV 1893 S. 239 f.

[41]) Näheres bei Novaković a. a. O. S. 447.

[41a]) 116 neue ‚Bylinen vom weißen Meer' aus dem sibirischen Gouvern. Archangelsk veröffentlichte A. Markov, Moskau 1901 (vgl. Archiv f. slav. Philol. 1902 S. 629/37), davon nicht weniger als 60 Stücke mit mehr als 10000 Versen aus dem Munde einer einzigen Frau. Diese Bylinen haben im Mittel 150—200, selten bis zu 500 Versen, während die von Hilferding gesammelten Bylinen aus dem Gouvern. Olonec häufig mehr als 1000 Verse umfassen. Dementsprechend ist bei jenen der Liedinhalt gedrängter und ausdrucksvoller. Auch hier bestätigte sich, daß das Fortleben der Volksepik im wesentlichen durch Unkenntnis des Lesens und Schreibens bedingt ist; die schwächsten Erzähler waren gewöhnlich diejenigen, die schon des Lesens kundig waren. Das Erlernen der Bylinen erfolgte größtenteils schon in früher Jugend der Erzähler.

[41b]) Die den Kara-Kirgisen nahe verwandten Kasak-Kirgisen kennen nur Volkslyrik (Radloff S. V), wie nach Schwegler u. a. auch den alten Römern die Volksepik gefehlt haben soll. Immerhin bezeugt hier Cato (bei Cicero Tusc. IV 2. 3) die Sitte der Ahnenlieder (clarorum virorum laudes), die bei festlichen Gelagen von den einzelnen Tischgenossen der Reihe nach zur Flöte gesungen wurden; nach den Analogien des Volksgesanges könnten diese Ahnenlieder (vgl. auch Varro) die Ausläufer einer primitiven Epik gewesen sein, deren Art freilich nicht näher bestimmt werden kann.

[41c]) Nach W. Radloff, Zeitschr. f. Völkerpsychologie und Sprachwiss. IV 1866 S. 85/114 gibt es eigentliche Versfüße aus Silben verschiedener Quantität im Altaïschen ebensowenig, wie in den übrigen Turk-Sprachen; jeder Vers ist durch eine Art Cäsur, immer nach dem Wortschlusse, in kleinere, zumeist 3 Abschnitte von 2—6 (beim Gesange meist 2—4) Silben geteilt, und jeder Abschnitt (= Versfuß) umfaßt zwei Takte, wobei die letzte oder vorletzte Silbe den Hochton hat. In allen wirklichen Liedern herrscht die vierzeilige (bei historischen Liedern auch sechs- und achtzeilige) Strophe in Strophenpaaren, in denen die zweite Strophe den Inhalt der ersten zu paraphrasieren pflegt. Dagegen ist die urtümliche rezitativische Märchendichtung der Abakan-Tataren (S. 109 f.) nur in Einzelverse aus 2—5, zumeist 3—4 Versfüßen (zu je zwei Takten) geteilt, welche die gleichen poetischen Mittel in Allitteration, vokalischem Gleichklang, Reim, Zusammenstellung von entsprechenden Verspaaren aufweisen. — Schon diese Parallele zeigt die Haltlosigkeit der Behauptung von Bethe (Homer I S. 47 f.), die poetische Urform der griechischen Heldensage sei die strophische Chorlyrik gewesen, woraus das Einzellied der Aöden sich entwickelt habe. Die Zusammenfassung inhaltlich zusammengehöriger, ungleichmäßiger Versgruppen der epischen Erzählung durch poetische oder musikalische Mittel (Assonanzen; Vor- und Nachspiel: S. 23a, Anm. 28a, 38) entsteht spontan aus dem Bedürfnis des epischen Gesanges selbst, hat also mit der lyrischen Liedstrophe nichts zu tun, die neben den epischen Versmaßen (Anm. 42b) sich entwickelt hat. Auch in der ältesten Poesie der Germanen ist neben den chorischen Hymnen eine erzählende, nichthymnische Dichtung bezeugt (unum apud illos memoriae et annalium genus: Tacit. Germ. c. 2); vgl. O. L. Jiriczek, Die deutsche Heldensage[4], (Sammlung Göschen), 1913 S. 1 f.

[42]) Wenn auch Volkssage und Volksdichtung unzertrennlich sind und die Weiterbildung der Sage im allgemeinen durch die Dichtung erfolgt, so ist doch irrig die neuerdings wieder von F. Panzer (Märchen, Sage und Dichtung, 1905) vertretene Anschauung, daß die Volkssage überhaupt nur im Gesange gelebt habe (so bezeichnete schon Hamann die Poesie als ‚Muttersprache des menschlichen Geschlechtes': Finsler, Homer in der Neuzeit S. 428). Aber einerseits sind Märchen und Novellen vielfach in prosaischer Form weitergegeben worden (vgl. z. B. Herodot); die primitiven epischen Dichtungen der Australier und Buschmänner sind prosaisch (John Meier, Anm. 5 und 6), ebenso die älteren Heldensagen der Iren (Anm. 28f); auch neben den Eddaliedern steht eine originale prosaische Erzählungskunst (vgl. A. Heusler, Die Geschichte vom Hühnerthorir, 1900, Einleitung) Bei den Großrussen und Esthen andererseits löst sich der epische Gesang bereits wieder in Prosaerzählung auf (vgl. S. 24, 28 f.). Dennoch darf man nicht ohne weiteres für die Odyssee (mit Bethe, Homer I S. 33) Ursprung aus einem Prosamärchen behaupten: der Stilunterschied zur Ilias beweist das nicht (vgl. Anm. 50); bei Tataren, Finnen u. a. zeigt auch das Märchen poetische Form. Ebensowenig darf man mit Niese (vgl. Anm. 23) und anderen Anhängern der Erweiterungstheorie fortgesetzt Ausbildung der Sage und Entstehung der Epopöe verwechseln. Vgl. III Anm. 8b.

[42a]) Vgl. S. 40. Für das germanische Heldenlied vgl. Tacit. Annal. II 88 (gegen die Zweifel von R. Reitzenstein, Hermes 1913 S. 268—72 vgl. O. L. Jiriczek, German.-Roman. Monatsschr. 1914 S. 113/7).

1906 S. 17 berichtet von einem Basutos-Häuptling, der nach Kampf und Bad im Zelte seine Kriegstaten erzählte, zunächst im familiären Tone, dann im Gesange. Schon auf dieser Stufe beginnt die sagenhafte Umbildung historischer Ereignisse: J. W. Bruinier (Das deutsche Volkslied, 1899 S. 74) kennt einen Gardesoldaten, der ehrlich daran glaubt, er habe 1870 mit seinem Truppenverbande bei Wörth mitgekämpft, obwohl das nach der Regimentsgeschichte ausgeschlossen ist.

[42b]) Formelle Vorbedingung der poetischen Improvisation ist die Existenz eines festen epischen Versmaßes, das überall eine stichische Form aufweist: so bei den Atjehs (John Meier, Anm. 24) und den Kirgisen (vgl. Anm. 41c), bei den Finnen (vierfüßige Trochäen mit Assonanzen) und Serben (vgl. S. 26, Anm. 38: die Silben nur gezählt), den Franzosen (Zehnsilber mit Assonanzen: Anm. 28a), Germanen (Allitterationszeile ohne strophische Gliederung) und Griechen (Hexameter und seine Vorläufer). Der monotone Sprechgesang differenziert sich in 2 Weisen bei den Atjehs, indem die langsame Weise für feierliche oder tragische Episoden verwandt wird, wobei die Längung z. T. durch eine merkwürdige Art ‚epischer Zerdehnung' erreicht wird (John Meier, Anm. 25; bei Homer vgl. z. B. προπροκυλινδόμενος X 221 = ρ 525; γοόωσα Π 857 u. s. w.); ähnlich bei den Kirgisen (S. 31 f.). Im Finnischen zeigt sich bei den Verswiederholungen (vgl. S. 35 unten) eine leichte Veränderung des Tones. Bei den Chansons de geste umfaßte die Melodie öfters zwei Verse.

[42c]) Für die Wiederholungen (vgl. Anm. 21; J. A. Scott, American Journal of Philol. 1911 S. 313—21) ist besonders die innere Verwandtschaft beachtenswert, die hierin Kalewala und homerisches Epos zeigen. Auch im Kalewala sind Wiederholungen an unpassender Stelle häufig; doch ist, wie bei den Widersprüchen (Anm. 32b), das Unpassende hier viel krasser als bei Homer, vgl. z. B. 26, 399/400 mit 411/12. Wiederholungen und Variierungen des gleichen Gedankens oder der gleichen Formelemente finden sich in aller primitiven Volksepik, bei den Tataren (Anm. 41c) so gut wie bei den Slaven und Großrussen (Miklosich [Anm. 37] S. 7 f.), wie bei Germanen und Romanen (Anm. 28a). — Für die festen, oft unverständlich oder unpassend gewordenen Beiwörter, wie den ‚göttlichen' Sauhirten, den ‚Beherrscher der Männer', vergleiche man beispielshalber im serbischen Liede die ‚weißen Hände' des Mohren (Miklosich [Anm. 37] S. 27), bei den Finnen den vielgewandten Lemminkäinen, der in allen Lebenslagen als der ‚muntre' ‚voller Frohsinn' bezeichnet wird. Zu Homer vgl. A. Roemer, Aristarchs Athetesen, 1913 S. 337 f.

[42d]) Es ist nicht richtig, was z. B. auch Finsler, Homer I[2] S. 60 behauptet, daß die homerischen Epen Improvisationen gar nicht kennen, Phemios und Demodokos vielmehr bereits fertige Gedichte vortragen. Denn die νεωτάτη ἀοιδή (α 351) d. i. der aktuelle Stoff ist bei den Aöden gerade der Gegenstand der Improvisation, zu der Zeus den Sänger begeistert (348), so daß man dem Sänger darob nicht zürnen darf: was bei einer bereits festen Liedtradition im Munde des Telemachos keine Entschuldigung wäre. Die Rückkehr der Helden von Troja liegt auch nach der Fiktion des Epos in der allerjüngsten Vergangenheit (ϑ 490), so daß für die Entstehung einer solchen festen Tradition kein Raum bliebe. Wenn aber Odysseus ϑ 492 f. dem Demodokos das Thema eines Liedes (vom hölzernen Pferde) stellt und der Sänger danach erst den Anfangspunkt des Gesanges aus dem Gesamtstoffe auswählt (ἔνθεν ἑλών 500), so ist wiederum das nach der Inhaltsskizze des Odysseus vorgetragene Lied formell jedenfalls eine Improvisation, die dem Odysseus als solche vorher nicht bekannt war. Freilich ist damit nicht gesagt, daß Homer selbst noch im Stadium des rein improvisatorischen Gesanges lebte: seine Schilderung der Sänger gehört vielmehr zur ‚epischen Kultur' (vgl. S. 119; Finsler S. 339 f.; Bethe, Homer I S. 15). Ueberdies ist der homerische Langvers mit den wechselnden Cäsuren ein für den Gesang ungeeigneter Sprechvers, dessen abgeschliffene Form eine lange Sangesübung voraussetzt. (Vgl. neuestens K. Witte, Glotta IV 1912 S. 1 bis 21; Bethe a. a. O. S. 57). Demgemäß darf man sich auch nicht auf die genannten Stellen stützen, um die Existenz fester Einzellieder als ‚Vorlagen' Homers zu erweisen. Ebensowenig darf man mit Finsler S. 39 u. a. die Meleagerepisode ohne weiteres als einen ‚Auszug aus einem schon bestehenden Epos' ansprechen, oder gar mit D. Mülder (vgl. Anm. 19) überall bei Homer ‚Quellenzitate' finden wollen. Man vergißt dabei, daß bereits der Improvisator einen inhaltlich geformten, aber in seinem Munde immer neu sich gestaltenden Stoff besitzt, der als solcher auch zu einer episodischen Einlage verwendet werden kann; die ‚durch ihre Kürze nicht selten dunkle' Art dieser Erzählung ist eben durch ihren episodischen Karakter bedingt. (Vgl. auch John Meier, Anm. 47). Man rechnet in der Homerkritik immer noch zu viel mit festgeformter, kunstmäßiger Dichtung vor Homer (wie etwa beim Rolandsliede: V. 2095 f., 3742), weil Wolf und Lachmann in das Wesen des epischen Volksgesanges keine Einsicht hatten.

[42e]) So steht neben den volkstümlicheren Eddaliedern später die kunstmäßigere Dichtung der Skalden, die sich strenger Versmaße und einer gefünstelten, an Umschreibungen reichen Sprache bedient. In Altengland kreiste beim Gelage die Harfe (Beda, Hist. eccles. gent. Angl. IV 24); neben dem Volksgesange aber finden wir bei den Westgermanen einen Berufssänger, den Scof oder Scop (= ‚vates'. Näheres im Grundriß der german. Philol. II 1[2] S. 55). Selbst bei den Atjehs gibt es bereits eigentliche Rhapsoden, vgl. John Meier, Anm. 40 mit 76. Ueber die kunstmäßige Rhapsodik der homerischen Epen vgl. F. Bölte, N. Jahrbücher f. d. klass. Alt. 1907 S. 571—81 und mein ‚Fünftes Buch der Ilias' öfters.

[42f]) Zweizahl der Sänger wird auch berichtet von Priscus (vgl. Anm. 50b) und von

dem angelsächsischen Scop Widsith mit seinem Genossen Scilling.

[42a]) Man verkennt das eigentliche Lebenselement der Dichtung, wenn man wie v. Wilamowitz (Kultur der Gegenwart I 8 S. 9) und danach Finsler ein ‚sekundäres stoffliches Interesse an dem Zusammenhange der Erzählung' als die Triebkraft bezeichnet, die das Epos hervorgebracht habe. Entscheidend ist vielmehr die dichterische Persönlichkeit, die das göttliche Feuer der Poesie in sich verspürt und damit den Trieb, in einer neuen, unerhörten Weise sich zu entfalten. Vgl. Rothe, Jahresbericht 1906 S. 242, auch mein ‚Fünftes Buch der Ilias' S. 42 f. Das beste Gegenbeispiel gegen die kommunistische Auffassung ist das mittelgriechische Akritasepos, das im eigentlichen Volksgesange nicht mehr als eine episodische Bedeutung hat (Anm. 28c). Nur vorbereitend also wirkt hier die einheitbildende Tendenz der Volksdichtung, die zunächst stoffliche Zusammenhänge schafft. Vgl. S. 28, Anm. 28b, 34a und über die finnischen Lieder K. Krohn, Finnisch-ugr. Forsch. I, Anzeiger S. 192 f.: ‚Die ursprünglichen Formen der westfinnischen und esthnischen Gesänge vereint nur ein einziges Band, das gemeinsame Versmaß. Auf karelischem Gebiete in Ingermanland sind die schon ziemlich häufigen Verbindungen verschiedener Themata noch meistens lose und unverschmolzen; in Finnisch-Karelien hat sich durch vollständige Verschmelzung eine neue Art episch-magischer Dichtung herausgebildet, und einige Personennamen beginnen alle übrigen zu verdrängen; in Russisch-Karelien ist diese Entwicklung noch weiter vorgeschritten, um gewisse Personennamen entstehen Gesangszyklen und der Sampozyklus zieht alles in die Nähe Kommende zu sich heran'.

[43]) Vuk brachte es oft nur mit Mühe dahin, daß die jungen serbischen Männer und Mädchen vor ihm ihre Lieder sangen, die in ihren Augen so wenig Wert hatten.

[43a]) Die höhere Kultur bedingt eine Sonderung des Volkes in Stände, die der eigentlichen Volksepik ein Ende macht. ‚Die Schrift ist ein Teil der Kultur; auch sie verscheucht das Volksepos': Miklosich (Anm. 37) S. 3 f. Zu eng aber ist die Behauptung von Jiriczek (Anm. 41c) S. 19, die Vorbedingung des Epos sei eine Schriftkultur, was für das Leseepos des Nibelungenliedes stimmen mag, für die deklamatorischen Rhapsodien Homers jedoch trotz Bethe (Anm. 46a) nicht zutrifft (vgl. Anm. 21).

[44]) Radloff (S. XXI) kannte einen Mohammedaner, der den ganzen Koran wörtlich auswendig hersagte; im Altertum haben manche die ganze Ilias auswendig gewußt. Aber das beruht auf dem Memorieren eines gegebenen, bereits schriftlich fixierten Stoffes, während der wirkliche Volkssänger immer bis zu einem gewissen Grade Improvisator bleibt; erst der Rhapsode wirtschaftet nur noch mit auswendig gelerntem, epischem Gute. Das Gedächtnis der Volkssänger, das man vielfach überschätzt hat, umfaßt nach den bekannten Beispielen 4000 bis äußerst 15000 Verse (vgl. Anm. 35, 41a mit John Meier, Anm. 102), d. h. nicht über den Umfang der Ilias hinaus. Da aber die Volkslieder stets mehreren epischen Kreisen angehören und die Ilias auch solche Kenntnisse an den Tag legt, so ist schon hiernach fast unmöglich, daß ein einzelner Volkssänger aus alten, im wesentlichen unveränderten Einzelliedern das griechische Epos geschaffen habe.

[44a]) In Wirklichkeit stehen diese dreimaligen Wiederholungen bei Homer unter dem Zwange eines Kompositionsgesetzes, das die Dreiheit sucht; vgl. mein ‚Fünftes Buch der Ilias' 1913 S. 361 f. (Anm. 21) und H. Draheim, Die Ilias als Kunstwerk, 1914 S. 44 f., 84 f.

[45]) Diese Ueberzeugung, gegen welche die dialektologischen Gründe von Christ[4] S. 62 nur wenig besagen, ist heute mit Recht die herrschende geworden. Vgl. u. a. Rothe, Ilias S. 5 f.; Finsler I[2] S. 68.

[45a]) Vgl. S. 7. Es ist aber ein Irrtum, daß schriftliche Fixierung, die zunächst immer nur für einen engen Kreis bestimmt gewesen sein kann, das Epos vor allen Veränderungen geschützt hätte. ‚Jeder Kopist ändert das Original, wie es der Rezitator auch tut': John Meier, Anm. 76 nach den Erfahrungen von Snouck Hurgronje (II S. 67 mit 117) bei den Atjehs und den Rezitationen ihres Rhapsoden Dokarim. In gewissem Sinne ist dadurch die eigenartige Anschauung von G. Murray (The rise of the Greek epic, 2. Aufl. 1911 S. 115 f.) gestützt, die vorliegende Gestalt des homerischen Epos sei durch immer wieder überarbeitete und erweiterte schriftliche Ueberlieferung d. i. durch ein traditional book einer Sängergilde auf uns gekommen. Doch ist die hier zu Grunde liegende Erweiterungstheorie an sich unhaltbar.

[46]) Vgl. die Literatur bei W. Larfeld, Griechische Epigraphik, 3. Aufl. 1914 S. 203 f., der S. 208 f. die Uebernahme des phönizischen Alphabets durch die Griechen sogar bis ins 11. Jahrhundert hinaufrückt. Die ‚mykenische' Schrift, die einer damals bereits abgestorbenen Kultur angehörte (vgl. S. 72), kommt hier natürlich nicht in Betracht.

[46a]) Neuerdings hat man den Abschluß des Epos mehrfach bis ins 6. Jh. heruntergesetzt: so O. Gruppe, Griech. Mythologie und Religionsgeschichte, I 1896 S. 650 (danach R. Fritsche, N. Jahrbücher f. d. klass. Altert. 1904 S. 545 f.); aus anderem Grunde D. Mülder, Homer und die altjonische Elegie, 1906 (danach: Die Ilias und ihre Quellen, 1910 S. 352 und P. Cauer, Grundfragen[2] S. 532), schlagend widerlegt von Rothe, Jahresbericht 1907 S. 294 (danach: Die Ilias als Dichtung S. 31 f.). M. Bréal, Pour mieux connaître Homère, 1906 S. 66 f. (2. Aufl. 1911) versetzt Homer an den lydischen Königshof. Nach v. Wilamowitz war Homer ‚ein Rhapsode des 7. Jhs., ein Vertreter der letzten Phase der heroischen Epik Joniens' (Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1910 S. 399); nach Finsler I[2] 1914 S. 66 hat Homer, ein Jonier aus Smyrna, ‚um 700 die Ilias so komponiert, wie sie uns vorliegt'; die Odyssee aber soll ‚nicht vor 600 und vielleicht erst im Mutterlande fertig geworden' sein (S. 63: nach v. Wilamowitz). Nach E. Bethe, Homer I S. 13 mit 32 ist die Ilias gar ein (aus älteren Gedichten einheitlich, aber wenig geschickt komponiertes) Leseepos des 6. Jhs.! — Eine positive Instanz gegen die späte Ansetzung der Ilias in meinem ‚Fünften Buche der Ilias' S. 418[1] aus der dichterischen Behandlung der Götterwelt; kulturgeschichtliche Gegengründe (aus der syrischen Haartracht der Frauen ‚mit schönen Flechten' (S. 178 f.), aus der Bedeutung der phönizischen Kunst für die homerische Welt usw.) bei F. Poulsen, Der Orient und die frühgriechische Kunst, 1912, der danach die Abfassungszeit der homerischen Gedichte auf das 9./8. Jh. ‚in einem kleinasiatischen, orientalisch beeinflußten Milieu' (S. 183) bestimmt.

[47]) Vgl. Anm. 4. Zur Umschrift der Alphabete (*μεταχαραχτηρισμός*) vgl. P. Cauer, Grundfragen[2] S. 113 f. und R. Herzog, Die Umschreibung der älteren griechischen Literatur in das ionische Alphabet, 1912 (bestritten von H. Ehrlich, Berliner philol. Wochenschrift 1913 Sp. 1619—25); zur peisistratischen Redaktion oben S. 9 mit Anm. 13.

[48]) Besonders deutlich ist das in der scheinbar so geradlinig komponierten Ilias, wo mit sicherem Griff der tragische Charakter des Achilleus in den Mittelpunkt der Handlung gestellt ist (vgl. Finsler I[2] S. 309; näheres bei H. Spieß, Menschenart und Heldentum in Homers Ilias, 1913 S. 103 f.). Dagegen sind die Götterhandlungen nur äußerliches, humoristisches Beiwerk (II Anm. 58d), wonach ich nicht mit Finsler S. 313 die Einwirkung der Himmlischen auf die Handlung als ein entscheidendes Moment der epischen Konzentration betrachten kann.

[49]) Wenn Homer ein Aeolier gewesen wäre, so müßte sein Name ‚Homaros' lauten. Es ist viel, daß uns — im Gegensatze zum germanischen, romanischen und byzantinischen Volksepos — überhaupt der Name des Dichters mit seltener Einstimmigkeit der Ueberlieferung aus dem dunkelsten Jahrhundert des Altertums gerettet ist; Bonitz (Anm. 19) hatte das nicht beachtet. Nicht viel anders aber stände es um unsere Kenntnis der Persönlichkeit Shakespeares, wenn etwa durch einen Zufall das Archiv und die Kirchenbücher von Stratford verbrannt wären (O. Jäger, Homer und Horaz S. 22).

[50]) In diesem Sinne sind echte Volkslieder nicht minder das uralte Hildebrandslied, als seine verwaschene spätmittelalterliche Bearbeitung (S. 19). Aber der erzählende Stil der älteren, balladenartigen Lieder ist im ganzen ein anderer, als der Stil der jüngeren Lieder und der großen Epopöe (vgl. auch Anm. 37 über die Serben; ähnliche Unterschiede in altnordischen und großrussischen Liedern nach Anm. 29, 41a): auf der einen Seite ein gedrungener, andeutender, sprunghafter Stil, die ‚liedhafte Knappheit'; auf der andern Seite ein gemächlicher, verweilender, ausmalender Stil, die ‚epische Breite' (A. Heusler, Lied und Epos, 1905 S. 22 im Gegensatze zu F. Panzer, Das altdeutsche Volksepos, 1903 S. 34). Wenn aber W. P. Ker, Epic and Romance (1897, Neudruck 1908), danach Heusler und Bethe (Homer I S. 16 f.) das Epos aus dem Liede dadurch entwickelt glauben, daß der Liedinhalt durch Verbreiterung des Stils von innen heraus anschwelle, so muß demgegenüber betont werden, daß dieser Stilwandel vom knappen zu einem reicheren und breiteren Stile schon dem Liede selbst eignet. Ja schon im primitivsten Volksgesange zeigen sich diese Unterschiede. So z. B. steht bei den Kirgisen neben reichen Liedern das dürftige von der Geburt des Manas, das erst durch eine Frage Radloffs (S. XIII) veranlaßt wurde. Der behauptete Unterschied von ‚Liedstil' und ‚epischem Stil' existiert also in dieser Schärfe gar nicht; die stilistische Entwicklung vom Lied zum Epos ist auch nicht sprunghaft, sondern organisch (vgl. John Meier S. 24 f.). In der Homerkritik hat man letzteres ohne weiteres vorausgesetzt: vielleicht ist es nicht zufällig, daß man vor allem in den Reden Bruchstücke älterer Poesie hat wiederfinden wollen (Finsler I[2] S. 327), wozu man die Epik der Großrussen (S. 29a oben) vergleiche. In der Tat kann das Wunder des erzählenden Stils in Ilias und Odyssee nur durch einen langdauernden Gebrauch der epischen Form erklärt werden, vgl. Bréal (Anm. 46a) S. 18 f.

[50a]) ‚Das Epos ist von vornherein auf einer andern technischen Basis angelegt, als das Einzellied. Epische Breite, ausführliche Schilderung der Lebensformen und des Zuständlichen, das Anschwellen und Abebben der Spannung zwischen den einzelnen Höhepunkten einer motivreichen Sage, die Vielgipfligkeit der Handlung (die episodische Gliederung) stehen mit der auf einen fruchtbaren Moment konzentrierten Handlung und Kürze des Einzelliedes in vollständigem Gegensatz': O. L. Jiriczek (Anm. 41c) S. 18, dem ich auch für wertvolle persönliche Hinweise verpflichtet bin.

[50b]) Vgl. Priscus, *ἱστ. Γοτθική*, FHG IV 92b = p. 205 Bonn.; Apoll. Sidon. Epist. I 2. 9; Cassiod. Var. II 40/41.

[51]) Ob sich in alten Sängernamen wie Orpheus, Musaios, Eumolpos; Olen, Linos, Pamphos; Philammon, Thamyris (Il. B 594 f.; vgl. Plutarch, de musica c. 3) echte historische Erinnerung erhalten hat, muß dahingestellt bleiben. Ihre Namen sind z. Teil typisch; aber nichts hindert uns anzunehmen, daß in jener alten Zeit die Aöden sich derartige Namen beigelegt haben, wie die Sänger *Φήμιος Τερπιάδης* (*χ* 330 mit *ϱ* 385, zu *φῆμαι* vgl. vates) und *Δημόδοκος* (vgl. *ϑ* 479 f.) in der Odyssee.

[52]) Für die Vertiefung und Vergeistigung der epischen Dichtung in ihrer späteren Phase, womit das romantische Werturteil über das Spätepos als Verfallserscheinung umgekehrt wird, vgl. O. Immisch, Die innere Entwicklung des griechischen Epos, 1904, dessen kommunistische Grundanschauung des epischen Gesanges freilich unhaltbar ist (vgl. S. 36). Ueber die Zeit des Epos, die von Lang und Inama (Anm. 22), Dörpfeld (Mélanges Nicole 1905 S. 103, Athenische Mitteilungen 1905 S. 294) und Goeßler (Preußische Jahrbücher 1907 S. 453—72) mit Unrecht bis in die spät- oder submykenische Periode (zwischen spätminoische und Dipylonkultur) hinaufgerückt wird, vgl. oben S. 37 und S. 119 f.

Anmerkungen zum zweiten Abschnitt

[1]) Vgl. Julius Beloch, Griechische Geschichte I² 1912/13; Eduard Meyer, Geschichte des Altertums II 1893 S. 55 f.; Georg Busolt, Griechische Geschichte I² 1893 S. 162 f. (treffliche Materialsammlung); Adolf Holm, Griechische Geschichte I 1886 S. 30 f.; Ernst Curtius, Griechische Geschichte I⁶ 1887 S. 1 f. (warmherzig, aber veraltet). — Jak. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte, 4 Bde., 1898/1902 gibt für die älteste Zeit nichts aus. Für die Quellenkunde grundlegend Curt Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte, 1895. — Ueber die Urgeschichte der ältesten griechischen Stämme (Aeoler, Nord- und Südachäer, Jaoner) nach den Angaben der Alten vgl. neuestens A. Fick, Zeitschrift f. vergleich. Sprachforschung 1913 S. 67—127.

[1a]) Die Sprache der historischen Arkader war am nächsten dem Jonischen und Attischen, weiterhin auch dem Aeolischen und Thessalischen verwandt, vgl. J. Wackernagel, Kultur der Gegenwart I 8³ S. 377. Zur Analyse des böotischen Dialekts vgl. L. Sadée, De Boeotiae titulorum dialecto, Halle 1904 und F. Solmsen, Rhein. Museum 1904 S. 481 f. Dorische Elemente im Pamphylischen, die R. Meister (1904) erkennen wollte, bestreitet A. Meillet, Revue des études grecques 1908 S. 413/25. Die führenden Werke für die griechische Dialektforschung sind heute P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, 1896; A. Thumb, Handbuch der griechischen Dialekte, 1909; C. D. Buck, Introduction to the study of greek dialects, 1910.

[2]) Mit Wanderzügen über das Meer rechnen u. a. Grote, Busolt I³ S. 208, E. Kornemann, Klio 1906 S. 175; dagegen Ed. Meyer II S. 267.

[3]) Ueber Kriege mit ‚Seevölkern' berichten die ägyptischen Könige Ramses II (ca. 1300 bis 1234), Merneptah (ca. 1234 ff.), Ramses III (ca. 1200—1179: die Daten nach Ed. Meyer, Aegyptische Chronologie [Abhandl. d. Berliner Akad.] 1904 S. 68). Von den feindlichen Völkern, die in bildlichen Darstellungen dieser Kriege mit Namen genannt werden, sind wahrscheinlich die Jevana identisch mit den Joniern (vgl. Anm. 9, 10: unter Ramses II). Die Turuscha sind mit den nicht-arischen Tyrsenern (vgl. Anm. 13a—14a), die Akaiwascha mit den Achäern (unter Merneptah), die Takkara mit den Teukrern, die Pulusata mit den Philistern, die Danauna mit den Danaern (vgl. Anm. 13, 33: unter Ramses III) gleichgesetzt worden; dazu bis auf letzteren als ägyptische Söldner die Schardana d. i. Sarden. Die Identifikation der Pulusata mit den Philistern, deren Federkrone auch der Diskos von Phaistos zeigt (vgl. Abb. 58 mit Ed. Meyer in Anm. 47a), stammt von Champollion, die der meisten übrigen von E. de Rougé, vgl. Busolt I³ S. 124, Dussaud (Anm. 19) S. 281². Doch kann irgendwelche Sicherheit für diese Identifikationen noch nicht behauptet werden (vgl. Anm. 33). — Ueber die troischen Aeren und die Zeit Homers in der antiken Tradition vgl. R. Laqueur, Hermes 1907 S. 513—32.

[4]) Rhein. Mus. 1890 S. 555 f., Sybels Historische Zeitschrift 79 (1897) S. 193 f. und im allgemeinen Griech. Gesch. I S. 149 f. (= I 2² S. 76—96). Nach Beloch² (S. 96) soll die Einwanderung der mittelgriechischen (‚dorischen') Stämme in die nördlichen Landschaften des Peloponnes spätestens im 17. Jh., die dorische Besiedelung von Kreta und Rhodos im 13. Jh. von der Argolis aus, die ‚arkadische' Besiedelung von Zypern im 12. Jh. von der vordorischen Bevölkerung Lakoniens aus erfolgt sein. Auch bei den Konstruktionen von Mackenzie (Anm. 20) bleibt die dorische Wanderung aus dem Spiel (dagegen F. Oelmann, Jahrbuch d. deutschen archäol. Instituts 1912 S. 45 f.)

[5]) Die Sprachform von Lakedämon war später im ganzen einheitlich und ihrem Karakter nach dorisch. Die Trennung eines spartanisch-dorischen und eines periötisch-achäischen Dialektes, wonach auch die Namensform Pohoidan für Posoidan, wie Lyhippos für Lysippos spartanisch-dorisch sein sollte (R. Meister, Dorer und Achäer, 1904), ist mit Recht bestritten von A. Thumb, N. Jahrbücher f. d. klass. Altertum 1905 S. 385—99. Die Spuren einer älteren achäisch-äolischen Mundart im Lakonischen sind freilich noch zu erkennen, vgl. F. Solmsen, Rhein. Museum 1907 S. 327—39.

[6]) Vgl. F. Poulsen, Die Dipylongräber und die Dipylonvasen, 1905; J. Boehlau, Aus ionischen und italischen Nekropolen, 1898. Die rein lineare Dekorationsweise des geometrischen Stils hängt, wie Conze schon 1870 erkannte, mit der eingeritzten Ornamentik der ältesten Ton- und Erzgefäße im mittleren und nördlichen Europa zusammen. Der alte geometrische ‚Bauernstil' hat sich also in der mykenischen Periode neben der ‚Herrenkunst' als Unterströmung erhalten und nach dem Zusammenbruch jener Herrenkultur eine neue Blüte erlebt. Seinen technischen Namen erhielt dieser neue Stil von dem großen Vasenfunde am athenischen Doppeltore (Dipylon) im Jahre 1871 (vgl. Anm. 41, 45, 52a).

[7]) P. Kretschmer, Einleitung S. 121; vgl. F. Solmsen, Rhein. Museum 1903 S. 598—623. Ueber die (äolische) Ursprache der phthiotischen, peloponnesischen und unteritalischen Achäer vgl. Cauer, Grundfragen² S. 180 f. Dagegen schließt Beloch (I 2² S. 90) voreilig aus dem späteren Dorismus der italischen und phthiotischen Achäer, daß dieser Dialekt hier von Anfang an gesprochen worden sei, wonach auch die Achäer im Peloponnes nicht eine vordorische Bevölkerungsschicht gebildet haben könnten.

[8]) Vgl. Herodot I 146 mit Ed. Meyer II S. 243 und Busolt I³ S. 277 f., der allerdings die ionische Kolonisation Kleinasiens erst der nachmykenischen Zeit zuweist. Gegen die früher viel beachtete Hypothese von Ernst Curtius, Jonien sei die eigentliche Heimat der Jonier, Attika aber sei erst durch Zuwanderung von Osten ionisch geworden, vgl. Ed. Meyer, Forschungen zur alten Geschichte, I 1892 S. 134 f.

[9]) Das leugnet freilich U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1906 S. 69 f., wonach ‚diese ionische Wanderung, die spätere Vulgata, ein Reflex des attischen Reiches ist' (S. 71). Aber die Tradition ist für uns so alt, wie überhaupt unsere Kenntnis von Joniern und Athenern, vgl. Il. N 685, O 337 mit Ed. Meyer, Forschungen I S. 143 f. Attika ist das ‚älteste Land Jaoniens' nach Solon bei Aristoteles πολιτ. Ἀθην. c. 5 (vgl. Cauer, Grundfragen² S. 183 Anm. gegen v. Wilamowitz). Auch die Anschauung, daß der Joniername erst in Kleinasien entstanden und von hier nach Attika zurückübertragen wäre, widerspricht den Angaben des Epos.

[10]) Schon in der mosaischen Völkertafel Genesis c. 10, vgl. B. Stade, De populo Javan (1880), Gesammelte Reden, 1900 und Busolt I² S. 283 Anm. 5; dazu oben Anm. 3. Auch hierdurch wird die Anschauung Cauers (Grundfragen² S. 150 f.) widerlegt, der W-Laut (Wau) bei Homer sei nicht altionisch, sondern aus dem altäolischen Dialekt übernommen.

[11]) Aufsehen erregt neuerdings die Hypothese von P. Kretschmer, Glotta I 1907 S. 9—59, daß die Trennung des Jonischen aus dem Gemeingriechischen bereits vor der Zeit der griechischen Einwanderung in den südlichen Balkan sich vollzogen habe, wonach dann die griechische Besiedelung in drei übereinander gelagerten Schichten sich vollzogen haben müßte: einer ältesten ionischen Schicht, die im Mutterlande auf Attika und Euböa zurückgedrängt worden sei (in Thessalien seien daraus durch eine Verschmelzung mit den ungriechischen Ureinwohnern die Pelasger: πελαγικοί = ‚Flachlandsbewohner' hervorgegangen); einer zweiten achäischen, d. i. äolischen Schicht, der Gemeinsprache des 2. Jahrtausends, die später noch in Thessalien, Böotien, Arkadien, Zypern sich erhalten habe; letztere wiederum abgelöst durch die dritte westgriechisch-dorische Schicht. — Ein zwingender Beweis für diese Hypothese kann jedoch von der Sprache selbst aus nicht geführt werden (Thumb, Handbuch S. 65 f.). Zumal die Mischung ionischer und äolischer Elemente im Arkadischen läßt sich eher aus einer noch im Mutterlande ungetrennten Gemeinsprache erklären, als aus einer nachträglichen Wiedervermischung von Sprachelementen, die doch aus derselben Wurzel hervorgegangen sein müßten; vgl. oben S. 47 f.

[12]) ‚Argos' in allgemeinster Bedeutung sicher *B* 348, *H* 363, *M* 70, *N* 227, *Ξ* 70, *O* 372, *Ω* 437; dementsprechend auch (von Achilleus) im Gegensatze zu ἐν Τροίῃ *T* 329 = *ω* 37; vielleicht auch πᾶν Ἄργος = ‚ganz Griechenland' *B* 108 mit *Z* 152. Die Formel der Odyssee kann danach als ἓν διὰ δυοῖν erklärt werden, ähnlich die Formal Ἄργος ἐς ἱππόβοτον καὶ Ἀχαΐδα καλλιγύναικα *Γ* 75, 258 mit *I* 141, 283. (Man könnte in diesen Formeln freilich auch an ein σχῆμα καθ' ὅλον καὶ μέρος denken). Von einem ‚thessalischen Argos' ist ausgesprochenermaßen nur in einer geographischen Konstruktion des Schiffskatalogs *B* 681 die Rede, die für ursprüngliche Anschauungen kein Gewicht hat (vgl. oben S. 116).

[13]) In ersterem Sinne wieder O. Kern, N. Jahrbücher f. d. klass. Altertum 1904 S. 12 f., Cauer, Grundfragen² S. 218 f., deren Gründe aber nicht durchschlagen. Eher könnte man die Δαναοί ursprünglich in der Argolis lokalisieren (aber vgl. Anm. 33), wonach der Stammesname in der epischen Tradition auf alle Trojakämpfer übertragen wäre; die Lokalisierung der Δαναοί in Thessalien (v. Wilamowitz, Cauer) ist reine Phantasie. Mißlungen ist auch der Versuch von A. Della Seta (Rendiconti della R. Accademia dei Lincei 1907 S. 133—210), den Gebrauch der Gesamtnamen nach Erweiterungsschichten der Ilias (I Ἀχαιοί, II Ἀργεῖοι, III Δαναοί) zu unterscheiden; vgl. dagegen C. O. Zuretti, Rivista di Filologia 1908 S. 232—251.

[13a]) Vielleicht gehört auch der Burgname Larisa (Fick, S. 144) in diese Reihe, vgl. C. F. Lehmann, Klio 1904 S. 390 Anm. 2, Beloch I 2² S. 46. Im allgemeinen vgl. A. Fick, Vorgriechische Ortsnamen als Quelle für die Vorgeschichte Griechenlands verwertet, 1905 S. 19 f., 97 f., 143 f. (mit der Ergänzung: Hattiden und Danubier in Griechenland, 1909), der bei seinem überkühnen Versuche, jene vorgriechischen Namen nach Volksstämmen zu scheiden, die Pelasger als vorgriechische Urbevölkerung, die Tyrsener (die man schon im Altertum irrtümlich mit den Etruskern identifiziert habe: S. 100 f.) als einen Zweig der Pelasger erklärt. Auch Ed. Meyer rechnet neuestens (I 2³ S. 770) den thessalischen Stamm der Pelasger, den er nach Il. P 288 f., nach dem ‚pelasgischen Argos' (Anm. 12) und der Landschaft Pelasgiotis allein als historisch gelten läßt, zur vorgriechischen Bevölkerung. (Anders noch Beloch I 2² S. 45 f.).

[13b]) Ueber die Entwicklung der antiken Tradition vgl. J. L. Myres, Journal of Hellenic Studies 1907 S. 170—225, der bei Homer *B* 840 (vgl. *P* 288), *K* 429, *τ* 177 einen nordägäischen, nichtgriechischen Volksstamm der Pelasger unter den troischen Verbündeten (an der europäischen Seite des Hellespont bei Plakië und Skylake, vgl. Herod. I 57) anerkennt, daneben aber bereits das Adjektiv ‚pelasgisch' *B* 681, *II* 233 in genereller Erweiterung als ‚vorgriechisch' bzw. ‚nichtgriechisch' (?) faßt; Herodot soll bereits die Sitze der ‚wirklichen' Pelasger seiner Zeit auf die nordägäischen Inseln und die hellespontische Küste von Asien erweitert, generell aber ganz Griechenland in seinem Ursprung als pelasgisch d. i. ungriechisch betrachtet haben: ‚pelasgian' has now ceased to be a race-name, and means the pre-Hellenic phase of divers tribes, whose proper names are known (p. 204). Auch bei den Tyrsenern unterscheide das 5. Jh. ‚wirkliche' Tyrsener im Norden der Chalkidike und in Etrurien, die mit den ‚wirklichen' Pelasgern in Beziehung gesetzt werden, und ‚theoretische' Tyrsener in der allgemeinen Bedeutung ‚vorgriechisch im ägäischen Meere'. — Unwissenschaftlich ist die Arbeit von J. Cserép, De Pelasgis Etruscisque quid fabulis heroicis ac priscis nominibus doceamur, Budapest 1912; verfehlt auch der Versuch von I. Θεμόπουλος (Πελασγικὰ ἤτοι περὶ τῆς γλώσσης τῶν Πελασγῶν, 1912), eine pelasgo-hellenische Gesamtbevölkerung des ägäischen Kulturgebietes vom Kaukasus und dem Mitanireich bis nach Italien und den

Donauländern zu erschließen, für deren Sprache das heutige Albanesisch den Schlüssel liefern soll.

[14]) Die Pelasger auf Kreta τ 177, die nach Myres S. 176 f. eine versprengte Avantgarde der wirklichen Pelasger vom Hellespont sein sollen, scheinen mir nur eine dichterische Erfindung zu sein (vgl. S. 130 mit Anm. 43a). ‚Tyrsenische' Seeräuber werden schon im ps.-homerischen Hymnos auf Dionysos (VI 8 ff.) genannt. Nach Herodot I 57 war *Κρηστῶν* — auf der Chalkidike, entsprechend dem thrakischen Volksstamme der *Κρηστωναῖοι* und der Landschaft *Κρηστονική* zwischen Axios und Strymon — eine Stadt der Pelasger *τῶν ἐπὶ Τυρσηνῶν*. Ed. Meyer hat hier, gestützt auf die von Dionys von Halik. I 29 bewahrte Variante *Κροτῶνα* (= Cortona in Umbrien, vgl. Fick a. a. O. S. 101, Beloch I 2² S. 51), an italische Tyrsener gedacht und danach den Herodot auch von italischen Pelasgern sprechen lassen; dagegen vgl. Myres S. 195 f.

[14a]) Da aber kein Wort der auf Einer Stele vereinigten zwei Inschriften auf einem etruskischen Schriftdenkmal wiederkehrt, so hat Beloch I 2² S. 52 die Beziehung zum Etruskischen rundweg abgelehnt. Aber auch das Relief der Stele zeigt enge Beziehungen zur altetruskischen Kunst. Vgl. noch E. Lattes, Rendiconti della R. Accad. dei Lincei 1894 S. 94—122; Alf Torp, Die vorgriechische Inschrift auf Lemnos, 1903. Revision des eine Reihe von Jahren verschwundenen, jetzt dem Nationalmuseum in Athen überwiesenen Steines durch E. Nachmanson und G. Karo, Athen. Mitteil. 1908 S. 47—74; E. Lattes, Rendiconti del R. Istituto Lombardo, Serie II 1907 S. 815–32. Jetzt in I. G. XII 8 (1909) 1. Abbildung auch bei O. Kern, Inscriptiones Graecae (Tabulae in usum scholarum ed. J. Lietzmann), 1914 Tafel 1.

[15]) Ueber die Methoden der relativen Chronologie nach der Entwicklung der Formen, der absoluten Chronologie durch den Vergleich undatierbarer Epochen des einen Landes mit datierbaren Epochen eines anderen vgl. O. Montelius, Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa, I 1903. — Zur Datierung der prähistorischen Kultur im ägäischen Meere glaubte man früher einen Anhaltspunkt zu besitzen in der vulkanischen Eruption, welche die einstige große Insel Thera bis auf einige Reste des Kraterrandes, die heutigen Inseln Thera, Therasia und Aspronisi, vernichtet hat (entsprechend dem Ausbruche des Vulkans Krakatau in den Sundainseln 1884). Denn unter jenen vulkanischen Schichten fand man 1867 und 1870 ‚prähistorische' Kulturüberreste, die man nach geologischer Schätzung in eine frühe Zeit hinaufrückte (spätestens 2000 v. Chr.). Die neuen Ausgrabungen auf Thera und auf Melos haben das als falsch erwiesen: die theräische Siedelung entspricht in Hausanlage, Freskomalerei und Keramik der 2. Stadt (3. Schicht) von Phylakopi auf Melos, die der Kamaresperiode auf Kreta gleichzeitig ist (S. 67). Vgl. F. Hiller v. Gärtringen, Thera I 1899; R. Dussaud (Anm. 19) S. 69 f. — Für die Unsicherheit der Zeitschätzungen ist es bezeichnend, daß A. Evans (Annual B. S. A. X 1904 S. 18 f., vgl. Anm. 45) die neolithische Periode in Kreta bis gegen 12000 v. Chr. hinaufdatierte (ebenso R. M. Burrows [Anm. 16a] S. 47), während W. Vollgraff (Rhein. Museum 1908 S. 319) hier nur bis gegen 5300 v. Chr. hinaufgehen wollte. Für Thessalien hat Chr. Tsuntas (Anm. 15b) die Steinzeit (Beginn von Sesklo) in die erste Hälfte des 4. Jahrtausends gesetzt, während er die Bronzezeit auf den Inseln, dem Festlande und in Thessalien gleichzeitig um 3000 v. Chr. beginnen läßt. Man muß aber nicht nur die Zeiten, sondern auch die Gegenden voneinander scheiden. So setzt sich in Thessalien die neolithische Periode bis zur dritten spätminoischen Periode fort, in der im Süden bereits das Bronzezeitalter sich zum Ende neigt (nach Wace und Thompson: Anm. 15b); das griechische Mutterland ist zu Beginn der Hochblüte Kretas noch auf einem verhältnismäßig niedrigen Kulturstande, der erst im 16. Jh. unter kretischem Einflusse sich hebt (vgl. G. Rodenwaldt, Tiryns II 1912; auch D. Fimmen: Anm. 17).

[15a]) Rasseneinheit des ägäischen Kreises behauptet neuerdings vor allem Duncan Mackenzie, Excavations at Phylakopi in Melos, 1904 S. 238—277 und Annual B. S. A. (= of the British School at Athens) XIII 1907 S. 423–445, gestützt insbesondere auf A. Evans, The prehistoric tombs of Knossos, Archaeologia 1905 S. 391 f. (und separat); vgl. auch Anm. 20. Anthropologische Gesichtspunkte bei K. Penka, Die vorhellenische Bevölkerung Griechenlands, 1911.

[15b]) Für die prähistorischen Burgen von Dimini (in 6—7 Mauerringen etwa 10000 qm umschließend) und Sesklo (zwei Bauperioden) bei Volo in Thessalien vgl. *Χρ. Τσούντας, Αἱ προϊστορικαὶ ἀκροπόλεις Διμηνίου καὶ Σέσκλου*, 1908; A. J. B. Wace and M. S. Thompson, Prehistoric Thessaly, 1912. — Im Wohnhausbau konkurrieren als primitive Bauformen der Viereckbau und der Rundbau miteinander. Schon im Herrenhause der neolithischen Burg von Dimini (auf einem freien Platze in der Mitte des Befestigungssystems) und ähnlich in Sesklo I (erweitert in II) ist der Typus des schmalstirnigen Megarons mit *πρόδομος, δῶμα* (Männergemach) und *θάλαμος* (Frauengemach) ausgebildet, der in Troja II und im mykenischen Palastbau, hier jedoch ohne den dritten Raum, wiederkehrt. Die übrigen Häuser in Dimini, Sesklo und an anderen neolithischen Fundstellen Thessaliens (vgl. Wace und Thompson) waren rechteckige, einzellige Fachwerkhütten. Die älteren Kulturzusammenhänge weisen hier, bes. in der Keramik, gemäß den Feststellungen von Wace und Thompson nach dem Norden; mykenischer Einfluß hat sich hier erst sehr spät (spätminoisch II und zumeist III) zur See über Iolkos geltend gemacht. Eine mykenische Gesamtkultur Griechenlands zur Bronzezeit hat es also nicht gegeben, also können auch nicht die thessalischen Megara die unmittelbaren Vorbilder des mykenischen Palasttypus (Tsuntas) gewesen sein. — Andererseits ist in der ältesten Schicht von Orchomenos (H. Bulle, Orchomenos, I 1907) der Rundbau festgestellt worden, halbeiförmige Lehmhütten auf einem kreisrunden Steinkern, woraus in der folgenden Schicht ellipsenförmige Bauten sich entwickelt haben; daneben hier rechteckige, einzellige Hütten. Eine analoge Erscheinung unterhalb des älteren Palastes von Tiryns (Anm. 35a). Auch in Kreta ist bei Vasiliti ein Rechteckhaus (frühminoisch II), dagegen bei Chamaizi-Sitia ein vielräumiges Ovalhaus (22¼ zu 14½ m) aus dem Anfange der Kamaresperiode (mittelminoisch I) festgestellt worden (Xanthudides, *Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική* 1906 S. 117—56), woraus H. Noack (Ovalhaus und Palast in Kreta, 1908 S. 54) erklärt hat, wie die Ausbildung rechteckiger Raumformen auch im Rahmen eines ursprünglichen Ovalhauses und aus diesem heraus sich vollziehen konnte. Das Haus hatte aber nicht mehrere Stockwerke (Xanthudides), auch nicht ein geschlossenes Dach (Noack), sondern in der Mitte wahrscheinlich einen rechteckigen Lichthof für die umliegenden Räume (H. Bulle, Berliner philol. Wochenschr. 1910 S. 1262). — Nun haben Montelius und Sophus Müller (Urgeschichte Europas, 1905 S. 68 f.) behauptet, der Rundbau sei die alteuropäische Hausform, der Rechteckbau dagegen eine Schöpfung des Orients, die unter der Herrschaft der kretisch-mykenischen Kultur von Süden nach Westen und Norden vorgedrungen sei, (was durch Wace und Thompson widerlegt ist). Aehnlich Mackenzie (Annual B. S. A. XII 1906 S. 251 f.), der aber das kretische, das festländische und das thessalische Megaron aus einem gemeinsamen, südlichen Urtypus herleitet, einem breitstirnigen Hause mit beweglicher Feuerstelle, die im Norden durch einen festen Zentralherd in einem isolierten, schmalstirnigen Raume (Megaron) ersetzt worden sei. Noack und Bulle betonen demgegenüber, daß das rechteckige Megaronhaus des troisch-tirynthischen Typus nur von einem Nordvolke erfunden sein könne, das Wärme nötig hatte und (wie auch in Dimini und Sesklo II) den Herd in den Mittelpunkt des Hauses stellte; auch die Rundhütte aus Lehm, wie sie in Orchomenos auftritt, ist nach Bulle ein nordischer Typus, der sich für sakrale und sepulkrale Zwecke (Kuppelgräber; Hausurnen aus Melos, Amorgos, Etrurien) noch lange erhalten hat. Immerhin ist zu beachten, daß das einzellige Wohnhaus mit einer Vorhalle (Sonnenhalle) vor der Eingangswand nicht nur im alten Aegypten, sondern auch heute noch in Afrika so gut, wie in Griechenland und im brütenden Zypern bodenständig ist (vgl. u. a. Magda H. Ohnefalsch-Richter, Griechische Sitten und Gebräuche auf Zypern, 1913 S. 202). Man wird daher vielleicht gut tun, die scharfe, ethnische Scheidung des Ursprungs der Haustypen und ihrer Verbreitung fallen zu lassen und jedenfalls vorläufig noch vor Schlüssen aus den Haustypen auf die Herkunft einer Bevölkerung sich zu hüten, zumal dafür auch Tracht, Bewaffnung u. a. mit in Betracht gezogen werden müssen.

[16]) Ueber den bis nach Aegypten reichenden Obsidianhandel von Melos vgl. R. C. Bosanquet in Excavations at Phylakopi in Melos, 1904 S. 216—33; A. Mosso, La preistoria. II Le origini della civiltà mediterranea, 1910 S. 287 f. (2. posthume Ausgabe mit Biographie des Verf. 1912); Dussaud S. 77 f.; H. Muller, Revue des études anciennes 1914 S. 91/94. Im westlichen Teile des Mittelmeeres liefern Obsidian die liparischen Inseln, in Zentraleuropa die Karpathen, im Kaukasus der Alagöz. — In Troja II, das sich bereits in der voll entwickelten Bronzezeit befand (Troja und Ilion, S. 367), hat sich Gold, Elektron und Silber auch in gekerbten Barren gefunden, ein Beweis, daß das Edelmetall in unverarbeitetem Zustande als Tauschmittel (Troja und Ilion, S. 361 f.) hier eingeführt worden ist. Eisen war in Troja II—VI mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Auf Kreta kommt reicher Goldschmuck in Gräbern bereits in Frühminoisch II (Mochlos: Anm. 45e) vor, dann wieder in Spätminoisch I. — Im Griechischen ist nach Prellwitz² (1905) das Wort für Gold *‚χρυσός'* semitischen Ursprungs, für Silber *‚ἄργυρος'* indogermanisch; nur das Erz *‚χαλκός'* hat einen spezifisch griechischen Namen.

[16a]) Vgl. besonders Hubert Schmidt, Heinrich Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer, 1902; R. M. Burrows, The discoveries in Crete and their bearing on history of ancient civilisation, 1907. (Zweite Auflage 1907 war mir nicht zugänglich). Wichtig ist die an paläolithischen Funden (Höhlenmalereien usw.) gemachte Beobachtung, daß auch eine ganz primitive Kulturstufe künstlerischen Blick und treffende Wiedergabe des Gesehenen nicht ausschließt.

[16b]) Die zum Ersatze vorgeschlagenen Benennungen minoisch: Evans (dagegen W. Ridgeway, Minos 1911, vgl. Anm. 75); achäisch: Dörpfeld; ägäisch: Reisch u. a. haben eine allgemeine Billigung nicht gefunden. Wir müssen uns nur gegenwärtig halten, daß der von Furtwängler geprägte Begriff einer ‚mykenischen' Kultur heute zeitlich und räumlich wie nach dem inneren Gehalte eine weitere Ausdehnung erhalten hat als ehedem.

[17]) Vgl. Chr. Tsountas - J. Manatt, The Mycenaean age, 1897 S. 316 f.; W. Ridgeway, The early age of Greece, 1901 S. 75 f.; H. R. Hall, The oldest civilisation of Greece, 1901 S. 48 f.; D. Fimmen, Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur, 1909 (nicht ganz einwandfrei, hauptsächlich deshalb, weil man das Ende dieser Kultur nicht mit F. schon um 1200 ansetzen darf: vgl. u. a. Anm. 41). Die Zeitansätze im einzelnen sind heute noch im Fluß, weil die korrespondierende ägyptische Chronologie in ihrer Grundlage schwankend ist; beispielsweise wird der Beginn der ersten Dynastie Aegyptens von Petrie auf 5510, von Lepsius-Evans auf 3892, von Ed. Meyer um 3315 v. Chr. datiert. (Einführung des ägyptischen Kalenders nach Ed. Meyer am 19. Juli 4241 v. Chr., dieser also ‚das erste sichere Datum der Weltgeschichte': Aegyptische Chronologie, 1904 S. 45).

[17a]) Vgl. H. R. Hall, Annual B. S. A. X 1904 S. 154—57 und XVI 1910 S. 254—57 (Grab des Senmut); W. M. Müller, Neue Darstellungen ‚mykenischer' Gesandter und phönizischer Schiffe in altägyptischen Wandgemälden.

Mitteilungen der vorderasiatischen Gesellschaft IX 1904 S. 103—79 (z. T. bestritten); G. A. Wainwright, Annals of Archaeology and Anthropology, Liverpool VI 1913 S. 24—84. Die Identifikation der Kafti mit den Kretern, vgl. das hebräische Kaphtor=Kreta, dürfte heute durchgedrungen sein (Zimmen S. 69).

[17b]) Beim Dorfe Kakovatos in Triphylien zwischen Samikon und Lepreon, ca. 2 km von der Meeresküste entfernt, hat Dörpfeld 1907 (vgl. Athen. Mitteil. 1908 S. 295—318; K. Müller, ebenda 1909 S. 269—328) drei schon vor der römischen Zeit zerstörte Kuppelgräber — das größte mit 12 m im Durchmesser — und auf einem 60 m hohen Hügel oberhalb der Gräber die geringen Reste einer mykenischen Anaktenburg entdeckt, die von ihm (vgl. besonders Athen. Mitteil. 1913 S. 97—139 mit einer Karte von Triphylien) nicht ohne eine gewisse Voreiligkeit mit dem Palaste des Nestor, dem homerischen Pylos, identifiziert worden ist. Das Haus war aber viel einfacher gebaut als die Paläste von Tiryns und Mykenä; nicht das kleinste Stückchen von bemaltem Stuck oder von Alabaster ist hier zutage gekommen (1913 S. 133 f.). Die vegetabilischen Dekorationsmotive der hier gefundenen Vasen zeigen deutliche Beziehungen zur kretischen Keramik. Besonders interessant war der Fund von zwei Pithoi mit verkohlten Feigen. — Im Altertum stritten sich um die Ehre, Heimat des Nestor zu sein, als Favorit ein messenisches Pylos (Strabon VIII 348 f., Paus. IV 36. 1 f.: in der Nähe bei dem Dorfe Tragana sind Kuppelgräber gefunden worden); daneben ein elisches Pylos (Sphakteria-Navarin: Strabon VIII 351 f., Paus. VI 22. 6); Strabon selbst VIII 344 f. entschied sich für ein triphylisches, 6 km von der Küste entferntes Pylos bei Lepreon (vgl. Otf. Müller, Orchomenos², 1844 S. 357 f.). V. Bérard (Les Phéniciens et l'Odyssée, 1902 S. 61 f.) sucht das homerische Pylos in den Mauern von Samikon.

[17c]) Eine spätmykenische Nekropole von Felsgräbern auf Kephallenia wurde schon 1889 von Kavvadias aufgedeckt (Athen. Mitteil. 1894 S. 486 f.); zwei kleine Kuppelgräber u. a. von demselben 1908, vgl. *Πρακτικὰ τῆς ἐν Ἀθήναις ἀρχαιολογικῆς ἑταιρείας*, 1912 S. 247—68; vgl. ebenda S. 117 f. über mykenische Höhlengräber bei Argostoli. P. Dessoulavy, Revue archéol. XXXVII 1900 S. 128—47 veröffentlichte mykenische Vasen (45) im Museum von Neuchatel aus den Katakomben von Livato (zumeist sogen. 4. Stils), die bereits im Jahre 1836 in jenes Museum geschenkt worden sind (Sammlung de Bosset).

[18]) A. Milchhöfer, Anfänge der Kunst in Griechenland, 1883; E. Reisch, Verhandl. der Wiener Philologenversl., 1894 S. 97 f.; U. Köhler, Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1897 S. 258 f.

[19]) Letzte Uebersichten über die mykenischen Funde: A. Michaelis, Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen, 2. Aufl., 1908 S. 209 f. (Hauptlinien); R. Dussaud, Les civilisations préhelléniques dans le bassin de la Mer Egée, Paris 1910 (aus einer Reihe von Aufsätzen entstanden, darum unsystematisch und unvollständig; die 2. Auflage 1914 war mir noch nicht zugänglich); R. Freiherr v. Lichtenberg, Die ägäische Kultur, 1911 (populär).

[20]) Ueber wenige Fragen herrscht ein solcher Streit der Meinungen, wie über das Volkstum der Mykenäer in ihrem weitesten Bereiche. Gegen Ridgeway, der sie als arische Pelasger betrachtete, während die Träger der ‚homerischen' Kultur (= Dipylonkultur) keltische Achäer des Eisenzeitalters gewesen sein sollen, vgl. Burrows (Anm. 16a) S. 146, der bei einer genauen Untersuchung der Frage S. 161 f. seinerseits zu einem festen Ergebnis nicht gelangt. Kompliziert ist das Problem durch die Entdeckung der kretischen Kultur, wonach es heute nicht mehr angeht, die minoischen Kreter und die Mykenäer des Mutterlandes einander gleichzusetzen. Einerseits nämlich vertritt Evans die Anschauung, die Träger der kretischen und mykenischen Kultur seien selbst in ihrer jüngsten Periode keine Griechen gewesen, sondern nichtgriechische Pelasger. Aehnlich Duncan Mackenzie, Annual B.S.A. XI 1905 S. 181 bis 223, XII S. 216—57, XIII S. 423—45 (nichtgriechische Pelasger vom Mutterlande als erste Eroberer von Melos und Kreta, erstes Eindringen der nordischen Achäer erst spätminoisch III b); vgl. Burrows S. 203 f. (zurückhaltend). Auch Dussaud (Anm. 19) S. 283 betrachtet die minoischen Kreter als eine besondere brachycephale ägäische Rasse, die weder ägyptisch, noch semitisch, noch indoeuropäisch gewesen sei. Nach v. Lichtenberg soll wenigstens in Zypern schon im 3. Jahrtausend eine den südlichen Ungarn, Thrakern, Trojanern und kleinasiatischen Phrygern nahe verwandte arische Bevölkerung ansässig geworden sein (Mitteilungen der vorderasiatischen Gesellschaft 1906 S. 1—78; vgl. auch G. Wilke, Spiral-Mäander-Keramik und Gefäßmalerei, 1910: hypothetisch; vorsichtiger Ed. Meyer I 2³ S. 752 f.). Dem Standpunkte von Evans nähert sich auch Beloch (Gr. Gesch. I 1² S. 130, ähnlich Ed. Meyer I 2³ S. 794 f.), der den Beginn der griechischen Besiedelung Kretas zwar noch ins 14. Jh. setzt, aber die Zerstörung auch der jüngeren kretischen Paläste und damit den Verfall der minoischen Kultur eben dieser griechischen Invasion schuld gibt (vgl. H. Prinz, Athen. Mitteil. 1910 S. 152 f.). — Von Dörpfeld andererseits (Athen. Mitteil. 1905 S. 257—97, 1907 S. 576—603) wird die kretische Kultur in eine ältere karisch-lykische Periode (bis ca. 1400) und eine jüngere mykenisch-griechische Periode (ca. 1400—1100) zerlegt: auf den Trümmern der von den griechischen (vordorischen) Eroberern gänzlich zerstörten älteren Paläste sollen mit Uebernahme älterer Technik und Dekorationsweise, aber auf einem verschiedenen Niveau und nach einem anderen, spezifisch griechischen Hausplane (mit Megaron) die jüngeren Paläste erbaut worden sein (vgl. Anm. 45). In der Tat ist jüngst in den spätesten Bauten von Gurnia (14.—12. Jh.) ein schmalstirniges ‚achäisches' Megaronhaus sicher nachgewiesen worden, ebenso in der vordorischen Siedelung auf Melos (Anm. 41): F. Oelmann, Jahrbuch d. deutschen archäol. Instituts

1912 S. 38—51. Auch Kretschmers Jonierhypothese (Anm. 11) gäbe dieser Anschauung eine gewisse Stütze. Für die Mykenäer des Mutterlandes darf jedenfalls griechische Herkunft nicht bezweifelt werden (vgl. auch G. Rodenwaldt, Tiryns II).

[21]) So A. Furtwängler, Die antiken Gemmen, III 1900 S. 13 f.

[21a]) Mitteilungen der deutschen Orientgesellschaft, 1908 Nr. 35; O. Puchstein, Archäol. Anzeiger 1909 S. 492—526 und ‚Boghasköi' 1912; J. Garstang, The land of the Hittites. An account of recent explorations and discoveries in Asia minor, 1910; F. v. Reber, Die Stellung der Hethiter in der Kunstgeschichte, Sitzungsber. d. bayer. Akad. 1910 Nr. 13 (112 S.). Wir können hier absehen von der höchst problematischen Pragmatisierung des Amazonenmythos, worin sich eine geschichtliche Erinnerung an einen Einfall der Chetiter in Böotien erhalten haben soll nach Walter Leonhard, Hettiter und Amazonen. Die griechische Tradition über die ‚Chatti' und ein Versuch zu ihrer historischen Verwertung, 1911.

[21b]) Näheres jetzt bei Ed. Meyer I 2³ (1913) S. 694 f., 755 f., der seinen früheren Standpunkt wesentlich verändert hat. Ein neues Buch von Ed. Meyer über die Chetiter ist im Erscheinen begriffen.

[22]) W. Helbig, Sitzungsber. d. bayer. Akad. 1896 S. 538—82 und Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres XXXV 1896 S. 291 f. — V. Bérard, Les Phéniciens et l'Odyssée, 2 Bde., 1902/3 stützt sich vielfach auf gewagte semitische Etymologien wie sie schon in dem gelehrten, aber phantastischen Werke von Movers, Die Phönizier, 1850 beliebt waren. Weitere Uebertreibungen bei E. Aßmann, Das Floß in der Odyssee, 1904 (vgl. auch Philologus 1908 S. 161—201), wonach sogar ‚die Sprache Homers, wie er uns vorliegt, von Semitismen wimmelt' soll (!).

[23]) Auch der Berg in Palästina heißt bei griechischen Schriftstellern *Ἀταβύριον* (Polybios IX 70, Stephan. Byz.); Stadt und Berg gleichen Namens auch auf Sizilien (Timaios bei Stephan. Byz.), dessen phönizische Besiedelung in sehr alte Zeit hinaufreicht. Danach die Benennung des Zeus Atabyrios auf Rhodos und in Sizilien. — Dagegen sucht hier eine kleinasiatische (chetitische) Deutung A. Fick, Vorgriech. Ortsnamen S. 48, Hattiden und Danubier S. 13 f. Auch beim Jordanos (auch in Lydien: Stephan. Byz.) muß nach Fick (S. 16) mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß der Name weder griechisch, noch semitisch, sondern kleinasiatisch (lydisch nach Steph. Byz. s. v.) ist. A. Lang, The world of Homer, 1910 S. 13 will den Flußnamen nach ethnologischen Parallelen als onomatopoetische Bildung (vom Gemurmel des Wassers) auffassen. Vgl. III Anm. 46.

[24]) Mit unzureichenden Gründen bestritten von E. Maaß, Griechen und Semiten auf dem Isthmus von Korinth, 1902.

[25]) Später ist auch in Griechenland die Purpurindustrie aufgeblüht. Darum ist das Vorkommen von Purpurschnecken, wie im Sunde von Salamis, für phönizische Siedelung allein nicht beweisend (vgl. Busolt I² S. 269.[7]).

[26]) Vgl. Busolt I² S. 47 f.; für Zypern vgl. Dussaud (Anm. 19) S. 128—92.

[27]) ‚Contre cette hypothèse, les fouilles de Crète sont décisives et permettent d'affirmer que l'intermédiaire phénicien n'a joué aucun rôle dans la Méditerranée avant le douzième siècle': Dussaud (Anm. 19) S. 121.

[28]) Auf diese den Austritt des Skamander in die Ebene beherrschende Höhe hatte zuerst Lechevalier 1787 hingewiesen, danach Moltke, Welcker, Curtius, Kiepert, Forchhammer u. a.; neuerdings A. Ludwig, Sitzungsber. d. k. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. 1898 und A. Gruhn (Anm. 29: 3—4 km nördlich von Bunarbaschi). Auch Schliemann hatte hier zuerst eine vergebliche Probegrabung veranstaltet. — ‚Hissarlik' ist entstellt aus türkisch Asarlyk = Trümmerstätte.

[29]) W. Dörpfeld, Troja und Ilion, 2 Bde., 1902; W. Leaf, Troy. A Study in Homeric Geography, 1912 (vgl. auch The Scamander Valley, Annual B.S.A. XVII 1911 S. 266 bis 283, XVIII S. 286—300).

[29a]) Dieser Konstruktion Dörpfelds gegenüber wird heute mit Recht durchweg der Standpunkt vertreten, von einer Veränderung der Flußläufe in der troischen Ebene könne nicht die Rede sein, zumal schon die Angaben des Strabon und Plinius hierüber im wesentlichen mit den heutigen Verhältnissen übereinstimmen. Nur trennt E. Obst (Klio 1909 S. 220—28) den Skamander vom Xanthos, der mitten durch das Schlachtfeld fließe, mit einer Furt versehen, die dem Skamander fehle (nach Φ). Der wesentlichste Differenzpunkt aber betrifft die Autopsie des Dichters und die Beurteilung topographischer Dinge nach den Angaben der Dichtung. H. Stier (Der Schauplatz der Ilias, 1899), Dörpfeld, A. Busse (N. Jahrb. f. d. klass. Altert. 1907 S. 457—81), Obst, A. Gruhn (Der Schauplatz der Ilias und Odyssee, Heft 1—5, 1909/10) behaupten übereinstimmend, daß der Dichter die Oertlichkeit der Handlung — mehr oder minder genau — nach der Wirklichkeit schildere. Demgegenüber vertritt C. Robert (Hermes 1907 S. 108 f.) Autopsie nur für die ältesten Teile der Dichtung, deren jüngere Teile wegen mangelnder Lokalkenntnis topographische Konfusionen aufwiesen, so in der Darstellung des Simoeis als eines Nebenflusses des Skamander E 774, was mit der Wirklichkeit niemals gestimmt habe. Ja in Rothe (Jahresbericht 1910 S. 354, vgl. Die Odyssee als Dichtung, 1914 S. 306 f.) ist ob der Verwirrung der Meinungen sogar der Zweifel Herchers wieder wachgeworden, ‚ob Homer auch nur eine bestimmte Stadt oder die Trümmer dieser Stadt bei seiner Schilderung im Auge gehabt hat'. Auch A. Della Seta, Rendiconti della R. Accad. dei Lincei 1907 S. 570—85 behauptet die Unmöglichkeit topographischer Identifikationen in dem ‚quadro individuale e più determinato' der Ilias, da die ursprünglichen geographischen Elemente in der Epopöe weiter entwickelt und umgestaltet wären. Ueber das hier entscheidende poetische Prinzip vgl. III Anm. 16.

[29b]) In der VII. Schicht, um 1000—700 v. Chr., findet sich Buckelkeramik. Darum hält A. Brückner (bei Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 554 f.) die Bewohner dieser Siedelung (in ihrer zweiten Periode), die aus dem Donautieflande zugewandert wären, für thrakische Treren; H. Schmidt (ebenda S. 594 f.) für Treren oder Kimmerier aus dem südlichen Rußland.

[29c]) Das Steigungsverhältnis ist 1:4, sodaß ein Hinauffahren mit Wagen kaum möglich war. Zu beiden Seiten war die Rampe von 1,10 m dicken Brüstungsmauern eingefaßt.

[30]) Aus mannigfaltigen Mißverständnissen entspann sich ein unerquicklicher Streit zwischen Schliemann und Böttticher, der die Ruinen von Troja als eine Feuernekropole erklären wollte. Die Erneuerung des Streites nach einem Menschenalter (E. Böttticher, Der trojanische Humbug, Berlin 1911, Selbstverlag. XXXIII, 258 S.) kann ignoriert werden.

[31]) Nach Strabon XIII 599 hat Archaianax von Mytilene mit Steinen von Troja die Mauern der Stadt Sigeion erbaut.

[33]) Während Dörpfeld 4 oder 5 Tore anzunehmen geneigt ist, will Robert (Hermes 1907 S. 80 f.) nur die durch die Ausgrabungen gesicherten 3 Tore im Osten, Süden und Südwesten anerkennen, von denen er das erstere als das skäische Tor betrachtet (links vom Standpunkte des Troer); Dörpfeld sucht letzteres im Nordwesten. Leaf (Troy S. 155) verlegt das skäische Tor nach Norden, das dardanische nach Süden. Vgl. III Anm. 16.

[33]) Vgl. Anm. 3 und 13. Allerdings darf auch die Möglichkeit nicht geleugnet werden, daß die ‚Leute des Danaos', wie die Persönlichkeit dieses argivischen Landesheros selbst, dem Mythos angehören (vgl. die Nibelungen) und erst durch poetische Fiktion zu leibhaftigen Kriegern geworden sind.

[34]) Argos: W. Vollgraff, Bulletin de Correspond. Hellén. 1904 S. 364—99, 1906 S. 1—45, 1907 S. 138—84. Mykenische Gräber sind hier in der *Δειράς*, der Einsattelung zwischen Larisa und Aspis, gefunden worden, ferner eine spätmykenische Nekropole bei Skala im Inachostale, aber keine Spur eines mykenischen Palastes. — Ueber die kleinen Burgen der Argolis vorläufiger Bericht von A. Frickenhaus und W. Müller, Athen. Mitteil. 1911 S. 21—38: Phlius; Prosymna, Mideia, Nauplia; Lerna, Lyrkeia; Asine, Nemea; Epidauros; Troizen (nachmykenisch); Hermione. — Eine mykenische Siedelung nahe dem Menelaion von Sparta ist 1909/10 entdeckt worden: Annual B. S. A. XVI 1910 S. 4—11.

[34a]) Die erst neuerdings rund um die Burg festgestellte Unterstadt stammt nördlich aus spätmykenischer Periode, unmittelbar am Fuße und südlich schon aus vormykenischer Zeit. Die Ummauerung der planierten (vgl. Troja) Unterburg, deren Fuß an manchen Stellen schon fast in der Ebene steht, gehört vielleicht erst der spätmykenischen Zeit an (als ‚Fluchtburg').

[35]) Im Innern der Burg ist bei Türschwellen und Parastaden noch die Breccia von Mykenä verwandt.

[35a]) Neue Ausgrabungen seit dem Jahre 1907 (vgl. W. Dörpfeld, Athen. Mitteil. 1907 S. II f.; Kurt Müller, ebenda 1913 S. 78—91 [für 1912]; H. Dragendorff, ebenda S. 329—54 [für 1913]; zusammenfassend: Tiryns, Die Ergebnisse der Ausgrabungen des k. deutschen archäol. Instituts, Athen 1912 f.) haben unter dem von Schliemann ausgegrabenen einen älteren Palast nach abweichendem Plane (auch das große Megaron des jüngeren Palastes war eine Neuerung) aufgedeckt, dessen Propylaion mit 3 m hoch erhaltenen Mauern aus großen Steinen bereits 1905 unterhalb des großen Palasttores H gefunden worden war. Unterhalb des älteren Palastes lagen frühminoische Hockergräber und darunter wiederum zwei Schichten von Mauerresten. Unter dem Hofe des Frauenmegarons zu unterst gekrümmte Mauern; darüber Reste eines mächtigen, kreisrunden Gebäudes von 27,80 m im äußeren Durchmesser, dessen Bestimmung unbekannt ist; endlich zwei Schichten des älteren Palastes. Auch beim jüngeren Palast und bei der Festungsmauer sind mehrere Bauperioden konstatiert worden: die östliche Burgmauer mit der Rampe, der Galerie und den Vorratskammern, die entsprechenden Magazine und der große Turm der Südmauer sind Erweiterungen der Burg aus der Zeit des jüngeren Palastes; die Mittel- und Unterburg war ehedem in die Befestigung wahrscheinlich nicht eingeschlossen (Anm. 34a). Vgl. über einen spätmykenischen Töpferofen auf der Mittelburg Athen. Mitteil. 1913 S. 338 f., wonach die große Mauer zwischen Ober- und Unterburg erst in der allerletzten Zeit des mykenischen Tiryns erbaut worden ist. — Interessant sind zahlreiche Reste von Wandmalereien, die beiden Palastperioden angehören: dem älteren Palaste zwei Oberkörper von friesartig hintereinander aufgereihten Kriegern, die Figur eines Wagenlenkers und eine von einem Manne getriebene Rinderherde; dem jüngeren Palaste, der dritten spätminoischen Periode gleichzeitig, überwiegend kleine friesartige Darstellungen (0,34 m hoch) von Jagdszenen, Eber (6) von Hunden oder mit Fangnetzen gejagt, dahinter zwei Frauen mit Jagdspeeren auf einem Wagen (vgl. Atalante und den kalydonischen Eber), ferner Friese von Hirschen und von Gefäßträgerinnen (fast lebensgroß, die Haartracht von der kretischen abweichend). Die Entwicklung der Malerei in Tiryns, die von Kreta importiert ist, zeigt ‚einen langsamen, kontinuierlichen, durch keinerlei Unterbrechung aus fremder Beeinflussung gestörten Prozeß des Niedergangs'; der dekorative Geschmack wird immer bunter und überladener. Im jüngeren Palaste waren sogar die Stuckfußböden der Megara bemalt (Polypen und Delphine in quadratischen Feldern, in blauem Wasser schwimmend). Der Kynosfries (Abb. 42) im jüngeren Megaron war ein Schmuck des Wandsockels etwa in Augenhöhe. — Den jüngeren Malereien von Tiryns gliedern sich die Reste aus Orchomenos an, während die Malereien aus Mykenä (auch die hier gefundene gemalte Votivplatte mit dem Palladion [Omero Abb. 34] nach G. Rodenwaldt, Athen.

Mitteil. 1912 S. 129—40 mit neuer Zeichnung) und Theben (Anm. 38b) mit dem älteren Stil von Tiryns zusammengehören (vgl. Anm. 50c).

[35b]) Der Rundaltar (keine Opfergrube) ist später zu einem quadratischen Bau erweitert, dem südlich eine Stufe vorgelegt wurde.

[36]) Dieser älteste ‚Friedhof' lag ursprünglich außerhalb der Burgbefestigung. Bei einer Erweiterung der Burg wurde er darin einbezogen und durch den Plattenring kenntlich gemacht, der als eine spätere Zutat aus der Verteilung der Gräber und der Aufhöhung des Bodens sich ergibt. An die Umgrenzung eines Tumulus, den Tsuntas nach Chr. Belger (Progr. Berlin 1893, aber vgl. Jahrb. d. d. arch. Inst. 1895 S. 114 f.) hier annahm, ist schon wegen des Eingangs und der Doppelreihe der Platten nicht zu denken, vgl. R. Dussaud, Revue de l'histoire des réligions 1905 S. 28—32. Die Grabstelen hat Schliemann leider ausheben lassen, ohne ihre Beziehung zu den einzelnen Gräbern festzustellen. Die Gräber gehören nach der Keramik verschiedenen Zeiten an, worüber nähere Aufschlüsse von G. Karo erwartet werden. Aehnliche, aber prähistorische Grabbezirke hat Dörpfeld in der Ebene von Nidri auf Leukas entdeckt (vgl. 4. bis 6. Brief über Leukas-Ithaka).

[37]) Fortgesetzter Totenkultus (Heroenkultus) bis in die klassische Zeit ist nachgewiesen im Kuppelgrabe von Menidi (Attika): P. Wolters im Jahrbuch d. deutschen archäol. Instituts 1899 S. 103 f. So auch schon in prähistorischer Zeit in einem Grabhügel bei Chäronea, vgl. G. Sotiriades, *Πρακτικά* (Anm. 38a) 1909 S. 123 f. — Daß bei den Kuppelgräbern die Hinterfüllung für die Dauerhaftigkeit erforderlich gewesen sei, bestreitet im Hinblick auf die sardinischen Nuraghen J. Durm, Jahreshefte d. österreich. archäolog. Instituts 1907 S. 77.

[37a]) Das Kuppelgrab von Hagia Triada (9 m Durchmesser, vgl. R. Paribeni, Monumenti antichi XIV 1904 S. 677 f.) ist das älteste: es gehört nach den Totenbeigaben in die Zeit der benachbarten Nekropole von H. Onufrios (frühminoisch II). Etwa gleichzeitig ist das von Xanthudides entdeckte Kuppelgrab von Kumasa. Ein Grab der spätminoischen (II) Zeit nahe bei Knosos (bei Isopata: vgl. A. Evans, Anm. 15a) hatte rechteckigen Grundriß von 8×6 m und spitzbogige Wölbung, wie die Galerien von Tiryns und altetruskische Grabkammern. (Aehnliche Grabanlagen bei Isopata sind 1909 ausgegraben, vgl. G. Karo, Archiv f. Religionswiss. 1913 S. 257 f.). In dieselbe Reihe gehören Felsengräber von Phaistos mit Dromos, halb elliptischem Grundriß und Kuppelwölbung aus spätmykenischer Zeit (L. Savignoni, Monumenti antichi XIV S. 501—676). Ueber andere neugefundene Kuppelgräber vgl. *Ἐφημερὶς ἀρχ.* 1906 S. 211—39 (in Volo); F. W. Hasluck, A tholos tomb at Kirk Kilisse, Annual B. S. A. XVII 1912 S. 76—79; H. Dragendorff, Athen. Mitteil. 1913 S. 347—54 (frühmykenisches Grab bei Tiryns am Fuße des H. Elias mit wohlerhaltenem Dromos und Kuppelraum von 8,5 m Durchmesser: noch in römischer Zeit zu Wirtschaftszwecken einer Oelmühle benutzt); vgl. Anm. 17b/c.

[38]) Vgl. Ernst Curtius, Die Stadtgeschichte von Athen, 1891 S. 45 f.; Curt Wachsmuth, Die Stadt Athen im Altertum, I 1874, II 1 1890 und Artikel ‚Athen' bei P.-W. Realencykl., Ergänzungsheft 1903 S. 211 f.; W. Judeich, Topographie von Athen, 1905; P. Kavvadias und G. Kawerau, Die Ausgrabung der Akropolis, 1907 (grundlegend); Martin L. D'Ooge, The Acropolis of Athens, 1908; A. Köster, Das Pelargikon, 1909 (das Pelargikon nicht als ein Außenwerk der Burg zum Schutze des Haupteingangs, der vielmehr im Nordosten des Erechtheions lag, sondern als eine in jüngerer Zeit erfolgte Ausdehnung des Befestigungsringes nach Westen); dagegen W. Dörpfeld, Athen. Mitteil. 1911 S. 71/2.

[38a]) E. Drerup, Philologus 1905 S. 75 f.; W. Dörpfeld, ebenda 1906 S. 132 f.; *K. Kourouniótis, Πρακτικὰ τῆς ἐν Ἀθήναις ἀρχαιολογικῆς ἑταιρείας* 1910 S. 127/36, 1911 S. 106/9.

[38b]) Ueber prähistorische Siedelungen in Böotien und Phokis vgl. G. Sotiriades, Athen. Mitteil. 1905 S. 120 f. und 134 f., Revue des études grecques 1912 S. 253—99; D. Fimmen, N. Jahrbücher f. d. klass. Altertum 1912 S. 521 bis 541. Keramik und Idole stimmen hier mit denen der jüngeren Steinzeit in Thessalien (Anm. 15b) überein. — Auf der Kadmeia von Theben ist 1906 durch Zufall ein durch Feuer zerstörtes mykenisches Haus entdeckt und durch Keramopullos z. T. ausgegraben worden, das u. a. auch zahlreiche Fragmente von Wandmalereien (Frauenköpfe, Blumen u. a.) geliefert hat (vgl. *Ἐφημερὶς ἀρχ.* 1909 S. 57—122, dazu Anm. 35a). Die Fortsetzung der Ausgrabungen 1911 f. legte einen Binnenhof bloß, an welchem jetzt Ost- und Westflügel eines mykenischen Palastes konstatiert werden konnten; ferner einen Töpferofen (*Πρακτικά* 1911 S. 143—52). Plan und Bedeutung des Palastes werden erst weitere Ausgrabungen klarlegen. — Ueber spätmykenische Gräber bei Theben vgl. A. D. Keramopullos, *Ἐφημερὶς ἀρχ.* 1910 S. 209 f., *Πρακτικά* 1910 S. 152—56.

[38c]) Vgl. H. Bulle, Orchomenos I. Die älteren Ansiedelungsschichten, 1907; dazu oben Anm. 15b. Keramik mit Urfirnis in der 2. Schicht, womit auch die keramischen Reste in Tiryns beginnen; polierte Vasen in der 3. Schicht.

[39]) Vgl. A. Philippson, Der Kopaissee, Zeitschrift d. Gesellsch. f. Erdkunde 1894; F. Noack, Athen. Mitteil. 1894 S. 405—85; A. de Ridder, Bulletin de Corr. Hellén. 1894 S. 271—310. Im Palast ist keine Malerei gefunden worden.

[40]) Gegen die Identifikation mit dem homerischen Arne (Noack) ist von de Ridder S. 446—52 begründeter Einspruch erhoben worden. T. W. Allen, The Classical Review XVII 1903 S. 239 will hier das von Hesiod fgm. 65 Rz. bezeugte *Γλήχων* erkennen.

[41]) Vgl. Excavations at Phylakopi in Melos, 1904 und Annual B. S. A. XVII 1911 S. 1—22. Die Töpferware der ersten Siedelung, der des prähistorischen Troja II entsprechend (vgl. frühminoisch I), ist handgemacht und poliert, auch mit eingeritzten linearen Ornamenten versehen, aber noch unbemalt. In der zweiten

Siedelung zeigt die Töpferei bereits weiß oder schwarz aufgemalte geometrische Muster, während die einheimische Keramik der dritten Schicht nach den kretischen Mustern einen naturalistischen Dekorationsstil aufnimmt (kretischer Einfluß mittelminoisch bis spätminoisch II). Fortsetzung dieser einheimischen Produktion, jetzt mit ‚mykenischer' Ornamentation, bietet neben importierter ‚mykenischer' Ware die vierte Siedelung: Hauptstück ist ein zylindrischer Vasenfuß mit der Darstellung von schreitenden Männern, die Fische in den Händen tragen (Abb. auch bei Dussaud [Anm. 19] S. 91). Zahlreiche Tonlampen mit oder ohne Fuß entsprechen der kretischen Art. Die mykenischen Vasenfunde des Jahres 1910 lassen das Ende dieser Siedelung bis gegen 1000 v. Chr. herunterrücken, was für die Datierung des Auslebens der mykenischen Kultur nicht ohne Bedeutung ist (vgl. Anm. 17).

[42]) Vgl. Herodot VII 170, Strabon X 475, 478. Ungriechische Inschriften aus Praisos: Museo Italiano II 1888 S. 673 f., Monumenti antichi III 1893 S. 451 f.; R. S. Conway in Annual B. S. A. VIII 1902 S. 125—56, X S. 115—26, (XI S. 120, XVI S. 287—88). Conway glaubt die Sprache als indoeuropäisch zu erkennen; jedenfalls ist sie nicht semitisch.

[43]) Vgl. Annual B. S. A. VI 1900 und folgende Jahre; F. Baumgarten, Knosos (Progr.) 1907; A. Mosso, Escursioni nel Mediterraneo e gli scavi di Creta, (1907), 2. Ausg. 1910 (anthropologisch orientiert); R. M. Burrows, The discoveries in Crete (Anm. 16a) 1907; C. H. und H. Boyd Hawes, Crete the forerunner of Greece, 1909 (für ein größeres Publikum); Dussaud (Anm. 19) S. 1—64, 193 f. Schon der Venetianer Onorio Belli hatte 1586 die Ruinen von Knosos wiedergefunden und phantastisch gezeichnet, der Grieche Minos Kolakairinos hier 1877 eine Versuchsgrabung angestellt (vgl. E. Fabricius, Athen. Mitteil. 1886 S. 135 f.).

[43a]) Im Jahre 1907 ist auch im Süden des Palastes ein Propylon mit einer Portierloge entdeckt worden; die riesige Palastanlage setzte sich hier in einem Südwestflügel fort. Auch im Südosten des Palastes ist neuerdings ein zweistöckiges Haus ans Licht gekommen, das eine Hauskapelle mit einem Mittelpfeiler und einem Opfertisch aus bemaltem Stuck enthielt: Annual B. S. A. IX S. 3—14. Beim Bau des älteren Palastes wurde hier eine riesige, frühminoische Zisterne (18 m tief) zugeschüttet.

[43b]) Vgl. M. Mayer, Jahrb. d. d. arch. Inst. 1892 S. 191 f.; H. R. Hall, Journal of Hellenic Studies 1905 S. 320—37; Burrows S. 117—22 und 227 f. ‚Die Verknüpfung des Labyrinths mit dem karischen *λάβρυς* ‚Beil, Axt' und seinem Träger, dem karischen Zeus *Λάβραυνδος*, ist erst durch die Erkenntnis der religionsgeschichtlichen Bedeutung der Doppelaxt als eines Kultsymbols möglich, das dem ‚karisch'-kleinasiatischen Wettergott eignet': Lehmann-Haupt, Klio 1904 S. 370. Vgl. auch Anm. 57 und Joh. Schaefer, De Jove apud Cares culto, Diss. Halle 1912. Indessen ist nach Ed. Meyer I 2[3] S. 715 ‚die Hypothese, das Wort labrys liege dem griechischen Namen der Palastruinen von Knosos *λαβύρινθος* zugrunde und dies bedeute ‚Palast der Doppelaxt', nicht erweisbar und sehr problematisch'. Die chetitischen Reliefs von Boghazköi, die einen Gott mit der Doppelaxt zeigen (15. Jh. v. Chr.), sind jünger als die kretischen Zeugnisse, vgl. Dussaud S. 209. Auch der dodonäische und der olympische Zeus bei den Griechen führten die *λάβρυς*, vgl. dazu G. Karo, Archiv f. Religionswiss. 1904 S. 134.

[43c]) Andere z. T. höchst kostbare Kult- und Kunstgegenstände sind 1903 in einer der westlichen Kammern beim ‚Thronsaale' (bei H 5, 6) in einer tiefen Grube gefunden worden, darunter ein grauweißes, gleichschenkliges Marmorkreuz (22 cm hoch) und drei weibliche Idole einer Schlangengöttin (oder Schlangenpriesterinnen: Dussaud) aus bunter Fayence (vgl. Anm. 51c und 63a): Annual B. S. A. IX S. 88 f. mit Dussaud S. 232 f. und Omero Abb. 141—145.

[43d]) Ein ähnliches Bad auch im Südosten des Zentralhofes. Vgl. W. H. Chr. van Esveld, De balneis lavationibusque Graecorum, 1908.

[43e]) Vgl. Il. Σ 591, Philochoros bei Plutarch Theseus 19 und unten Anm. 50b. Durch eine breite Rampe stand dieses Theater mit dem Obergeschoß der westlichen Palasthälfte in Verbindung: Annual B. S. A. X S. 99—112.

[44]) Aehnliche Wasserleitungsröhren hat Dörpfeld 1902 in Leukas gefunden. Im Palaste von Knosos gab es sogar eine Abortanlage mit Wasserspülung (Abb. 82).

[45]) Vgl. Anm. 15b, 20, 41, 52a. A. Evans (vgl. Essai de classification, London 1906; Scripta Minoa I 1910) unterscheidet in der kretischen Kultur des 3./2. Jahrtausends v. Chr. drei Perioden, die er (mit einer Zahlenspielerei) jeweils wieder in 3 Abschnitte zerlegt: A) Frühminoisch I (Uebergang von der jüngeren Steinzeit zur Metallzeit); II (Kupferzeit: Tholoi von Hagia Triada und Kumasa, vgl. Anm. 37a; Vasen mit eingeritzter Dekoration; spiralische Siegelmuster, ähnlich denen der 6. ägyptischen Dynastie); III (Beginn der geometrischen Vasenmalerei, entsprechend der ältesten Kykladenkeramik: Vasiliki, Gurnia, Palaikastro; Beginn piktographischer d. i. hieroglyphischer Schrift). B) Mittelminoisch = erste Bronzezeit (mit bunter Kamareskeramik, sogenannt nach dem ersten Fundorte, einer Kulthöhle am Südabhange des Ida; Hochblüte der kretischen Kultur): I Uebergangsepoche (Gräber von Palaikastro: Terrakottafiguren von Petsofa, vgl. Anm. 51d; Ovalhaus von Chamaizi, vgl. Anm. 15b); II (die älteren Paläste von Knosos und Phaistos, gleichzeitig mit der 12. ägypt. Dynastie d. i. ca. 2000—1800 (1785); Vasenmalerei (Kamares) in Braun und Rot, zuweilen auch in Milchweiß auf schwärzlichem, metallischem, seltener auf hellem Grunde, zumeist auf erhöhtem Relief; geometrische, seltener konventionelle vegetabilische Muster; entwickelte Metalltechnik); III (die jüngeren Paläste von Knosos und Phaistos, gleichzeitig mit der 13. ägypt. Dynastie und der Hyksoszeit d. i. ca. 1800—1600: Freskomalereien in den Palästen; Vasenmalerei naturalistischer Motive aus Tier- und Pflanzenwelt, vorwiegend weiß auf lila oder malvenfarbigem Grunde; Fayencefiguren, vgl. Anm. 51c; zuletzt auch Beginn der Linearschrift). C) Spätminoisch = zweite Bronzezeit: I (Palast von Hagia Triada; Gurnia: vgl. Harriet Boyd Hawes, Gurnia, Vasiliki and other prehistoric sites on the Isthmus of Hierapetra, Philadelphia 1908; Zakro bei Palaikastro: Uebergänge zur mykenischen Keramik, erstes Auftreten der Bügelkanne, Polypenmotiv in der Vasenmalerei); II (gleichzeitig mit dem Beginn der 18. ägypt. Dynastie d. i. ca. 1600—1450: Wiederherstellung der jüngeren Paläste von Knosos [Thronsaal] und Phaistos, königliche Villa von Knosos, Königsgrab von Isopata vgl. Anm. 37a, Gräber von Zafer Papura nördlich von Knosos: Freskomalerei in Knosos; stilisierte Blumendekoration der Vasen braun auf hellgelb = ‚Palaststil', die Polychromie hier fast ganz verschwunden; gegen Ende dieser Periode, um 1450, werden die Paläste von Knosos und Phaistos durch Feuer zerstört); III = ‚mykenisch', gleichzeitig mit dem Ende der 18. und der 19. ägypt. Dynastie d. i. ca. 1450—1200 (Paläste von Tiryns und Mykenä, Kuppelgräber von Mykenä; in Hagia Triada ein mykenisches Megaron, in Knosos nur noch eine Ecke des Palastes wiederbewohnt; gegen Ende der Periode erscheint das Eisen [Eisenschwerter in Gurnia: Boyd Hawes S. 12 f.; kleine Eisenmesser neben Bronzewaffen in Gräbern von Enkomi; Fingerringe aus Eisen in Volksgräbern von Mykenä und im Kuppelgrabe von Vaphio] und die Fibel; die Vasenmalerei wird wieder geometrisch). — Von Evans sind aber vor allem die Koinzidenzen mit der festländischen ‚mykenischen' Kultur zu spät angesetzt, die gleichfalls eine längere Entwicklung durchgemacht hat, vgl. Anm. 35a. Von anderen werden auch die Synchronismen mit den ägyptischen Daten etwas anders angesetzt. Im ganzen dürfte man mit Ed. Meyer, Zimmen (Anm. 17), Reisinger (Anm. 52a) als große Gruppen der kretischen Kultur die Frühzeit (A I—III), die Kamareszeit (B I—II), die Hochblüte (B III—C II), die ‚mykenische' Zeit (C III) enger zusammenfassen, indem vor allem zwischen B II und B III eine stärkere Schnittlinie gezogen werden muß, die durch einen völligen Wechsel des Kunststils bedingt ist. Für die Chronologie von Wichtigkeit sind auch die ‚mykenischen' Grabfunde von Enkomi (= Salamis) auf Zypern (vgl. A. S. Murray, Excavations in Cyprus, 1900), da neuestens von F. Poulsen (Jahrbuch d. deutschen archäol. Instituts 1911 S. 215—48) nachgewiesen worden ist, daß diese Funde insgesamt weder um 800 v. Chr. (submykenisch: Murray), noch um ½ Jahrtausend früher (mykenisch: Evans) datiert werden dürfen, sondern daß die Benutzung der Nekropole sich durch die ganze zweite Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. erstreckt hat.

[45a]) Doch darf man nicht verkennen, daß auch die rundum geschlossenen kretischen Paläste nach gewissen Prinzipien der Verteidigungskunst angelegt waren, vgl. Dussaud S. 12.

[45b]) Ueber die Zugänge zum Palaste vgl. L. Pernier in den Monumenti antichi XIV 1904 S. 362 und den Rendiconti della R. Accad. dei Lincei XVI 1907 S. 7 f.

[45c]) Hinter der Orthostatenmauer waren hiermit weitere kleine Räume, mit Steinbänken an den Wänden, verbunden, wo u. a. im vierten Raume (3,65×2,60 m) eine viereckige (55×45 cm) Opferschüssel aus grobem Ton mit einer runden Vertiefung in der Mitte (Monum. Antichi XIV S. 483), im fünften eine runde Opfergrube gefunden ist. Einen Opfertisch mit 3 Höhlungen für Weihegüsse hatte Evans schon 1896 in der diktäischen Grotte gefunden (Journal of Hell. Studies 1897 S. 350 f., 1901 S. 116, 161, vgl. Scripta Minoa I S. 14 f.). — Gegen Süden schlossen sich hieran die Magazine des älteren Palastes mit reichem Inhalte an, die sich an die westliche Umfassungsmauer anlehnten.

[45d]) Während Noack (Anm. 15b) nur einen ‚Nebenzweck' dieses Prunktors für Festfeiern betonte, hat neuestens F. v. Reber (Ueber einige Probleme der altkretischen Architektur, Sitzungsber. der Münchener Akad. 1914 Nr. 8) diesen Bau als ein Buleuterion des Senates erklärt, woran sich im Obergeschoß über den Magazinen, wie auch in Knosos, Speiseräume für gemeinschaftliche Männermahle (Syssitien, vgl. Anm. 64) angeschlossen hätten. Eine sonderbare Uebertragung dorischer Sitte auf das minoische Kreta!

[45e]) Nordöstlich von dem jüngeren Torbau lag ein großer Saal, der ein Peristyl von 12 Säulen um einen offenen Mittelhof enthielt: nach Dörpfeld ein Ersatz des Megarons im jüngeren ‚achäischen' Palaste. Von hier führten im Norden Türen zu den anliegenden Räumen, im Nordwesten eine Treppe abwärts zu den Privatgemächern (Gynaikonitis?), deren nördlichste Teile, ähnlich der Halle der Doppelärte in Knosos (F G 11), auf unserem Plane noch nicht verzeichnet sind.

[45f]) Plan von F. Halbherr, Memorie del R. Istituto Lombardo XXI 1905 (S. 235—54); vgl. Monumenti antichi XIV S. 678—755 über die Nekropole. In Hagia Triada fehlt der große Binnenhof. Bemerkenswert sind auch hier die für Kreta karakteristischen Pfeilersäle. Die Keramik der älteren Schichten ist von der Kamaresart, in den jüngeren Schichten dagegen spätmykenisch. Privathäuser aus der Umgebung des Palastes zeigen, daß dieser eine (offenbar von Phaistos abhängige) kleine Stadt beherrschte. — Die übrigen Fundstätten minoischer Kultur auf Kreta, wie Tylisos (*Ἐφημερὶς ἀρχαιολογ.* 1912 S. 197—233), Gurnia, Palaikastro und Zakro (vgl. Anm. 45) und auf den nahen Inselchen Psyra und Mochlos (vornehmlich frühminoisch II III: vgl. R. B. Seager, American journal of archaeol. XIII 1909 S. 273—303 und Explorations in the Island of Mochlos, Boston 1912; Edith H. Hall, Excavations in eastern Crete, Philadelphia 1913), können hier nicht genauer behandelt werden, da das den Rahmen dieses Buches vollends sprengen würde.

[46]) Vgl. G. Hirschfeld, Die Entwicklung des Stadtbildes, in seinem Buche: Aus dem Orient 1897; C. Schuchhardt, N. Jahrbücher f. d. klass. Alt. 1908 S. 305—21; R. von Lichtenberg, Haus, Dorf, Stadt. Eine Entwicklungsgeschichte des antiken Städtebildes, 1909. (Vgl. oben Anm. 34a über die ‚Fluchtburg' Tiryns).

[47]) Vgl. Cretan pictographs and praephoenician script, London 1895; Scripta Minoa I. The hieroglyphic and primitive linear classes, Oxford 1910. Aegyptischer Einfluß auf die kretische Hieroglyphenschrift ist von Evans nicht bewiesen. Auch diese Hieroglyphenschrift scheint bereits eine phonetische (Silben- oder Buchstaben-) Schrift gewesen zu sein, wie die beschränkte Anzahl der Zeichen (etwa 92 auf Siegeln, etwa 90 auf Tontafeln, zur Hälfte etwa identisch) nahelegt. Vgl. neuestens J. Sundwall, Ueber die vorgriechische lineare Schrift auf Kreta, Helsingfors 1914.

[47a]) Vgl. noch Burrows S. 65. Die Schriftfunde von Kreta gehören den älteren Palastschichten an. So hängt die Frage nach der Sprache dieser Inschriften mit der Frage nach dem Volkstum der Kulturträger in der älteren minoischen Epoche zusammen (vgl. Anm. 20). Nach Funden in Toprakkaleh (Armenien) ist auch hier eine der kretischen ähnliche Schrift noch im 7. Jh. v. Chr. in Gebrauch gewesen. — Eine besondere Ueberraschung des Sommers 1907 war der Fund eines tönernen Diskos (158 bis 165 mm im Durchmesser) in Phaistos, der auf beiden Seiten hieroglyphische, spiralförmig angeordnete Inschriften trägt (vgl. Abb. 58). Die hieroglyphischen Zeichen aber, 45 an der Zahl, von denen nur 10 mit den anderen kretischen Hieroglyphen übereinstimmen, sind nicht eingeritzt, sondern mit geschnittenen Typen eingepunzt: eine Vorahnung der Kunst Guttenbergs. Die Worttrennung durch Teilstriche scheint auch hier die Annahme phonetischer Zeichen zu empfehlen, von denen jeweils 2 bis 7, zumeist 3 bis 5, zusammengehören. Doch ist der kretische Ursprung (so Pernier, vgl. auch Ed. Meyer) des Diskos, der jedenfalls sakralen Karakter hatte (ein Hymnus nach Evans), nicht sicher, eher wohl mit Della Seta an kyprische Herkunft zu denken. Näheres bei L. Pernier, Ausonia III 1908 S. 255—302, Rendiconti della R. Accad. dei Lincei XVII 1909 S. 642—51; A. Della Seta, ebenda XVIII 1910 S. 297—367; Ed. Meyer, Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1909 S. 1022—29; A. Evans, Scripta Minoa I 1910 S. 22 f., 273 f.; A. J. Reinach, Revue archéolog. 1910 S. 1—65; H. R. Hall, Journal of Hellenic Studies 1911 S. 119—23; A. Cuny, Revue des études anciennes 1911 S. 296—312. — Ungefüge Steine mit anscheinend hieroglyphischen Inschriften sind jüngst bei Kastri auf Euböa gefunden, vgl. *Ἠγαπτιακά* (Anm. 38a) 1912 S. 119 f.

[47b]) In Kreta sind neuerdings an mehreren Orten (Gurnia, Palaikastro, Zakro) Bauten aus viereckigen Backsteinen von durchschnittlich 40 × 30 × 10 cm entdeckt worden, die die Spuren einer Bettung in Lehm oder Kalkmörtel zeigen. Die Backsteinruinen von Gurnia gehören jedenfalls ins 18. Jh. v. Chr., vgl. J. Durm, Jahreshefte d. österreich. archäol. Instituts 1907 S. 41 Anm. — Im Luftziegelbau zeigt auch die chetitische Kultur enge Berührung mit der altrojanischen Bautechnik, während die Anlage der Paläste von Boghazkiöi den kretischen Zentralhof und das Magazinsystem übernommen hat, aber ohne Verwendung der Säule (vgl. F. v. Reber [Anm. 21a] S. 42 f., O. Puchstein, Boghasköi, 1912 S. 175 f.).

[48]) Vgl. oben S. 60 und W. Dörpfeld, Troja und Ilion S. 119 f., der auf ähnliche Erscheinungen in Aegypten (auf Phyle und bei einer Festungsmauer aus Ziegeln in Abydos) und selbst bei griechischen Mauern der klassischen Zeit (Festungsmauer zwischen Eleusis und Attika) aufmerksam macht.

[49]) Auch in der ‚Gynaikonitis' von Phaistos findet sich diese Säulenstellung, aber ohne die Spur eines Herdes. — Eine der ‚protodorischen' ähnliche Säule kommt auch in kretischen Wandmalereien vor und auf der trichterförmigen Steatitvase aus Hagia Triada, vgl. S. 77 und Omero Abb. 164 5. — Die Verjüngung der mykenischen Säule nach unten ist lebhaft, aber zu Unrecht bestritten worden von J. Durm a. a. O. S. 41—84; dagegen M. Meurer, Jahrbuch d. deutschen archäol. Instituts 1914 S. 1 f. Die in Aegypten (18. Dynastie) vorkommenden Säulen dieser Art tragen ein umgekehrtes Pflanzenkapitell, wonach Meurer a. a. O. S. 8 auch die mykenische Säule in ihrem Ursprunge aus dem Schaft und der Bekrönung eines früheren Zeltpfostens herleitet. Unzulänglich sind die Untersuchungen von E. Wurz, Der Ursprung der kretisch-mykenischen Säulen, 1913, der darin das Naturvorbild der Palme wiedererkennen will.

[49a]) Auch das jüngere Palasttor von Phaistos (Anm. 45d) zeigt eine gewisse Verwandtschaft hiermit. Der Widerspruch von Mackenzie und Noack (Ovalhaus und Palast in Kreta, 1908), der sich auf die isolierte Anlage der festländischen Torbauten stützt, schlägt nicht durch. Im jüngeren Palaste von Phaistos haben Pernier und Dörpfeld ja auch ein ‚Megaron' wiederfinden wollen, vgl. Anm. 45e mit 20.

[50]) Dörpfeld bei Tsountas-Manatt S. 27 f.

[50a]) Vgl. Abb. 26 und Evans, Journal of the royal institute of British architects XVIII 9, der im Mittelhof von Knosos einen solchen ‚shrine' rekonstruieren will. In der Tat scheint hier in der Flucht des Palastes eine Architekturfassade mit Säulen, nach der Art jenes Wandbildes, gestanden zu haben.

[50b]) Das Fresko ist noch nicht veröffentlicht. Vgl. A. Reichel, Die Stierspiele in der kretisch-mykenischen Kultur, Athen. Mitteil. 1909 S. 85 bis 99 (als eine Art Sport, bei dem die religiöse Bedeutung offen bleibt). — Zu den interessantesten Tierbildern gehören noch die einen Vogel belauernde Katze von Hagia Triada und die fliegenden Fische von Phylakopi auf Melos. (Omero Abb. 113, 114).

[50c]) Vgl. Anm. 35a mit G. Rodenwaldt, Athen. Mitteil. 1911 S. 198—206; derselbe: Tiryns. Die Ergebnisse der Ausgrabungen II. Die Fresken des Palastes, Athen 1912. Zur Maltechnik vgl. J. A. Schneider-Franken, Athen. Mitteil. 1913 S. 187—90. Ferner G. Rodenwaldt, Fragmente mykenischer Wandgemälde, ebenda 1911 S. 221—50.

[51]) Vgl. Perrot-Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, VI 1894 S. 769 f.

[51a]) Als Kriegerzug mit homerischen ἔγχεα ἀμάξια erklärte den Zug L. Savignoni, Monumenti antichi XIII S. 77 f. Andere deuteten ihn vielleicht richtiger als eine Ernteprozession, die Gabeln als Heugabeln oder als Instrumente der Olivenernte, vgl. Miß Harrison, Journal of Hellenic Studies 1904 S. 249 f., R. Weill, Revue archéologique 1904 S. 52—73, J. Dechelette, Comptes rendus de l'acad. des inscr. et belles-lettres 1912 S. 83—93 u. a. Künstlerisch bemerkenswert ist vor allem der Rhythmus der Bewegung, der in markantester Weise, selbst unter Aufopferung der Formenschönheit, zum Ausdruck gebracht ist. Durch das Hineinschieben des zweiten Zuges in die Gruppe der singenden Frauen ist auch das orientalische Prinzip der Reihendarstellung überwunden, indem zugleich die Sängergruppe und der durch den Sturz des einen Mannes erregte zweite Zug individuell karakterisiert sind. Vgl. A. Reichel, Jahreshefte des österr. archäol. Instituts 1908 S. 242 f.

[51b]) Vgl. F. Halbherr, Rendiconti della R. Accad. dei Lincei XIV 1905 S. 368—70, Burrows (Anm. 16a) S. 32. Zu beachten ist die Tracht der Faustkämpfer, die nur aus Lendenschurz und Gürtel und dazu einem ‚korinthischen' Visierhelm, z. T. mit Helmbusch, besteht. Künstlerisch ist vor allem die außerordentliche Freiheit der Bewegungsdarstellung zu bewundern. Vgl. Omero Abb. 164 5.

[51c]) Die Bedeutung des Elfenbeinspringers aus Knosos wird klar, wenn wir ihn zu den Darstellungen der Stierbändigung und der Stierspiele (vgl. S. 77 oben) in Beziehung bringen. — Einen besonders hohen Grad von Vollkommenheit hat die Fayencetechnik erreicht, von deren Erzeugnissen die kleinen Nachbildungen von Hausfassaden bereits erwähnt wurden (S. 75). Zu ihren glänzendsten Werken gehören die drei in Knosos gefundenen Idole einer Schlangengöttin (oder Abbildungen von Schlangenpriesterinnen), von denen eines unversehrt erhalten ist: eine 34 cm hohe Figur mit einer purpurnen, spiralförmig gewundenen Tiara, offenen Brüsten, einem buntbebänderten Rocke, über den vorn und hinten ein farbiges, ovales Schürzchen fällt. Die Figur ist umringelt von 3 grünbraun gesprenkelten Schlangen, von denen eine in den vorgestreckten Händen an Kopf und Schwanz gehalten wird, während die beiden anderen als Gürtel dienen. Vgl. Anm. 43c, S. Reinach, Gazette des beaux arts 1904 no. 565 S. 13—23; A. Evans, Annual B. S. A. IX S. 75 76.

[51d]) Ganz ähnlich sind u. a. Terrakotta-Votivfigürchen aus dem Heiligtum von Petsofa (Palaikastro) mit Lendentuch, Gürtel und Dolch, die der älteren Kamares-Schicht (mittelminoisch I) angehören. Vgl. J. L. Myres, Annual B. S. A. IX S. 356—87.

[51e]) Für den Kunstkarakter dieser Darstellungen, der soweit von der altorientalischen Kunst geschieden ist, vgl. A. Riegl, Jahreshefte d. österreich. archäol. Instituts 1906 S. 1—19. — Den silbernen Stierkopf aus Mykenä erklärt G. Karo, Jahrbuch d. deutschen archäol. Instituts 1911 S. 249—70 (mit prächtiger Abbildung) als ein Rhyton für Weihegüsse knosischer Arbeit um 1600 v. Chr., ähnlich einem Stierkopf von Steatit aus Knosos, einem goldenen Löwenkopf aus Mykenä, dem Kalksteinkopf einer Löwin aus Knosos (vgl. oben S. 77b) und manchen Tongefäßen. Die Ergänzung eines Doppelbeils am mykenischen Stierkopf ist also falsch. — Für den Ursprung des Rhyton (Spitztrichters) aus einem Rindshornbecher in Altkreta vgl. H. Thiersch, Jahreshefte d. österr. arch. Inst. 1914 S. 78 f.

[52]) In Thrakien gab es auch später noch Löwen: Herodot VII 126, Aristoteles Hist. Anim. VI 31, VIII 28. Homer aber schildert nach Anschauung seiner Zeit den persischen Löwen mit seiner mächtigen Mähne. ‚Hätte die epische Poesie den Löwen aus der mykenischen Kunst, so müßte auffallen, daß der in dieser beliebte wilde Stier ganz fehlt. Das führt doch auf den Gedanken, daß Homer nur schildert, was er kennt': so G. Finsler, Homer I² S. 91.

[52a]) Für die allmähliche Entwicklung der Dekorationsstile in der Vasenmalerei, worüber die kretischen Funde ganz neue Aufschlüsse gebracht haben, vgl. besonders Duncan Mackenzie, Journal of Hellenic Studies 1903 S. 157—205 und 1906 S. 243—67; Edith H. Hall, The decorative art of Crete in the bronze-age, Philadelphia 1907; E. J. Forsdyke, Minoan pottery from Cyprus, Journal of Hell. Stud. 1911 S. 110—18; E. Reisinger, Die kretische Vasenmalerei vom Kamares- bis zum Palast-Stil. Leipzig 1912 (unterscheidet 7 Klassen). Das Vorwiegen der maritimen Dekorationselemente zeigt, daß das Zentrum dieser Entwicklung in dem meerumströmten Kreta zu suchen ist. — Nach *B. Στάης, Ἐφημερὶς ἀρχαιολογ.* 1907 S. 31—60 haben die Goldplättchen, Diademe usw., die vornehmlich in den Schachtgräbern zu Mykenä gefunden worden sind, nicht als aufgenähter Gewandschmuck gedient, sondern ebenso wie die goldenen Totenmasken zum Schmuck von hölzernen Sarkophagen, auf denen sie mit goldenen Nägeln oder Leim befestigt gewesen sein sollen. M. Meurer, Jahrbuch d. deutschen archäol. Instituts 1912 S. 208—27 betrachtet diese Holzsärge nach der Art ägyptischer Mumiensärge (in Nachahmung der menschlichen Körperform). Man kann aber nicht zweifeln, daß Goldsachen auch auf und bei den Toten selbst lagen (Dussaud [Anm. 19] S. 113).

[53]) Vgl. A. Reichel, *Βοῶπις* (d. i. ‚mit großen, stark vortretenden Augen'): Jahrbuch d. deutschen archäol. Instituts 1910 S. 9 bis 12; dazu III Anm. 31. Daß schon die ältere babylonische Kunst zu einer natürlichen Darstellung des Auges gelangt war, zeigt z. B. die Stele des Hamurabi bei Lindl, Cyrus Abbild. 16. — Für die Kontinuität der Entwicklung in der minoisch-mykenischen Kunst, die in der skizzenhaften Darstellung hier nicht getrennt behandelt werden konnte, ist diese Uebernahme typischer Darstellungsformen von besonderer Beweiskraft.

[53a]) Vgl. O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte, 2 Bde., 1897/1906 (umfassende Materialsammlung, aber mit unzulänglicher geschichtlicher Grundlage und reich an gewagten Kombinationen); O. Kern, Ueber die Anfänge der hellenischen Religion (Vortrag), 1902; H. Usener, Mythologie, Archiv. f. Religions-

wissensch. 1904 S. 4 f. (= Vorträge und Aufsätze 1907 S. 37/65); W. Wundt, Völkerpsychologie, II. Mythus und Religion, 3 Bde., 1905/9; Jane Ellen Harrison, Prolegomena to the Study of Greek Religion, 1903, (2. Aufl. 1908; scharfe Kritik von O. Gruppe, Bursians Jahresberichte 1908 Supplem. S. 276 f.); O. Habert, La Religion de la Grèce antique (1910); S. Reinach, Orpheus. Allgemeine Geschichte der Religionen. Deutsche Ausg. von A. Mahler, 3. Aufl. 1911: dagegen vom positiv-christlichen Standpunkte u. a. P. Batiffol, Orpheus et l'évangile, Paris 1910; A. Fairbanks, A handbook of Greek religion, 1911 (ausführlich über die vorgriechisch-minoische und die griechisch-mykenische Religion); J. G. Frazer, The golden bough. A study in magic and religion, (2. Ausgabe in 3 Bänden 1900), 3. Auflage in 7 Teilen mit 12 Bänden 1911—14 (wertvoll für den Volksglauben der Barbarenvölker, philologisch-historisch dagegen unzulänglich und für die Erklärung der griechischen Mythologie höchst bedenklich: der ‚goldene Zweig', nach welchem das Buch heißt, ist das Reis, durch welches dem Aeneas die Unterwelt sich erschließt: Aeneis VI 136 f.); U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Die Geschichte der griech. Religion, in Reden und Vorträge, 3. Aufl. 1913. — Hier muß im voraus scharf betont werden, daß dem Ziele dieses Buches entsprechend nur die griechische Religion in ihren Ursprüngen hier zur Erörterung steht, wobei jedoch die Parallelen der minoisch-kretischen Religion nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

[53b]) Vgl. oben S. 110 f. mit Anm. 7.

[53c]) Die Geheimnisse der Geburt und des Todes, des Vergehens und Wiederentstehens, soweit sie in das religiöse Denken des primitiven Menschen hinüberführen, behandelt Albrecht Dieterich, Mutter Erde. Ein Versuch über Volksreligion, 2. Aufl. (von R. Wünsch) 1913. — L. R. Farnell, The higher aspects of Greek religion, 1912, der den Karakter der griechischen Religion als einer vorwiegend sozialpolitischen Erscheinung zu fassen sucht, erklärt, ausgehend von der ältesten patriarchalischen Familienorganisation, als die ältesten religiösen Phänomene bei den Griechen den Kult des Herdes und des Zeus Herkeios, der durch seine Ehe mit Hera das Prototyp der monogamen arischen Ehe geschaffen habe. Ueber die soziologische Bedeutung der Religion vgl. besonders noch Frazer (Anm. 53a) I und J. E. Harrison, Themis. A study of the social origins of Greek religion, 1912, die im Gegensatz zu Farnell von einem totemistischen matriarchalischen Gesellschaftstypus der Griechen ausgeht. Die Grundthese von Frazer, daß die Religion aus der Magie, der Mythus aus dem Ritus entstamme, wird von Miß Harrison dahin präzisiert, daß der Glaube an persönliche Gottheiten sich allmählich aus einem magischen Ritual entwickelt habe, das bei Gelegenheiten rein sozialen Karakters (Stammesweihen, Frühjahrsfesten) angewandt worden sei. — Ich kann mich mit solchen phantastischen Erklärungen, die nur durch weithergeholte folkloristische Analogien gestützt sind, nicht befreunden. Denn die Zauberei setzt die Anerkenntnis einer übernatürlichen Macht, wenn auch nur beim Zauberer selbst, bereits voraus; die Idee des Uebernatürlichen ist also vor der Zauberei da, wodurch Frazers Theorie in einen circulus vitiosus verstrickt wird. Die persönliche Macht aber, die man dem Zauberer zuschreibt, ist an sich weder religiös noch irreligiös; ‚so erscheint nichts vernünftiger, als einen fundamentalen Gegensatz zwischen Magie und Religion zu behaupten': so F. B. Jevons, Die gräco-italische Magie. (Die Anthropologie und die Klassiker, übersetzt von J. Hoops), 1910 S. 143. — Uebrigens haben die überwunden geglaubten Anschauungen der vergleichenden Mythologie jüngst eine überraschende, inschriftliche Stütze gefunden. Denn auf Verträgen zwischen dem Könige der Chatti und dem von Mitani, die in Boghazkiöi gefunden sind (vgl. S. 56), werden als Schwurgötter von Mitani u. a. auch die echt-arischen Götternamen Mitra und Varuna, Indra und Nasatya genannt, vgl. Ed. Meyer, Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1908 S. 14—19, vgl. Gesch. d. Alt. I 2[3] S. 920 f.

[53d]) Vgl. Wundt (Anm. 53a) II 1906 S. 199 f., 234 f., 290 f.; Frazer II: Taboo and the perils of the soul, 1911. Hier mag bemerkt sein, daß die Begriffe Totem und Tabu bei verschiedenen Forschern nicht selten verschiedenen Inhalt haben, wodurch auch wohl verschiedene Erscheinungen unter demselben Worte irrtümlich zusammengefaßt werden, vgl. im allgemeinen E. Reuterskiöld, Archiv f. Religionswiss. 1912 S. 1—23; über den Fetischismus R. M. Meyer, ebenda 1908 S. 320—38.

[54]) M. W. de Visser, Die nicht-menschengestaltigen Götter der Griechen, 1903. Die heiligen Meteorsteine heißen *βαίτυλοι* oder *βαιτύλια*, vgl. G. F. Moore, American journal of archaeol. 1903 S. 198—208, der sich gegen eine falsche Verallgemeinerung des Ausdrucks wendet. — Totemistische Erklärungen griechischer Mythen vor allem durch S. Reinach, Cultes, mythes et religions, 3 Bde., 1905 f.; seine Grundanschauung, daß der Totemismus ein notwendiges Erklärungsprinzip der Mythologie und Religion sei, ist mit scharfer Logik bestritten von J. Toutain, Revue de l'hist. des religions 1908 S. 332—54 (= Études de mythologie et d'histoire des religions antiques, 1909). Für das ägäische Kulturgebiet schließt Dussaud (Anm. 19) S. 254: ‚que les rites totémiques n'y ont jamais fleuri. Dès l'époque néolithique, l'habitant de la mer Égée concévait ses dieux sous forme humaine et fabriquait des idoles. Ce n'est pas que l'animal n'eût sa place marquée dans le culte ni que la zoolâtrie ne fût fort développée'.

[55]) Vgl. M. Mayer, Artikel ‚Kronos' in Roschers Mythologischem Lexikon II S. 1522 f. und W. H. Roscher, Omphalos, 1913 S. 124 f.

[56]) Vgl. u. a. Aëthlios von Samos, Fragment 1 (Fragm. Histor. Graec. IV p. 287). Vgl. auch Abb. 14 und 15.

[57]) Eine Kultbedeutung der freistehenden Steinpfeiler hat A. J. Evans (The mycenaean tree and pillar-cult and its mediterranean relations, Journal of Hell. Stud. 1901 S. 99—204, besonders S. 116) zu erweisen gesucht, der sich zum Vergleich besonders auf altkanaanäischen Kultgebrauch stützte (vgl. Bliß und Macalister, Excavations in Palestine, 1902). Demgegenüber hat Dörpfeld mit Recht für diese Pfeiler in erster Linie einen architektonischen Zweck, die Stützung des Obergeschosses und seiner Pfeiler, in Anspruch genommen; nur insofern könne man sie als sakral bezeichnen, als sie an dem mehr oder weniger sakralen Karakter des ganzen Gebäudes teilnehmen (Dussaud S. 212). Als Kultobjekte werden sie auch nicht durch das Zeichen der Doppelaxt (= des die Wolken spaltenden Blitzes?) karakterisiert, das auf einzelnen Pfeilern in Knosos bis zu 13 oder 17mal vorkommt. Wohl ist die Doppelaxt als Kultsymbol (vgl. Abb. 14, 59, 103 mit Anm. 43b) in Kreta sehr alt: ein Exemplar aus Kupfer ist schon im älteren Palast von Phaistos gefunden worden; ein anderes in Mochlos (Anm. 45f) gehört sogar in Frühminoisch II. Auf den Steinpfeilern aber finden sich daneben noch die Zeichen von Zwei- oder Dreizack, Pfeil, Stern, Kreuz, die wohl als Schriftzeichen gedeutet werden müssen (A. J. Reinach, Revue des études grecques, 1905 S. 76—90, vgl. G. Karo, Archiv f. Religionswiss. 1904 S. 126). Auch Darstellungen wie das Relief vom mykenischen Löwentor haben zwar einen religiösen Zweck gehabt, doch ist damit ein ankonisches Symbol einer Gottheit noch nicht ohne weiteres gegeben. Vielmehr haben Zahn und Dussaud (S. 214 f.) mit Geschick die Anschauung vertreten, die Einzelsäule sei hier und in ähnlichen Fällen (vgl. Abb. 26, 70, 75) nur die schematische, verkürzte Darstellung eines Palast- oder Altarbaues, die man auch den Toten mit ins Grab geben konnte (dazu Anm. 50a; die Terrakottapfeiler Abb. 75 hatte Evans als bätylisch angesprochen). Am ehesten darf bätylischer Karakter bei einer konstruktiv bedeutungslosen Säule unter einem Altar (wie auf Abb. 15) behauptet werden, obwohl auch hier von P. M. J. Lagrange, La Crète ancienne, 1908 S. 89 Einwendungen erhoben worden sind. — Der Pfeilerkult spukt jetzt gar schon in der homerischen Sage, worin der *‚τελαμώνιος' Αἴας* nach *τελαμών* = ‚Träger, Pfeiler' als ein ursprünglicher génie de pilier = Hermes erklärt worden ist von P. Girard, Revue des études grecques 1905 S. 1—75. Ueber den Ursprung der Kulthörner (vgl. die Mondhörner) neuerdings J. Scheftelowitz, Archiv f. Religionswiss. 1912 S. 451—87, der von der Darstellung der Götter in Tiergestalt ausgeht und die Hörner als Ueberreste davon faßt. — Von einer Verehrung bildloser Götterthrone in der mykenischen Zeit, die W. Reichel (Ueber vorhellenische Götterkulte, 1897) erweisen wollte, darf man heute absehen, obwohl unter den mykenischen Funden (Abb. 76 und Schliemann, Tiryns, Tafel XXIII) entsprechende Terrakottanachbildungen vorkommen (der Sedia gestatoria eines Priesters oder einer Priesterin? vgl. Karo, Archiv f. Religionswiss. 1906 S. 139).

[57a]) Unter den weiblichen Gottheiten von Kreta (darüber vor allem H. Prinz, Athen. Mitteil. 1910 S. 155—76) sind u. a. bemerkenswert eine Schlangengottheit, deren Idole in Knosos (vgl. Anm. 43c und 51c), Gurnia (Bond Hawes S. 47 f.), Palaikastro (A. Mosso, [Anm. 43] Fig. 124) und Priniá (Abb. 101d; III Anm. 43b) gefunden worden sind; eine Taubengottheit (vgl. Abb. 20, 74b, 101a mit 26, 59, 75 und Gruppe S. 1350 A. 7); eine Löwengottheit (vgl. Abb. 71 mit 19, 53[6]). Die Vermutung liegt nahe, daß hier die große Erdmutter, die griechische Rhea (d. i. die phrygisch-kleinasiatische Kybele) in verschiedenen Wesensformen (Prinz S. 174) verehrt worden sei, die nach der griechischen Göttersage in Kreta den Zeus geboren haben sollte. In der Tat glaubt L. Pernier jüngst (Saggi di storia antica e di archeologia, a Giulio Beloch ... 1910 S. 241—53) in den Ruinen von Phaistos einen uralten kleinen Tempel der Rhea wiedergefunden zu haben. Auch später noch ist der Löwe der Rhea-Kybele heilig; die Schlange ist das typische Attribut der Erdgottheiten (vgl. E. Küster, Die Schlange in der griech. Kunst und Religion, 1913); die Taube gehört der Aphrodite (Ištar), die sich aus der Erdmutter differenziert haben dürfte (vgl. S. 93). Uebrigens sind die heiligen Vögel auf dem Sarkophag von Hagia Triada auch als Raben (Paribeni, v. Duhn) oder als Adler des Zeus (Milani, Studi e materiali di archeol. I 1899—1901 S. 214; Karo a. a. O. 1904 S. 130 Anm. 4: ebenso Abb. 20 und 26) erklärt worden.

[57b]) Vgl. das Grundwerk von Erwin Rohde, Psyche, Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen, (1894), 4. Ausg. 1907; L. Radermacher, Das Jenseits im Mythos der Hellenen, 1903; C. Pascal, Le credenze d'oltretomba nelle opere letterarie dell'antichità classica, 2 Bde., 1912 (über Homer: I S. 217 f.). Dazu die folkloristischen Parallelen bei J. G. Frazer, The belief in immortality and the worship of the dead, I 1913.

[58]) Wir erschließen das aus mykenischen Funden (vgl. Tsountas-Manatt [Anm. 17] S. 97; W. Helbig, Sitzungsber. d. bayer. Akad. 1900 S. 224, Dussaud S. 258) und aus dem Opfer gefangener Feinde am Grabe des Patroklos *Ψ* 65 f. mit 171 f.: vgl. E. Rhode, Psyche I[2] S. 103 f. und zu den homerischen Bestattungsgebräuchen im allgemeinen W. Helbig a. a. O. S. 199—279, Hermes 1906 S. 378—88; A. Engelbrecht, Festschrift f. Th. Gomperz, 1912 S. 150 bis 55. Für die Idee der Opfer bei der Bestattung vgl. besonders *Ω* 592 f. mit Anm. 65a. Von einem eigentlichen Totenkultus ist bei Homer nicht mehr die Rede.

[58a]) Eine detaillierte Schilderung des kretischen Totenritus besitzen wir jetzt auf einem bemalten Sarkophag (auf vier Füßen; innere Maße: 1,38×0,50×0,53 m) von Hagia Triada, vgl. Abb. 59 mit R. Paribeni, Rendiconti della R. Accad. dei Lincei XII 1903 S. 343—48 und Monumenti antichi XIX 1909 S. 5—86; F. v. Duhn, Archiv f. Religionswiss. 1904 S. 264—74 und 1909 S. 161—86; E. Petersen, Jahrbuch d. deutschen archäol. Institit. 1910 S. 162 f.; H. Sitte, Jahreshefte d. österreich. archäol. Institit. 1910 S. 305—17; P. Ducati, Rendi-

conti d. R. Acc. dei Lincei 1913 S. 137—48. Die erste Langseite zeigt zur Rechten eine Beschwörungsszene durch eine Priesterin (in einem vorn offenen Jäckchen und Fellrock) vor einem Altar (mit einem heiligen Baume und Kulthörnern), einem Kultpfeiler (mit Doppelaxt und Vogel) und einem Opfertisch (mit unblutigen Opfergaben); hinter der Priesterin das Totenopfer eines bunten Stieres auf einem Schlachttisch, unter welchem zwei Ziegen noch des Opfers warten, dabei ein Flötenspieler; zuletzt fünf Frauen in langen Gewändern, hinter einer Führerin zwei Paare nebeneinanderschreitend, wohl Dienerinnen oder Klageweiber (sehr zerstört). Auf der anderen Langseite (Abb. 59) zur Linken gießt eine Priesterin (wie oben) aus einem Eimer eine Spende (jedenfalls das in dem Eimer aufgefangene Opferblut des Stieres) in ein großes Gefäß, das erhöht zwischen zwei grünen Kultpfeilern (auf Basen) mit Doppeläxten und Vögeln steht; hinter ihr bringt eine Dienerin (wie oben) zwei weitere Eimer an einer Stange herbei, die sie auf der Schulter trägt, dahinter ein Leierspieler (in langem Gewande; Phorminx mit 7 Seiten); die letzte Szene zur Rechten zeigt den vor seinem Grabmal stehenden, in Fellgewand gehüllten Toten (als Mumie? vgl. Ducati S. 139), dem drei Jünglinge (mit Fellrock) Totengaben bringen, der erste eine Barke zur Reise ins Land der Toten, die beiden folgenden jeder ein Stierkalb (zur Nahrung auf der Reise). Die beiden Schmalseiten des Sarkophags zeigen ein Pferdegespann und ein Greifengespann, auf dem ersteren zwei Frauen, auf dem letzteren eine Frau, die die Zügel führt, und neben ihr den Toten (bestritten von G. Rodenwaldt, Athen. Mitteil. 1912 S. 139.[1]), dessen Seele als ein bunter Vogel über den Greifen flattert (Anm. 63). Bei den einzelnen Szenen ist der Hintergrund der Darstellungen verschiedenartig (weißlich, blaugrau, gelb, braunrot) gefärbt. — Nicht annehmen kann ich die künstliche symbolische Deutung des Bilderzyklus durch Petersen, wonach die eine Langseite die Vereinigung des Himmelsgottes und der Erdgöttin im Sommer, die andere ihre Trennung im Winter (als Symbol für Werden und Vergehen in Natur und Menschenleben) darstellen soll. Dagegen kann man darüber streiten, ob hier eine wirkliche Beerdigung (Meurer, Ducati) oder, was mir immer noch wahrscheinlicher ist, eine Beschwörungsszene für einen früher Verstorbenen und bereits Begrabenen zur Darstellung gebracht ist. (Vgl. Omero Taf. A B.)

[58b]) Vgl. Gruppe S. 1468 f. Uebertreibend F. O. Hey, Die Wurzeln der griechischen Religion, in besonderem Zusammenhang mit dem Traumglauben. Progr. 1910. Vgl. J. Tambornino, De antiquorum daemonismo, 1909 (über die antiken Vorstellungen von der Besessenheit und ihrer Heilung) mit F. J. Dölger, Der Exorzismus im altchristlichen Taufritual, 1909 und o. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter, II 1909 S. 514—615.

[58c]) Vgl. E. Rohde, Psyche I[2] S. 30 f.; J. Zehetmaier, Leichenverbrennung und Leichenbestattung im alten Hellas nebst den verschiedenen Formen der Gräber, 1907 (nicht einwandfrei in der Materialsammlung, ebensowenig in der ethnischen Erklärung verschiedener Bestattungssitten); P. Stengel, Opferbräuche der Griechen, 1910 S. 140 f.; Fr. v. Duhn, Ein Rückblick auf die Gräberforschung, (Heidelberger Rektoratsrede) 1911 S. 13 f. — Leichenverbrennung vor der mykenischen Zeit ist von Zehetmaier nur nach den nicht einwandfreien Beobachtungen von Skias in der Nekropole von Eleusis (mit Eisenwaffen!) behauptet worden; auch in der spätmykenischen Zeit noch ist die Zahl sicherer Brandbestattungen ganz verschwindend (F. Oelmann, Jahrbuch d. deutschen archäol. Instituts, 1912 S. 47). Bis in die mykenische Zeit hinein setzt sich der Gebrauch der Hockergräber (liegender Hocker) fort, wofür man auch sehr früh schon kleine Terrakottasarkophage verwandte (vgl. Abb. 102, 103); daneben Massengräber. Auch in der klassischen, wie in der hellenistischen Periode war die Erdbestattung ungleich häufiger als die Verbrennung, die stets die Ausnahme geblieben ist. Aber ‚auf der Insel Thera wurde im 9.—7. Jh. ausschließlich verbrannt, ebenso gegenüber auf dem karischen Festland und an der Nordküste Kretas'. Dagegen ‚in Jonien wurden die Toten in dieser alten Zeit bestattet: das haben uns die Untersuchungen Böhlaus [II Anm. 6] und Wiegands in Neonteichos und Larisa, in Milet und Samos gelehrt, uns eigentlich schon seit lange die Tonsarkophage von Klazomenai gesagt' (v. Duhn S. 15 f.). Dennoch erscheint in den homerischen Gedichten merkwürdigerweise die Verbrennung als allein herrschende Sitte. Hiernach hat W. Dörpfeld (Mélanges Nicole, 1905 S. 95—104) die Anschauung zu begründen versucht, in Griechenland seien zu allen Zeiten alle Toten zunächst angebrannt oder am Feuer gedörrt und dann erst beerdigt worden, völlig verbrannt aber seien nur wenige. Gegen diese unglückliche Hypothese, die in der gesamten literarischen Ueberlieferung keine Stütze findet (auch nicht bei Platon Phaidon 115 E), vgl. E. Rouge, N. Jahrb. f. d. klass. Altert. 1910 S. 385—99 (mit der Entgegnung von Dörpfeld ebenda 1912 S. 1—26). Für Homer vgl. III Anm. 31.

[58d]) Eine neue Lösung dieser Aporie glaube ich in der poetischen Technik des Dichters (vgl. mein Buch: ‚Das fünfte Buch der Ilias. Grundlagen einer homerischen Poetik', 1913 S. 394 bis 420) gefunden zu haben: die Götterfiguren der Ilias sind als die komischen Kontrastfiguren der menschlichen Helden, die burlesken Götterszenen als die komischen Kontrasthandlungen zu den heroischen Kampfszenen gedacht, vergleichbar etwa den Rüpelszenen in den Königsdramen Shakespeares (vgl. Anm. 63d). In der Tat ist, um den griechischen Glauben zu verstehen, ‚Homer der ungeeignetste Ausgangspunkt' (v. Wilamowitz-Moellendorff, Anm. 53a).

[59]) Für eine allseitige Erfassung der göttlichen Wesenheiten darf man weder ihre menschlichen Seiten zu sehr in den Vordergrund rücken (wie z. B. Ed. Meyer II S. 92 f.), noch unter starker Betonung ihrer solaren oder lunaren Natur ihre unmittelbaren Beziehungen zum menschlichen Leben zu sehr vernachlässigen (wie

z. B. Beloch I S. 94 f. = I[2] S. 144 f.). Zu den konsequentesten Vertretern einer einseitigen astralmythologischen Erklärung gehören heute u. a. E. Siecke in seinem Vortrag: Mythus Sage Märchen in ihren Beziehungen zur Gegenwart, 1906 (vgl. auch Anm. 60a) und C. Fries, Die griechischen Götter und Heroen, 1911 (Vergleichung griechischer Mythen und Sagen mit europäischen, west- und ostasiatischen Parallelen).

[59a]) Vgl. u. a. K. Wernicke bei Pauly-Wissowa, Real-Encycl. II S. 1—111.

[60]) Die chthonische Natur des Orakels aus dem Erdspalt mag sich durch Verbindung mit einer chthonischen Gottheit (Python) erklären. Die neuesten Ausgrabungen in Delphi haben übrigens ergeben, daß der Erdspalt in Wirklichkeit nie existiert hat, sondern nur ein künstlicher Keller als Höhle der Pythia.

[60a]) C. v. Oestergaard, Hermes 1902 S. 333 bis 38 faßt den *διάκτορος* (= *διάφθορος*) *Ἀργειφόντης* als den ‚Zerstörer', den ‚mit den Sonnenstrahlen Tötenden', also als Licht- und Totengott zugleich; nach E. Siecke ist ‚Hermes der Mondgott' (1908); nach Pascal (Anm. 57b) I S. 78 das ‚Morgengrauen' und damit der Bote der Lichtgötter Zeus und Apollon; nach W. H. Roscher (1878) u. a. ein ‚Windgott', wofür H. Ehrlich, Zur indogermanischen Sprachgeschichte, Progr. 1910 eine neue Etymologie von *ἀργεῖφόντης* = ‚sehr schnell' beibringt (das Beiwort ist in Wirklichkeit vielleicht vorgriechisch); L. R. Farnell, The cults of the Greek states, V 1909, der manche Eigenschaften des Hermes auf eine vorhellenische Gottheit zurückführt, erklärt ihn in seinen Ursprüngen einerseits als Vegetations- und Unterweltsgott, andererseits als Wegegott (wie Apollon). — Die Vorstellung von den beiden ‚Himmelssöhnen' geht wohl in die indogermanische Urzeit zurück (was Gruppe S. 728 mit unzureichenden Gründen bestreitet, wenn auch zugegeben werden muß, daß diese mythischen Gestalten bei nichtindoeuropäischen Völkern nachgewiesen sind). Ueber ‚die göttlichen Zwillinge bei den Griechen' vgl. S. Eitrem (Christiania 1902), dessen fleißige Sammlungen aber nicht zu religionsgeschichtlich begründeten Erklärungen hinführen. Ein Vermittlungsversuch durch E. Bethe bei Pauly-Wissowa, Real-Encycl. s. v. Dioskuren.

[60b]) So noch in Syrakus und auf Kreta; kyprisch *Ἀπείλων* = *Ἀπείjων*, ionisch *Ἀπόλλων* (Gruppe S. 1224 f.). Nach der Hesychglosse *ἀπέλλαι · σηκοί · ἐκκλησίαι · ἀρχαιρεσίαι* erklärt neuestens Miß Harrison (Themis S. 441) Apollon als den vorgeschichtlichen Schutzgott der Volksversammlung, dem man bei einem Initiationszauber opferte (vgl. Anm. 53c). Andererseits hat H. Ehrlich (Anm. 60a) wiederum aus der solaren Natur die Deutung ‚der Glänzende' (zu *πελιός, πολιός*, polire) zu begründen versucht. Andere denken gar an semitischen oder kleinasiatischen Ursprung des Namens (mit volksetymologischer Anpassung an *ἀπολλύναι* oder *ἀπειλεῖν*: v. Wilamowitz-Moellendorff).

[61]) Artemis galt sehr früh schon als Zwillingsschwester des Apollon von Zeus und Leto (Lato). Zur Etymologie vgl. Gruppe S. 1267[2].

[61a]) Vgl. O. Müller, Die Dorier I[2] 1844 S. 200 f., Wernicke (Anm. 59a) S. 6.

[61b]) Nach U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Hermes 1903 S. 575—86 ist Apollon, wie Leto und Artemis, keine ursprünglich griechische Gottheit, sondern als Orakelgott an den Küsten Kleinasiens und auf den Inseln zu Hause, von wo ihn als einen Wandergott die Griechen schon im 2. Jahrtausend v. Chr. unter seinem ungriechischen Namen (vgl. auch Lato = lykisch ladi ‚Frau') nach Delphi übertragen und hier zu einem spezifisch dorischen Gotte umgebildet hätten; von hier hätten dann die Dorier ihn als ‚Pythios' nach Süden mitgenommen und besonders in Kreta heimisch gemacht. — Doch sind die homerischen Zeugnisse (Apollon in der Ilias als Schirmherr der Troer und Lykier, in der Odyssee ausschließlich ein griechischer Gott) für die religionsgeschichtliche Erklärung ‚der ungeeignetste Ausgangspunkt'. Mit Recht ist darum der kleinasiatische Ursprung bestritten worden von W. Aly, Der kretische Apollonkult, 1908 S. 57. Wenn auch der Pythios in Kreta aus dem dorischen Peloponnes gekommen sein mag (Kreta war in seiner frühdorischen Zeit eng mit Lakonien verbunden), so ist doch der Ausgang einer spezifisch dorischen Gestalt von Delphi ganz unwahrscheinlich. Hypothetisch ist aber auch die Erklärung des Apollon Delphinios (jedenfalls eines ursprünglichen Sondergottes) durch Aly (vgl. noch Klio 1911 S. 1—25).

[61c]) Vgl. G. Karo, Archiv f. Religionswiss. 1904 S. 150; Dussaud (Anm. 19) S. 249 f.: Britomartis, Europe und Pasiphaë als gleichbedeutende lokale Gottheiten. Zeus Asterios soll nach E. Bethe, Minos, Rhein. Museum 1910 S. 200—32 mit Minos d. i. einem älteren Stiergotte der vorgriechischen Kreter gleichgesetzt worden sein, von denen ein Volksteil immer dort gesessen habe, wo der Name Minos (Minoa: S. 105) später haften geblieben sei. Zum Ursprung und zur Entwicklung der kretischen Zeusreligion vgl. noch W. Aly, Philologus 1912 S. 457—78. Für den Ursprung der kretischen Kureten (Zeuspriester) ist von Wichtigkeit ein in Palaikastro entdeckter Hymnus, der von R. C. Bosanquet und G. Murray, Annual B. S. A. XV 1909 S. 339—65 veröffentlicht worden ist; dazu die eigenartige Erklärung von Miß Harrison, Themis 1912 (vgl. Anm. 53c) und J. Poerner, De curetibus et corybantibus, Halle 1913. Die diktäische Zeusgrotte (bei Lyttos: darüber Museo Italiano II 1888 S. 905—12, Annual B. S. A. VI S. 94—116; bestritten von J. Toutain: Revue de l'hist. des religions 1903 S. 348, 1912 S. 277—91, J. Beloch: Klio 1911 S. 433 = Gr. Gesch. I 1[2] S. 112) hat ihre Bedeutung verloren, als durch die in Kreta eindringenden Dorier eine andere Grotte des Zeus am Nordabhange des Ida als Kultort in Aufnahme kam (Museo Italiano a. a. O. S. 689—904, Karo a. a. O. S. 118 f.).

[62]) Vgl. Od. *η* 80 f., dazu Ed. Meyer II S. 15, Beloch I[2] S. 155; ohne durchschlagenden Grund bestritten von C. Wachsmuth, Pauly-Wissowa, Real-Encycl. Erg.-Heft 1903 S. 159; vgl. auch H. Usener, Götternamen, 1896 S. 232 und R. Nadrowski, *Ἐπιτηρὶς τοῦ ἐθνικοῦ*

παν. επιστημίον (Athen) V 1908/9 S. 199 bis 203.

[62a]) Vgl. L. Malten, Hephaistos. Jahrbuch der k. deutschen archäol. Instituts 1912 S. 232—64, wonach Hephaistos ein ursprünglich lykischer Gott des Erdfeuers sein soll (vgl. Anm. 61b).

[62b]) Dionysos ist gleichwie Demeter als ein Vegetationsdämon erklärt von Frazer V (ähnlich Miß Harrison, Prolegomena S. 423 f.: als Gott des Bieres). Dagegen leitet P. Foucart (Le culte de Dionysos en Attique, 1904; ähnlich St. Schneider, Wiener Studien 1903 S. 147 f.) den attischen Dionysos aus Aegypten her, indem er Demeter mit Isis, Dionysos mit Osiris gleichstellt (phantastisch!); verschieden hiervon seien ein thrakisch-thebanischer und ein kretisch-ägyptischer Dionysos. Vgl. Anm. 72a.

[63]) Vgl. den gemalten Sarkophag von Hagia Triada (Anm. 58a) mit G. Weicker, Der Seelenvogel in der alten Literatur und Kunst, 1902 und O. Waser, Archiv f. Religionswiss. 1913 S. 336 f. Ueber eine in Hagia Triada gefundene kleine Sphinx aus Steatit, die chaldäischen Typus aufweist, vgl. R. Paribeni, Monumenti antichi XIV 1904 S. 77 f., A. Della Seta, Rendiconti d. R. Acc. dei Lincei 1907 S. 699—715, (Omero Abb. 150). Die Mischwesen wollte Karo (Anm. 61c) 1904 S. 154 nur als dämonische Wesenheiten anerkennen, andere haben ihre religiöse Bedeutung überhaupt geleugnet. Hiergegen Dussaud (Anm. 19) S. 242 f., vor allem über den Minotaurus (vgl. Abb. 72: mit Benediktionsgeste d. i. ausgestreckten Armen mit aufgerichteten Vorderarmen), dem ein Kult gewidmet gewesen sein muß.

[63a]) Unter den Idolen, die von den primitivsten Terrakottafiguren (vgl. Anm. 51d, 57a) bis zu den kunstvollsten Schöpfungen der Fayencetechnik sich entwickeln (Anm. 43c, 51c) sind bemerkenswert die Halbfiguren auf zylindrischer Basis aus Knosos, Hagia Triada, Gurnia (vgl. Abb. 74, 101), die auch noch in der archaisch-griechischen Kultur von Prinia vorkommen (Abb. 101: III Anm. 43b). Der religiöse Karakter dieser Figuren ist mir trotz Dussaud (Anm. 19) S. 232 unzweifelhaft, wenn ich auch mit Dussaud die phantastische Erklärung des Marmorkreuzes von Knosos als Mittelpunkt eines Kultus (Evans, vgl. Anm. 43c) nicht billigen kann. Von den Kultsymbolen der Doppelaxt, die auch wohl auf einer abgestuften, pyramidenförmigen Basis aufgestellt war, von den Kulthörnern, Opfertischen, Tonmodellen von Kultgeräten u. dergl. ist wiederholt die Rede gewesen (Anm. 43b c, 45c, 51c d, 57, 58a). Große Götterbilder freilich scheinen in der minoisch-mykenischen Kultur noch ebenso unbekannt gewesen zu sein, wie ein eigentlicher Tempeldienst: ein wesentlicher Unterschied vom ägyptischen Religionswesen, den das Fehlen der Mumifizierung im Grabritus und die hervorragende Rolle von Priesterinnen (nicht Priestern) im Kultus bestätigen. Der ägyptische Einfluß kann also in den religiösen Dingen kein fundamental umgestaltender gewesen sein (Dussaud S. 268). Gegenüber der hierarchischen Gebundenheit jener Kultur ist auch auf religiösem Gebiete die Freiheit das karakteristische Zeichen des minoisch-mykenischen Kreises.

[63b]) Die Totenmaske (als Abbild des Lebens Trägerin der Seele im Jenseits?) kommt auffälligerweise nur in den Schachtgräbern von Mykenä vor (Anm. 52a). Sie zeigt hier einen ausgesprochen ‚achäischen' Gesichtstypus mit Schnurrbart und Backenbart (mit ausrasiertem Kinn), während die minoisch-kretischen Gesichter bartlos sind. Aegyptische Einflüsse im Totendienste schon der frühminoischen Zeit läßt der Gebrauch der kleinen tönernen Sarkophage (vgl. Anm. 58c) erkennen, die dem ägäischen Ritus fremd waren. Vgl. R. Paribeni, Monumenti antichi XIX 1909 S. 83 Anm. 2.

[63c]) Hier darf nicht übersehen werden, daß nach unseren früheren Ausführungen (Anm. 20) die Träger der älteren minoischen Kultur auf Kreta wohl noch keine Griechen gewesen sind, deren religiöse Anschauungen vielmehr erst in einer jüngeren Zeit von Kreta her und auf Kreta selbst den Einflüssen der minoischen Kultur unterworfen worden sind. Vgl. Anm. 53a g. E. und H. Prinz, Athen. Mitteil. 1910 S. 149 f.

[63d]) Homer, der für unser Wissen zuerst in naiven Spekulationen über die Herkunft der Götter und ihr Verhältnis zueinander sich erging (vgl. z. B. mein ‚Fünftes Buch der Ilias' S. 166 f., 404 f.), hat diesen Gegensatz auszugleichen versucht, indem er Zeus als den allmächtigen, aber auch gewalttätigen und selbst ungerechten Gebieter über Himmel und Erde und sogar über die Moira darstellte. Doch darf man bei Homer niemals vergessen, daß für die poetische Gestaltung seiner Götterfiguren und Götterhandlungen in erster Linie dichterische Absichten maßgebend sein mußten (vgl. Anm. 58d). Der letzte Versuch einer Urgeschichte der griechischen Religion bis auf Homer bei P. Meyer, Die Götterwelt Homers, Progr. 1907 läßt gerade dieses Element ganz außer Betracht. Immerhin liegt ein Stück Wahrheit in der Behauptung des Herodot II 53, daß Homer und Hesiod den Griechen die Theogonie geschaffen, ihren Göttern die Bezeichnungen, Ehren, Künste und Gestalten gegeben hätten; denn die Dichter sind auch die ersten ‚Gelehrten' ihres Volkes gewesen. Nur darf man nicht mit Gruppe diese Erkenntnis dahin übertreiben, daß die ‚Kunst' überhaupt der treibende Faktor dieser Entwicklung gewesen sei; die gesamte mykenische Periode mit ihrer reichen Kultur ist für Gruppe ein irrationaler Faktor, der außerhalb der Betrachtung bleibt.

[64]) Es ist mir nicht unbekannt, daß v. Below u. a. die verallgemeinernde Theorie eines ursprünglichen Gemeinbesitzes und ursprünglicher Gemeinwirtschaft bestritten und letztere als das Ergebnis einer sekundären Entwicklung erklärt haben. So hat auch R. Pöhlmann, Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt, 2. Aufl. 1912, I S. 56 f. im Gegensatz zu Ed. Meyer u. a. zu erweisen gesucht, daß die späteren kommunistischen Lebensformen in Sparta und Kreta ‚das naturnotwendige Korrelat des kriegerischen Gesellschaftstypus' seien (Aristot. Polit. VII 2. 5), der erst sekundär aus den besonderen Lebensbedingungen des spartanischen und kretischen Staates erwachsen sei. Darin freilich hat Pöhlmann Recht, daß man

den spartanisch-kretischen Kommunismus nicht ohne weiteres auf einen gemeinhellenischen Urtypus übertragen darf: er ist eine Eigenart des engeren peloponnesisch-dorischen Stammes. Auch ist der Rigorismus der kommunistischen Organisation in Sparta erst eine Folge der Abkehr von den Errungenschaften der ionischen Kultur, denen nach den neueren Ausgrabungen (Annual B. S. A. XIII 1907) Sparta im 7./6. Jh. sich keineswegs unzugänglich gezeigt hat. Die wesentliche Uebereinstimmung der kretischen mit den spartanischen Einrichtungen aber muß jetzt in eine sehr frühe Zeit hinaufdatiert werden, wonach es wahrscheinlich wird, daß die primitiven Anfänge dieser Gemeinschaftskultur doch in die nomadische Frühzeit des Stammes zurückreichen. Ein Analogieschluß läßt dann diese Verhältnisse auch auf den Kulturstand der ersten griechischen Besiedler des Balkans übertragen.

[64a]) Bei den nomadisierenden Bewohnern von Arabia Petraea, bei denen auch Ehepflicht und Blutrache noch fortleben, stehen neben den Fellachen und Kleinviehzüchtern die Kamelzüchter, der ‚Adel der Wüste'; vgl. Al. Musil, Arabia Petraea III 1908. Solche Gegensätze müssen natürlicherweise bei der Seßhaftmachung eine feste Form annehmen. — Aus dem Familieneigentum entwickelt sich später das Privateigentum, das schon zur homerischen Zeit (8. Jh.) völlig ausgebildet gewesen ist, was gegen P. Guiraud, La propriété foncière en Grèce jusqu'à la conquête Romaine, 1893 festgehalten werden muß. Doch hat sich vor allem im griechischen Erbrecht der Karakter des Eigentums als eines Familieneigentums, nicht eines persönlichen Besitzes bis in späte Zeiten erhalten. Ueber die Unteilbarkeit und Unveräußerlichkeit der κλῆροι in den Gesetzen des Pheidon von Korinth und des Philolaos von Theben, in Sparta, Elis, Lokris und Leukas vgl. Aristot. Polit. II 3. 7; 9. 7; 4. 4. Die im Text erwähnte spartanische Sitte (Plutarch Lyk. c. 16), die Pöhlmann als eine Legende erklärt hat, kann sehr wohl mindestens in der älteren Zeit, vielleicht aber auch noch in der klassischen Zeit praktisch ausgeübt worden sein.

[64b]) Vgl. R. Hirzel, Themis Dike und Verwandtes. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtsidee bei den Griechen, 1907; F. J. Engel, Ethnographisches zum Homerischen Kriegs- und Schützlingsrecht, Programme 1904—06 (Parallelen vor allem aus dem Arabischen: vgl. Anm. 64a). — Θέμις d. i. die Kundgebung göttlichen Willens durch den Stammesführer oder König, den Vertreter der Gottheit, und Δίκη d. i. das Recht im Gerichte stammen von den Göttern, die darum auch als die Garanten dieser Rechtsidee gelten; ein Strafrecht des Staates existiert noch nicht, somit auch noch kein Rechtsschutz durch den Staat; alle Rechtspflege ist vielmehr eine freiwillige, indem der einzelne, der sich aus eigener Kraft nicht zu schützen vermag, Schutz und Rückhalt in jenem Verbande findet, auf dem in primitiven Zeiten alles Gemeinleben beruht, der Familie. Vgl. G. Glotz, La solidarité de la famille dans le droit criminel en Grèce, 1904. So im wesentlichen noch bei Homer, vgl. J. H. Lipsius, Das attische Recht und Rechtsverfahren I 1905 S. 3 f. und R. J. Bonner, Classical Philology 1911 S. 12—36. Die Entstehung eines eigentlichen Rechtsstaates mit kodifizierten und darum allgemein gültigen Gesetzen, einem ius scriptum, fällt erst in die Zeit des ausgebildeten Adelsregimentes (7. Jh.). Sparta hat diese Entwicklung nicht mitgemacht.

[64c]) Auch im Blutrecht spielt die ἀνεψιότης eine Rolle. In Gortyn (Kreta) gehören zur engsten Verwandtschaft nur die unmittelbaren Deszendenten bis zu den Urenkeln, sowie die Linien der Brüder und Schwestern bis zu ihren Enkeln, mit einer Limitation auf das dritte Glied, wie sie der alt-arischen Sapinda-Familie entspricht, vgl. F. Bücheler und E. Zitelmann, Das Recht von Gortyn, 1885 S. 136; J. Kohler und E. Ziebarth, Das Stadtrecht von Gortyn und seine Beziehungen zum gemeingriechischen Rechte, 1912 S. 64.

[64d]) Vgl. Busolt I[2] S. 358 Anm. 1, 403 Anm. 4; die wichtigsten Stellen der Ueberlieferung auch bei Ed. Meyer I [1-3] S. 24 f. Das typische Land des Mutterrechtes noch in der klassischen Zeit war Lykien, vgl. J. Bachofen, Das Mutterrecht, 1861 (2. Aufl. 1897) und neuerdings H. Thiersch, Jahrbuch d. deutschen archäol. Institut. 1907 S. 235—40. Im übrigen vgl. Frazer (Anm. 53a) III und Miß Harrison (Anm. 53c).

[65]) Vgl. Schömann-Lipsius, Griechische Altertümer I[4] 1897 S. 273. Wenn auch bei den ältesten Griechen schon, soweit wir zu erkennen vermögen, die Ehe eine monogamische gewesen ist, so ist doch die Idee einer Heiligkeit der Ehe den Griechen stets unbekannt geblieben; demgemäß hat auch der Eheschließung eine religiöse Weihe stets gefehlt. — Das Erbtochterrecht ist gemeingriechisch, an manchen Orten aber, z. B. im kretischen Gortyn, schon frühzeitig gemildert worden. Die Verwandtenehe der Erbtochter aber bleibt überall, auch in Sparta und Kreta, die Regel. Ueber eine Vorehe von Minderjährigen in Kreta, wie bei Aegyptern und Juden, vgl. St. Brassloff, Athen. Mitteil. 1914 S. 203—08.

[65a]) Auch Homer kennt noch die Blutrache. Ein Nachhall ältester Anschauungen, wonach die Blutbuße bestimmt war, die Seele des Erschlagenen durch Totenopfer zu versöhnen, scheint Ω 592 f. erhalten zu sein, wo Achilleus dem Patroklos den ihm gebührenden Anteil an dem Lösegelde für die Leiche Hektors verspricht. An den anderen Stellen bei Homer dagegen ist die Blutbuße jedes religiösen Karakters entkleidet und zu einem bloßen Schadenersatz für die Familie des Getöteten geworden. Andererseits ist es bei Homer auch dem freien Entschlusse einer Familie anheimgestellt, durch Ausstoßung eines Mörders die Gesamtfamilie von der Verantwortlichkeit zu entlasten. Der Begriff einer Blutschuld, wonach vergossenes Blut den Mörder befleckt und zu einer religiösen Entsühnung zwingt, existiert bei Homer noch nicht; ihn hat erst die delphische Apollonreligion (durch die pylaisch-delphische Amphiktionie) in Griechenland verbreitet, wodurch die staatliche Ordnung

des Blutrechtes erst ermöglicht worden ist. Letztere aber ist in einem Kompromiß zwischen der Staatsgewalt und den aristokratischen Familienverbänden stecken geblieben, wonach noch Jahrhunderte lang die Blutprozesse an eigene Adelsgerichtshöfe zur Aburteilung überwiesen worden sind. Vgl. G. Glotz, Anm. 64b.

[60]) In Gortyn an die entfernteren Seitenverwandten innerhalb der Phyle: col. V 25 *οἵτινες κ̓ὄντι ὁ κλᾶρος*, d. i. die gens im Gegensatze zur Phratrie; vgl. J. H. Lipsius, Abhandl. d. sächs. Gesellsch. d. Wiss. 1909 S. 397, Kohler und Ziebarth (Anm. 64c) S. 47, 64 (vgl. das römische Zwölftafelrecht: gentiles familiam habento).

[60a]) Nach Ed. Meyer, Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1907 S. 508—38 (vgl. Gesch. d. Alt. I 1^3 S. 12f.) sind die Familien und die Geschlechtsverbände nicht die Vorstufen des Staates, sondern von diesem erst geschaffen worden, indem für die Einrichtung der Ehe das Anrecht des Staates auf die Kinder maßgebend war. M. E. auch eine Uebertreibung des Staatsbegriffs für die älteste Zeit, wovor Ed. Meyer selber warnt (vgl. auch Anm. 64b)!

[67]) Vgl. E. Szanto, Die griechischen Phylen, Sitzungsber. d. Wiener Akad. 1901 = Ausgewählte Abhandlungen 1906 S. 216—88. Die Phylenorganisation scheint bis in sehr alte, vielleicht in die älteste, nomadische Zeit des Griechentums zurückzureichen, wie man aus den sogenannten Stammphylen der Dorier: *Ὑλλεῖς, Δυμᾶνες, Πάμφυλοι* und der Jonier: *Γελέοντες, Ὁπλῆτες, Αἰγικορεῖς, Ἀργαδεῖς* abnehmen kann (vgl. zuletzt H. Bolkestein, Klio 1913 S. 424—50; anders J. Lezius, Philologus 1907 S. 321 f.).

[68]) Fraglich ist es, ob schon das älteste Königtum eine ausgebildete Gerichtsorganisation gekannt hat, wie sie in der Odyssee geschildert wird. Die Behauptung von L. Bréhier (De Graecorum iudiciorum origine, Paris 1899 S. 53 f. und La royauté homérique, Revue historique 1904 Bd. 84 S. 20 f. und 85 S. 11 f.), daß diese Gerichtsorganisation dem patriarchalischen Staate und noch der Ilias fremd gewesen sei, ist lebhaft bestritten von J. H. Lipsius (Anm. 64b) S. 3 f., wonach sich hierin ‚zwischen den verschiedenen Teilen der homerischen Gedichte keine wesentlichen Differenzen aufzeigen lassen'. Aehnlich R. J. Bonner, Classical philology 1911 S. 12—36, der mit Lipsius den schiedsrichterlichen Karakter der homerischen Gerichte betont. Vgl. auch III Anm. 28a. — Die Phantasien Frazers über den Ursprung des Königtums aus der Machtstellung von Zauberern (Anm. 53a: I^2) können auf sich beruhen bleiben. Ich halte daran fest, daß das Königtum aus der politischen Machtstellung des patriarchalischen Stammesführers sich entwickelt hat, die durch die Hausmacht einer gefestigten und reichen Familie zu einer absoluten Ueberlegenheit über den ganzen Stamm gesteigert war: vgl. S. 96.

[69]) In der Ilias *N* 715 sind noch die Lokrer nach primitivster Sitte nur mit Bogen und festem wollenem Wams bewehrt. Der Glockenküraß in Abb. 95 ist als Kriegswaffe bestritten, vgl. aber H. Ostern, Ueber die Bewaffnung in Homers Ilias, Diss. 1909 S. 70.

[70]) Nach W. Helbig, Mélanges Nicole, 1905 S. 233—40 soll auch die athenische Armee im 8. Jh. über 96 Streitwagen verfügt haben. Für Homer behauptet B. Niese (I Anm. 23) S. 119 nach rationalistischen Erwägungen, die älteren Schichten des Epos hätten den Streitwagen überhaupt nicht gekannt, während J. van Leeuwen, Mnemosyne 1906 S. 251 f. (= Commentationes homericae, 1911 S. 148—60) für ältere troische Lieder seine Verwendung nur bei den Troern anerkennt (die Wagen der Argiver in der Ilias sollen aus thebanischen Sagen stammen); nach Ed. Meyer II S. 304 wiederum ist der Streitwagen eine ‚Antiquität des traditionellen epischen Stiles'. Tatsächlich führen den Streitwagen bei den Troern 27, bei den Griechen nur 9 Helden, bei diesen auch niemals ein Held von untergeordneter Bedeutung, ja die beiden Aias und Odysseus überhaupt nicht. Dieser Gegensatz aber ist zumeist in poetischen Erwägungen begründet, indem der Dichter öfters einen zu Fuße kämpfenden Griechen dadurch verherrlicht, daß er ihn einen troischen Streitwagen besiegen und erbeuten läßt. Auch Erscheinen und Verschwinden der Wagen ist ‚nur mit dem poetischen Bedürfnis geordnet und nie besonders motiviert. Bei Patroklos' Auszug z. B. sind sie da, in der ganzen folgenden Schlacht aber werden sie nicht erwähnt' (Franz Enssenhardt, Die homerische Dichtung, 1875 S. 24). Im allgemeinen hat in den homerischen Schilderungen der Streitwagen nur die untergeordnete Bedeutung, einen einzelnen Helden an den Feind heranzubringen und ihm wiederum ein schnelles Zurückweichen zu ermöglichen. Wirkliche Wagenkämpfe, zumal der Kampf ganzer Wagengeschwader gegeneinander, werden selten erwähnt (Δ 297, Λ 748, vgl. *E* 193), vgl. F. Albracht, Kampf und Kampfschilderung bei Homer, Programme 1886/95; Hedwig Jordan, Der Erzählungsstil in den Kampfszenen der Ilias, 1905. Die allgemeine Kampfessitte bei Homer ist vielmehr das *προμαχίζειν* der adeligen Vorkämpfer (*ἀριστῆες*), das für das Heroentum des Achilleus und anderer Helden die tatsächliche und die dichterische Voraussetzung bildet. Eigentliche Massenkämpfe, die nur selten geschildert werden, lösen sich bald in Einzelkämpfe auf: vielleicht ein Nachhall alter mykenischer Kampfessitte. Eine geschlossene Phalanx soll nach W. Helbig (Ueber die Einführungszeit der geschlossenen Phalanx, Sitzungsberichte d. bayer. Akad. 1911 no. 12) in *N* 126/35 und *II* 212/17 geschildert sein, worin Helbig S. 16 f. aber nur, indem er den Begriff der Phalanx zu sehr preßt, jüngere Interpolationen erkennen kann.

[71]) Nach dem Stil der Wandmalereien (vgl. Anm. 35a) war der ältere Palast von Tiryns dem von Mykenä gleichzeitig. Aber auch schon in der prähistorischen Periode (vgl. Argos) war Tiryns besiedelt. Neolithisches indessen ist hier bisher nicht gefunden worden (vgl. Anm. 38c).

[72]) Der *συνοικισμός* ist aber nicht als eine tatsächliche Zusammensiedelung ursprünglich getrennter Gemeinwesen aufzufassen, sondern in erster Linie als ein politischer, staatsrechtlicher

Akt, wodurch die früheren staatlichen Sonderexistenzen zu einer einzigen Stadtgemeinde (mit einem einzigen Rathaus und Amtssitz: Thukyd. II 15) zusammengefaßt werden, während ihnen eine kommunale Selbständigkeit erhalten bleibt. Vgl. H. Francotte, La polis grecque, Paderborn 1907 S. 6 f.

[72a]) Vgl. neuestens P. Foucart, Les mystères d'Éleusis, 1914 S. 143 f. Seine Herleitung der eleusinischen Mysterien aus dem ägyptischen Isisdienste, die in die mykenische Zeit hinaufreichen soll (vgl. Anm. 62b), hat jedoch in der nur äußerlichen Beeinflussung der mykenischen Religion von Aegypten her (Anm. 63a) keine Stütze; zudem ist das ägyptische Götterpaar Isis-Osiris für Griechenland nur durch künstliche Konstruktionen zu gewinnen.

[73]) Nach O. Crusius (in Roschers Mythologischem Lexikon s. v.) ist die Kadmoslegende schon zur Zeit des älteren Epos ausgebildet, nach A. W. Gomme, Journal of Hellenic Studies 1913 S. 53—72, 223—245 (vgl. Annual B. S. A. XVIII 1912 S. 29—53) erst im Kreise der Logographen im 5. Jh.

[74]) Dazu vgl. A. Fick, Vorgriechische Ortsnamen, 1905 S. 27; Burrows (Anm. 16a) S. 11 f.

[75]) Vgl. E. Bethe (Anm. 61c). Dagegen nach W. Ridgeway, Minos (British Academy IV, Oxford 1911) war Minos ‚eher der Zerstörer als der Begründer der sogenannten minoischen Kultur' d. h. ein Repräsentant der erobernden Achäer, von denen die altkretischen Paläste zerstört worden seien. Dilettantisch ist das Buch von J. Baikie, The sea-kings of Crete, 1910.

Anmerkungen zum dritten Abschnitt

[1]) Vgl. O. Hoffmann, Die griechischen Dialekte III. Der ionische Dialekt, 1898; A. Thumb, Handbuch der griechischen Dialekte, 1909 (hier S. 311—14 Uebersicht über die Spezialliteratur). — Herodot I 142 bezeugt 4 lokale Mundarten der ionischen Volkssprache, die offenbar durch eine Mischung von griechischen und lokalen barbarischen Elementen entstanden waren. Dabei berücksichtigt Herodot nicht einmal das Inselionische (Amphiktionie von Delos) und das Euböisch-Attische, das in sich wiederum erhebliche Unterschiede aufweist.

[1a]) Die älteren ionischen Logographen, von Hekataios angefangen, sollen eine schlichte *Ἰάς* d. i. den Lokaldialekt von Milet geschrieben haben. Aber auch ihre literarische Sprache muß eine Hochsprache gewesen sein, die dann von Herodot mit bewußter Anlehnung an die homerische Sprache zu einer eigentlichen Kunstsprache entwickelt worden ist. Grundlage der Literatursprache Herodots ist das Neuionische mit seiner durchgeführten *ηλωσις* d. i. dem Schwunde des rauhen Hauchlautes (h = spiritus asper); aber schon *κ* für *π* gehört sonst nur dem älteren Ionismus an (Kallinos, Mimnermos; den ersten allerdings unsicheren inschriftlichen Beleg bietet eine sehr verstümmelte Opferordnung aus Erythrä 380—360 v. Chr. bei v. Wilamowitz-Moellendorff, Nordionische Steine, Abhandl. der Berliner Akad. 1909 S. 37 Z. 11); epischer Archaismus oder nachträgliche künstliche Archaisierung ist bei Herodot die Vernachlässigung der Vokalkontraktion in gewissen Wortklassen, z. B. *εε, ει, ευ, αι, αυ, οι, ουν*.

[1b]) Einen ‚äolischen Homer' erschlossen im Altertum bereits Zopyros und Dikaiarchos nach Anecdot. Roman. ed. Osann 1851 S. 5; von Neueren vgl. besonders G. Hinrichs, De Homericae elocutionis vestigiis Aeolicis, Diss. 1875 und die Uebersicht bei Cauer, Grundfragen[2] S. 147 f., Thumb S. 314 f. Mit dem altattischen Dialekt der Zeit Homers kann die homerische Sprache nicht identisch sein, da schon gemeinsame Karakteristika des Euböisch-Attischen in diese Zeit hinaufführen; die leichten Attizismen bei Homer erklären sich aus der Alphabetumschrift (vgl. I Anm. 47).

[1c]) Die wichtigsten Spracherscheinungen bei Homer, die aus einem alt-ionischen Dialekte nicht restlos erklärt werden können, sind: 1) das *F* (Dau-Digamma) im Anlaut (z. B. *Foί, Fέαος, Fέργον, Foῖκος, Fιδεῖν*) und Inlaut (z. B. *δFέος, FιFάχω*), vgl. I Anm. 16 und unten Anm. 5: spezifisch äolisch bei Homer sollen hier Uebergangsformen wie *αὐϊαχοι, ταλάϝοινος, ἀπούρας* aus *ἀFϊαχοι, ταλάFοινος, ἀπόFρας* sein; 2) langes *ā* an solchen Stellen, an denen der reine Ionismus *η* oder *ε* verwendet (nach Fick), z. B. *Ἀτρεΐδαο* neben *Ἀτρεΐδεω, πυλάων* neben *πυλέων* (*Π* 1, *M* 340), wie *ἵλαος* neben attisch *ἵλεως*; die Zwischenstufe *αο* <*ηο*> *εω*, die durch Umsetzung der Quantität verändert wird, fehlt bei Homer in den Flexionsformen, ist aber an anderer Stelle erhalten: *ναός* gemeingriechisch > *νηός* homerisch (neben *λαός*) > *νεώς* neuattisch; 3) vereinzelte Spracherscheinungen wie die Modalpartikel *κε(ν)* neben *ἄν*, dabei *κε(ν)* viermal so häufig als *ἄν* aus metrischem Grunde (beide Partikeln sogar verbunden *Ω* 437, *ι* 334: so auch im Arkadischen, vgl. Cauer[2] S. 160); die Personalpronomina *ἄμμες, ἄμμιν, ἄμμε* und *ὔμμες* usw. neben *ἡμεῖς, ἡμῖν, ἡμᾶς, ὑμεῖς* usw. (zu *ἡμῖν, ὑμιν* K. Witte, Rhein. Mus. 1913 S. 217 f.), vgl. auch *ἔμμεναι, ἀργεννός* u. ä.; das Zahlwort *πίσυρες* (äolisch *πίσσυρες*) neben *τέσσαρες*, vgl. auch *πέλωρ, πέλομαι*; das Partizip *κεκλήγοντες M* 125 anstatt *κεκληγότες* und danach ein sprachunrichtiges *κεκμηῶτι, τεθνηῶτος* u. a. m. Zu den Kasusausgängen *-οιο* und *-ου, -οισι* und *-οις, -ησι* und *-ης* vgl. neuestens K. Reichelt, Zeitschrift f. vergleich. Sprachforsch. 1910 S. 55—76 und K. Witte, Glotta V 1913 S. 8—47, zum Dativ. plur. auf *-εσσι* (als sicherstem Aeolismus) Witte, ebenda S. 48—57.

[2]) Vgl. Die homerische Odyssee, 1883; Die homerische Ilias, 1886; Bezzenbergers Beiträge 1896, 1899, 1900; Das alte Lied vom Zorne Achills (Ur-Menis) aus der Ilias ausgeschieden und metrisch übersetzt, 1902; Die Entstehung

der Odyssee und die Versabzählung in den griechischen Epen, 1910. — Die vor dem Jahre 700 im äolischen Smyrna entstandene Ur-Menis (1902) soll 4 Bücher zu 47, 41, 41, 47 elfzeiligen Strophen umfaßt haben, die in einer zweiten (in Chios: Einführung des Poseidon) und wieder in einer dritten Erweiterung (in Kreta: Einführung der Kreter) regelmäßig verdoppelt worden wären; endlich ‚Szenen des ersten Teils im Buch 2—8, soweit sie alt und echt sind, können nur in Zypern oder doch nur für ein zyprisches Publikum gedichtet sein'. ‚Träger der Ueberlieferung wie der Umwandlung soll ein smyrnäisches, später in Chios ionisiertes Sängergeschlecht der *Ὁμηρίδαι* gewesen sein; von diesen sollen auch bereits nach ihrer Ionisierung in einer ersten Uebergangsstufe Erweiterungen noch in äolischer, aber ionisch beeinflußter Sprache gedichtet worden sein (Glaukosepisode, Dolonie, Schildbeschreibung, Leichenspiele). Die Odyssee soll aus 4 äolischen Ur-Epen zusammengewachsen sein: Nostos (Kolophon), Gegennostos (Rhodos), Tisis (Kreta), Telemachie (Lakonien); zuerst Verschmelzung der beiden Nosten erst nach ihrer Ionisierung um die Mitte des 6. Jhs.; Schlußredaktion durch Kynaithos, der in Syrakus den neuen Schluß der Odyssee, die *σπονδαί*, verfaßt haben soll. — Die ‚Versabzählung' ist 1910 gar auf eine astronomische Basis gestellt, in Angleichung an Sonnen- und Mondjahr in ihren verschiedenen Gestaltungen. Was man doch nicht alles ‚wissenschaftlich' beweisen kann! Die ganze Beweisführung Ficks beruht auf dem Zirkelschlusse (1902 S. 86): ‚Läßt sich der gesamte notwendige Inhalt des alten Liedes in diesen soeben bestimmten Rahmen fassen, so muß der Dichter diese seine Dichtung schon in diesen Rahmen eingeschlossen haben'. Hier wird das, was bewiesen werden soll, als bewiesen vorausgesetzt. Die gewagten kritischen Operationen und Inkonsequenzen aber, die Fick zur Stütze seiner Theorie benötigt, sind nicht gerechtfertigt von F. Bechtel in: *Γέρας*, Festschrift für Fick, 1903 S. 17—32, der sogar in seinem Buche ‚Die Vocalcontraction bei Homer' 1908 von Fick abgerückt ist: da schon in *A*, das zum ältesten Bestande der Ilias gerechnet wird, die ionisch-attische Form *ἦεν* (= *ἦσαν*) ‚festsitzt', so sei ‚die Sprache schon jenes ältesten Bestandes der Ilias als eine Mischung zu bezeichnen; das rein äolische Epos vermögen wir nicht mehr zu erreichen' (S. XI). Mit anderen Worten: das ‚rein äolische Epos' beruht nunmehr auf einer bloßen Hypothese, für welche ein fester Beweis überhaupt nicht mehr erbracht werden kann. Zur Vokalkontraktion vgl. noch K. Witte, Glotta IV 1912 S. 209—42.

[3]) Dagegen besonders A. Ludwich, Berliner philol. Wochenschrift 1901 S. 1009—21. Wie durch das Zugeständnis Bechtels (Anm. 2) das linguistische Kriterium für eine Scheidung von Alt und Jung in der homerischen Sprache gefallen ist, so ist auch das aus der Bewaffnung der Helden gezogene hoplistische Kriterium, das der Iliasanalyse von Robert zugrunde liegt, heute unhaltbar geworden (vgl. S. 118 f.): die Fick-Robert-Bechtelsche Hypothese kann also ad acta gelegt werden. Der Versuch von Cauer, Grundfragen[2] S. 177, aus diesem mißglückten Experiment doch noch einiges Positive zu retten, nimmt den Kerngedanken eines äolischen Urepos oder äolischer Einzellieder auf, indem an Stelle der mechanischen Dialektumsetzung ein natürlicher Entwicklungsprozeß der epischen Sprache behauptet wird. Aber auch hier bleibt die Grundvoraussetzung unbewiesen.

[4]) Letzteres würde auch für Athen oder Jos usw. zutreffend sein, beweist aber bei einem fahrenden Sänger nichts für seine Heimat. Die Abstammung der chiischen Homeriden von Homer hatte im Altertum schon Seleukos (bei Harpokr. s. v.) bestritten; als eine Sängergilde, gleich den inschriftlich bekannt gewordenen, dem 6. Jh. v. Chr. angehörigen Onitaden von Milet, erklärte sie v. Wilamowitz-Moellendorff, Sitzungsber. d. Berliner Akad. d. Wiss. 1904 S. 619 f.

[4a]) So J. Wackernagel, Kultur der Gegenwart I 8 (1905) S. 296. In der Tat ist die Dialektmischung auf Chios eine ganz andere als bei Homer, wo es sich gar nicht um einen eigentlichen Mischdialekt (wie etwa im Böotischen) handelt, sondern um einen gleichzeitigen Gebrauch verschiedenartiger Dialektformen, die unausgeglichen nebeneinander liegen, sogar mit Ausfall notwendiger Entwicklungsstufen (vgl. Anm. 1c unter 2). Das ist nicht die Art einer natürlichen Dialektmischung, die die verschiedenartigen sprachlichen Einzelerscheinungen wiederum zu einem im ganzen einheitlichen Sprachbilde zusammenschweißt.

[4b]) Vgl. M. Kleemann, Vocabula homerica in Graecorum dialectis et in cotidiano sermone servata, Progr. 1876. So hat auch das kanadische Französisch Sprachelemente der Zeit Ludwigs XIV. bewahrt (G. Murray, The rise of the Greek epic,[2] 1911 S. 244), das Italienische von Korfu Sprachelemente des Altvenezianischen (D. Quinn, Helladian vistas, 1908 S. 250). Zum äolisch-ionischen Mischdialekt vgl. die Sprache der späteren Arkader (II Anm. 1a).

[5]) Nach einer Statistik von W. Hartel, Homerische Studien III 1874 S. 62 f. stehen 3354 Fällen mit Einwirkung des *F* andere 617 gegenüber, bei denen die Wirkung des *F* vernachlässigt erscheint. Wenn von letzteren auch gegen 300 mit Leichtigkeit korrigiert werden können, so bleiben doch genug Stellen, an denen das *F* nur mit großer Gewaltsamkeit hergestellt werden kann oder gar der ganze Vers als junge ‚Interpolation' getilgt werden muß. Während nun Bentley, Bekker, Nauck, neuestens van Leeuwen (Ilias 1912/13) im Widerspruch mit der Ueberlieferung den Standpunkt vertreten, der Dau-Laut sei der homerischen Sprache erbeigentümlich, sodaß seine Vernachlässigung in echten Versen nirgends anzunehmen sei, behauptet Cauer, Grundfragen[2] S. 99 f. (mit F. Solmsen, Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre, 1901 u. a.), daß das *F* der Mundart, in welcher die Epen vollendet wären, überhaupt fremd gewesen sei, mithin seine Wirkung nur aus älterer ‚äolischer' Sangesübung als eine metrische Freiheit in den Sprachgebrauch jüngerer ionischer Sänger übernommen sein könne. Aber die ‚metrische Freiheit' ist ein Widerspruch zu der auch von Cauer[2] S. 159 angenommenen künstlichen Dialektmischung, die in der fehlenden Flexionsstufe *ᾱο* <*ηο*> *εω* deutlich heraustritt (vgl. Anm. 1c mit 4a). Sicherlich ist das *F* urgriechisch: dorisch, altäolisch, aber auch altionisch (Jawan! vgl. II Anm. 9 und 10). A priori kann also die Möglichkeit nicht geleugnet werden, daß die Jonier des 8. Jhs. das *F* noch gekannt haben, wenn auch seine Zersetzung bereits im vollen Gange sein mochte. Man vgl. das bei Homer noch in weitem Umfange bewahrte h (vgl. Anm. 1a), das die Aeoler des 7. Jhs. und die Jonier des 5. Jhs. schon völlig ausgemerzt haben, während im Gemeingriechischen ein älteres *F* mehrfach in h übergegangen ist: *ἕννυμι, ἑκών, ἕσπερος, ἑστία*, ebenso *σF* in h: *ἡδύς, ἱδρώς, οἷ*. Die wenigen sicheren Einzelfälle bei Homer aber, in denen eine Sonderentwickelung des *F* mit dem Aeolischen stimmt, müssen nicht notwendig verallgemeinert werden. Es steht also nichts im Wege, auch das *F* bei Homer als ein urgriechisches Sprachelement zu betrachten, das auf dem Wege über das Altionische bei Homer konserviert ist. Die Grundlage der homerischen Dialektmischung ist mithin in einer natürlichen Sprachentwicklung begründet; die besondere Art der Mischung aber ist ein Kunstprodukt, an welchem die archaisierende Tendenz des Schöpfers von Ilias und Odyssee einen besonderen Anteil haben muß. Denn als ‚Aeolismen' haben jene Eigentümlichkeiten der homerischen Kunstsprache weder an sich noch im Sprachstile eines ionischen Kunstdichters Berechtigung; als ‚Archaismen' finden sie aus der Gesamttendenz der Dichtung eine natürliche Erklärung, zumal die geniale Individualität ihres Verfassers sicherlich nicht nur dichterisch, sondern auch sprachschöpferisch sich betätigt haben muß. Nur daß für die moderne Sprachwissenschaft die individuelle Tat der Sprachschöpfung eines Dichters nicht zu existieren scheint!

[5a]) Vgl. auch die treffliche kritisch-exegetische Ausgabe der Ilias von W. Leaf, 2. Bearbeitung, London 1900/02 und die kritische Gesamtausgabe Homers von D. B. Monro und T. W. Allen, 5 Bde., Oxford 1902/12.

[6]) Von der Realität des troischen Krieges und der von Ritschl ferner behaupteten Erweiterung kurzer, in äolischer Sprache komponierter Epen, ihrer Uebertragung in den ionischen Dialekt und ihrer Aufzeichnung zu Anfang der Olympiadenrechnung können wir hier absehen.

[7]) Die vergleichende Mythologie eines Adalbert Kuhn (vgl. seine ‚Hinterlassenen mythologischen Abhandlungen' 1912; herausgegeben 31 Jahre nach dem Tode ihres Verfassers), Max Müller, L. Preller u. a., die die Natur in ihren Erscheinungsformen, vor allem die großen Himmelskörper als Träger des Gottesbegriffes in einer indogermanischen Urreligion betrachtete (‚meteorologische Richtung'), hatte den Urquell der Mythenbildung in elementaren Naturereignissen wie Sommer und Winter, Tag und Nacht, Morgen- und Abendröte, Regen und Sturm erkennen wollen, die man anthropomorphisch zu göttlichen Erlebnissen, Liebesschicksalen, Kampf und Tod der Götter umdeutete (vgl. II Anm. 59). So wurde auch der Kern der Heldensage mythisch gewertet als eine symbolische Darstellung von Vorgängen in der Natur (vgl. Anm. 8d, 16a). Seit O. Gruppe, Die griechischen Kulte und Mythen, 1887 ist diese Betrachtungsweise einigermaßen unmodern geworden, indem man an Stelle von Lichtgottheiten heute Erddämonen oder Totengeister bevorzugt. Demgegenüber hatte die ‚historische' Mythologie eines Otfried Müller (Prolegomena 1825), für den die Frage nach der ursprünglichen Bedeutung der Götter außer Betracht stand, den Ursprung des Mythos nicht aus einer religiösen Idee, sondern aus den vorhistorischen Schicksalen einzelner Stämme erklären und nach diesen ‚Stammesmythen' eine Urgeschichte der griechischen Stämme konstruieren wollen, wie schon im Altertum Euhemeros um 300 v. Chr.: ein Heros der griechischen Sage, der irgendwo gottesdienstliche Verehrung genoß, sollte hierdurch als eine ursprüngliche Lokalgottheit sich erweisen und damit auch den angeschlossenen Mythos lokalisieren; gleichermaßen sollte die persönliche Verbindung von Helden und ihren Schutzgottheiten in der Heldensage aus altem Geschlechter- und Stammeskultus sich erklären und damit wiederum eine Lokalisierung und Pragmatisierung des Mythos gestatten, (wobei fortgesetzt die mythenbildende Phantasie des Volksgesangs mit echter historischer Erinnerung gleichgesetzt wurde). Wenn nun auch die neueren Vertreter dieser Richtung wie v. Wilamowitz, Robert, Bethe u. a. das Nationalitäts- oder Stammesprinzip O. Müllers fallen gelassen haben, so hält man doch unentwegt an seiner Methode der Lokalisierung von Gott-Heroen fest, woraus man dann wieder auf Sagenverschiebungen d. i. Wanderungen einzelner Sagenkomplexe und ihrer Träger von einem zum anderen Orte schließt (vgl. S. 116). Eigenartig fortgebildet ist diese Anschauung von H. Usener, ‚Der Stoff des griechischen Epos' 1897 (= Kleine Schriften IV 1913 S. 199—259), nach dessen Anschauung zwar geschichtliche Ereignisse, ‚Wanderungs- und Eroberungszüge achäisch-äolischer Stämme', die Sagenbildung angeregt haben; aber nicht geschichtliche Persönlichkeiten seien darin idealisiert und in die Sphäre der Gottähnlichkeit erhoben worden, da sich in der griechischen Sage nicht ein einziger Name als geschichtlich nachweisen lasse (ein methodisch unberechtigtes Verlangen, vgl. Anm. 10; die phantastischen Etymologien in Useners ‚Götternamen' 1896 sind kein Beweis); vielmehr seien hier mythische Persönlichkeiten, an denen der Begriff des Kriegshelden, des Retters, des Stadtgründers haftete, an die Stelle echter geschichtlicher Helden geschoben, nachdem ein geschichtliches Ereignis oder der schöpferische Gedanke eines Dichters die alten mythischen Erinnerungen ausgelöst hätte; Voraussetzung des ganzen Vorgangs aber sei der Kultus der Ahnen (vgl. Anm. 16a).

[7a]) Anders P. Jensen, Das Gilgamis-Epos und Homer, Zeitschrift f. Assyriologie 1902 S. 125 f., 413 f. und vor allem C. Fries, Klio 1903 S. 372—96, 1904 S. 227—51 und Studien zur

Odyssee I (Das Zagmukfest [d. i. das babylonische Neujahrsfest] auf Scheria) 1910, II (Odysseus der bhikshu) 1911. Phantasmagorien!

[8]) Vgl. W. D. Geddes, The problem of the Homeric poems, 1878 S. 236 f.; Cauer, Grundfragen[2] S. 191 f. Zur Etymologie des Namens Achilleus vgl. neuerdings Th. Zielinski, Philologus 1896 S. 583: *Ἀχί(λ)λος* als Koseform zu *Ἀχαιοί*, wie Romulus zu Roma; J. van Leeuwen, ‚De nomine Achillis', (Mnemosyne 1906 = Commentationes Homericae, 1911 S. 213—17) stellt **ἄχις* (Aal) > *ἀχιλύς* > *ἀχιλεύς* parallel mit dem ‚Zwillingsstamm' **ἴγχις* > *ἴγχελυς* (Aal); P. Kretschmer, Glotta IV 1912 S. 305 verbindet *Ἀχιλεύς* als ‚Schmerzensreich' mit *ἄχος* ‚Schmerz'. Phantastisch aber ist es, wenn S. Reinach (II Anm. 54) seine totemistische Theorie auch auf altepische Stammesnamen der Griechen überträgt und in diesem Sinne z. B. I S. 26 *Μυρμιδόνες* mit *μύρμηξ* ‚Ameise', III S. 67 *Πελασγοί* mit *πελαργός* ‚Storch' (vgl. S. 52) zusammenbringt. — Musen: vgl. den Formelvers *ἔσπετε νῦν μοι μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι* (*B* 484, *Λ* 218, *Ξ* 508, *Π* 112) mit dem vorionischen *ἔσπετε* und dem (uralten? vgl. Cauer[2] S. 176) Reim. Ein anderer alter Musensitz war am Helikon in Böotien.

[8a]) Wir kontrollieren das im Rolandsliede, in welchem dem menschlichen Haupthelden Züge des Wotan angedichtet zu sein scheinen, in den serbischen und den großrussischen Liedern, wo historische Bestandteile der Sage später durch mythische verdrängt worden sind (vgl. I Anm. 34a; Wollner [vgl. S. 28] S. 31 f.). Eine Petitio principii aber ist es, wenn man es leugnet, daß bei den Griechen ein ursprünglicher Heros d. h. ein sterbliches Wesen jemals zum Gott geworden sei, daß überhaupt Heroenkult und Ahnenkult zueinander in engeren Beziehungen ständen (so Ed. Meyer II S. 428 und Hermes 1895 S. 273—88, doch vgl. II Anm. 37), wie man auch umgekehrt nur nach einer Petitio principii die sonderbare Behauptung aufstellen konnte, daß aus dem ‚Beinamen' eines Gottes sich ein Heldentypus entwickelt haben könne: vgl. dagegen die Ausführungen von E. Rohde, Psyche I[2] S. 175 f., 183 f. und Rhein. Mus. 1895 S. 29. Wie Ed. Meyer für seine Behauptung den Gottesbegriff nach einer ganz bestimmten Richtung pressen muß, so muß er auch neben den autochthonen Gott-Heroen sekundäre Bildungen und Uebertragungen annehmen (vgl. Anm. 9), z. B. neben dem echt-göttlichen Agamemnon von Sparta einen aus dem Epos entwickelten Kultus des Agamemnon in Chäronea und Klazomenä (Pausan. VII 5. 11), womit er sich selbst widerlegt (Cauer, Grundfragen[2] S. 232). Ad absurdum aber wird das Usenersche Prinzip durch die Uebertreibung geführt, selbst in gelegentlich auftretenden Nebenfiguren, wie z. B. Thersites *B* 211, Arylos und Kalesios *Z* 12 f., die man zwanglos nur als Erfindungen des Dichters erklären kann (Anm. 11), durch überkühne Etymologien und Kombinationen einen mythischen Inhalt finden zu wollen.

[8b]) Vgl. E. Bethe, Mythus Sage Märchen, Hessische Blätter für Volkskunde 1905 S. 122 f. Neben dem Göttermythos und der Heldensage reicht in die Zeit primitivsten dichterischen Gestaltens auch das Volksmärchen hinauf, das in der naiven Freude am Erdichten seinen Ursprung hat, das ich aber nicht mit W. Wundt (Völkerpsychologie II 1, 1905 und Archiv f. Religionswissenschaft 1908 S. 200—22) neben Sage und Legende als eine ursprüngliche, ja die ursprünglichste Entwicklungsform des Mythos betrachten kann. Die Götter und Helden eines Volkes sind sein persönlicher Besitz und bleiben darum bei ihm; die Märchenstoffe aber und mit ihnen die Märchenhelden sind unpersönlich und wandern von Land zu Land, weil sie nirgendwo eine feste Heimat haben (vgl. auch A. Lang, The world of Homer, 1910 S. 161 f.). Die historisch bedingte Heldensage und das naiv unwirkliche, oft phantastische Märchen müssen nun miteinander in unmittelbare Berührung treten, sobald das Volksmärchen lokalisiert und an irgend einen nationalen Typus angeschlossen wird. Dadurch verändert sich auch die Natur der Heldensage, die unter Umständen vom Märchen ganz überwuchert wird (vgl. die Gestalten eines Attila, Theodorich, Karl des Großen in der germanischen Sage: Jiriczek S. 51, 135, 159; die Volksepik der Kirgisen: S. 32; die großrussischen und die jüngeren serbischen und bulgarischen Lieder: S. 29, 26), ja sogar ganz im Märchen aufgehen kann (vgl. den finnischen Kalewala und die tatarische Epik). Als Charakteristikum echter Heldensage kann man hiernach ein zähes Festhalten an bestimmten Orten und Personen ansprechen (vgl. besonders die großrussischen Bylinen) und daneben gemeiniglich die epische Form, während die Ueberlieferung des Märchens, in welchem Personen der Heldensage nur zufällig die Akteure sind, vielfach Prosaerzählung ist (vgl. I Anm. 42).

[8c]) Vgl. Beloch I S. 134. Die Unverwundbarkeit des Achilleus kennen erst späte Quellen (Statius Achilleis I 269 f. u. a.); vgl. besonders O. Berthold, Die Unverwundbarkeit in Sage und Aberglauben der Griechen, 1911, der aber zu Unrecht das hohe Alter dieser Sage und ihre Beziehung zur ursprünglichen Göttlichkeit des Helden bestreitet. Ueber andere Erklärungen des Achilleus als chthonischen Heildämon oder als Windgeist vgl. Gruppe, Griech. Mythologie S. 616 f. und 845 f. (vgl. auch Anm. 8).

[8d]) Während die Ermordung Sigfrids durch Hagen (vgl. auch Achilleus und Paris) auf die Vernichtung der Sommersonne durch den Winter gedeutet wird, mögen Raub und Rückführung der Helena (als einer Mondgöttin: *Ἑλένη* = *Σελήνη*) auf die verschiedenen Phasen des Mondlichtes bezogen werden (vgl. R. Engelmann in Roschers Mythologischem Lexikon I S. 1977; V. Costanzi, Atene e Roma V 1902 S. 503 f.). L. Radermacher (II Anm. 57b) faßt den Helenamythos als eine ‚Hadesfahrt'. Ich erwähne noch die mit diesem Mythos verquickten ‚göttlichen Zwillinge' (*Γ* 236 f., vgl. II Anm. 60a).

[9]) Vgl. Anm. 8a. Die Behauptung von Ed. Meyer, der Heroenkult sei erst durch das Epos entstanden, stellt den Sachverhalt auf den Kopf. Auch die Gräber von Heroen, wie von geschichtlichen Persönlichkeiten wurden an verschiedenen

Orten gezeigt, so das Grab des Agamemnon in Mykenä und Amyklä, (das seines Sohnes Orestes in Tegea nach Herod. I 67), während das ‚Szepter des Agamemnon' in Chäronea verehrt wurde (vgl. S. 84 mit Jl. *B* 100 f.). Nun ist das Agamemnongrab in Amyklä offenbar das jüngere, unter dorischem Einflusse geschaffen; auch das widerspricht der Annahme eines altspartanischen Gottes Agamemnon. Die Nachweise dafür bei Fr. Pfister, Der Reliquienkult im Altertum, I 1909 S. 219 f. und 227.

[10]) Für die Nibelungensage hat schon Lachmann, Rhein. Museum III 1829 S. 435—64 als historischen Kern die schwere Niederlage der Burgunden unter Gundicarius durch die Hunnen im Jahre 437 erkannt; vgl. auch Jiriczek (I Anm. 41c) S. 83 f. Wenn in manchen Fällen, wie z. B. beim byzantinischen Digenis Akritas, die Identifikation versagt, so ist das ein Mangel unserer historischen Ueberlieferung, nicht der Volkssage.

[11]) Vor allem gilt das für die Nebenfiguren der Handlung, die vielfach schon in ihren ‚sprechenden Namen' die Erfindung des Dichters verraten, weil dieser ‚nie Jemand nennt, ohne ihm einen Namen zu geben' (Fr. Eyssenhardt [II Anm. 70] S. 24). Wie hierfür von Usener das mythologische (Anm. 8a), so ist von Bethe u. a. neuerdings das historische Erklärungsprinzip überspannt worden; vgl. dagegen mein ‚Fünftes Buch der Ilias' S. 93 f., 235[1], 272, 392 f. Nach der anderen Seite übertreibt Niese (I Anm. 23), wenn er S. 199 auch den Achilleus zu einer ‚ganz und gar poetischen Gestalt' stempelt, was nur für den epischen Heldentypus gilt.

[12]) Umgekehrt sind heroische Gestalten der Heldensage, wo sie nicht im Ahnenkultus autochthon erwachsen waren, unter der Einwirkung des Epos in fremde Kulte übernommen worden; ihre Lokalisierung im Kultus muß hier also wiederum von lokaler Pflege des Heldengesangs abhängig gewesen sein (vgl. Anm. 8a).

[13]) Vgl. auch Adrastos als ersten König von Sikyon (*B* 572), die Adrastostochter *Αἰγιάλεια* (*E* 412), *Αἰγιαλός* als älteren Namen von Achaia (*B* 575) und von Sikyon, *Αἰγιαλεῖς* als sikyonische Phyle (nach dem Heros eponymos *Αἰγιαλεύς*, Sohn des Adrastos oder des Inachos oder autochthon): Pauly-Wissowa, Real-Encycl. I S. 956/7. — Zur Verflechtung der Sagenkreise neuestens C. Corbellini, Studi italiani di filol. class. 1912 S. 337—49.

[14]) Vgl. Anm. 8d. Das Tempelchen des Menelaions, das als Grab- und Kultstätte der Helena und des Menelaos galt (Isokr. X 63, Pausan. III 19. 9), lag dem dorischen Sparta gegenüber am linken Ufer des Eurotas, wo jetzt die Spuren einer spätmykenischen Siedelung (Therapnai, vgl. Herod. VI 61) nachgewiesen sind: II Anm. 34. In der peloponnesischen Version der Helenasage sind Räuber der Helena Paris, ihre Retter Agamemnon und Menelaos, in der attischen Version Räuber Theseus, Retter die Dioskuren. Die Version des Euripides (Helenas Schattenbild von Paris geraubt, Helena selbst von Hermes nach Aegypten entrückt) ist nicht, wie Usener (Anm. 7) S. 11 f. und Cauer, Grundfragen[2] S. 200 meinen, älter als die Ilias, sondern offenbar eine sekundäre, harmonistische Konstruktion jüngerer Zeit, worauf schon der künstliche Götterapparat hinweist.

[15]) Damit behaupte ich nur, daß die Hauptkomplexe der Sage in jener Frühzeit sich zusammengeschlossen haben; mykenische Lieder dagegen können wir aus der Ilias ebensowenig wiedergewinnen, wie aus dem Nibelungenliede die Edda (vgl. I Anm. 50).

[16]) Man darf diese beiden Standpunkte, die beide a priori zulässig sind, nicht miteinander vermischen, vgl. II Anm. 29a. Sicher ist soviel, daß man im 9./8. Jh. das Troja der Heldenzeit nicht mehr kennen konnte, weil damals schon an seiner Stelle die bescheidene kimmerische oder trerische Niederlassung lag; ebensowenig kann erst in dieser Zeit Troja ein Mittelpunkt griechischen Heldengesangs geworden sein. So wird es wahrscheinlich, daß bestimmte geographische Erinnerungen in alten Trojaliedern sich erhalten hatten, deren Schilderungen in den Kulturverhältnissen der mykenischen Epoche (nicht mehr der thessalischen Urzeit!) wurzelten: fahrende Sänger aus der Argolis könnten am mykenischen Fürstenhofe von Troja sich aufgehalten und hier ihre lokalen Anschauungen gewonnen haben. Nach solchen topographischen Andeutungen mag dann vom Dichter der Ilias der Schauplatz der epischen Handlung konstruiert worden sein, wodurch gewisse Unklarheiten dieses Bildes zwanglos sich erklären. Allerdings kann auch die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt werden, daß der ionische Sänger Homer gelegentlich Troja selbst besucht und danach zwar nicht die topographische Grundlage der Dichtung erst geschaffen, aber doch die topographischen Ueberlieferungen berichtigt und ergänzt hat. Als Hauptgrundsatz der homerischen Poetik aber muß festgehalten werden, daß die Ortsdarstellung eines Dichters sich den Bedürfnissen der dichterischen Handlung anzupassen hat, nicht umgekehrt; denn nicht der Ort der Handlung ist das primäre, sondern die poetische Idee. Ein Dichter ist weder Geograph noch Geschichtsschreiber! Selbst bei einem gegebenen Schauplatze also steht es ihm frei, das geographische Bild in gewissen Zügen frei zu gestalten, wie ich selbst z. B. in meinem Roman ‚Der Pröpstinghof' (1907) das mit dem Bilde meines Heimatstädtchens getan habe. Dabei darf man nicht einmal eine absolute Konstanz des Bildes voraussetzen; denn der Dichter kann im Verlaufe seiner Dichtung den Standpunkt wechseln, ihn bald auf dieser, bald auf jener Seite nehmen, was z. B. für die Frage der Tore von Troja von Wichtigkeit ist (II Anm. 32). Vgl. u. a. auch die Formel *ἐπ' ἀριστερὰ μάχης* dazu mein ‚Fünftes Buch der Ilias' S. 163[1]. Endlich darf man auch Ilias und Odyssee nicht über denselben Leisten schlagen, da in historischen Liedern (von Troja) echte geographische Züge in höherem Maße sich fortzupflanzen pflegen, als in phantastischen Märchenliedern (von Odysseus): letzteres gegen die Skepsis Rothes!

[16a]) Vgl. W. Leaf, A companion to the Iliad, 1892 und neuestens Troy, 1912; Dörpfeld, Zinsler (Homer I[2] S. 35 f.) u. a. Leafs Behauptung, Trojas Bedeutung habe in jener

alten Zeit schon in der Beherrschung des Seeweges nach Nordosten gelegen, dürfte kaum den historischen Verhältnissen gerecht werden. Man vergißt dabei auch, daß im echten Volksepos zwar historische Persönlichkeiten, Oertlichkeiten und Ereignisse festsitzen, daß aber die Mittel der Kritik für sich es nicht gestatten, aus dem Epos allein die historischen Grundlagen zu erkennen (vgl. I S. 26, 29 mit Anm. 28b, 34a). Persönlichkeiten und Ereignisse fließen zusammen und ändern sich in ihrer Bedeutung (vgl. besonders den geschichtlich bedeutungslosen Ueberfall der Basken auf die Nachhut des fränkischen Heeres in einem Pyrenäenpasse 778, bei welchem nach Einhard auch Hruotlandus, Britannici limitis praefectus den Tod fand), werden wohl gar gänzlich erfunden (Zug der Nibelungen). — Noch bedenklicher ist es, eine epische Handlung mythisch zu deuten, wenn man z. B. im Kampfe gegen Troja den Ansturm himmlischer Mächte gegen die finstere Wolkenburg erkennen wollte, in der ein Dämon die goldene Sonne oder (nach Usener) im Hochsommer die segenbringenden Wasser des Himmels eingeschlossen habe (vgl. den Nibelungenhort). Diese mythische Vorstellung erkennt Usener (‚Heilige Handlung' 1904 = Kleine Schriften IV 1913 S. 447—67) ohne zureichenden Grund auch in einem delphischen Kultgebrauch, der Ilions Fall dargestellt haben soll; mithin sei die Zerstörung Trojas nur ein mythisches Symbol, das aus einer delphischen Kultlegende in das Epos eingedrungen sei. Und doch soll die Realität des troischen Krieges nicht bezweifelt werden! Es gehört schon die methodologische Verranntheit eines modernen Religionswissenschaftlers dazu, um einen solchen mythologischen Gallimathias ernst zu nehmen!

[16b]) Attila war an dem geschichtlichen Hunnensiege von 437 (Anm. 10) nicht beteiligt, wurde aber schon frühzeitig von der Sage damit in Verbindung gebracht. Hiermit verknüpfte sich die Sage vom gewaltsamen Tode Attilas (453) durch seine germanische Gattin Hildico, den man wiederum, indem man Hildico zur Schwester der Burgundenkönige machte, als Rache für die Vernichtung der Burgunden auffaßte. So noch in der ältesten nordischen Sagengestalt, in welcher die verräterische Einladung der Burgunden durch Etzel aus Gier nach dem Horte erfolgt, während Gudrun die Brüder mehrfach warnt und später ihren Tod an Atli rächt. In der deutschen Sagenfassung dagegen, die dem 9.—11. Jh. entstammt, nimmt Krimhilt (= Hildico = Gu(n)trun) schon die Werbung Etzels nur in der Hoffnung auf Rache an; von ihr wird verräterisch Etzel zur Einladung angestiftet, wodurch sie dann die Rache für Sigfrids Tod an ihren Brüdern gewinnt. Vgl. Jiriczek (I Anm. 41c) S. 67, 87, 113.

[16c]) Man beachte vor allem noch das romantische Motiv des Heereszuges (Wiedergewinnung eines Weibes: ähnlich im Nibelungenlied), der ein nördliches, thessalisch-troisches und ein südliches, peloponnesisches Sagenzentrum äußerlich miteinander in Verbindung bringen soll. Mit der Erkenntnis einer poetischen Fiktion dieses Motivs fällt auch die historische Grundlage des Heereszuges selbst, für welchen sich ein reales Motiv nicht nachweisen läßt (vgl. die Nibelungen). Das äußere Zeichen dieser Sagenkontamination ist die Wahl des Ausgangspunktes im Hafenorte Aulis, der zur mykenischen Zeit wie es scheint den Seeverkehr Böotiens vermittelte, aber weder zu Thessalien noch zum Peloponnes unmittelbare Beziehungen hatte, also weder im einen noch im anderen Kreise wurzelecht sein kann. Vielleicht darf man hierin ein Kompliment sagenschaffender Aöden (vgl. die kirgisischen Sänger: S. 31) an mittelgriechische, zumal böotische Fürsten vermuten, die hiernach die im Gesange behauptete Oberhoheit Agamemnons als eine poetische Erfindung erkennen mochten. Jedenfalls führt eine befriedigende Erklärung von Aulis unweigerlich wieder auf poetische Fiktion hin (vgl. Anm. 19).

[17]) Eine andere Brechung dieser Wandersage scheint in der Erzählung vom Argonautenzuge vorzuliegen (letzte Analyse von P. Friedländer, Rhein. Mus. 1914 S. 299 f.). Geschichtskonstruktion (des Ephoros?) aber ist der Ausgang auch der äolischen Wanderung von Aulis (Strabon IX 401), da zahlreiche Böoter sich daran beteiligt haben sollten (Thuk. VII 57. 5 u. a.). Doch vgl. S. 46 f.

[17a]) So gegen Ed. Meyer, Geschichte von Troas, 1877 und Gesch. d. Altert. II S. 203 f., 463 f., der S. 206 behauptet hatte, die Sage vom troischen Kriege sei nicht aus den Taten der Aeoler erwachsen, sondern als vorgeschichtliche Kunde ihnen überkommen, während er doch in den Kämpfen Achills die Wiederspiegelung geschichtlicher Erinnerungen zugab. Anders Brückner bei Dörpfeld, Troja und Ilion S. 557 f., der aus dem alten Athenaheiligtum auf Ilion und einem alten Kultgebrauch der hypoknemidischen Lokrer (zeitweilige Entsendung von zwei vornehmen Jungfrauen in den Dienst der ilischen Göttin, zur Sühnung des Frevels, den ihr Ahnherr Aias nach Eroberung von Troja durch Vergewaltigung der Kassandra begangen haben sollte) den Schluß zog, daß bereits lange vor Treren (vgl. II Anm. 29b) und Persern (Strabon XIII 600, dagegen aber Aristoteles-Polyb. XII 5. 6) die alte Stadt Troja von griechischen (lokrischen) Eroberern eingenommen und zerstört worden sei. Bestritten ist dieser Schluß durch v. Wilamowitz, Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1905 S. 319: Tempelgründung in Ilion im 6. Jh. auf Grund des jüngeren Epos, danach die Entsendung der lokrischen Jungfrauen durch ein Orakel veranlaßt. Doch vgl. neuerdings nach einer Inschrift aus der Mitte des 3. Jhs. v. Chr. Ad. Wilhelm, Die lokrische Mädcheninschrift, Jahreshefte d. österr. archäol. Institt. 1911 S. 163—256, bes. S. 172 ff.: ‚Der Brauch hält die Erinnerung an frühere Menschenopfer durch eine Verfolgung fest, die den Opfermenschen eine Gelegenheit zu rechtmäßigem Entweichen bietet' (S. 178). ‚Wer erweisen will, daß die Sage von dem Frevel des Aias gegen Athena erst auf Grund eines von den Lokrern geübten Brauches entstanden oder erfunden sei, hat für diesen Brauch eine von jener Sage unabhängige Erklärung zu liefern' (S. 185). Vgl. auch Fr. Hauser, ebenda 1912 S. 168—74.

[17b]) Nicht unmöglich wäre es auch, daß ältere und jüngere Kämpfe zwischen Griechen und Barbaren bei der Sagenbildung in eins zusammengeflossen wären, vgl. Anm. 16a.

[18]) Die Anfänge dieser Verschiebung liegen schon in der antiken Homererklärung, vgl. Schol. *BT* zu *Γ* 258, *A* zu *Z* 152 und *B* 681 mit Strabon V 221, VIII 369 f.; neuerdings nach einer Andeutung von Niese (I Anm. 23) S. 235 vor allem Busolt I [2] S. 223.[1], Beloch I S. 157.[4], Cauer, Grundfragen [2] S. 223 f. — Aber vgl. zu *Ἄργος ἱππόβοτον* schon Grabstelen von Mykenä (Abb. 17) mit dem rossebespannten Streitwagen; in *K* ferner reitet der argivische Held Diomedes, der auch gleichwie Agamemnon auf den Kampf vom Wagen sich versteht, der Dichter also denkt sich auch die Argolis als ein Pferdeland; zur Pferdezucht braucht es in der Tat auch heute noch (vgl. Leukas: Anm. 35) keineswegs die ausgedehnten Ebenen von Thessalien (*Δ* 202) oder Elis (*φ* 347): J. Ponten, Griechische Landschaften, 1914 S. 138 schildert das heutige Argos als ‚rossenährend'. Sehr wesentlich ist hier auch, daß ‚Argos' bei Homer öfters eine weitere Bedeutung hat (vgl. II Anm. 12), wodurch *πολύπυρον* (*O* 372) gegenüber *πολυδίψιον* (*Δ* 171) gerechtfertigt wird.

[19]) Indessen von einer sagengeschichtlichen Untrennbarkeit des Feindespaares Achilleus und Agamemnon (Cauer [2] S. 223 mit 541) kann nicht die Rede sein, wie Crusius (Anm. 20) sicher erkannt hat; doch muß ich im Gegensatze zu Ed. Meyer und Crusius in den ‚altäolischen' Trojaliedern Achilleus für ursprünglicher halten, als Agamemnon (vgl. S. 114). Die Ausfahrt von Aulis aber für thessalischen Ursprung der Achilleus-Agamemnonsage in Anspruch zu nehmen, bleibt trotz Cauer [2] S. 541 eine Taschenspielerei: trotz des ‚altäolischen Sprachgebietes' ist Aulis böotisch, nicht thessalisch, vgl. Anm. 16c. Ein positiver Beweis gegen Cauer liegt darin, daß Agamemnon als Heros wohl zum Peloponnes und zu Böotien, keineswegs aber zu Thessalien lokale Beziehungen hat; über die thessalische ‚Nymphe' Pelopia vgl. Costanzi (Anm. 20) S. 547[1]. Mit der Verschiebung von Argos nach Thessalien fallen auch alle Schlüsse über die Namen der Argeier und Danaer, die nach Cauer [2] S. 222 gleichfalls in Nordgriechenland zu Hause sein sollen; immerhin muß zugegeben werden, daß von den 159 Stellen der epischen Tradition, an denen *Δαναοί* erwähnt werden, keine eine bestimmte Beziehung zur Argolis aufweist. Vgl. hierzu II Anm. 3, 13, 33.

[20]) Bei F. Studniczka, Kyrene, 1890 S. 194 bis 205 = Kleine Schriften II S. 240—49; vgl. auch F. Stählin, Das hypoplakische Theben. Eine Sagenverschiebung bei Homer, Progr. 1907. Weitere Literatur in meinem ‚Fünften Buche der Ilias' S. 269.[4], wo im Anschluß an O. Crusius, Sitzungsber. d. bayer. Akad. d. Wiss. 1906 S. 749—802 die innere Haltlosigkeit jener ‚Sagenverschiebung' erwiesen ist. Vgl. auch A. Lang, The world of Homer, 1910 S. 183 f. und neuestens V. Costanzi, Rivista di filologia 1914 S. 548 f., der S. 552 f. auch die Bedeutung von *Ἑλλάς* und *Ἄργος* = ‚ganz Griechenland' für die Odyssee anerkennt (vgl. II Anm. 12).

[20a]) Vgl. Homer und die Heldensage, N. Jahrb. f. d. klass. Altert. 1901 S. 657—76, wonach in den homerischen Zweikämpfen stets ein Kampf von Nachbarn gegeneinander erkannt werden soll. An dieser Pärchentheorie hat Bethe auch in seinem Aufsatze ‚Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik' ebenda 1904 S. 1 bis 11 festgehalten, nun aber die troischen Helden Hektor, Paris, Aineias in die Troas zurückgeschoben, wohin ihnen zur Abwechselung jetzt die griechischen Helden folgen müssen. So vor allem Aias, der von Bethe zum Herrn von Rhoiteion am Hellespont und Eroberer Trojas gemacht wird; alte Aiaslieder sollen also zum Kern der troischen Sage umgedichtet sein (ähnlich auch N. Wecklein, Studien zur Ilias, 1905). In der griechischen Sage soll dann dieser Aias wieder ins Mutterland übertragen sein, indem man diesen einen, wie schon v. Wilamowitz annahm, in die zwei Gestalten des Lokrers (Sohn des Oïleus-Ileus!) und des Salaminiers (Sohn des Telamon: dazu P. Girard, II Anm. 57) zerfällt habe. Nach C. Robert (I Anm. 22) S. 408, der gleichfalls die beiden Aias identifiziert, soll der Salaminier, nach Bethe der Lokrer die ursprünglichere Gestalt gewesen sein. Am weitesten in diesen Verschiebungen geht die ‚Quellentheorie' D. Mülders (I Anm. 19), die den ‚Dichter' Homer von allen historischen Realitäten entlastet, damit aber die auf der gleichen Grundanschauung beruhende Methode Bethes ad absurdum führt.

[21]) Die Superiorität des Achilleus gegenüber den peloponnesischen Helden ist durch das Motiv des Zornes gewahrt und vom Dichter der Ilias in einer gewaltigen Steigerung durchgeführt worden. Ueber die zentrale Stellung des Achilleus vgl. u. a. G. Perrot, Journal des savants 1907 S. 577 f., dazu I Anm. 48.

[22]) Ueber die Parallelen in der germanischen Heldensage vgl. zusammenfassend Symons in Pauls Grundriß der germanischen Philologie II 1, 1893 S. 9 (= III [2] 1900).

[23]) Vgl. G. Murray [2] (I Anm. 45a) S. 141 bis 166, der sich diese Entwicklung als eine bewußte und gewollte Reinigung der alten Sage von inhumanen Zügen vorstellt; aber vgl. S. 27 über die Umbildung des serbischen Heldengesangs und A. Lang, The world of Homer, 1910 S. 260—80. Ueber den Schluß der Ilias vgl. W. Helbig, Rhein. Mus. 1900 S. 58—61, dessen Anschauung vom älteren ‚äolischen Epos' ich natürlich auf die ältere Gestaltung der Sage in epischen Einzelliedern übertragen wissen will. Vgl. auch Rothe, Die Ilias als Dichtung S. 347/8.

[24]) Eine alte ägyptische Parallele vgl. bei E. Lindl, Cyrus S. 48; dazu ein Siegelabdruck aus Knosos: Annual B. S. A. XI 1905 S. 13 (Burrows S. 14, Omero Abb. 171) und ein Goldring von Mochlos (Seager Fig. 52) mit J. van Leeuwen, De equo Trojano, (Mnemosyne 1901 =) Commentationes Homericae 1911 S. 174 f.: danach das ‚hölzerne Pferd' ursprünglich eine Metonymie für ein hölzernes Schiff (vgl. *ν* 81 f.).

[25]) L'épopée française du moyen âge est le produit de la fusion de l'esprit germanique, dans une forme romane, avec la nouvelle civilisation chrétienne et surtout française: ein geflügeltes Wort von Gaston Paris.

[26]) Vgl. den Quedlinburger Annalisten (10./11. Jh.) über Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim (Pöhlmann[2] [I Anm. 26] S. 85); dazu die Thidrekſage, däniſche und färöiſche Volkslieder (Jiriczek [I Anm. 41c] S. 163, 198).

[27]) Turmſchild und Rundſchild der mykeniſchen Epoche werden beide an einem *τελαμών* über der Schulter getragen, vgl. H. Oſtern (II Anm. 69) S. 13 f., G. Lippold, Griechiſche Schilde, 1909 (Münchener archäologiſche Studien S. 399 bis 504). Unſtatthaft iſt darum der Schluß von einem Schildriemen auf ‚mykeniſche' Bewaffnung (d. h. Turmſchild), wie etwa in *E* 796; nach *ἀσπίδος εὐκύκλου* iſt hier vielmehr ein Rundſchild anzunehmen. (J. G. Tayler, The Classical Review XXVII 1912/13 S. 222 f. erklärt *εὔκυκλος* als den breiten minoiſchen Häuteſchild ‚mit feſtem Rand', nicht ‚rund'). In ſpäterer Zeit kommt der Rundſchild am Telamon nur noch ausnahmsweiſe vor; gleichzeitige Verwendung von Turmſchild und Rundſchild aber, die wir in der Dipylonperiode finden, iſt in der mykeniſchen Zeit noch nicht nachzuweiſen (Lippold S. 466). Die auf homeriſche Gleichniſſe geſtützten Gegenbemerkungen von Fr. Winter, N. Jahrb. f. d. klaſſ. Alt. 1909 S. 689 ſind mit Erfolg bekämpft worden von Th. Plüß, Zeitſchrift f. d. Gymnaſialweſen 1910 S. 612—19, da eine Scheidung mykeniſcher und nachmykeniſcher Gleichniſſe bei Homer theoretiſch und praktiſch undurchführbar iſt; dagegen vgl. auch F. Pouljen (I Anm. 46a) S. 182/3.

[27a]) Studien zur Ilias, 1901 S. 179—80. Aber auch die ‚mykeniſche' Bewaffnung kann hier nicht anerkannt werden, die man vielfach nur nach einer petitio principii in den Dichter hineinkonjiziert hat; vgl. Anm. 27 und mein ‚Fünftes Buch der Ilias' S. 79, 123, 145 ff. Danach verwendet der Dichter bei ſeinen Helden immer diejenigen Angriffs- und Schutzwaffen, die ſeinen augenblicklichen künſtleriſchen Abſichten am beſten entſprechen, indem er es dem Hörer überläßt, etwa fehlende Mittelglieder der Handlung in ſeiner Phantaſie zu ergänzen. Vgl. auch Oſtern (II Anm. 69) S. 98 f.

[27b]) Vgl. Ed. Meyer II S. 209. Eine intereſſante Parallele für die Bewaffnung bieten die deutſchen Volksepen des Mittelalters: ‚Unzweifelhaft ſchildern die Dichter ſowohl im Nibelungenlied, wie in der Gudrun die Kultur ihrer Zeit, des hohen Mittelalters, und daher iſt die Bewaffnung durchweg die ritterliche, Vollrüſtung, dreieckiger Turnierſchild, lange Stoßlanze; aber an manchen Stellen, beſonders ſolchen, die von jeher den Kern der Sage bildeten, wie Saalkampf und Schlacht auf dem Wülpenſande, tritt die uralte Bewaffnung des Kriegers der Völkerwanderungszeit, großer Rundſchild und kurzer Ger, hervor, ohne daß die Dichter das Bewußtſein der Diskrepanz zu haben ſcheinen': Lenſchau in Burſians Jahresberichten 1904 III S. 126.

[28]) Berliner philolog. Wochenſchrift 1902 S. 452. Ich betone das gegenüber dem Mißverſtändnis meiner Anſchauung bei F. Pouljen (I Anm. 46a) S. 169 u. a. Die neuere Literatur vgl. I Anm. 22; vgl. auch U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Homeriſche Unterſuchungen S. 292; A. Roemer, Abhandl. d. bayer. Akad. d. Wiſſ. 1904 S. 586 f. und beſonders E. Belzner, Homeriſche Probleme I 1911 (gegen Cauer).

[28a]) Vgl. A. Fanta, Der Staat in der Ilias und Odyſſee, 1882; L. Bréhier (II Anm. 68); G. Finsler, N. Jahrb. f. d. klaſſ. Alt. 1906 S. 313—36 (= Homer I[2] S. 202—20); A. Lang, Homer and his age, c. 4/5; Seymour (I Anm. 22) c. 3. Gegen Finsler muß ich dabei bleiben, daß die Zeit Homers (8. Jh.) noch ein Königtum von Gottes Gnaden gekannt hat, wenn auch ſchon die Macht des Königtums durch den rivaliſierenden Adel weſentlich eingeſchränkt worden war. Finsler macht den methodiſchen Fehler, das ioniſche Königtum der homeriſchen Zeit, das aus dem politiſchen Zuſammenbruch der Wanderungen in neuen Formen ſich entwickeln mußte, an dem abſoluten Königtum der griechiſchen Frühzeit (vgl. S. 100) zu meſſen, von welchem nur aus älterer Sage noch Spuren bei Homer erhalten ſein können (Agamemnon!). Der abſolute Deſpotismus des Orients, den Finsler im trojaniſchen Staate finden will, beſchränkt ſich hier in Wirklichkeit auf den Harem des Priamos, der nicht einmal echt orientaliſch iſt, da auch hier nur eine einzige Frau als legitime Gattin gilt (vgl. in der griechiſchen Sage z. B. Herakles und die 50 Töchter des Theſpios). Wir haben im Hofe der Priamos ein Abbild kommuniſtiſcher ‚Hausgemeinſchaften' (entſprechend der ſüdſlaviſchen Zadruga: vgl. Pöhlmann [II Anm. 64] S. 15 f.), wobei aber nicht mehr mit Sicherheit erkannt werden kann, wie weit der Dichter primitive und moderne Züge in ſeinem im ganzen einheitlichen Staatsbilde zuſammengemiſcht hat, weil im einzelnen die hiſtoriſche Kontrolle fehlt.

[29]) ‚Daß hier an wirkliche Schrift gedacht iſt, hätte nie beſtritten werden ſollen' (Cauer[2] S. 259), wie es neuerdings doch wieder mit einer Deutung auf ſymboliſche Zeichen geſchehen iſt von Chriſt[4] S. 61, Belzner I S. 82 und Ad. Roemer im ‚Nachwort' dazu S. 140 f. In der Tat ſcheinen die *σήματα πολλά* und der *πίναξ πτυκτός* V. 168/9 hier ‚förmlich nach der Buchſtabenſchrift zu rufen' (Roemer S. 143). Aber freilich hat, wie ſchon das Altertum erkannte, *γράφειν* bei Homer ſonſt ſtets die Wortbedeutung ‚einkratzen, einritzen' (‚ſchreiben' wäre ſingulär), *σῆμα* ſonſt nur die Wortbedeutung ‚Zeichen' (nicht ‚Buchſtabe'): ſo gewiß auch *H* 175, 187/9, ebenſo ſicher wegen der Einzahl *Z* 176, 178. Danach muß nun auch *Z* 168 erklärt werden umſomehr als die beiden entſcheidenden Stellen *Z* 168 f. und *H* 175 f. im Anfange und Schluſſe derſelben 4. Rhapſodie (*Z* bis *H* 312) miteinander korreſpondieren, alſo gar nicht voneinander getrennt werden können. Die Schwierigkeit löſt ſich mit der Erkenntnis, daß der Dichter alles getan hat, um auch in der Briefſzene die Annahme eines eigentlichen Schriftgebrauchs unmöglich zu machen, obwohl er ſicher ſelbſt geſchriebene Briefe gekannt hat (vgl. I Anm. 17c). D. h. der Dichter hat aus der ihn umgebenden Kultur den Brief (*πίναξ πτυκτός*) als poetiſches Motiv übernommen, vielleicht nur, weil ein ſolches Motiv ſchon in einem älteren Liede als integrierender Beſtandteil der Sage geprägt worden war (vgl. den Urias-Brief); aber weil er ſich archaiſierend die Helden der Heroenzeit als unkundig des Schreibens vorſtellte, ſo ſollte der ‚Brief' des Proitos, der zwar die äußere Form eines Briefes hat, doch im Weſen etwas anderes ſein, als der geſchriebene Brief der eigenen Zeit, ſollte deshalb in einer Art Hieroglyphenſchrift verfaßt ſein: ob in ägyptiſchen oder lykiſchen (Draheim [I Anm. 44a] S. 64) Zeichen, bleibe dahingeſtellt. (Vgl. auch Finsler I[2] S. 68). Die ‚mykeniſche' Schrift (S. 72), die Homer jedenfalls nicht mehr gekannt hat, kann hier nicht in Betracht kommen.

[29a]) In der Dolonie iſt das Reiten (nicht Fahren, wie noch W. Leaf wollte) durch die beſondere Situation dichteriſch begründet, vgl. Schol. *A* zu *K* 499 mit Roemer (Anm. 28) S. 588 und Belzner I S. 46. Wenn außerdem nur noch zwei Gleichniſſe das Reitpferd (*O* 679 Kunſtreiterei) erwähnen, ſo iſt klar, daß der Dichter in der epiſchen Handlung ſonſt bewußt von ſeiner Einführung abſieht, offenbar einem vorgefaßten Bilde von der Kampfesart der alten Heroen entſprechend. Auch für die Verwendung des Streitwagens verſagt das hiſtoriſche Erklärungsprinzip ganz, weil ja die Zeit Homers noch den Streitwagen gekannt hat (vgl. II S. 101 mit Anm. 70). Nur der *Γερήνιος ἱππότα Νέστωρ* iſt offenbar formelhaft, alſo alt, wie der Fußkämpfer Aias mit dem großen Schilde.

[29b]) Was gleichfalls ſchon Ariſtarch bemerkte: vgl. Roemer und Belzner I S. 15.

[30]) Vgl. Anm. 61. Eiſerne Waffen (vgl. Bérard [II Anm. 22] I S. 435) *Δ* 123, *H* 141, *Σ* 34, *Ψ* 30 f., *τ* 294 = *τ* 13; daneben in der Ilias mehrfach eiſerne Hausgeräte und nicht weniger als 15mal *σιδήρειος* in übertragenem Sinne (Cauer[2] S. 282). Die öfters behauptete Koſtbarkeit des Eiſens für Homer iſt mit Recht von Belzner I S. 30 f. beſtritten worden. Zwar findet ſich das Eiſen ſchon gegen Ende der eigentlich ‚mykeniſchen' Zeit (II Anm. 16, 45); doch mochten wohl die älteſten Eiſenwaffen noch unzuverläſſig ſein, wie die Parallele der von einheimiſchen Schmieden hergeſtellten Eiſenwaffen bei den Galliern 225 v. Chr. (Polyb. II 33. 3), Skandinaviern des 10. Jhs. und Schotten des 18. Jhs. nahelegt (A. Lang, Revue archéologique 1906 S. 280—96, Homer and his age S. 176—208, The world of Homer S. 96—104). Eine kurze Uebergangszeit verwendet darum Waffen aus Bronze, Geräte aus Eiſen: ſo nach Grabfunden von Gezer (Macaliſter, Palestine Exploration Fund 1903 S. 190). Man darf aber daraus nicht mit Lang Anſchauungsrealismus und eine ſpezifiſche Zeitmarke der homeriſchen Schilderungen erſchließen, deren hohe Kunſt in die Wirren der Uebergangszeit nach den Wanderungen kaum hineinpaßt; ebenſowenig darf man aus dem wechſelnden Gebrauch bei Homer mit Beloch und Cauer[2] S. 279—86 eine ſchichtweiſe Entſtehung des Epos ableſen wollen. Auch mit Atheteſen (Beloch [Anm. 61] und W. Helbig, Hermes 1897 S. 86—91) iſt hier nicht zu helfen. Formelhaft freilich ſind die ‚ehernen' Waffen (wie man heute vom ‚ehernen' Mund der Geſchütze redet); formelhaft der *ἀνὴρ χαλκεύς* vom Eiſenſchmied *ι* 391, wonach man mit Beloch I 2[2] S. 120 f. annehmen darf, daß ‚der epiſche Stil ſich in der Bronzezeit ausgebildet hat'; doch verwirft B. ſelbſt den Verſuch, ‚eine Ilias zu konſtruieren, die das Eiſen nicht kennt'. In der Tat erklären ſich die Unterſchiede der Verwendung zwanglos aus poetiſchen Erwägungen des Dichters, der vor allem im Gleichnis (*ι* 391 f.), im Sprichwort (*π* 294 = *τ* 13), im ſchmückenden Beiwort (*σιδήρειος* tropiſch, *πολύχμητος σίδηρος*: Belzner I S. 26) moderne Züge nicht rigoros ausſchließt. Vgl. Rothe, Ilias S. 73 f., Finsler I[2] S. 128 f. und über den Gebrauch der Waffen oben Anm. 27a, II Anm. 70.

[30a]) Bei Homer erſcheint nur das gebratene Fleiſch (Ariſtarch zu *Ψ* 362) der gemäſteten Rinder, Schafe und Schweine als eine der Helden *würdige* Nahrung; Wildgeflügel und Fiſche gelten als Notſpeiſe; Gemüſekoſt iſt unbekannt (Schol. *A T* zu *H* 747). Dem Dichter aber iſt ſowohl das Kochen des Fleiſches (*Ψ* 362 im Gleichnis), als auch Angel- und Netzfiſcherei und Wildvögeljagd wohlbekannt (in Gleichniſſen: *H* 406 f., *δ* 369 = *μ* 332, *μ* 251 f.; *E* 487, *Ω* 80 f., *χ* 383 f.; Fiſcheſtechen *χ* 124; Tauchen nach Auſtern *H* 747; vgl. noch *I* 360, *τ* 113; Fang von Droſſeln und Wildtauben *χ* 468 f.); er hält alſo auch dieſe Züge aus dem Leben ſeiner Helden fern, gleichwie die Verwendung des Kranzes beim Feſtmahl, obwohl der Kranz ihm nicht unbekannt iſt (Ariſtarch zu *N* 736, vgl. A. Roemer, Blätter f. d. (bayer.) Gymn.-Schulweſen 1908 S. 457 f.). So iſt auch hier eine bewußte dichteriſche Abſicht kenntlich, die in der epiſchen Handlung wenigſtens nach Möglichkeit vermeidet, was die angenommene grandioſe Einfachheit urzeitlichen Heldenlebens beeinträchtigen könnte (*μικροπρέπεια*: Belzner I S. 61 f.; Roemer, Nachwort S. 152).

[30b]) Ed. Meyer II S. 69 f., 403; dazu oben II Anm. 9 und 10 (Jonier), 12 (Argos), S. 49 mit III Anm. 20 (Hellas und Hellenen). Von den kleinaſiatiſchen Großſtädten wird nur ‚Lesbos' genannt, aber als Feindesſtadt, die von Achilleus erobert worden iſt (I 129); von den jüngeren Städten des Mutterlandes erſcheint einmal Korinth (*N* 664; ſonſt als Ephyra *Z* 152, 210); über Sidon und das ägyptiſche Theben vgl. S. 122. Um hier den Anſchauungsrealismus des Dichters zu retten, müßte man ſeine Zeit mit Lang, Jnama u. a. (I Anm. 22, 52) ſehr hoch hinaufrücken. Konſequenterweiſe haben dann Lang und ſeine Gefolgsmänner eine archaiſierende Tendenz des Dichters beſtritten: aber auf Grund der alten, romantiſchen Prämiſſe ‚poets of uncritical age do not archaise'. Eine Trennung von Kulturſchichten aber geht hier nicht an, weil mit verſchwindenden Ausnahmen alles einheitlich und konſequent durchgeführt iſt.

[31]) Näheres II Anm. 58c. Uralte Religionsvorſtellungen ſind vereinzelt bei Homer weiter-

geführt: so die Spuren eines Tierkultus in konventionellen Beinamen von Gottheiten (*βοῶπις πότνια Ἥρη, γλαυκῶπις Ἀθήνη*: vgl. auch II Anm. 53) und eines primitiven Seelenkultus (II Anm. 57b, 58); archaische Opferbräuche (P. Stengel, Opferbräuche der Griechen, 1910 S. 19 ff.: vor allem das Menschenopfer am Scheiterhaufen des Patroklos); bildloser Götterkult in heiligen Bezirken, daneben aber als Modernismus ein großes Sitzbild der Athene (*Z* 88 f., 271 f., 302 f.) und wirkliche Göttertempel (in *A, E, Z, H, I, ζ, ϑ, μ*: vgl. Rothe, Ilias S. 82; Belzner I S. 85 f.). In der Totenbestattung weisen auf ältere Sitte formelhafte Wendungen wie *ταριχεύειν H* 85, *H* 456 = 674 (= *ταριχεύειν* ‚einbalsamieren') und *κτέρεα κτερείζειν* (von den Totenbeigaben). Die Sitte der Leichenverbrennung bei Homer ist eine poetische Verallgemeinerung eines Herrenbrauches oder eines Kriegsbrauches aus der Zeit des Dichters, wohl in Verbindung mit religiösen Reformideen (vgl. S. 87); im Volksglauben dagegen sind die Vorstellungen von einem düsteren Reiche des Hades immer lebendig geblieben. Von den Einrichtungen des sozialen Lebens sei hier nur die homerische Sitte der Brautwerbung und der dem Brautvater gegebenen Brautgeschenke (*ἕδνα* oder *ἐέδνα*) erwähnt, die gemildert ist durch die ausnahmsweise gegebenen *μείλια* des Brautvaters an seine Tochter: eine primitive Form der Kaufehe, die ich trotz Cauer als regelmäßigen Gebrauch bei Homer betrachte, aber freilich als einen bewußten Archaismus aus einer primitiveren Kulturstufe (vgl. auch G. Finsler, Hermes 1912 S. 414—21).

[31a]) Das homerische Epos zeigt sogar die Kraft einer doppelten historischen Abstraktion, indem die homerischen Helden ihrerseits wieder von Helden einer noch älteren und noch gewaltigeren Vorzeit reden (*A* 260, 272, vgl. *ϑ* 222). Cauers Behauptung, daß dem homerischen Epos so gut wie dem Dichter des Heliand und den Malern der Renaissance das Bewußtsein von dem eigenen Tun und die Fähigkeit des Abstrahierens davon gefehlt habe (S. 261), ist törichtes Gerede (vgl. Belzner I S. 4 f.). Dies beweist schon die einfache Tatsache, daß Homer sein Bild der ‚epischen Kultur' nur in der objektiven epischen Handlung festhält, wobei die von poetischen Erwägungen abhängige Verwendung der Kulturrequisiten gelegentliche Unklarheiten und Widersprüche bedingt, daß er dagegen in den Gleichnissen, d. i. in seinen subjektiven poetischen Aeußerungen, unbekümmert um die Konstanz des Kulturbildes auch Züge modernsten Lebens dichterisch gestaltet. So wird auch durch die epische Kultur das homerische Epos als das Werk einer genialen Dichterpersönlichkeit erwiesen, da das Produkt einer hypothetischen Dichterkommunität niemals die künstlerische Einheit eines solchen willkürlichen Kulturbildes hätte erreichen können.

[31b]) Die Stadt Sidon selbst ist nur einmal (*o* 425) genannt. In *Ψ* 743/44 sind *Σιδόνες* als Kunsthandwerker, *Φοίνικες* als exportierende Kaufleute in Gegensatz gebracht; und dieser Gegensatz ist auch sonst, soweit nicht eine bloß geographische Bezeichnung vorliegt, festgehalten. Die Phönizier selbst haben sich auch in späterer Zeit noch mit ihrem Stammnamen als Sidonier bezeichnet, vgl. Ed. Meyer I 2[2] S. 422/4. Vom Schiffskatalog der Ilias und vereinzelten Interpolationen ist natürlich immer abzusehen.

[32]) R. Hercher, Hermes I 1866 S. 263 f. (= Homerische Aufsätze, 1881); J. Partsch, Kephallenia und Ithaka, Petermanns Mitteilungen, Erg.-Heft 98, 1890 und ebenda 1907 S. 269—78; H. Draheim, Wochenschrift f. klass. Philol. 1894 S. 63 f. (erste Identifikation von Leukas-Ithaka, Ithaka-Dulichion, Asteris-Arkudi), ebenda 1906 S. 1351 f. und Die Ithakafrage, Progr. 1903; W. Dörpfeld, Leukas. Zwei Aufsätze über das homerische Ithaka, 1905 und (Sechs) Briefe über Leukas-Ithaka, 1905—10; K. Reißinger, Blätter f. d. (bayer.) Gymnasialschulwesen 1903 S. 369—402, 1906 S. 497—523, 1907 S. 466—75; P. Goeßler, Leukas-Ithaka, 1904; P. Cauer, Grundfragen[2] S. 238—56 u. a.

[32a]) Zakynthos (vgl. S. 51) und Same (vgl. Fick, Vorgriech. Ortsnamen S. 112 f.) sind vorgriechische Namen; bei Zakynthos ist das Geschlecht schwankend *α* 246, *τ* 123 mit *ι* 24; ähnlich *ἡ Σάμη* neben *ἡ Σάμος δ* 671, 845, *o* 29, *B* 634, wo man die formelhaften Verbindungen beachte. *Ἰθάκη* (sc. *γῆ*, vgl. *Ἀττική*) scheint eine adjektivische Bildung zu sein, wie *μαλθακός* = *Μαλθάκη*; vgl. den Heros *Ἴθακος ρ* 207 und neben dem homerischen (abgeleiteten) *Ἰθακήσιος* später öfters adjektivisch *Ἰθακός*. Die *Λευκὰς πέτρη ω* 11, die nach dem Zusammenhang sicher nicht auf Ithaka lag, kann auf die Insel Leukas gedeutet werden (Strabon X 452, Plinius N. H. IV 5 mit Rothe, Odyssee S. 333 f.).

[33]) Wer in der entscheidenden Stelle *ι* 24/26 Interpolationen auswirft (Michael [Anm. 35] 1902 S. 9; Robert, Hermes 1909 S. 623—43; Gercke und Herkenrath, Berliner philol. Wochenschr. 1910 S. 189 f. und 1236 f.), zerhaut den Knoten, ohne ihn zu lösen. — Das ‚waldrauschende' *Νήριτον* liegt auf Ithaka *ι* 22, *ν* 351; danach die Heroen Ithakos und Neritos *ρ* 207. Auch in *B* 632 ist *Νήριτον* nicht eine selbständige Insel, sondern nach dem *σχῆμα καθ'ὅλον καὶ μέρος* mit Ithaka verbunden, vgl. *B* 581 f., 615 (Cauer[2] S. 252); dementsprechend hier Krokyleia und Aigilips (als *ἓν διὰ δυοῖν*?) vielleicht gleich Leukas, vgl. Strabon X 452 f. Das *Νήριτον* (am Phorkynshafen = Vathy, d. i. der südliche Gebirgsstock von Ithaka, 671 m) ist zu scheiden vom *Νήϊον α* 186 (am Rheithronhafen = Apháles oder Phrikes, d. i. das nördliche Massiv, 808 m) und nicht zu verwechseln mit der ‚Küstenstadt' *Νήριτος ω* 377 (oder *Νήριτος* Strabon X 452, Plin. N. H. IV 5), die schon Thukyd. III 7. 5 auf Leukas erwähnt: so auch E. Herkenrath, mit der Entgegnung von Dörpfeld, Athenische Mitteilungen 1911 S. 207—11 u. 212—19. (Dörpfelds Identifikation mit einer Trümmerstätte an der akarnanischen Küste ist willkürlich). Näheres darüber bei J. Thomopulos, *Ἰθάκη καὶ Ὅμηρος* I 1908 S. 136 f.

[34]) Man kann zugeben: wenn man einmal Leukas als das homerische Ithaka betrachtet, so paßt manches vortrefflich. Aber eine solche petitio principii, wie sie ganz nackt bei Cauer[2] S. 240 heraustritt, ist doch noch kein Beweis, zumal für das traditionelle Ithaka die Uebereinstimmung mit Homer zum mindesten nicht geringer ist als für Leukas. Denn ‚niedrig im Meere' (vgl. *ι* 196 von der Kirkeinsel; nicht ‚nahe an der Küste' nach Schol. und Strabon X 454: Dörpfeld) ist Ithaka (bis 808 m) im Vergleich mit dem benachbarten Kephallenia (1620 m) und Leukas (1141 m): vgl. J. Ponten, Griech. Landschaften, 1914 S. 243. *Πρὸς ζόφον* = nach Westen (E. H. Berger, Mythische Kosmographie der Griechen, 1904 S. 18) stimmt für einen Fürstensitz an der Polisbucht im Nordwesten von Ithaka ebensogut als für Leukas, nicht minder so auch die Lage der übrigen Inseln *πρὸς Ἦλιδος*; Ithaka aber ist der gegebene Mittelpunkt eines Inselreiches (Erzherzog Ludwig Salvator, Wintertage auf Ithaka, 1905 S. 281). Ein Fährbetrieb für Vieh oder genauer Schiffsverkehr mit Vieh (v. Wilamowitz, Reißinger S. 520) vom Festlande nach Ithaka existiert noch heute (Ed. Engel, Der Wohnsitz des Odysseus, 1912 S. 29; vgl. Erzherzog L. Salvator S. 113 f. und 290); bei Homer aber könnte die Fähre auch nach dem nahen Kephallenia (*ν* 210) angenommen werden (v. Wilamowitz-Moellendorff, Archäologischer Anzeiger 1903 S. 42 = B. ph. W. 1903 S. 381); jedenfalls spricht *δ* 635 f. unbedingt gegen Leukas, von wo man sicher kein Vieh zum Weiden nach Elis bringt. Der Seefahrer von Norden (Thesprotien) her, der durch die Nehrung von Leukas nicht hindurch kann, fährt an der *Λευκὰς πέτρη* vorüber und durch den Sund zwischen Ithaka und Kephallenia nach Süden. Als Warte der Freier ist Arkudi ungeeignet (Erzherzog L. Salvator S. 291; Gröschl [Anm. 35] S. 25 f.). Das reale Größenverhältnis der Inseln ist in □ km: Kephallenia 757, Leukas 286, Zakynthos 394, Ithaka 94.

[35]) Für Leukas außer Dörpfeld vor allem (vgl. Anm. 32) W. v. Marées, N. Jahrbücher f. d. klass. Alt. 1906 S. 233—45 und Karten von Leukas, 1907; vgl. II Anm. 44. — Für Ithaka: der Ithakesier *N. Παυλάτος* in mehreren Schriften 1901, 1906, 1908; V. Bérard, Les Phéniciens et l'Odyssée, II 1903 S. 409 f.; Erzherzog L. Salvator (Anm. 34). Vgl. auch H. Michael, Das homerische und das heutige Ithaka, 1902 und Die Heimat des Odysseus, 1905 (Progr.); G. Lang, Untersuchungen zur Geographie der Odyssee, 1905; J. Gröschl, Dörpfelds Leukas-Ithaka-Hypothese, Progr. 1907. Insbesondere ist darauf zu verweisen, daß die Beiwörter der Insel bei Homer ‚vom Meere rings umspült', ‚rauh und schroff', ‚nicht geeignet für Roß und Wagen, ohne breite Rennbahnen und nicht reich an schönen Wiesen' ebenso passend sind für das heutige Ithaka, wie unpassend für Leukas mit seinen verhältnismäßig großen Ebenen und seiner beträchtlichen Pferdezucht (vgl. Rothe, Odyssee S. 329 Anm.).

[36]) Vgl. Anm. 34. Die Formation des Inselchens ist sicher durch die Bodensenkung verändert worden (Anm. 36a), wie schon im Altertum Demetrios von Skepsis bei Strabon X 456 f. angenommen hatte. Dazu vgl. Rothe, Odyssee S. 328: ‚Homer konnte, selbst wenn keine Insel dort vorhanden war, für seinen Zweck eine Insel erfinden, ganz wie Schiller die hohle Gasse bei Küßnacht, die man jetzt auch vergeblich sucht' (vgl. Anm. 16). An der Polisbucht sind von W. Vollgraff einige mykenische Scherben gefunden worden: Bulletin de Corresp. Hellénique 1905 S. 145—68 und N. Jahrbücher f. d. klass. Alt. 1907 S. 617—29.

[36a]) Zur Inselnatur von Leukas: Dörpfeld, Partsch, v. Marées (dagegen vgl. Hennings, Berliner philol. Wochenschr. 1908 S. 616—21); zur Bodensenkung: Lang S. 10 f., 101 f.; zur literarischen Ueberlieferung: Michael 1905 S. 8 f., Lang S. 15 f.; zum Sprachgebrauche Homers: Partsch und v. Wilamowitz: ‚wenn keine Durchfahrt war, so war es für die Schiffahrt keine Insel'. Vgl. die Pelops-‚insel', deren Isthmus wie die Lagune des heutigen Leukas 6 km breit ist.

[36b]) Kephallenia (vgl. II Anm. 17c) wird durch einen heute 3900 m breiten Isthmus, der im Altertum öfters vom Meere teilweise überflutet wurde (Strabon X 456), in zwei Teile zertrennt, die im Altertum von dem Mythographen Andron, in der neuesten Zeit von Partsch, Erzherzog L. Salvator, Michael, Thomopulos, Engel u. a. mit Dulichion und Same identifiziert sind (vgl. Strabon X 453, 455, der Kephallenia mit Same gleichsetzt). Hellanikos bei Strabon X 456 dagegen hatte Kephallenia als Dulichion, Same als eine Stadt auf Dulichion angenommen; vgl. E. Herkenrath, Berliner philol. Wochenschrift 1910 S. 1236 f. Vollgraff sucht Dulichion in Leukas, ebenso T. W. Allen, Journal of Hellenic Studies 1910 S. 305 und Fr. Stürmer, Berliner philol. Wochenschr. 1913 S. 1660/61; Bérard (mit Strabon X 453, vgl. 456) in der kleinen Echinade Meganisi (20 □ km); Oberhummer (Akarnanien, 1887) und Lang in dem Alluviallande an der Mündung des Acheloos, wo noch in geschichtlicher Zeit mehrere Echinaden landfest geworden sind; v. Wilamowitz für den Schiffskatalog in der Echinade Doliche (nach Strabon X 458), während er es für die Odyssee als unauffindbar bezeichnet. — Zum *δῆμος Κεφαλλήνων* vgl. Anm. 34. Die Mannen des Odysseus heißen *Κεφαλλῆνες Δ* 330, *ν* 210, *ω* 355, 378, 429, ohne daß eine Insel dieses Namens genannt würde; der Inselname könnte hiernach als eine spätere, sekundäre Ableitung betrachtet werden, indem man an die Bedeutung der *Ἀχαιοί* oder *Δαναοί* des Agamemnon im Epos erinnert (vgl. II Anm. 13, 33, III Anm. 19); doch könnte das Fehlen des Inselnamens auch in einer archaisierenden Absicht des Dichters (vgl. S. 120) begründet sein. Von ‚Schiffermärchen der Kephallenen' als Untergrund der Odysseussage (Fick, Ilias S. XXI, Christ[3] S. 44) kann natürlich nicht die Rede sein. Die Lokalüberlieferung (Strabon XIV 637), daß Samos von Ithaka und Kephallenia aus kolonisiert worden sei, ist höchst zweifelhaft.

[36c]) In seinen Jahresberichten und vortrefflich zusammenfassend: Odyssee 1914 S. 315—39.

[36d]) Die Hauptfrage bleibt also, nicht wie die Schilderung des Dichters mit einer Wirklichkeit übereinstimmt, sondern wie eine Wirklich-

keit in dem phantastischen Geiste eines Dichters sich gemalt hat. Das *πρῶτον ψεῦδος* ist eine aus vermeintlichen Schwierigkeiten des Anschauungsrealismus geborene petitio principii, die zusammenfällt, wenn man den Anschauungsrealismus bei Homer, wie es einem Dichter billig ist, auf ein richtiges Maß zurückführt (vgl. Anm. 16). Gewisse Widersprüche einer realistischen Erklärung, vor allem über die Lage von Dulichion zwischen Odyssee und Schiffskatalog (die auch nach Cauer² S. 253 ‚ein wenig verwunderlich' und eine ‚vorläufig unerklärte Tatsache' sein soll!), bleiben unter allen Umständen bestehen, vgl. Anm. 34, 36, 36b.

[36a]) Vgl. E. H. Berger (Anm. 34) S. 22. Da man Homer geradezu als Geographen betrachtete (I Anm. 6), so sollten auch die von ihm erwähnten Oertlichkeiten nicht nur reale Existenz gehabt haben, sondern auch an der Hand der homerischen Angaben identifiziert werden können. Diesem auch heute noch modernen Materialismus in der Erklärung eines Dichters (vgl. K. E. v. Baer, Ueber die homerischen Lokalitäten in der Odyssee: Reden III, Petersburg 1873 S. 13—61; Bérard; Champault [I Anm. 17a] u. a.; dazu Rothe, Odyssee S. 311 f.) hatte schon Eratosthenes, der größte Geograph des Altertums (3. Jh. v. Chr.), den Boden entzogen, indem er das auf Ergötzung des Hörers gerichtete phantastische Element der Dichtung, zumal einer märchenhaften Reisebeschreibung, betonte, das eine genaue Lokalisation der Irrfahrten nicht gestatte (bei Strabon I 7 mit 15 f.; vgl. M. Hergt, Quam vere de Ulixis erroribus Eratosthenes iudicaverit, Diss. 1887).

[37]) Auch der Anhang von Hesiods Theogonie V. 1011 f. läßt Odysseus mit Kirke den Agrios und Latinos erzeugen, die, natürlich im fernen Westen, über alle Tyrsener herrschen.

[38]) Dagegen M. Groeger, Philologus 1900 S. 206—37; Rothe, Ilias S. 50 f.: ‚Kirke kann in alten Liedern längst eine Rolle gespielt haben, ehe das Kalypsolied entstand; deshalb braucht dies weder eine Nachahmung der Kirkedichtung, noch in unserer Odyssee jünger zu sein als diese'. . ‚Für die Dichtung ist jedenfalls Kalypso wesentlich, Kirke dient nur zur Ausschmückung.'

[38a]) Vgl. II Anm. 29b; Berger (Anm. 34) S. 15; J. B. Burn, Klio 1906 S. 79—89. Finsler I² S. 26 will hier sogar Jütland erkennen.

[39]) Vgl. Jebb (I Anm. 19) S. 233 f. und 64. In unserer Odyssee ist die Kontamination eines westlichen und eines östlichen Sagenkreises nicht völlig ausgeglichen; der Umschlag erfolgt in λ mit der Erwähnung der pontischen Kimmerier.

[40]) Der Ursprung der Lokalisierung kann freilich verschieden sein. Es ist ja nicht einmal sicher, ob der noch unerklärte Name des Odysseus als nationaler Typus in der märchenhaften Odysseussage oder in der trojischen Heldensage ursprünglich ist, vgl. Rothe, Odyssee S. 211 und oben Anm. 8b.

[40a]) Vgl. II Anm. 17c. Weitere Literaturangaben und Verzeichnis neuer Funde bei R. Dussaud (II Anm. 19) S. 123 f., der nach Ant. Taramelli, Monum. Antichi dei Lincei XVIII 1907 S. 1—120, XIX S. 225—303, XX S. 153 bis 234 für die neolithische Zeit wohl mit Recht ein Vordringen der Aegäer über den Golf von Syrakus und die Meerenge von Messina leugnet; das westliche Mittelmeerbecken soll vielmehr eine parallele, aber selbständige Entwicklung der neolithischen Kultur aufweisen. Vgl. auch Ed. Meyer I 2³ S. 828 f. und D. Mackenzie, Papers of the British school at Rome VI 1913 S. 127/70.

[41]) Vgl. W. Splettstösser, Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltlitteratur, 1899. — Steinthal, v. Wilamowitz (Homer. Untersuch. S. 114), Ed. Schwartz (Fünf Vorträge über den griechischen Roman, 1896 S. 13) u. a. wollen in Odysseus einen ursprünglichen Apollon (als Jahresgott) erkennen. Auch nach O. Seeck, Die Quellen der Odyssee, 1887 S. 267 f. symbolisiert Odysseus den Sonnengott, der Odysseusmythos den Tod des Tages durch die Nacht; nach J. Menrad, Der Urmythus der Odyssee, 1910 eine Werbefahrt des Sonnengottes von der Himmelsburg zur Erde, der großen Weberin (vgl. auch J. van Leeuwen, Commentationes Homericae, 1911 S. 46—81). Auch die chthonische Mode hat ihren Einzug in das Odysseusproblem gehalten: nach Ed. Meyer, Hermes 1895 S. 253 f. (= Geschichte d. Alt. II S. 103) ist Odysseus ein ursprünglich arkadischer Gott (als *Ποσειδῶν Ὀδυσσεύς* d. i. ‚zürnender' Poseidon) und dieser der im Winter sterbende Naturgott, der ‚in die Unterwelt hinabsteigt, in die Gewalt der ‚grauen Männer', der Phäaken, der ‚Verhüllerin' Kalypso, der Zauberin Kirke gerät'. Aehnlich auch A. Gercke, N. Jahrbücher f. d. klass. Alt. 1905 S. 330 f., der die Deutung auf einen Vegetationsdämon (Rückkehr aus der Unterwelt = Wiedererwachen der Vegetation) mit der auf den sterbenden Sonnengott (zugleich Penelope als Mondgöttin) in Verbindung gebracht hat. Orientalische Phantasien bei Jensen und Fries (Anm. 7a), der jetzt (Memnon VII 1913 S. 64—83) die Irrfahrten des Odysseus als eines alten Jahres- und Lichtgottes zu einer (babylonischen) Flutsage stempelt. v. Wilamowitz ist von solchen mythologischen Spielereien zurückgekommen (vgl. Rothe, Odyssee S. 206 f.); M. Croiset dagegen hat sogar eine pseudhistorische Deutung (vgl. Anm. 7) der Odysseuslegende versucht, indem er darin uralte kephallenisch-akarnanische Traditionen wiedererkennen will (Observations sur la légende primitive d'Ulisse, 1910). — Auf die mythische Deutung anderer Elemente der Odysseussage (Phäaken, Kyklopen, Kalypso, Kirke u. a.: vgl. Gruppe, Griechische Mythologie) gehe ich hier nicht näher ein. Für die Unterweltsszene der Nekyia (λ) aber sei hier mit E. Rohde, Rhein. Mus. 1895 S. 600 f., Cauer, Grundfragen² S. 322 f., F. Lillge, Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1911 S. 65—81, Rothe, Odyssee S. 87 f. auf die dichterischen Zwecke der Erfindung verwiesen, die in der ganzen Dichtung den angenommenen mythischen Urgrund völlig überwuchern.

[42]) Die dorischen Bewohner dürften ihn von den älteren Bewohnern des Landes übernommen haben, wie in Sparta den Kult des Agamemnon und Menelaos; vgl. S. 103 f. mit Anm. 75. Anders Ed. Meyer II S. 277.

[43]) Wegen der bedeutenden Lokalkenntnis des Dichters von *N* betrachtet Fick 1902 S. 98 (vgl. Anm. 2) diesen als einen Aeoler, der die Einlage mit Rücksicht auf ein kretisches Publikum gedichtet habe. Aehnlich Niese S. 106, Robert u. a. Da *N* eine Aristie des Idomeneus umschließt, ist es sehr wohl möglich, daß hier ein älteres Einzellied vorbildlich gewesen ist.

[43a]) Vgl. Beloch I 2² S. 47. E. Kornemann, Klio 1906 S. 174 tilgt nur Vers 177.

[43b]) Vgl. II Anm. 63a und L. Pernier, Bolletino d'Arte 1908 S. 442 f.

[44]) Man müßte danach sonst annehmen, daß diese Verse in einer Zeit gedichtet seien, als die Dorier die Eroberung der Insel noch nicht vollendet hatten (vgl. I Anm. 22, 52, III Anm. 30). Aber das Beiwort *τριχάϊκες* scheint anzudeuten, daß damals die staatliche Kultur der Dorier auf Kreta sich bereits entfaltet hatte (vgl. *B* 655). Die Frage ist also nur, ob eine solche geographische Kontamination für den Dichter der Ilias glaublich erscheint und an unserer Stelle in den Zusammenhang paßt.

[45]) Eine Wanderung thessalischer Pelasger nach Kreta konstruierte Andron Fgm. 3, 4; vgl. oben S. 50/51 mit Anm. 13 f.

[46]) Dem semitischen oder kleinasiatischen ‚Jarden' (vgl. II Anm. 23) entsprechend hat man seine Anwohner für Phönizier erklärt (Ed. Meyer II S. 145/6; jetzt zurückhaltend I 2² S. 799, wo die Kydonen als ‚ältere, den Kleinasiaten verwandte Bevölkerung', die Eteokreter als am Ende der Kamareszeit zugewanderte Kafti gefaßt werden). Aber Apollodor bei Strabon X 475 hielt sie, auf kretische Lokalhistoriker gestützt, für Ureinwohner, wie die Eteokreter. Nach der mythischen Genealogie war Kydon ein Enkel des Minos von seiner Tochter Akakallis, die ihn mit Hermes oder Apollon erzeugt haben sollte; tegeatische Sage bringt ihn mit Arkadien in Verbindung (Busolt I² S. 266.³). Nach Fick, Vorgriechische Ortsnamen, 1905 S. 16 f. waren die Kydonen verwandt mit den Ureinwohnern von Mysien, Phrygien, Lydien und aus Nordwestkleinasien gekommen; später hat Fick (Hattiden und Danubier, 1909 S. 36 f.) phrygisch-illyrischen Ursprung angenommen. Beloch, Gr. Gesch. I² S. 99.¹ dagegen betrachtet sie als ‚griechischen Stamm, bis zum Beweise des Gegenteils'.

[46a]) Dazu U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1906 S. 63 f., 93 f.

[47]) Z. B. ist die Charakterzeichnung der Athene in der Odyssee bei weitem sympathischer. Die Grundstimmung des Dichters aber ist in beiden Epen dieselbe, vgl. die Götterburleske von Ares und Aphrodite Θ 266—366 und dazu oben II Anm. 63d, mein ‚Fünftes Buch der Ilias' S. 179, 198, 394 f. und Rothe, Odyssee S. 257—64.

[48]) Vgl. A. Reuter, Die Landschaft bei Homer. Progr. 1911; W. Moog, Naturgleichnisse und Naturschilderungen bei Homer, Zeitschrift f. angewandte Psychologie 1912 S. 123—73; A. Clausing, Kritik und Exegese der homerischen Gleichnisse im Altertum, Diss. 1913. Aber ‚der Stoff wie die Ausführung der Gleichnisse ist in beiden Gedichten durchaus gleich, ebenso die Art ihrer Verwendung'. So versteht man auch, ‚daß die Ilias, die sehr viel pathetischer als die Odyssee ist und viel mehr leidenschaftlich erregte Handlung schildert als die meist ruhig und in friedlichen Bildern verlaufende Odyssee, auch sehr viel mehr Gleichnisse bringen muß als diese Dichtung': Rothe, Odyssee S. 266/7. Zur kompositionellen Funktion der Gleichnisse bei Homer vgl. mein ‚Fünftes Buch der Ilias' S. 370 f.; über das Gleichnis in der serbischen und großrussischen Volksepik vgl. F. Miklosich (I Anm. 37) S. 40 f. In Beowulf und Rolandslied fehlen die Gleichnisse fast ganz.

[49]) Die Sammlungen dafür bei J. La Roche, Homerische Untersuchungen (I) 1869 S. 1—67. Aber die Untersuchung ist hier so erschwert, ‚da man gar kein Mittel hat, um zu unterscheiden, ob wirklich Altertümliches oder Nachahmung, poetische Lizenz oder Technik der Aöden vorliegt' (Draheim). Die Spuren älterer Versformen sind über alle Bücher der beiden Epen verstreut, vgl. Rothe, Ilias S. 21 f.

[50]) Wie trügerisch hier die auf ein ganz unzulängliches Material gestützten Ergebnisse sind, hat vor allem nach J. A. Scott zusammenfassend Rothe, Odyssee S. 271 f. dargelegt; mit dem gleichen Ergebnisse neuestens M. Hoffmann, Die ethische Terminologie bei Homer, Hesiod usw., Diss. 1914 S. 1—102 (vgl. Anm. 63). Ueber die modale Struktur bei Homer vgl. noch L. Schlachter, Indogerm. Forsch. 1907 S. 202 ff. Ueber metrischen Zwang der Sprache schon bei Homer zuletzt E. Bednara, Verszwang und Reimzwang. I. Progr. 1911 S. 15 ff., 28 f.

[51]) Vgl. J. A. Scott, Class. Rev. 22, 1910 S. 8—10 gegen M. Croiset und Cauer² S. 393.

[52]) Näheres hierüber bei Rothe, Odyssee S. 195—305; zur epischen Komposition mein ‚Fünftes Buch der Ilias' S. 433 f.

[53]) Nach dem Aristarcheer Menekrates von Nysa: vgl. E. Hefermehl, Rhein. Mus. 1906 S. 283 bis 303. Von Neueren vgl. u. a. J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte, III³ 1900 S. 84; O. Jäger, Homer und Horaz, 1905 S. 33; Rothe, Odyssee S. 215. — Seit Peppmüller (1876) betrachtet die Homeranalyse es als ausgemacht, daß die Odyssee unter dem Einflusse der Schlußredaktion der Ilias gedichtet, also das jüngere Gedicht ist, dessen Abfassung man neuerdings bis um 600 v. Chr. herabrückt (vgl. I Anm. 46a). Wie sehr im einzelnen aber die Meinungen hier auseinandergehen, möge man daraus erkennen, daß z. B. v. Wilamowitz-Moellendorff das Ω als ein sehr junges Produkt annimmt, das der Ilias erst nach ihrer Schlußredaktion angesetzt sei, daß hingegen Finsler (Homer, 1. Aufl. 1908 S. 602) es als ein ursprüngliches Einzelgedicht erklärt, das ‚schon vor dem Dichter der Ilias den alten Schluß des letzten Epos ersetzt hat'(!). Richtige Beobachtungen darüber von M. Groeger, Rhein. Mus. 1904 S. 1—33, der nur nicht, unter dem Einflusse Nieses, von ‚übel angebrachten Wiederholungen' in der Odyssee reden sollte: vgl. A. Shewan, Classical Philology 1913 S. 234 ff.

[54]) Für gewöhnlich fragt man nur nach den ‚Quellen', ohne die poetischen Absichten des Dichters überhaupt zu beachten. Bewußte Differenzierungen durch poetische Arbeit aber darf der aufrechte Analytiker bei einem Homer schon

gar nicht zugeben, weil damit sein ganzes ‚System' in die Brüche gehen würde.

[55]) Vgl. II Anm. 28a. Die Namen der Phäaken (Nebenfiguren der Handlung) spiegeln fast alle die Seetüchtigkeit des Volkes wieder, vgl. Anm. 11. Ueber Rhadamanthys als vorgriechisch-kretischen Heros (und Elysion als ‚Höhle der Eleuthyia' auf Kreta) L. Malten, Jahrbuch d. deutschen arch. Inst. 1913 S. 35 f.

[56]) Meine Identifikation der Phäakeninsel mit Kreta ist angenommen u. a. von Burrows, Discoveries in Crete, S. 203 und Finsler I[2] S. 23 (vgl. ζ 7, η 56 f., ϑ 565 mit Philochoros bei Plut. Thes. 17): ‚So läßt es sich auch erklären, daß nie von einer Insel, sondern immer von einem Land der Phäaken die Rede ist; denn auch Kreta heißt bei Homer nie eine Insel' (τ 172). Die Einwendungen von O. Gruppe, Bursians Jahresbericht, 1908 Supplem. S. 126 stehen auf sehr hypothetischem Grunde. — Dörpfeld sucht die Phäakenstadt neuestens (Archäol. Anzeiger 1914 S. 52) auf der nordwestlichen Halbinsel von Korfu, dem Vorgebirge Kephali oder Hagios Stephanos, wo Reste einer ärmlichen prähistorischen Ansiedelung entdeckt worden sind. Dazu vgl. die prinzipiellen Darlegungen von Anm. 16 und 36d. — Wissenschaftlich nicht ernst zu nehmen ist die Lokalisation der Phäakenstadt auf Sizilien (= Trapani, Neriton = Eryx ꝛc.) durch S. Butler (vgl. S. 10), die auch heute noch im Lokalpatriotismus von Trapani fortlebt.

[57]) Schon die Telemachie kennt das in historischer Zeit verschollene Pylos (II Anm. 17b). Wenn aber Sizilien erst gegen Schluß des Epos öfters erwähnt wird, so ist das natürlich kein Beweis dafür, daß der Dichter es vorher nicht gekannt hat: Rothe, Odyssee S. 180. Ueber Alybas vgl. Christ-Schmid I[5] S. 61; über Phönizien vgl. Anm. 31b; über Pharos vgl. Bérard II S. 47; über die Versetzung geographischer Erinnerungen vgl. Berger (Anm. 34) S. 22 f.

[58]) Vgl. St. Fellner, Die homerische Flora, 1897; V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 9. Aufl. von O. Schrader, 1911: dazu vgl. O. Schrader, Die Anschauungen V. Hehns von der Herkunft unserer Kulturpflanzen und Haustiere im Lichte neuerer Forschung, 1912; M. Rikli, Lebensbedingungen und Vegetationsverhältnisse der Mittelmeerländer und der atlantischen Inseln, 1912. — Olivenkultur schon im minoischen Kreta: S. 69; Feigen in Elis: II Anm. 17b.

[59]) Zum homerischen Haus vgl. H. Rumpf 1844 ff.; V. Joseph, Die Paläste des homerischen Epos[2], 1895; J. Grünwandl, Das homerische Haus, 1911; Belzner I S. 48 f. Ein Mißgriff war die These von F. Noack, Homerische Paläste, 1903, der eigentliche homerische Haustypus sei das einfache, einräumige Bauernhaus der homerischen Zeit, das erst von jüngeren Nachdichtern um ein Frauengemach (zuerst in φ 356 f.) und andere Räume bereichert worden sei (ähnlich schon J. van Leeuwen, Mnemosyne 1901 S. 221–43 = Commentationes Homericae, 1911 S. 187—206). In Wirklichkeit kann nicht zugegeben werden, daß die homerischen Paläste irgendwie einfacher gewesen seien, als die Herrensitze von Tiryns und Mykenai oder Arne und Orchomenos' (Dörpfeld, Athen. Mitteil. 1905 S. 278 f.; vgl. auch Cauer, N. Jahrbücher f. d. kl. Alt. 1905 S. 7 und Grünwandl). Neben dem weit- und vielräumigen Fürstenpalaste aber finden wir einen einfacheren Haustypus, der im wesentlichen nur aus einem Megaron besteht: so in den θάλαμοι der Söhne und Schwiegersöhne des Priamos auf der Burg von Troja (nahe der Ringmauer, während der eigentliche mykenische Palast hier verschwunden ist: S. 61) und dem Hause der Kirke κ 210 f.

[60]) Allerdings haben die neueren Ausgrabungen auch in den festländischen Palästen bedeutende Reste von Wandmalereien auffinden lassen (vgl. II Anm. 35, 50c), von denen bei Homer (mit Absicht?) nirgends die Rede ist. Auch Metall- und Kyanosschmuck kennt das Festland (S. 62, 64); doch bleibt hier von den kretischen Prunkpalästen ein fühlbarer Abstand.

[61]) Das Elfenbein, das in Kreta häufig, im Mutterlande seltener unter den mykenischen Funden erscheint, wird in der Ilias nur zweimal (Λ 141, Ε 583), in der Odyssee sechsmal genannt. — Verhältnismäßig ebenso selten ist in der Ilias die Erwähnung des Eisens im Vergleich mit der Bronze. Die Verhältniszahlen sind nach dem Index von Gehring bei Beloch (Rivista di filologia II 1873 S. 42 f. mit Griech. Gesch. I 2[2] S. 109—21, vgl. Cauer[2] S. 279 f.) für Bronze: Ilias 329, Odyssee 103; Eisen: Ilias 23, Odyssee 25 (nach Belzner I S. 28 Anm. 1 für Bronze: Ilias 279, Odyssee 80). Kenntnis der Eisenbearbeitung setzt die Odyssee in einem Gleichnis ι 391 f. bei den Hörern voraus. Wie weit eine Absichtlichkeit in dieser Differenzierung der Schilderungen von Ilias und Odyssee vorliegt, vermögen wir nicht zu erkennen. Näheres vgl. Anm. 30.

[62]) Aber vgl. Anm. 47.

[63]) Dazu M. Hoffmann (Anm. 50), der aber konstatiert (S. 100 f.): ‚Gegenüber den gemeinsamen Zügen sind die Unterschiede, die sich in der ethischen Terminologie Homers feststellen lassen, ganz untergeordnet. . . Auch wenn wir Ilias und Odyssee als Ganzes einander gegenüberstellen, läßt sich kein ausgesprochener Gegensatz feststellen. . . Der Vorrang der Odyssee hinsichtlich der ethischen Terminologie erklärt sich vor allem aus dem verschiedenen Stoff. . . Auch in der Ilias gewähren einzelne Bücher, *A. I. Ω*, des besonderen Gegenstands wegen, den sie behandeln, eine reichere Ausbeute an ethischen Begriffen.' Ueberdies bedenke man, daß der Odyssee als einem Alterswerke Homers (vgl. S. 133) die im ganzen ethischere Stimmung des gereiften Alters zugute kommen mußte.

[64]) Vgl. Finsler I[2] S. 250 mit F. J. Engel, Zum Rechte d. Schutzflehenden bei Homer, Progr. 1899 und Blätter f. d. (bayer.) Gymnas.-Schulw. 1900 S. 513—24 (vgl. II Anm. 64b). Ueber die Gerichtsorganisation vgl. II Anm. 68.

[65]) Man beachte u. a. die Häufigkeit der Papyri und Scholien zur Ilias.

[66]) Vgl. Aristoteles Poetik c. 24, 1459b 14 *συνέστηκεν ἡ μὲν Ἰλιὰς ἁπλοῦν καὶ παθητικόν, ἡ δὲ Ὀδύσσεια πεπλεγμένον. ἀναγνώρισις γὰρ ὅ᾽ὅλου καὶ ἠθική.*

Sachregister (nach Seitenzahlen)

Achäer 44·50·130·150 ff
Achilleus 35·110 ff·172·175
Agamemnon 101 f·112 ff·172 ff
Aegypten 54 f·78·150·153·166
Aias 112·119·163·174 f
Akritas 19·37·143·148·173
Alexandriner 6 f·109·138
Animismus 83 ff·162
Aeoler (Dialekt) 42 ff·46 ff·106 ff·115 f·169 ff·174
Aphrodite 6·57·89·93
Apollon 88 ff·165
Architektur 73 ff·160
Argos (Argiver) 49 f·61·91·101 f·113 f·116·151·156·175
Aristarch 6 ff·106·138
Arkadien (Dialekt) 43·45·90·125 f·150 f
Artemis 86 ff·125·165
Athen (Attika: Dialekt) 47 f·64 f·91·102 ff·106·157
Athena 6·90 f·174·181
Atjehs 142 f·147 f
Aulis 115·174 f

Baumkultus 84 f
Beowulf 19·35·40·143·181
Blutrecht (Blutrache) 98 f·167 f
Böotien (Dialekt) 43·47 f·65 f·103 f·114 f·156

Chansons de geste 142 f·147
Chetiter 56·155·158·160
Chorizonten 8·139
Chronologie 54·150·153 f·158 f

Danaer 61·151·156·175
Dämonen 87·93 f·164
Delphi 89·165·167·174
Demeter 88·92 f·166
Dialekte 43 ff·106 ff·150 f·169 ff
Digamma 9·109·169 ff
Dionysos 88·92·166
Dioskuren 89·165·172 f
Dipylonkultur 46·150·176
Dorische Wandrg. 43 ff·130·150

Edda 19 f·38·112·143·147
Ehe 97·167 f·178
Eigentumsrecht 96·167
Einzellieder 12 f·19 ff·24 ff·33 ff·107·122·141 ff·175·181
Eisen 153·159·177·182
Eleusis 102·169
Elfenbein 77 f·155·182
Elis 55·123·154·179
Erbrecht 97 ff·167 f
Erdmutter 82·88 f·91 f·162 f
Esthen 24·28·145
Europa 90·105

Familie 97 ff·167 f
Fayence 75·161
Festungsbau 59 ff·66·73·159
Fetischismus 84 ff·90·162
Finnen 21 ff·35·144 f·147 f

Gemeinschaftsdichtung 12·36
Gemeinwirtschaft 96·166 f
Götterbilder 166·178
Großrussen 28 ff·146 f

Hagia Triada 71·159
Hektor 113·116·175
Helena 112 f·117·172 f
Helios 88 f
Hellas (Hellenen) 49
Hephaistos 92·166
Hera 89·91·102·114
Herakles 88 f·102 f
Hermes 89 f·135·165
Hestia 83
Hildebrandslied 19·149
Hockergräber 53·65·156·164
Homeriden 108·170

Homer:

Anachronismen 30·120 ff
Anschauungsrealismus 114 f·118 ff·122 ff·155·177·180
Aeolismen 106 ff·169 ff
Beiwörter 34·147
Bibliographie 138 ff·(Anm. 13b!)
Bucheinteilung 6·138
als Dichter 3 f·9·38·121·124·133·135 f·141 f·168·173·176 ff
Dolonie 9·139·177
Einheit 4 f·8·12 f·38 ff·148 f
Erklärung, allegor. 6 ff·138
ästhet.-psychol. 14 ff·138 ff
histor. 15 ff·114 ff·171 ff
mythol. 110 ff·126·171 ff·180
rational. 6·138
als Erzieher 3·138
Flora 134·182
Geographie u. Topographie 7 f.·114 f·122 ff·130 ff·173 f·177 ff
Gleichnisse 132·176 ff·181
Götterszenen 132·135·164 ff
Heimat 107 f
Interpolationen 5·37·39·128·130·138·170·178
Karakteristik 136·141·149·181
Kritik, höhere 10 ff·106 ff·145·169 ff
Kultur 118 ff·122·133 ff·147
Kulturschichten 118 ff·168·177
Leben 8·10·139
Name 12·38·140 f·149
Nostos 5·125·141·170
Peisistr. Redaktion 8 ff·37·139
Porträt 8·139
Quellen 133·141·147·175
Realien 16·141
Rhapsodik 35·139·141·147 f
Sagenstoff 34·106 ff·142·173 ff
Sagenverschiebung 116.175
Sprache 34·106 ff·132 f·169 ff
Telemachie 125·141·170·182
Textkritik 6·9·37·109·138 f
Umschrift 37·149·169
Widersprüche 8 ff·13 ff·21·144 f
Wiederholungen 14 f·34·147 f
Zeit 37·119·148 f·177·181

Idole 158·161·163·166
Idomeneus 128 f
Improvisation, epische 23·25·28·30 ff·33 ff·145·147 f
Jonier (Dialekt) 42 f·46 ff·106 ff·125·132·151·169 ff
Jonische Wandrg. 47 f·103·150 f
Iren 143
Ithaka 55·122 ff·132·178 f

Kadmos 103·169
Kalewala 20 ff·38 ff·144 f·147
Kalewipoeg 24·145
Karer 51 f
Kephallenia 55·122 ff·154·179 f
Keramik 53·79·157 f·161
Kirgisen 30 ff·33·146 f
Kirke 124·180
Knosos 67 ff·104·158 f
Königtum 96·100·168·176
Kopaissee 66 f·104·157
Kreta 53 ff·58·67 ff·90·104 f·126 ff·153 f·158 f·165 f·181 f
Kroaten 26·145
Kulthörner 76·84·163
Kultpfeiler 84·162 f
Kunsttypen 79 f·161
Kuppelgräber 64 f·74 f·157
Kyklos, epischer 5·8·37·138 f

Labyrinth 158
Lakonien 112 ff·150·165 ff·173
Leichenbrand 87·121·164·178
Leleger 51 f
Leukas 55·122 f·178 f
Liedstil 143·146·149
Liedwandrg. 26·29·108 f·118
Lokalgottheiten 90 f·112 ff·125·163·171 ff
Lokrer 60·168·174
Löwe 161·163
Lyrik 100 f·146

Mahâbhârata 19·39
Malerei 75 f·80·156 f·160
Märchen(züge) 22·26·29 f·32·118·121 ff·125 ff·143·146·172
Melos 53·67·152
Metallarbeiten 78·135
Minos 104 f·127 f·165·169
Minotauros 105·166
Mischgestalten 93 f·166
Mutterrecht 97·162·167
Mykenä 62 ff·101 f·113 f·156 f
Mykenäer 54 f·154 f
Mythisches im Volksgesang 20·30·112·143 ff·172

Nahrung 119 f·177
Naturgottheiten 87 f·171·180
Nibelungen 18 f·37 ff·112 f·115·142·148·173 f·176

Obsidian 53·67·153
Odysseus 112 f·121 ff·125 f·180
Irrfahrten 124 ff·180
Orchomenos 65 f·104·152 f·156 f
Ossian 140·143

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

Palaſtbau 73 f · 134 f · 182
Pelasger 51 f · 151 f · 154 · 172
Perſephone 88 · 92
Phäaken 133 ff · 180 · 182
Phaiſtos 69 ff · 159
Phönizier 56 ff · 134 · 155 · 178
Phylen 99 · 168
Poſeidon 45 · 92 · 125 f · 133 · 150
Prähiſtorie 52 f · 59 f · 152 f · 156 ff
Proſa, epiſche 20 · 24 f · 28 · 36 · 143 · 145 f · 172
Pylos 154 · 182

Rechtsbildung 96 f · 135 · 167 f
Reiterei 101 · 119 · 177
Rhadamanthys 127 f · 133 f · 182
Rhodos 57 f.
Rolandslied 19 · 37 f · 142 · 174

Sammellieder 20 · 27 f · 36 · 148
Sängernamen 144 · 149
Sängerſtand 23 · 26 · 28 · 32 · 35 · 135 · 140 · 147 f
Sarkophage 77 · 161 · 163 f · 166
Säulenbau 73 ff · 160
Schriftgebrauch 11 · 28 · 36 f · 119 · 140 · 146 ff · 176 f
mykeniſcher 70 · 160 · 177
Schutzgottheiten 89 f · 111 · 171
Seelenglaube 86 f · 93 · 178
Seelenvogel 94 · 164 · 166
Selene 89 · 172
Serben 24 ff · 142 f · 145 ff
Sigfrid 20 · 112 · 172
Skulptur 77
Stadtanlage 71 · 159
Stammesnamen 42 · 65 · 104 · 150
Stammverbände 95
Stier(bild) 77 f · 85 · 160 f · 164
Streitwagen 101 · 119 · 168 · 177
Synoikismos 102 · 168 f
Tataren 32 · 146 f
Tempel 68 · 70 · 166 · 178
Theben 103 f · 114 · 157 · 175
Theſſalien 43 f · 46 f · 49 f · 104 · 110 ff · 115 f · 120 · 152 · 175
Tierdarſtellung 77 f
Tierkult 84 f · 163 · 178
Tiryns 61 f · 101 f · 156
Totemismus 84 · 162
Toten(-Heroen)kult 86 f · 91 · 97 · 156 f · 163 f · 172 f
Totenmasken 78 · 94 · 161 · 166
Tracht 76 · 78 · 149
Troja 58 ff · 114 ff · 155 f · 173 ff
Tyrſener 52 · 151 f

Unterwelt 86 f · 92 · 124 · 178 · 180
Urbevölkerung 51 ff · 151 ff · 154
Urepen 22 · 27 f · 39
Urreligion 82 ff · 88 · 171 · 177 f
Urſprache 47 f · 108 f · 151 · 171

Varuna 83 · 162
Versbau 19 · 23 · 26 · 31 · 132 · 142 f · 146 f · 181
Volksſage 18 ff · 22 · 24 · 26 · 30 f · 32 ff · 36 · 110 ff · 142 ff · 146 f

Waffen 100 f · 118 f · 160 f · 168 · 176 f
Wohnhausbau 73 ff · 152 ff · 182

Zauberei (Lieder) 20 ff · 144 · 162
Zerdehnung, epiſche 147
Zeus 6 · 82 f · 86 · 88 · 90 · 165
Zypern 43 ff · 57 f · 93 · 106 ff · 159

Verbeſſere S. 37 Z. 14: ‚Identität' für ‚Indentität'; S. 160 Z. 43/44: ‚XVII 1908 S. 642' u. ‚XVIII 1909 S. 297'.

Nachwort zur zweiten Auflage

Dieſes Buch wurde gedruckt während des gewaltigſten Krieges, den die Welt jemals geſehen hat. Seine erſte Auflage vom Jahre 1903 (1.—5. Tauſend) war bereits vergriffen, als im Jahre 1910 die prächtig ausgeſtattete italieniſche Bearbeitung erſchien, die in Text und Abbildungen bedeutend vermehrt worden war (**Omero. Le origini della civiltà ellenica**. Versione fatta da **Adolfo Cinquini** e **Francesco Grimod** con aggiunte dell'autore e appendice di **Luigi Pernier**. Con 223 illustrazioni e 2 tavole colorate. Bergamo, Istituto italiano d'arti grafiche. 292 S., geb. L. 10.—). Hiernach nahm den Verfaſſer vor allem eine Unterſuchung der poetiſchen Technik Homers in Anſpruch, die ihren Niederſchlag fand in ſeinem ‚Fünften Buch der Ilias. Grundlagen einer homeriſchen Poetik' (Paderborn 1913, Schöningh. VIII, 451 S., M 7.40). Für die vorliegende Neubearbeitung nun, deren Vollendung nur durch die Ueberſiedelung des Verfaſſers nach Würzburg im Herbſt 1913 verzögert wurde, war ein feſter Rahmen dadurch gegeben, daß der ſtereotypierte Text der erſten Auflage nach Möglichkeit beibehalten werden mußte, um den Preis des Buches nicht allzu ſehr zu verteuern. So konnte dem Buche der Karakter einer für weitere Kreiſe beſtimmten Einführung in die homeriſchen Fragen und in die Kultur der mykeniſchen Zeit erhalten bleiben, deren Verbindung gelegentlich mißverſtanden wurde, im ganzen aber ſich bewährt hatte (vgl. S. 16 f., 40 f., 119 mit Anm. 28). Verbeſſerungen und Umarbeitungen ließen ſich auch hier nicht umgehen und erreichten ſchließlich einen ſolchen Umfang, daß von den 135 Textſeiten kaum 5 im Text ganz unverändert blieben, nicht weniger als 40 dagegen völlig neu geſetzt werden mußten: vgl. beſ. S. 19 f., 37 f., 53/7, 65/70, 99 f., 107 f., 113 f., 118/24, 132/7. Größere Freiheit war durch das Entgegenkommen des Verlags in den Anmerkungen zugeſtanden, die ganz neu geſchrieben und von 8 auf 45 Seiten vermehrt wurden. So konnten auch die Forſchungen und Funde der letzten 12 Jahre verwertet und gewürdigt werden, konnte insbeſondere durch reichliche Beiſtellung des gelehrten Materials und der Literaturnachweiſe für die Homerforſchung und ihre Grenzgebiete ein wiſſenſchaftliches Arbeitsbuch geſchaffen werden, wie es in dieſer Ausdehnung des Forſchungskreiſes noch nicht exiſtierte. Dabei beachte man, daß Homer und die Anfänge der helleniſchen Kultur in ihren Wechſelbeziehungen den Hauptgegenſtand der Darſtellung bilden, daß es alſo auch im 2. Abſchnitte nicht ſo ſehr darauf ankam, die prähiſtoriſch-minoiſch-mykeniſche Kultur in ihren Entwicklungsphaſen und ihren Unterſchieden genauer zu verfolgen, als vielmehr von Homer aus rückſchauend die frühhelleniſche Kultur zu ſchildern und dadurch wiederum Homer ſelbſt richtiger verſtehen zu lernen. Bei den Abbildungen, die, nach den Fundſtellen Troja, Argolis, Attika, Böotien, Kreta vereinigt, eine Anſchauung auch der lokalen Kulturentwicklungen geben ſollen, war eine Umordnung und eine Vermehrung in dem ſtereotypierten Texte unmöglich. Doch wurde jetzt zu jeder Abbildung auf den entſprechenden Text verwieſen, wurden auch für Abb. 58/59, die nach dem Ergebnis der neueren Ausgrabungen zu tilgen waren, außer der Reihe zwei der intereſſanteſten kretiſchen Neufunde eingeſchoben. Ein knappes Regiſter, das in der erſten Auflage vermißt wurde, erleichtert die Orientierung in Text und Anmerkungen, was für die Abbildungen durch die geographiſche Anordnung ſich erübrigt. Würzburg, Neujahr 1915.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032207930

886 D811
Drerup
Die anfänge der hellenischen
886 D811

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRA
This book is due on the date indicated below, or
expiration of a definite period after the date of borro
as provided by the rules of the Library or by speci
rangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE

·HOMER·